Preußische Jahrbücher

Begründet von **Rudolf Haym**,
Heinrich v. Treitschke und **Hans Delbrück**

Schriftleitung: **Dr. Walter Heynen** und **Dr. Emil Daniels**

Zweihundertundsechszehnter Band

April bis Juni 1929

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1929

Inhaltsverzeichnis

des

216. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

(April bis Juni 1929.)

I. Aufsätze.

Seite

Bessell, Georg. Preußentum und Hanseatentum und ihre Bedeutung für die Entstehung des Deutschen Reiches 129
Bredt, Joh. Victor. Italien als Bundesgenosse 1
v. Campe, Parlamentarismus in Kinderschuhen 36
Coester, Robert. Das Geheimnis des Richter-Beratungszimmers 30
Cronheim, Fritz. Kaiser Friedrich II. 338
Däubler, Theodor. Neugriechische Lyriker 53
Dove, Heinrich. Probleme des internationalen Verkehrsrechts . . 286
Effer, Franz. Kommunale Neugliederung im Westen 195
Emmel, Felix. Orientreise 175, 313
Gravina, Graf Manfredi. Italien als Bundesgenosse 17
Lulvès, Jean. Der Lateran-Vertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien 61
Matl, Josef. Das politische und kulturelle Werden der Südslaven 152
Rosenberg, Artur. Die Schuldfrage in Frankreich während des Krieges 269
Schlözer, Leopold von. Karl III. von Spanien 291
Wandrey, Conrad. Hans Pfitzner und die Ästhetik des Musikdramas 207
Winkler, Martin. Der Mensch des Barock 297

II. Besprochene Werke und Hinweise.

Arens, Franz. Arne Novák, Die tschechische Literatur aus der Vogelperspektive 369
—„— Friedrich Cornelius, Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus 370
Deubel, Werner. Ludwig Klages: Nietzsche 110
Emmel, Felix. Tzschirner, Südamerika 244
Kaubisch, M. Baltisches Geistesleben 101
Knudsen, Hans. Berliner Theater 114, 245, 373
Lüthgen, Eugen. Deutsche Kunsthistoriker 95
Rogge, Heinrich. Aus der völkerrechtlichen Literatur 104
Stecher, G. Nordische Bücher 241
—„— O. S., Roman von Arnolt Bronnen 367

III. Politische Korrespondenz und kleinere Aufsätze.

Daniels, Emil. Die nationalen Minderheiten in Genf. — Die Vorbereitende Abrüstungskonferenz. — Der internationale Achtstundentag. — Die Weltbank. — Holländische Beklemmungen 120
—„— Die Wahlen zum britischen Parlament und das Empire. — Die Kämpfe in der Vorbereitenden Abrüstungskommission. — Snowden und Schacht 253
—„— Paris — Genf — Madrid — Belgrad 379
Heynen, Walter. Inland und Ausland. Zeitschriftenschau. D'Abernons Memoiren. — Elsässische Geistesschicksale. — Karl Scheffler. — Unterhaltung mit Tolstoi 77
—„— General Bonaparte. — Finanznot und Länderparlamentarismus. — Treitschkes Berufung nach Heidelberg. — Neue Möglichkeiten der Naturschilderung 223
—„— Coolidges Erinnerungen. — Russisches Theater und Forderung der Zeit. — Französische Sorgen über den deutschen Panzerkreuzer. — Weltgebung des einzigen Stils. — Zur Forschungsmethode der jüdischen Geschichte 365

Italien als Bundesgenosse

von Joh. Victor Bredt

Der Weltkrieg liegt heute schon so weit hinter uns, daß wir seine Geschehnisse einer objektiven Betrachtungsweise unterziehen können. Was uns seiner Zeit unmittelbar berührte und in unserem Innern leidenschaftlich bewegte, ist heute schon mehr und mehr zum weltgeschichtlichen Ereignis geworden, das wir mit den Augen des wissenschaftlichen Forschers betrachten können. Es ist auch mit Genugtuung festzustellen, daß sich im Auslande die Stimmen mehren, die in objektiver Weise Deutschlands Verhalten vor und in dem Weltkriege verständnisvoll würdigen und damit der These von Deutschlands Kriegsschuld allmählich den Boden entziehen. Es ist noch vieles zu leisten auf diesem Gebiete, es ist aber auch gut, wenn die Arbeit nach den gegebenen Möglichkeiten betrieben wird, damit wir bald zu einem gewissen abschließenden Ergebnis gelangen können.

Italiens Verhältnis zum Dreibunde, seine Teilnahme am Kriege und sein Verhalten bei Friedensschluß waren für uns Deutsche sehr schmerzliche Erfahrungen. Dem deutschen Nationalcharakter fehlte das Verständnis für alle jene diplomatischen und völkerrechtlichen Feinheiten, mit denen die italienische Regierung ihre Schachzüge rechtfertigte. Man sah nur das Endergebnis der offenen italienischen Feindschaft, wo man auf echte Bundesgenossenschaft gerechnet hatte. Trotzdem muß man auch das Verhalten Italiens heute in objektiver Weise betrachten, um es zu verstehen und richtig zu würdigen. Es lag nicht alles so einfach, wie es damals wohl den Anschein hatte. Es lag aber auch wohl nicht alles so, wie es die italienische Regierung damals darstellte.

Der Dreibundvertrag zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien war am 20. Mai 1882 abgeschlossen und am 20. Februar 1887 zum ersten Male erneuert worden. Die letzte Erneuerung vor dem großen Kriege datierte vom 5. Dezember 1912. Der Vertrag war rein defensiver Natur, aber seine Tragweite war für die einzelnen möglichen Fälle eine verschiedene.

Artikel II des Vertrages lautete:

> In dem Falle, daß Italien ohne unmittelbare Herausforderung seinerseits aus irgendeinem Grunde von Frankreich angegriffen werden würde, sind die beiden anderen Vertragschließenden Teile verpflichtet, dem angegriffenen Teile mit allen ihren Kräften Hilfe und Beistand zu leisten.

Umgekehrt sagt derselbe Artikel über die Verpflichtungen Italiens:

Dieselbe Verpflichtung obliegt Italien in dem Falle eines nicht unmittelbar herausgeforderten Angriffs Frankreichs gegen Deutschland.

Der Fall, daß Oesterreich-Ungarn in solcher Weise von Rußland angegriffen werde, war nicht vorgesehen im Dreibundvertrage. Dieser besagte aber im folgenden Artikel III:

Wenn einer oder zwei der Hohen Vertragschließenden Teile ohne unmittelbare Herausforderung Ihrerseits angegegriffen werden und sich in einen Krieg mit zwei oder mehreren Großmächten, die den gegenwärtigen Vertrag nicht unterzeichnet haben, verwickelt sehen sollten, so tritt für alle Hohen Vertragschließenden Teile gleichzeitig der „casus foederis" ein.

Für einen notwendigen Angriffskrieg eines der Vertragschließenden war in Artikel IV folgende Abmachung getroffen:

In dem Falle, daß eine Großmacht, die den gegenwärtigen Vertrag nicht unterzeichnet hat, die Sicherheit der Staaten eines der Hohen Vertragschließenden Teile bedrohen würde, und daß der bedrohte Teil sich hierdurch gezwungen sähe, gegen diese Großmacht Krieg zu führen, verpflichten sich die beiden anderen, eine wohlwollende Neutralität gegenüber ihrem Bundesgenossen zu beobachten. Jeder Teil behält sich in diesem Falle das Recht vor, am Kriege teilzunehmen, wenn er es für angezeigt erachten sollte, um gemeinsame Sache mit seinem Bundesgenossen zu machen.

Der Artikel IV war schon einmal zur Anwendung gekommen, als Italien der Türkei den Krieg erklärte und dabei die Grundgedanken der deutschen Orientpolitik sehr empfindlich durchkreuzte. Deutschland und Oesterreich-Ungarn hatten damals im Rahmen des Dreibundvertrages eine strenge Neutralität beobachtet.

Im übrigen war es völlig klar, daß Italien zur Bundeshilfe verpflichtet war, wenn Deutschland und Oesterreich-Ungarn in den Zweifrontenkrieg mit Rußland und Frankreich verwickelt wurden, ohne daß eine unmittelbare Herausforderung ihrerseits vorlag.

Nun bestimmte aber der Artikel VII des Dreibundvertrages noch folgendes:

Da Oesterreich-Ungarn und Italien nur die möglichste Aufrechterhaltung des territorialen status quo im Orient im Auge haben, verpflichten sie sich, Ihren Einfluß zu benutzen, um jede territoriale Aenderung zu verhindern, die der einen oder anderen der den gegenwärtigen Vertrag unterzeichnenden Mächte Schaden bringen würde. Sie werden sich zu diesem Behufe alle Nachrichten mitteilen, die geeignet sind, sich gegenseitig über ihre eigenen Absichten wie über die anderer Mächte aufzuklären. In dem Falle jedoch,

daß infolge der Ereignisse die Aufrechterhaltung des status quo in den Gegenden des Balkans oder der ottomanischen Küsten und Inseln im adriatischen und ägäischen Meere unmöglich würde, und daß, sei es infolge des Vorgehens einer dritten Macht, sei es auf andere Weise, Oesterreich-Ungarn oder Italien sich in die Notwendigkeit versetzt sehen sollte, durch eine zeitweilige oder dauernde Besitznahme Ihrerseits diesen status quo zu ändern, so soll diese Besitznahme erst nach einem vorübergehenden Uebereinkommen zwischen den beiden Mächten stattfinden; dieses Uebereinkommen soll auf dem Grundsatz einer gegenseitigen Kompensation für jeden territorialen oder sonstigen Vorteil beruhen, den jede der Mächte über den gegenwärtigen status quo hinaus erhalten würde, und soll den Interessen und wohlbegründeten Ansprüchen beider Parteien Genüge leisten.

Dieser Artikel VII trat in den kritischen Tagen des Juli 1914 in den Mittelpunkt der Verhandlungen. Am 12. Juli lag die Sache noch so, daß Marquis di San Giuliano mit einem Ergebnis der Verhandlungen rechnete. Er riet Serbien dringend, sich zu mäßigen und den berechtigten Forderungen Oesterreich-Ungarns entgegenzukommen, nach Wien aber ließ er die Mahnung gelangen, sich nicht ins Unrecht zu setzen durch Ueberspannen des Bogens. Dann aber kam schon bald die Sorge zum Durchbruch, daß Oesterreich-Ungarn vielleicht territoriale Erwerbungen auf Kosten Serbiens plane. In Rom begann man daher, zielbewußt das österreichisch-ungarische Vorgehen nach Möglichkeit in seinen Zielen zu begrenzen und einzuschränken, wobei ein völkerrechtliches Gutachten des Professors Fusinato die Grundlage abgab. An einen Krieg dachte man in diesem Stadium noch kaum, jedenfalls neigte man ihm in keiner Weise zu, da man die schwierige Lage Italiens innerhalb des Dreibundes voll und ganz übersah.

Auf Seiten von Deutschland und Oesterreich-Ungarn herrschte zu jener Zeit ebenfalls noch durchaus die Ansicht vor, es werde gelingen, den Konflikt mit Serbien zu „lokalisieren", es wurden aber doch schon alle Möglichkeiten ins Auge gefaßt. Die deutsche Regierung erkannte klar, daß es für die Donaumonarchie eine Lebensfrage war, der großserbischen Propaganda ein Ende zu machen, wenn anders sie ihren Bestand überhaupt erhalten wollte. Es wurde daher dem österreichisch-ungarischen Vorgehen gegenüber eine Stellung eingenommen, die man wohl als „Blankovollmacht" angesprochen hat, die aber im Grunde nur den Entschluß bedeutete, dem Verbündeten vertragsmäßig beizustehen, wenn der Kampf um die Existenz bei ihm unvermeidlich werden solle. Sowohl der deutsche Kaiser, wie das Auswärtige Amt betonten mehrfach, daß Oesterreich-Ungarn selbst wissen müsse, wie es seine Interessen am besten wahre, und daß man ihm keine Vorschriften machen oder Be-

dingungen stellen könne. So konnte Oesterreich-Ungarn sein Ultimatum an Serbien richten und sogar den Krieg erklären, ohne von Deutschland unmittelbar beeinflußt zu werden. Als aber die Möglichkeit eines Krieges in größere Nähe rückte, ergriff die deutsche Regierung durchaus die Initiative in Bezug auf das Bundesverhältnis zu Italien.

Am 18. Juli gab das Auswärtige Amt nach Wien hin zu verstehen, daß „eine rechtzeitige Auseinandersetzung des Wiener Kabinetts mit dem römischen dringend geboten sei"; man dachte an eine Besetzung von Valona durch Italien. Der k. u. k. Außenminister Graf Berchtold nahm aber diese Anregung sehr kühl auf und maß ihr offenbar keine entscheidende Bedeutung bei. Er glaubte, Italien zufriedenstellen zu können durch eine Erklärung, die der Botschafter in Rom am 23. Juli abgab, daß Oesterreich-Ungarn nicht vorhabe, Territorium auf dem Balkan zu erwerben, oder den Lowtschen zu besetzen.

Mit dieser Erklärung wurde nichts erreicht, weil jetzt die italienische Regierung die Frage des Artikel VII in ihrem vollen Umfange aufrollte. Nach ihrer Ansicht mußte eine Verhandlung mit Italien über Kompensationen stattfinden, ehe überhaupt die Donaumonarchie in irgendeiner Form gegen Serbien vorging. Marquis di San Giuliano bezeichnete daher die österreichisch-ungarische Erklärung als ungenügend, weil sie keine dauernde Verpflichtung enthalte. Als vollends am 23. Juli Oesterreich-Ungarn seine Note in Belgrad überreichen ließ, behauptete Marquis di San Giuliano, es verstoße gegen den Geist des Dreibundvertrages, in solche Aktion einzutreten, ohne vorher den Verbündeten zu fragen.

Am 24. Juli hatte der deutsche Botschafter von Flotow eine erregte Auseinandersetzung mit Marquis di San Giuliano und dem Ministerpräsidenten Salandra, die ihm darlegten, daß der Geist des Dreibundvertrages bei einem so folgenschweren Schritt der Donaumonarchie verlangt hätte, sich vorher mit den Bundesgenossen ins Einvernehmen zu setzen; da dies nicht geschehen sei, könne sich Italien bei weiteren Folgen nicht für engagiert halten. Der Botschafter riet darauf dringend, Italien rechtzeitig Kompensationen anzubieten.

An diesem Tage vertrat der italienische Außenminister immer noch in erster Linie den Standpunkt, daß Kompensationen hätten angeboten werden müssen. Er brachte aber daneben schon einen zweiten Gesichtspunkt mit vor, der einstweilen wohl nur als Vorbereitung für spätere Verhandlungen dienen sollte, jedenfalls noch nicht der entscheidende war. Er sagte nämlich, „daß das Vorgehen Oesterreichs gegen Serbien ein aggressives sei, daß daher auch alle sich etwa ergebenden Einmischungen Rußlands und Frankreichs den Krieg nicht zu einem defensiven machen würden, und daß damit der casus foederis nicht gegeben sei." Damit wurde ein gänzlich neuer Gesichtspunkt

in die Verhandlungen hineingetragen, der aber einstweilen noch zurücktrat.

Es kam bald dahin, daß die italienische Regierung mit der österreichisch-ungarischen nicht mehr direkt verhandeln wollte und die Vermittlung von Berlin verlangte. Der Kaiser stellte sich auf den Standpunkt, daß der deutsche Botschafter in Wien dem Grafen Berchtold sofort mitteilen müsse, rechtzeitige Kompensationsverhandlungen mit Italien seien notwendig. Der deutsche Botschafter führte am 27. Juli den Auftrag aus, und auf Grund seiner sehr entschiedenen Sprache fand sich die Regierung in Wien bewogen, Italien die Versicherung abzugeben, daß keinerlei territoriale Erwerbungen beabsichtigt seien, daß man sich aber im gegebenen Falle vorher mit Italien verständigen werde. In Bezug auf den Lowtschen hatte Graf Berchtold schon die Erklärung abgegeben, daß Oesterreich-Ungarn hier keinerlei Absichten habe, falls Montenegro, dem der Lowtschen gehöre, neutral bleibe.

An eine Abtretung österreichischen Gebietes an Italien wurde zu jener Zeit noch in keiner Weise gedacht. Insbesondere wurde der Gedanke einer etwaigen Abtretung des Trentino damit abgetan, daß Graf Berchtold am 28. Juli den Botschafter in Rom dahin instruierte, „die Frage der Loslösung irgendeines Teiles der Monarchie dürfe nicht einmal zur Diskussion gestellt werden".

In den folgenden Tagen überstürzten sich die Ereignisse. Am 30. Juli schon mußte ernstlich mit dem Kriegsausbruch gerechnet werden, und jetzt erklärte Marquis di San Giuliano mit aller Deutlichkeit, Oesterreich-Ungarns Vorgehen bedeute einen Angriffskrieg und Italien sei nach dem Dreibundvertrage zu keiner Hilfeleistung verpflichtet. Umgekehrt teilte Deutschland am 31. Juli sein Ultimatum an Rußland nach Rom mit unter dem Zusatze: „Wir rechnen bestimmt darauf, daß Italien seinen eingegangenen Verpflichtungen nachkommt." In Wien verhandelte Graf Berchtold erneut mit dem italienischen Botschafter und teilte dann am 1. August nach Rom mit, „daß er mit Rücksicht auf gegenwärtige Verhältnisse den Artikel VII nach italienischer Interpretation annehme". Es war aber schon zu spät, denn schon am 31. Juli hatte der italienische Ministerrat in aller Form den Beschluß gefaßt, die Neutralität Italiens zu erklären. Als Grund wurde in erster Linie angeführt, daß Oesterreich-Ungarn der Angreifer sei, also der casus foederis nicht vorliege; daneben wurde aber auch angeführt, daß nicht rechtzeitig Kompensationen nach Artikel VII angeboten worden seien.

Am 3. August schickte die italienische Regierung der deutschen folgende kurze Notiz durch den italienischen Botschafter in Berlin:

Im Auftrage meiner Regierung habe ich die Ehre, Euer Exzellenz zur Kenntnis zu bringen, daß die italienische Regierung beschlossen hat, in dem gegenwärtigen Konflikt Neutralität zu beobachten.

Am 4. August meldete Havas über Kopenhagen:

Italien hat seine Neutralität in Paris amtlich notifiziert. Die französische Regierung nahm die Mitteilung mit bewegtem Dank entgegen.

Damit wurden die französischen Armeekorps an der italienischen Grenze frei für die Verwendung gegen Deutschland!

In Deutschland wirkte die italienische Neutralitätserklärung überaus peinlich. Zwar hatte in der öffentlichen Meinung immer ein großes Mißtrauen in die italienische Bundesgenossenschaft bestanden, aber der Dreibund war doch im ganzen Volksbewußtsein ein fester Begriff geworden; er war gewissermaßen das einzige Erbe Bismarcks, das man noch vor Augen zu sehen glaubte. Wer damals zu behaupten gewagt hätte, daß Italien auch einmal gegen uns gehen könne, wäre allenthalben auf entrüsteten Widerspruch gestoßen. Aber selbst die Neutralitätserklärung wirkte schon dahin, daß man das Vertrauen auf die Geltung von Treue und Glauben im Verkehre der Völker verlor.

Ueber die Ansichten der deutschen Militärs in Bezug auf die italienische Bundeshilfe sind wir heute ziemlich genau unterrichtet. Graf Schlieffen hatte schon im Jahre 1901 erhebliche Zweifel und meinte, daß man auf Italien nur dann rechnen könne, wenn dieses der Unterstützung durch die englische Flotte sicher sei. Im Jahre 1903 rechnete Graf Schlieffen mit einer italienischen Hilfe überhaupt nicht mehr, wie er dem Auswärtigen Amt mitteilte, und sein späterer Feldzugsplan beruhte nicht zum mindesten auf dieser Erkenntnis. Andererseits fehlten auch nicht gewisse Anzeichen nach anderer Richtung. Der italienische Generalstabschef Saletta benutzte den Abgang des Grafen Schlieffen, um mit seinem Nachfolger v. Moltke in erneute Verhandlungen über den gemeinsamen Aufmarschplan einzutreten; insbesondere wünschte er genaue Angaben über die deutschen Bahnen. Der deutsche Militär-Attaché in Rom warnte dringend vor solchen vertraulichen Mitteilungen, vor allem aber betonte der österreichisch-ungarische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf entschieden, daß Italien niemals als Bundesgenosse zu rechnen sei. So verhielt sich auch der deutsche Generalstabschef zwar sehr höflich, aber doch vorsichtig, und die vertraulichen Angaben über die deutschen Bahnen unterblieben.

Trotzdem gab General v. Moltke die Hoffnung auf eine italienische Bundeshilfe niemals auf. Er wurde in seiner Ansicht vor allem bestärkt durch die zweifellos dreibundfreundliche Haltung des italienischen Generalstabschefs Pollio, den er per-

sönlich kannte. Es kam noch hinzu, daß einige höhere italienische Offiziere in Berlin ihm einen sehr vertrauenserweckenden Eindruck gemacht hatten, und daß auch der italienische Botschafter Bollati eine durchaus ehrliche dreibundfreundliche Politik betrieb.

Im Jahre 1912 erschien in Berlin der italienische Oberst Zupelli mit der Mitteilung, daß die bisherigen militärischen Abmachungen nicht mehr aufrecht erhalten werden könnten. General Pollio teilte aber gleichzeitig mit, daß er nicht abgeneigt sei, in Verhandlungen über neue Abmachungen einzutreten. So wurde im Januar der Oberquartiermeister Generalleutnant Graf Waldersee, dem wir diese Mitteilungen verdanken, in vertraulicher Sendung nach Rom geschickt. Es wurde dabei insbesondere über ein Zusammenwirken der Seestreitkräfte verhandelt, unter Teilnahme des österreichisch-ungarischen Marine-Kommandanten Grafen Montecucoli.

Im September 1913 nahm General Pollio an den deutschen Kaisermanövern in Schlesien teil, und es kam zu eingehenden Besprechungen zwischen ihm, dem deutschen Generalstabschef v. Moltke und dem gleichfalls anwesenden österreichisch-ungarischen Generalstabschef Conrad v. Hötzendorf. Graf Waldersee schreibt über diese Besprechungen: „Das Resultat unserer ersten Besprechungen war die Erklärung, daß er (General Pollio) plane, im Kriegsfalle die beim Aufmarsch in den Alpen gegen Frankreich und zum Schutze der italienischen Küste entbehrlichen Korps über die Alpen zu senden, da man dort, wo die Entscheidung fiele, nicht stark genug sein könne. Da einstweilen die militärische wie die allgemeine Lage ihm nicht mehr gestatte, werde er schon sofort einige Kavallerie-Divisionen nach Deutschland disponieren. Er hoffe, alsbald eine Armee hierfür verfügbar zu machen und seinen König und die Regierung zur Zustimmung zu bewegen."

Im Frühjahr 1914 erschien in Berlin der italienische General Zuccari, der zum Oberbefehlshaber der nach Deutschland zu entsendenden Armee ausersehen war und der über die Lösung dieser Aufgabe eingehende Besprechungen hatte mit dem Generalstabschef v. Moltke. Die Besprechungen waren aber rein militärischer Art und eine Zuziehung politischer Stellen fand nicht statt.

In Verfolg dieser Besprechungen wurden zunächst die Transporte der italienischen Kavallerie genau festgelegt und bearbeitet. Es wurde sogar zwischen den drei Generalstäben die Frage erörtert, wieweit eine Einsetzung italienischer Kavallerie auf dem östlichen Kriegsschauplatze in Frage komme. Die wichtigste Folge bestand aber darin, daß General v. Moltke es unter solchen Umständen für notwendig hielt, das Elsaß mit mehreren Armeekorps zunächst gegenüber allen französischen Angriffen zu halten. Graf Schlieffen hatte das Elsaß ohne

Bedenken preisgeben wollen. Die Franzosen sollten dort einrücken können, denn soviele ihrer sich im Elsaß billige Lorbeeren holten, so viele fehlten an der Stelle, wo die Entscheidung des ganzen Krieges fallen sollte, nämlich in Nordfrankreich. Da nun aber das Elsaß als Aufmarschgebiet für eine italienische Armee ausersehen war, hielt General v. Moltke es nicht für angängig, dieses Aufmarschgebiet dem ersten französischen Angriff preiszugeben. Jene Armeekorps aber, mit denen nunmehr das Elsaß gehalten wurde, fehlten im entscheidenden Augenblicke auf dem rechten Flügel des deutschen Feldheeres. Das war wohl die schwerwiegendste Folge der Verhandlungen mit dem italienischen Generalstabe.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Verhandlungen von seiten des Generals Pollio durchaus ehrlich und ernst gemeint waren. Als Generalstabschef konnte er aber nur den rein militärischen Standpunkt vertreten und seine ganzen Versprechungen bezogen sich nur auf den Fall, daß eben der casus foederis des Dreibundvertrages von der parlamentarischen Regierung anerkannt werde. Es ist dennoch kein Zweifel, daß der plötzliche Tod des Generals Pollio am 4. Juni 1914 von großer Bedeutung war für das Verhalten Italiens.

Nach dem Tode von General Pollio wurde General Cadorna Generalstabschef. Er war derjenige, der später die italienischen Armeen gegen die Mittelmächte befehligte. Dem deutschen Generalstabschef war er persönlich weniger bekannt als Pollio, es wurde aber nicht angezweifelt, daß er ebenso wie sein Vorgänger das seine tun werde, um den gemeinsamen Feldzugsplan militärisch richtig vorzubereiten und gegebenenfalls durchzuführen. General Cadorna trieb offenbar selbst keine Politik und fühlte sich lediglich als Generalstabschef, der je nach der politischen Lage des Landes die Armeen zu führen hatte.

Bemerkenswert ist es noch, daß der deutsche Generalstabschef dem General Pollio keinerlei Mitteilungen darüber machte, daß im Kriegsfalle der Einmarsch in Belgien geplant sei. Namentlich bei den Besprechungen, die der Oberquartiermeister Graf Waldersee im Kaisermanöver 1913 mit Pollio hatte, wurde es streng vermieden, diesen Punkt zu berühren. Die Vorsicht ging sogar so weit, daß selbst dem österreichisch-ungarischen Generalstabschef Conrad von Hötzendorf nicht gesagt wurde, daß Deutschland vorhabe, in Belgien einzumarschieren. Es wurde nur den beiden verbündeten Generalstabschefs gesagt, daß Deutschland die Entscheidung in Frankreich suchen müsse in einem möglichst starken rechten Flügel. Danach mögen sich die beiden militärischen Fachmänner vielleicht selbst das ihre gedacht haben; gesprochen wurde nicht darüber.

Im Ganzen war die Lage also so, daß die italienischen Militärs den Dreibundvertrag so nahmen wie er lautete und für den casus foederis die erforderlichen Maßnahmen vorbereiteten. Ob aber der casus foederis eintrat, das zu beurteilen war nicht ihre Sache. In einem parlamentarisch regierten Lande kann dies nur den leitenden Staatsmännern vorbehalten bleiben; selbst der Monarch redet dabei nicht das entscheidende Wort. In Deutschland ist dies offenbar nicht richtig erkannt und gewürdigt worden, da hier der Schwerpunkt noch durchaus bei dem monarchischen Regimente lag, ebenso wie in Oesterreich-Ungarn. So wurde die Stellungnahme der Militärs überschätzt und Italien als Bundesgenosse durchaus unrichtig bewertet.

Nun lassen sich für das italienische Verhalten verschiedene Gründe anführen, die teils tatsächlicher, teils völkerrechtlicher Art sind. Mit ihnen muß man sich vor allem auseinandersetzen, wenn man die italienische Bundesgenossenschaft richtig bewerten und würdigen will.

Schon beim ersten Abschluß des Dreibundvertrages im Jahre 1882 hatte Italien eine Zusatzklausel durchgesetzt, daß „die Stipulationen nicht als gegen England gerichtet betrachtet werden sollen". Im Jahre 1896 setzte Marquis Rudini dem deutschen Botschafter von Bülow den italienischen Standpunkt noch deutlicher auseinander, indem er sagte:

„daß auch er eine englisch-französische Aktion gegen den Dreibund als so gut wie ausgeschlossen betrachte. Er habe aber geglaubt, eine Pflicht der Loyalität zu erfüllen, indem er darauf aufmerksam gemacht habe, daß Italien wegen seiner geographischen Lage im Hinblick auf seine langgestreckten Küsten sich in der Unmöglichkeit befinde, gegen ein mit England verbündetes Frankreich zu kämpfen. Bei der zweifellosen Ueberlegenheit der vereinigten englischen und französischen Flotte gegenüber den maritimen gesamten Streitkräften auch aller übrigen Mächte würde keine italienische Regierung das italienische Volk gegen Frankreich und England mobilmachen können."

Im Jahre 1906 wiederholte Marquis Rudini diese Ausführungen noch einmal gegenüber dem deutschen Botschafter Grafen Monts und setzte sogar hinzu: „nur unter dieser Voraussetzung sei der Dreibundvertrag erneuert worden".

Der deutschen Regierung war dieser Vorbehalt wohl bekannt, und sie hatte sich sogar außerstande gesehen, etwas dagegen einzuwenden. Im Jahre 1896 antwortete der Staatssekretär von Marschall dem deutschen Botschafter in Rom auf seinen diesbezüglichen Bericht:

Wenn die italienische Regierung auf dem Standpunkte steht, daß die Machtverhältnisse Englands und Frankreichs

sowie die Ausdehnung der italienischen Küsten es für Italien unter gewissen Umständen tatsächlich unmöglich machen würden, selbst bei Vorhandensein des casus foederis kriegerisch gegen die franco-englische Gruppe vorzugehen, so stellt sich dieser Fall lediglich als eine Wirkung von vis major dar, welche an der Natur des Dreibundvertrages nichts ändert. Wir können daher ruhig abwarten, ob ein solcher Fall eintritt. Dagegen bekommt der Dreibund einen ganz anderen Charakter, wenn von vorn herein, selbst nur mündlich, abgemacht ist, daß das einfache Hinzutreten Englands zu den Feinden des Dreibundes diesen für Italien unverbindlich macht. Durch eine solche Zusatzklausel würde aus den bereits früher angegebenen Gründen der Dreibund in Kollision mit wichtigen deutschen Interessen kommen.

Das Konzept zu diesem interessanten Schriftstücke ist von der Hand des Geheimen Rats von Holstein und zeigt die seltsame Logik dieses Sonderlings: der Dreibundvertrag soll nicht belastet werden mit einer formellen Klausel, aber es wird anerkannt, daß er unter Umständen nicht gehalten zu werden braucht. Im Zivilrecht ist solche Konstruktion unhaltbar, im Völkerrechte scheint sie den Tatbestand richtig getroffen zu haben. Jedenfalls wußte Deutschland von diesem italienischen Vorbehalt.

Wenn man aber überhaupt mit dem Begriffe vis major rechnen will, dann kann man noch einen weiteren Grund für das Verhalten Italiens anführen. Der Konfliktfall betraf ursprünglich nur die großserbische Frage; an ihr rollte sich alles weitere auf. In solcher Beziehung befanden sich aber Italien und Serbien in einer ganz ähnlichen Lage. Beide hatten im vergangenen Jahrhundert einen Zusammenschluß ihres Volkstums auf einer territorialen Grundlage zuwege gebracht, aber noch unvollkommen. Es gab noch Gebiete, die von Volksgenossen bewohnt waren, die aber noch nicht zum eigenen Staate gehörten. Und diese Gebietsteile lagen beidemal vornehmlich in Oesterreich-Ungarn. Es war durch die internationale Diplomatie bis da gelungen, die Bestrebungen auf Angliederung der strittigen Gebietsteile noch hinanzuhalten, aber jetzt zeigte sich mit einem Male, mit welchen Ausbrüchen nationaler Leidenschaften man bei den Serben zu rechnen hatte. Man mag über die österreichisch-ungarische Politik in jenen Tagen verschiedener Meinung sein, aber eines kann man unmöglich bestreiten: die Donaumonarchie befand sich in einem Kampfe um die eigene Existenz, wenn sie gegen die Serben mit allen Mitteln vorging. Der Ausgang des Weltkrieges hat dies zur Genüge bewiesen. Deutschland hatte — so wie die Lage einmal war — auch alle Ursache, seinen einzigen Bundesgenossen in solchem Kampfe um die Existenz zu unterstützen. Konnte aber Italien

teilnehmen an einem Kriege, der einer Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie in ihrem derzeitigen Bestande galt? Konnte man das italienische Volk dazu aufrufen, gegen die Serben, für die Oesterreicher ins Feld zu ziehen? Dazu wäre vermutlich keine Regierung imstande gewesen. Das nationale Empfinden des italienischen Volkes konnte sich nur äußern in einer Sympathie für die Serben, die genau so wie die Italiener danach strebten, die noch „unerlösten" Gebiete der Herrschaft der Habsburger zu entreißen. In einem parlamentarisch regierten Lande mußte solche Volksstimmung sehr ernsthaft mit in Rechnung gestellt werden, und hier wird man auch die letzthin entscheidenden Gründe für das Verhalten der italienischen Regierung zu suchen haben.

Es gab noch einen Vorgang, der in diesem Zusammenhange betrachtet werden muß. Bei der Erneuerung des Dreibundvertrages im Jahre 1902 hatte der italienische Außenminister Prinetti gewünscht, daß der rein defensive Charakter des Bundes noch ausdrücklich betont werde in einer Formel, die man Frankreich mitteilen könne. Der damalige Reichskanzler Graf Bülow erklärte demgegenüber, den Dreibundvertrag nur in der alten Form oder gar nicht erneuern zu können. Eine Zusammenkunft der beiden Staatsmänner in Venedig endete mit einem Nachgeben Prinettis, aber offenbar mit einer gewissen Verstimmung auf italienischer Seite.

Prinetti ließ seine Absicht, Frankreich in Bezug auf den Dreibund zu beruhigen, in keiner Weise fallen, ging aber jetzt in umgekehrter Richtung vor. Eingehende Verhandlungen mit dem französischen Botschafter Barrère führten zu dem Ergebnis, daß zwei Briefe ausgetauscht wurden, die in Wirklichkeit einen Vertrag darstellten. Sie lauteten in übereinstimmendem Wortlaute:

> Au cas où la France (l'Italie) serait l'objet d'une aggression directe ou indirecte de la part d'une ou de plusieurs puissances, l'Italie (la France) gardera une stricte neutralité.
>
> Il en sera de même au cas où la France (l'Italie), par suite d'une provocation directe, se trouverait réduite à prendre, pour la défense de son honneur ou de son sécurité, l'initiative d'une déclaration de guerre. Dans cette éventualité, le Gouvernement de la République (royal) devra communiquer préalablement son intention au Gouvernement royal (de la République) mis ainsi à même de constater qu'il s'agit bien d'un cas de provocation directe.

Später wurde noch die übereinstimmende Erklärung angefügt:

> Le mot directe a ce sens et cette portée, à savoir que les faits pouvant être éventuellement invoqués comme consti-

tuant la provocation doivent concerner les rapports directs entre la puissance provocatrice et la puissance provoquée.

Dieses Uebereinkommen stand nunmehr neben dem Dreibundvertrage und sollte eine Ergänzung zu ihm bringen. Man muß auch in der Tat zugestehen, daß es nicht gegen den Dreibundvertrag verstieß. Der Dreibund beruhte auf rein defensiver Grundlage, und der casus foederis war niemals gegeben, wenn einer der Dreibundmächte einwandfrei als Angreifer dastand. Wenn beispielsweise Frankreich von Deutschland angegriffen wurde, dann war Italien nicht zur Bundeshilfe verpflichtet. Nur wenn umgekehrt Deutschland von Frankreich angegriffen wurde, trat der casus foederis ein. Nun stand aber völkerrechtlich nichts im Wege, daß Italien freiwillig an einem Angriffskriege Deutschlands gegen Frankreich teilnahm, auch wenn keine Verpflichtung aus dem Dreibundvertrage vorlag. Da setzte nun aber der Neutralitätsvertrag mit Frankreich ein und bestimmte, daß Italien in einem solchen Falle neutral bleiben wolle.

Dieses Zusatzabkommen zeigt äußerlich dieselbe Konstruktion wie der Bismarcksche Rückversicherungsvertrag mit Rußland. Deutschland war Oesterreich-Ungarn gegenüber zur Bundeshilfe verpflichtet, wenn es von Rußland angegriffen wurde. War Oesterreich-Ungarn der Angreifer, trat der casus foederis nicht ein, aber es stand nichts im Wege, daß Deutschland freiwillig auf die Seite von Oesterreich-Ungarn trat. Da hatte nun Bismarck in jenem Rückversicherungsvertrage die Versicherung gegeben, daß es nicht der Fall sein werde. Ebenso hatte sich Rußland verpflichtet, nicht an die Seite von Frankreich zu treten, wenn Frankreich zum Angriff gegen Deutschland übergehe. Allerdings hatte der Rückversicherungsvertrag noch weitere Bestimmungen in Bezug auf den Balkan enthalten, die hier nicht interessieren. Es genügt hier die Feststellung, daß der französisch-italienische Vertrag dieselbe Konstruktion aufwies wie der deutsch-russische. Da nun aber durch Bismarck selbst der Rückversicherungsvertrag im Jahre 1896 bekannt gegeben worden war, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Prinetti hier das Bismarcksche Vorbild benutzt hat. Vielleicht tat er es gerade deshalb, weil er Deutschland gegenüber gedeckt sein wollte, wenn sein Abkommen bekannt wurde.

Soweit die Tatbestände. Um nun zu einer Beurteilung zu kommen, müssen wir zunächst noch einmal feststellen, auf welche Gründe die italienische Regierung sich tatsächlich berufen hat.

Zunächst wurde von Marquis di San Giuliano betont, daß es dem Geiste des Dreibundvertrages widerspreche, wenn ein Staat sich auf kriegerische Abenteuer einlasse, ohne sich vorher mit den anderen ins Einvernehmen zu setzen. Dieser

Grund hatte aber keine formale Bedeutung und kann deswegen zu einer exakten Beurteilung schwer herangezogen werden. Er ist später auch hinter den anderen formalen Gründen zurückgetreten.

Zweitens hat dann die italienische Regierung mit allem Nachdruck ihre Rechte aus dem Artikel VII geltend gemacht. Sie behauptete, daß Oesterreich-Ungarn habe Kompensationen anbieten müssen, ehe es überhaupt gegen Serbien in irgendeiner Weise vorging. Dieses Verlangen wurde in einer Weise gestellt, daß man deutlich sah, es wäre sehr wohl möglich gewesen, mit Italien über irgendwelche Kompensationen zu verhandeln. Allerdings genügte das Anerbieten von Valona nicht; es konnte sich nur um österreichisches Gebiet, insbesondere das Trentino handeln. Von Berlin aus wurde die Wiener Regierung in jeder Weise gedrängt, solche Kompensationen anzubieten. Als es aber schließlich gelang, in letzter Stunde, angesichts der drohenden Kriegsgefahr, Oesterreich-Ungarn zu diesem Zugeständnis zu bewegen, da war es zu spät. Die italienische Neutralitätserklärung war schon herausgekommen. Es bleibt aber die Tatsache bestehen, daß Italien immer wieder die Forderung nach Kompensationen aufgestellt hatte.

Der dritte Grund, den die italienische Regierung geltend machte, war die Behauptung, daß Oesterreich-Ungarn der Angreifer sei. Dieser Grund ist in erster Linie angegeben worden in der Neutralitätserklärung, wie sie nach Berlin mitgeteilt wurde. Man kann wohl sagen, daß auf diesem Grunde überhaupt die formale Konstruktion der italienischen Neutralität beruhte. Das Vorhandensein des casus foederis nach dem Dreibundvertrage wurde bestritten.

Wenn dieser Grund zutraf, dann war damit ohne weiteres jener Zusatzvertrag mit Frankreich in Geltung gesetzt. Soviel ersichtlich hat dieser Vertrag in den Verhandlungen von 1914 überhaupt keine Rolle gespielt. Es ist zum mindesten noch nicht bekannt, daß die französische Regierung mit Hilfe dieses Vertrages einen Druck auf die italienische auszuüben versucht hätte. Wenn aber die italienische Regierung von sich aus erklärte, daß Oesterreich-Ungarn der Angreifer sei, dann ergab sich daraus sowohl die Nichtanerkennung des casus foederis gegenüber Deutschland und Oesterreich-Ungarn, als auch die Innehaltung der Abmachungen von 1902 gegenüber Frankreich.

Ein weiterer sehr wichtiger Grund ist von Marquis di San Giuliano nur gelegentlich angedeutet worden, nämlich der, daß Italien nicht teilnehmen könne an einem Kriege zur Erhaltung der Habsburgischen Monarchie gegenüber den Serben. Die gemeinsamen nationalen Ziele und Ideale der Italiener und Serben waren den Tatsachen nach ein geradezu entscheidender Grund für die italienische Neutralität. Sie waren

aber kein Grund, den man nach außen hin angeben konnte. So ist davon zwar in Unterredungen zwischen dem italienischen Außenminister und dem deutschen Botschafter die Rede gewesen, nicht aber in amtlichen Schriftstücken oder Kundgebungen nach außen.

Der letzte entscheidende Grund endlich ist — soviel ersichtlich — überhaupt niemals angeführt worden, nämlich die Gegnerschaft von England. Es war auch wohl nicht recht angängig, diesen Grund nach außen kundzugeben. Bevor England seine Stellungnahme hatte offenkundig werden lassen, war es aus diplomatischen Gründen schlechterdings unmöglich. Nachdem man aber die Lage übersah, war es immer noch unklug, die Einschätzung der englischen Freundschaft oder Feindschaft so offen zu zeigen. Man hätte damit der englischen Regierung zu große Trümpfe in die Hand gegeben. Man hätte den Grund höchstens der deutschen Regierung unter der Hand mitteilen können, da Deutschland gegenüber jener alte Vorbehalt gemacht worden war. Auch das wäre wohl nicht klug gewesen, weil die deutsche Regierung diesen Grund jederzeit hätte bekannt geben können. So ist jener entscheidende Grund nach außen hin überhaupt nicht geltend gemacht worden. Es ist nur die Tatsache festzustellen, daß die italienische Neutralitätserklärung erfolgte zu dem Zeitpunkte, in dem die englische Haltung offenkundig wurde, ehe aber die deutsche Kriegserklärung an Rußland erfolgt war, und ehe die Verhandlungen über Kompensationen aufgenommen waren. Man wird daher hier den eigentlich entscheidenden Grund für das italienische Verhalten zu suchen haben.

Nach der italienischen Neutralitätserklärung war es außerordentlich schwer, in den Verhandlungen noch weiter zu kommen. Italien berief sich auch fernerhin noch auf jenen Artikel VII des Dreibundvertrages, und es kam zu jenen unerquicklichen Verhandlungen über eine Abtretung des Trentino, bei denen der deutsche Botschafter Fürst Bülow eine führende Rolle spielte. Am 26. April 1915 unterzeichnete dann die italienische Regierung das Londoner Abkommen, das Italien eine Erfüllung aller seiner territorialen Wünsche durch die Entente zusagte. Am 4. Mai erklärte Italien offiziell den Dreibundvertrag als durch Oesterreich-Ungarn gebrochen, und von da an war kein Halten mehr auf dem Wege zum Kriege gegen die ehemaligen Verbündeten. Die ganzen diesbezüglichen Ereignisse können hier in den Einzelheiten übergangen werden, weil sie schon behandelt sind in der ausgezeichneten Abhandlung von Oskar von Wertheimer im Januarheft der „Preußischen Jahrbücher".

Im wesentlichen können wir heute die Haltung Italiens im Weltkriege übersehen, wenn auch sicherlich noch manches in den Archiven schlummert, was uns weitere Klarheit geben könnte,

und wenn auch manches niemals an den Tag kommen wird. Es bleiben auch noch einige Fragen offen, die nur in der Auffassung der leitenden italienischen Staatsmänner ihre Beantwortung finden könnten. Und diese Fragen sollen hier einmal gestellt werden in der Hoffnung, daß vielleicht von der anderen Seite aus eine Antwort erfolgt.

Wenn die italienische Regierung das Verlangen nach Kompensationen auf Grund des Artikel VII des Dreibundvertrages stellte, dann lag darin doch wohl das Anerkenntnis, daß der Dreibundvertrag bei rechtzeitiger Gewährung von Kompensationen auch auf italienischer Seite gehalten werden solle. Setzen wir nun aber den Fall, Oesterreich-Ungarn hätte rechtzeitig genügende Kompensationen angeboten — sagen wir einmal: das Trentino und Triest — und Italien hätte diese Kompensationen auch angenommen —, wäre dann Italien nach der ganzen Lage tatsächlich bereit gewesen, den Dreibundvertrag zu halten? War nicht Italien durch die Gegnerschaft Englands und die eigene Volksstimmung von vorn herein derart gebunden, daß eine Teilnahme am Kriege überhaupt nicht in Frage kam? Läßt das aber das italienische Verlangen nach Kompensationen nicht in einem seltsamen Lichte erscheinen?

Und weiter: Das italienisch-französische Abkommen von 1902 sagte ausdrücklich, daß es einem „Angriff" gleichgeachtet werden solle, „wenn infolge einer direkten Herausforderung eine Macht sich genötigt sehen sollte, zur Verteidigung ihrer Ehre und ihrer Sicherheit, ihrerseits die Initiative zur Kriegserklärung zu ergreifen". War das nicht genau der Fall von Oesterreich-Ungarn im Jahre 1914? Mußte denn nach der Ermordung des Thronfolgers Oesterreich-Ungarn nicht tatsächlich „zur Verteidigung seiner Ehre und Sicherheit" gegen die großserbische Propaganda gegen Serbien vorgehen? Und mußte nicht Deutschland nach dem Bekanntwerden der russischen Mobilmachung aus denselben Gründen gegen Rußland vorgehen? Konnte Italien kurzerhand erklären, Oesterreich-Ungarn sei der „Angreifer", nachdem es selbst in seinen Abmachungen mit Frankreich dem Begriffe des „Angriffs" solche Auslegung gegeben hatte?

Diese Fragen sind es im wesentlichen, die uns Deutschen noch zu denken geben, wenn wir das italienische Verhalten 1914 betrachten. Wir können es ruhig aussprechen, daß sich seit jenen kritischen Tagen unser Urteil über die völkerrechtlichen Verpflichtungen Italiens in manchem geändert hat. Nachdem die ganzen Akten, die uns heute schon vorliegen, bekannt geworden sind, erscheint uns Italien nicht mehr einfach als „Bundesgenosse" schlechthin, sondern als ein Vertragsteilnehmer, der nur durch ein sehr verwickeltes System von Verpflichtungen in sehr beschränktem Umfange im Bunde war. Trotzdem ist der deutschen Mentalität das italienische Verhalten

niemals recht einleuchtend gewesen. Und am wenigsten verständlich ist uns das Urteil der großen Welt. Während uns der Bruch der belgischen Neutralität als größtes Verbrechen angerechnet wurde, fand das italienische Verhalten allenthalben Beifall. Ganz bestimmt wird das Urteil der späteren Weltgeschichte in beiden Punkten anders ausfallen, aber damit können wir heute noch nicht rechnen. Heute kann es nur darauf ankommen, durch offene Aussprache auf beiden Seiten die Dinge zu klären, soweit es möglich ist. Diesem Zwecke sollen auch die vorstehenden Zeilen dienen. Sie sollen mit voller Absicht dem italienischen Standpunkte soweit entgegen kommen, als es irgendwie möglich ist, in der Annahme, daß sie auf italienischer Seite in demselben Geiste beantwortet werden mögen.

***

Italien als Bundesgenosse

von Dr. h. c. Graf Manfredi Gravina (Rom)

Der freundlichen Aufforderung des Herrn Reichstagsabgeordneten Prof. Dr. Bredt gerne Folge leistend, kann ich meine hier kurz zusammengefaßten Erörterungen jedoch nicht als „Entgegnung" bezeichnen. Die Ausführungen des Herrn Dr. Bredt sind, wie bei ihm üblich, in ruhiger Objektivität und auf der Grundlage durchstudierten Aktenmaterials verfaßt, und wo das vorhandene Material noch nicht genügt, um ein vollkommenes Verständnis der Ereignisse zu ermöglichen, fordert er eben weitere, wünschenswerte Aufklärung. Die bisher veröffentlichten Dokumente zum Kriegsausbruche liefern allerdings eine schon wertvolle Unterlage für die einstige, endgültige Geschichtsschreibung des großen Weltbrandes und seiner Entstehung; aber manche wichtige Ergänzung bleibt noch in unzugänglichen Archiven der allgemeinen Kenntnis vorenthalten; selbst in jenen Ländern, wo man in der Veröffentlichung von Urkunden, wie in Deutschland durch die monumentale Aktensammlung der Wilhelmstraße, in breitester Weise vorgegangen ist. Denn schwerlich kann man sich bei gründlicher Prüfung des soeben erwähnten deutschen Aktenmaterials des Eindruckes erwehren, daß das nicht alles, für die deutsche Politik entscheidende, gewesen sein kann: einerlei ob das ergänzende Material im Auswärtigen Amt oder unter anderen Aktensammlungen, wie z. B. denen der Reichskanzlei, des großen Generalstabes oder der kaiserlichen Kabinette zu suchen ist. Im täglichen politischen Leben gibt es des weiteren Imponderabilien, die sich allzu leicht der späteren geschichtlichen Forschung entziehen, deren Einfluß auf die Gestaltung der Ereignisse aber trotzdem von Bedeutung ist. Man erkennt ihr Bestehen in überlieferten Gesprächen und in dem persönlichen Verkehr zwischen leitenden Staatsmännern, aber nicht alle Gespräche, die für die Gestaltung der internationalen Ereignisse von Belang waren, sind auf Papier gebracht worden und dadurch erhalten, und von den niedergeschriebenen Aufzeichnungen ist nicht immer eine Veröffentlichung vorgesehen worden, noch erfolgt. Dadurch lassen sich manche Lücken im späteren Verständnisse erklären.

Daß in der deutschen Allgemeinheit das Verständnis für die ganze politische Haltung Italiens größere derartige Lücken aufweist, ist uns Italienern offenbar, und es ist als ein Verdienst des Herrn Dr. Bredt anzuerkennen, die Frage einer gründlicheren Aussprache aufgerollt zu haben, welche den weiteren Beziehungen zwischen den beiden Ländern nur förderlich sein kann, und zu welcher ich mich hier bemühen werde,

einen zusammenfassenden, wenn auch bescheidenen Beitrag zu liefern.

Prof. Dr. Bredt trifft den Kern der Beziehungen Italiens zum Dreibunde mit der Erörterung des besonderen Verhältnisses Italiens zu England. Er wird auch dem in dieser Hinsicht aufrichtig ausgesprochenen Vorbehalte der italienischen Staatsmänner gerecht. Nur unter Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zu England, so erklären die italienischen Staatsmänner wiederholt ihren deutschen Kollegen, und Dr. Bredt zitiert die besonderen Gelegenheiten, kann sich die Politik Italiens vollkommen zum Dreibunde bekennen. Der spezifische Grund der Abhängigkeit von Kohlenlieferungen und anderer lebenswichtiger Rohmaterialien über den Seeweg war für Italien zweifellos schwerwiegend. Nicht ganz so schwerwiegend der rein militärische. Die Flotten Italiens und Oesterreich-Ungarns, durch die schon vorgesehenen zwei deutschen Schlachtkreuzer verstärkt, und unter den Oberbefehl eines so tüchtigen Admirals, wie des Herzogs von Abruzzen, vereint, wären gerade 1914 an Wert und Schlagfertigkeit in der Lage gewesen, ohne jede Besorgnis der durch drei englische Schlachtkreuzer verstärkten französischen Flotte im Mittelmeer entgegenzutreten, während die englische durch die deutsche Hochseeflotte an die Heimat gebunden war.

Das zähe, prinzipielle Festhalten der leitenden italienischen Staatsmänner an der Bedingung der freundschaftlichen Beziehungen zu England entsprach hauptsächlich politischen Erwägungen tieferer Art. Das bestehende System der Großmächte in Europa konnte mit Recht als ein System des Gleichgewichtes bezeichnet werden, dessen einstweiliges Weiterbestehen im Interesse der inneren Entwicklung des noch jungen italienischen Nationalstaates lag. Ein Umsturz desselben, wie er sich durch einen Krieg wahrscheinlich ergeben würde, hatte für Italien nur dann Interesse, wenn dadurch seine natürliche Entwicklung eine Förderung erfahren konnte, wie etwa bei einem Zerfall der Großmachtstellung Frankreichs im Mittelmeere oder aber auch der österreichischen Doppelmonarchie. Eine reine Verschiebung der gegebenen Vormachtstellung Englands zugunsten einer neuen, und zwar deutschen Vormacht, lag an und für sich in keiner Beziehung zu italienischen Interessen. Die italienische Politik konnte sich daher einer in dieser Richtung laufenden deutschen Politik nicht ohne genügende Vorbedingungen anschließen. Unter Bismarck wurde dem Vorbehalte Italiens in Bezug auf England Rechnung getragen; er entsprach übrigens den eigenen Anschauungen des deutschen Kanzlers, welcher zur Sicherung des von ihm gegründeten Reiches mehr als durch ein System des Gleichgewichtes, durch komplizierte und geniale Bündnispolitik, das Uebergewicht auf seiner

Seite haben wollte. Und das absolute Uebergewicht für die Dreibundmächte lag eben in der Freundschaft Englands.

In der Alternative, die sich durch die gewaltige weitere Entwicklung des deutschen Reiches, mit seiner immer größeren Machtentfaltung auf allen Gebieten, der Industrie, wie des Handels, der kolonialen Ausdehnung, wie der Schiffahrt, des Heerwesens, wie der Flotte, der britischen Politik bei Jahrhundertswende darbot, nämlich, einer günstig bedingten Angliederung an den Dreibund, oder einer diesem entgegenzustellenden Koalition, konnte nur die erstere — welche auch von Italien und Oesterreich freudig begrüßt worden wäre —, Europa und der Welt noch auf lange Zeit den Frieden sichern. Die „bedingte" Angliederung Englands ließ sich allerdings schwer mit dem gerechtfertigten Bestreben einer weiteren und freien Entwicklung der nationalen Kräfte Deutschlands vereinbaren, da England selbstverständlich zur Wahrung der eigenen Interessen gewisse Beschränkungen der deutschen Konkurrenz an sein endgültiges Angliederungsangebot geknüpft hätte. Mit dem Mißerfolg der englischen Annäherungsversuche, deren Verlauf wir nun ziemlich genau kennen, und den E. Fischer in seinem lesenswerten Buche: „Holsteins großes Nein" zusammengefaßt hat, setzt beiderseits die Vorbereitung zu dem nunmehr unvermeidlichen Kampfe ein. Es würde hier über den gesetzten Rahmen hinausführen, die weltgeschichtliche Bedeutung der ablehnenden Haltung Deutschlands näher zu untersuchen. Ich begnüge mich deshalb mit der objektiven Anerkennung, daß das deutsche Bestreben seine Entwicklungsfreiheit zu wahren, die ablehnende Haltung in mancher Hinsicht als gerechtfertigt erscheinen läßt, und daß man somit das sogenannte Holsteinsche „Nein" nicht vorweg absolut abfällig beurteilen kann. In keiner Hinsicht läßt sich dagegen das Verschweigen der wiederholten englischen Annäherungsschritte und der diesbezüglichen ablehnenden Haltung der deutschen Reichsregierung, den verbündeten Mächten gegenüber, rechtfertigen; an welche — soweit aus den veröffentlichten Akten ersichtlich — jene so wichtigen Ereignisse mit keinem Worte, weder nach Rom noch nach Wien, mitgeteilt wurden. Da man sich in Berlin der Bedeutung bewußt war, welcher der Stellungnahme Englands zum Dreibunde für Oesterreich, aber im besonderen für Italien, zukam, so kann man nicht umhin, die Verheimlichung der englischen Annäherungsversuche als einen argen Mangel an Offenheit, ja, an der seinen Verbündeten schuldigen Rücksicht zu bezeichnen. Leider wurde es in Berlin, und manchmal sogar im Einverständnis mit Wien zur Regel, in Fällen, in denen man einen Widerspruch Italiens zu erwarten hatte, diese Macht einfach aus dem Spiele zu lassen.

Ganz gewiß hätte Italien auch damals ernste Erwägungen gegen die ablehnende Haltung Deutschlands ausgesprochen; aber

es wäre dadurch wahrscheinlich zu einer für beide Teile förderlichen Klärung zwischen Berlin und Rom gekommen; anstatt zu dem nunmehr latenten und daher besonders schwer zu überwindendem Gegensatze, an welchem seit jener Zeit der Dreibund krankte. Daß man sich in Berlin der Illusion hingegeben habe, Italien würde von den englischen Schritten keine Nachricht erhalten, ist nicht glaubhaft. England hatte in Rom eigene Vertreter, und wenn auch bisher keine offiziellen Akten aus jener Zeit über die Angelegenheit vorliegen, kann man doch mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der englische Botschafter in Rom oder irgendein Vertrauensmann des Foreign Office zu Mitgliedern der italienischen Botschaft in London sein Bedauern darüber zum Ausdruck gebracht habe, daß die britischen Annäherungsversuche an den Dreibund durch die ablehnende Haltung Deutschlands zum Scheitern gebracht worden seien. Jedenfalls besser unterrichtet, als man in Berlin zu glauben schien, verharrten die Leiter der italienischen Auswärtigen Politik in zurückhaltender Erwartung diesbezüglicher vertraulichen Mitteilung von deutscher Seite, und als diese, wie erwähnt, ausblieb, mußten sie, dadurch stutzig gemacht, ihr Augenmerk mit besonderer Schärfe der Entwicklung der weiteren Ereignisse zuwenden. Ihrer aufmerksamen Beobachtung konnte die eingeleitete Neugestaltung der europäischen Mächtegruppen nicht entgehen, und zu sorgenvollen Ueberlegungen mußte das allmähliche Nähertreten Englands an die zwei Mächte der Entente cordiale Anlaß geben.

Das italienische Abkommen mit Frankreich folgte kurz darauf, und treffend hat es Herr Prof. Dr. Bredt als einen Rückversicherungsvertrag nach Bismarckschem Muster bezeichnet. Italien verließ dadurch keineswegs den Boden des Dreibundes, und Außenminister Tittoni kennzeichnete wahrheitsgetreu die italienische Politik, als er sie im Parlamente (1904) als in vollkommenem Einklange mit dem Dreibunde und in freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich und zu England sich bewegend, charakterisierte. Der Besuch des französischen Präsidenten Loubet in Rom gab, wie bekannt, zu deutschem Protest Anlaß. Um eine Klärung der Mißverständnisse zu erreichen, reiste der italienische Ministerpräsident Giolitti im Herbste desselben Jahres (1904) nach Homburg, um dort den deutschen Kanzler v. Bülow zu besuchen und sich mit ihm auszusprechen. Uebereinstimmende Aufzeichnungen über jene interessante Unterredung besitzen wir sowohl durch den deutschen Reichskanzler (Die große Politik usw., Bd. XX, erster Teil, Nr. 6422), als durch die Memoiren Giolittis (Seite 219 usw.).

Wichtiger aber, als die der freundschaftlichen Einstellung zu Frankreich, über die man sich in Deutschland aufregte, war die italienische Betonung der Freundschaft mit England, die man in Deutschland nicht genügend beachtete. Italiens

Haltung in Algeciras entsprach seiner schwierigen Lage und der von Tittoni charakterisierten Politik; war aber zugleich der Anfang jener komplizierten und gewandten diplomatischen Arbeit, durch welche Italien versuchte, sich für gewisse Fälle, in denen eigene Lebensinteressen im Spiele waren, möglichste Handlungsfreiheit zu sichern. Wenn man gegen ein solches gerechtfertigtes Streben gerade seitens der Landsleute des großen Meisters diplomatischer Kunst Vorwürfe erheben wollte, müßte es ungerechtfertigt erscheinen.

Die Haltung Italiens in Algeciras war völlig korrekt, und den maßgebenden Aeußerungen des deutschen Reichskanzlers[1]) ist wohl nichts hinzuzufügen. Das persönliche Verhältnis zwischen deutschen und italienischen Staatsmännern gestaltete sich allerdings weniger herzlich und vertraulich als im vorigen Jahrhundert. Die Italiener betrachteten nunmehr die von Berlin angestrebte politische Führung des Dreibundes[2]), als sich immer mehr im Gegensatz zu einer von England angeführten Koalition entwickelnd, mit größerem Vorbehalte, und dieser wiederum gab zu deutschem Argwohn und Mißtrauen Anlaß. Diese Feststellung bekräftigt die schon oben vertretene Meinung, daß eine durch Deutschland pflichtgemäß angeregte offene Aussprache über die Annäherungsbestrebungen Englands (1899 bis 1901) dem Bestande des Dreibundes, und

---

[1]) Fürst v. Bülow schreibt darüber in Deutsche Politik (Hobbing, 1917, Seite 69—70): Wir neigten dazu, unser Verhältnis zu Italien, das, entgegen der landläufigen Ansicht über den Charakter beider Völker bei uns mehr mit dem Gefühl, in Italien mehr mit dem Verstande genommen wurde, bisweilen zu ungünstig zu beurteilen, bisweilen etwas überschwänglich aufzufassen. Italien hatte weder in Algeciras, noch mit seiner Tripoliserpedition, noch kurz vorher, bei der Entrevue bei Racconigi, sich von uns trennen wollen. In Algeciras stimmten die italienischen Vertreter in einigen mehr nebensächlichen Fragen mit den Westmächten gegen uns. Diese Abstimmungen wurden von der französischen Presse mit Geschick aufgegriffen und ausposaunt als Schwenkungen Italiens vom Dreibunde zu Frankreich. In anderen und wichtigeren Fragen hat Italien in Algeciras unseren Standpunkt unterstützt und gefördert. Das hat unser Vertreter in Algeciras, Herr v. Radowitz, immer anerkannt und sich wiederholt gegen die Angriffe gewandt, die gegen die Stellungnahme Italiens auf der Konferenz gerichtet wurden. Ich kam seinem Wunsche nach, als ich im November 1906 im Reichstage (Reden, IV, S. 119) den gegen Italien erhobenen Vorwürfen entgegentrat. Herr von Radowitz hat auch später sein Urteil über die italienischen Delegierten mir gegenüber dahin zusammengefaßt, daß sie in der Form vielleicht zu sehr geneigt gewesen wären, das italienisch-französische Verhältnis in möglichst freundlichem Lichte erscheinen zu lassen, in der Sache uns aber gute Dienste geleistet hätten.

[2]) Die Dreibundauffassung, welche sich z. B. in Kaiser Wilhelms Telegramm an den Zaren vom 31. 10. 1902 ausdrückte (You as the head of the Dual Alliance, I of the Triple Alliance etc. Die Große Politik, Band XVIII, 1 Nr. 5417), wurde in Italien keineswegs in dem Sinne einer anerkannten eigenmächtigen Führung des Dreibundes durch den Deutschen Kaiser und dessen persönlicher Politik geteilt.

namentlich den Beziehungen zu Italien förderlicher gewesen wäre als die eigenmächtige Absage an England und deren Verheimlichung den verbündeten Mächten gegenüber.

Ganz ähnlich gestalteten sich die Ereignisse 1914: Daß nämlich Italien, in natürlicher Wahrung seiner nationalen Interessen, Widerspruch erheben würde gegen ein von Berlin mit Blankovollmacht autorisiertes und nicht vorher genau begrenztes Vorgehen Oesterreichs auf dem Balkan, war zu erwarten. Um nun den (berechtigten) Vorstellungen und Ansprüchen des dritten Verbündeten aus dem Wege zu gehen, verheimlichte man ihm einfach die getroffene Vereinbarung Berlin—Wien. Der durch seine Regierung beauftragte und besorgte italienische Botschafter in Berlin wurde lange mit wiederholten Versicherungen der deutschen verantwortlichen (und mit ihm persönlich befreundeten) Persönlichkeiten hingehalten, es sei gar nichts sorgenrechtfertigendes im Gange, und er solle sich darüber „keine grauen Haare" wachsen lassen.

Italienischer Außenminister war in jenen verhängnisvollen Tagen der erfahrene Marquis di San Giuliano, den trotz seiner besten, versöhnlichen Absichten kurz vorher wiederum das österreichische Verhalten während seiner Begegnung in Abbazzia mit dem Grafen Berchtold arg verstimmt hatte[1]). San Giuliano galt in Berlin als ein überzeugter Freund des Dreibundes, ebenso wie der damalige italienische Botschafter in Berlin, Bollati, und der frühere langjährige Ministerpräsident Giolitti[2]), eine Annahme, die insofern richtig war, als gerade jene italienischen Persönlichkeiten besonders bestrebt waren, die nationale Politik im Rahmen des Dreibundes zu führen und auf dieser Grundlage zu fördern. Selbstverständlich galt ihnen aber dabei die Wahrung der ihnen anvertrauten nationalen Interessen als erste Pflicht. Eine weit bessere Einsicht in die Gestaltung der italienischen Nationalpolitik, ein weit besseres Verständnis für die Einstellung ihrer verantwortlichen Leiter, würde man im Auslande, und speziell in Deutschland, dadurch erlangen,

[1]) Das Verhalten Berchtolds während der Begegnung mit seinem italienischen Kollegen in Abbazia (April 1914), wo jener auf besonderes Drängen des Botschafters Merey der Aussprache über gerade die Italien am meisten interessierenden Fragen einfach auswich, bewogen selbst den deutschen Botschafter in Rom, v. Flotow, zu energischen Vorstellungen gegenüber seinem österreichischen Kollegen über die Art und Weise, in welcher Österreich sein Bündnis mit Italien auffaßte (Die Große Politik usw., Kapitel CCXCI, Nr. 133; Vertraulicher Bericht Flotows nach Berlin).

[2]) Im März 1914 hatte das Kabinett Giolitti seine Demission eingereicht. Giolittis Nachfolger wurde der von ihm vorgeschlagene und ihm nahestehende Abgeordnete Salandra, den ersterer anfänglich als eine Art Stellvertreter erachtete. Marquis di San Giuliano verblieb in der Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten, auch um zu betonen, daß in ihrer Hinsicht keine Änderungen vorgesehen waren. Über die politischen Verhandlungen, die letzten Endes zum Kriege führten, geben die kürzlich veröffentlichten Memoiren Salandras wichtigen Aufschluß.

daß man die mitunter noch verbreitete Annahme endlich aufgäbe, wonach italienische Staatsmänner unter jeweiligen fremden Einflüssen, anstatt eben als patriotische Italiener ihre Beschlüsse und Handlungen bestimmen ließen! Ein Tittoni wurde z. B. in deutschen Kreisen vielfach als unter dem Einflusse der Verbandsmächte stehend bezeichnet, in französischen Kreisen dagegen als zu dreibundfreundlich beargwohnt. Giolitti und San Giuliano galten in Verbandskreisen lange Zeit als ausschließlich unter dem Drucke Berlins handelnd, und Sonnino in Deutschland als hartnäckigster Gegner des Dreibundes. Die eben genannten leitenden Persönlichkeiten der italienischen Politik waren dementgegen eben nur und ganz patriotische Italiener, deren Denken und Wirken ausschließlich dem Dienste ihres Vaterlandes galt. Die objektive Anerkennung dieser Tatsache hätte das Verständnis für Italiens Politik in hohem Grade erleichtert und vereinfacht.

Heute ist es allbekannt geworden, daß gerade San Giuliano, in vollkommener Uebereinstimmung mit Giolitti und Tittoni aus der Entwicklung der Ereignisse, die (ohne Italiens Mitwissen und gegen seine Interessen) durch die Wiener Politik mit anfänglicher Ermunterung Berlins zum Kriege geführt hatten, in den Verpflichtungen des Dreibundes für Italien keinen casus foederis anerkannten; während Sonnino, als mit den Einzelheiten nicht vertrauter außenstehender Parteigegner Giolittis, den sofortigen Anschluß Italiens an Deutschland und Oesterreich befürwortete. Und es ist allbekannt worden, daß gleichzeitig mit der folgenschweren Neutralitätserklärung, unter weitsichtiger Einschätzung der sich für Italien ergebenden Lage, noch unter San Giulianos Leitung die Eventualität eines Eintrittes Italiens in den Krieg, und zwar auf Seite der Verbandmächte erörtert wurde[1]).

[1]) Die spätere Opposition des Herrn Giolitti, welcher sich nicht recht bewußt war, daß die ihm nunmehr in den Einzelheiten unbekannte Entwicklung der Ereignisse nur eine konsequente Folgerung der von ihm ausdrücklich gebilligten Neutralitätserklärung war, wurzelte in der Überzeugung, daß Italien am vorteilhaftesten in der Neutralität hätte verbleiben sollen. Ihm schloß sich die Masse der noch dreibundfreundlichen Italiener an, deren Hoffnung auf die Möglichkeit, sich dennoch an die Mittelmächte anschließen zu können, durch die einstweilige Verlängerung der Neutralität neu belebt wurde. Die Zahl der „Ängstlichen", das heißt jener Italiener, außer den Sozialdemokraten, die zu der von Giolitti vertretenen Neutralität, nur um nicht in den Krieg mitgerissen zu werden, neigten, war sehr gering und ganz unbedeutend. Der Berliner Auffassung entgegen war die weitaus stärkste Partei in Italien die derer, welche anfänglich den sofortigen Anschluß an die verbündeten Mittelmächte wollten, dann die Absage als rechtlich begründet und der durch das außer Acht lassen Italiens beleidigten nationalen Würde entsprechend anerkannten; und schließlich zur Wahrung der italienischen Lebensinteressen gegenüber der österreichischen Politik die Notwendigkeit empfanden, daß Italien an dem großen Kriege teilnehme; und zwar nunmehr gegen die Mittelmächte. Die italienische Sozialdemokratie zersplitterte sich, wie bekannt, unter Anregung Mussolinis und trat teilweise auch zu dieser letzten Überzeugung über.

Deutscherseits hat man anfänglich auf eine Lokalisierung des Konfliktes mit raschem politischen Erfolge auch ohne Italiens Beistand gerechnet, und dann mit so blitzesschnellen militärischen Siegen, daß Italien nicht einmal Zeit zur Besinnung gehabt hätte, und, wie die damals geläufige Berliner Auffassung war, „Gott danken würde dafür, daß es nur neutral habe bleiben dürfen".

Ich habe es schon erwähnt, aber es muß immer wieder hervorgehoben werden, daß Italiens Rüstungen, sowohl zu Lande als zur See, weit mehr im Rahmen eines gemeinsamen Aufmarsches mit dem Dreibunde gehalten worden waren, als es die in Oesterreich verbreiteten Insinuationen späterhin auch in Deutschland glauben ließen. Die Aussagen der italienischen militärischen Behörden in Berlin, welche Dr. Bredt erwähnt, entsprachen auch ganz dem Sinne ihrer Vorgesetzten und den erhaltenen Instruktionen. Italien war überhaupt schon rein finanziell nicht in der Lage, sich den Luxus der Rüstungen nach zwei Fronten hin zu gestatten, und es gibt keine besseren Beweise dafür als den der ungeheueren Schwierigkeiten, die sich dem italienischen Generalstabe boten, als es galt, sich nun gegen Oesterreich vorzubereiten, und den der Tatsache, daß, trotz emsigster Anstrengungen und reichlich zur Verfügung gestellten Geldmittel, man bei Kriegseintritt (24. Mai 1915) noch weit entfernt davon war, gegen Nord-Ost wirklich tatkräftig eingreifen zu können[1])!

---

[1]) Vollständig irrig ist die in Deutschland noch verbreitete Beurteilung des Feldmarschalls Cadorna, als eines dem Dreibunde und den Mittelmächten besonders feindlich gesinnten Italieners. Dementgegen hat eine auf militärischem Gebiete so maßgebende und dem Grafen Cadorna so nahestehende Persönlichkeit wie der General A. Gatti in einem bemerkenswerten Aufsatze über den militärischen Ausgang des Dreibundes (La Rottura Militare della Triplice Alleanza, Nassegna Italiana, Dezember 1923—Januar 1924) u. a. festgestellt: „General Cadorna war in der bis dahin von niemand bekämpften Lebensüberzeugung aufgewachsen, daß Italien den Krieg an der Seite der Dreibundmächte zu führen habe ... Sein Pflichtgefühl ließ ihm gleich nach Amtsantritt die tatkräftige militärische Verwirklichung der dreißigjährigen Allianz in Erwägung ziehen ..., wobei er, den Gedankengang seiner Vorgänger, der Generale Cosenz und Pollio, weiterentwickelnd, nicht nur drei, sondern vier weitere Armeekorps (also ungefähr die Hälfte der gesamten italienischen Wehrmacht) über die Alpen an den Rhein abtransportieren lassen wollte ... Nach diesbezüglicher Rücksprache mit dem Chef der Transportabteilung und der Versicherung, daß sich dieser Aufmarsch ohne besondere technische Schwierigkeiten hätte vollziehen können, überreicht General Cadorna am 31. Juli 1914 einen geheimen Immediatbericht an den König von Italien über den italienischen Aufmarsch in der Richtung Nord-West und den Transport der größtmöglichen Kräfte nach Deutschland." Der Plan wurde vom König als obersten Kriegsherrn auch gebilligt. „Bis zum 2. August," so stellt General Gatti weiter fest, „das heißt bis zur politischen Neutralitätserklärung Italiens, ließ General Cadorna sämtliche militärischen Maßnahmen zur drohenden Kriegsgefahr einzig und allein nach dem Mobilmachungsplane gegen

Die diplomatische Wirksamkeit war seit der Jahrhundertwende für die italienischen Politiker wahrlich nicht leicht gewesen, und man muß ihrer Geschicklichkeit objektiv Anerkennung zollen. Wie ungewiß und besorgt man im Lager der Verbandmächte über Italiens endgültige Haltung verblieb, ist heute aus mehrfachen Veröffentlichungen ersichtlich (siehe z. B. Stieve: Der diplomatische Schriftwechsel Iswolskis 1911 bis 1914, im besonderen die interessanten Berichte des russischen Botschafters Krupenski aus Rom, Nr. 1141, 1321, vom Jahre 1914), und verweist definitiv die unter dem Einfluß der Kriegspsychose aufgestellten Behauptungen von — mit dem Dreibunde unvereinbaren — Machenschaften Italiens mit den Verbandmächten ins Reich der Fabel. Ja, der genannte russische Botschafter gibt in einem der letzten Vorkriegsberichte der Sorge seines französischen Kollegen Barrère über die „wachsende" Spannung des Verhältnisses Italiens zu Frankreich Ausdruck. Und wie behutsam gehen (man verfolge die Verhandlungen im bekannten Livre Noir) die Verbandmächte vor, um Italien, dessen endgültige Stellungnahme sie noch lange in peinlicher Ungewißheit läßt, nicht vor den Kopf zu stoßen und ins gegnerische Lager zu treiben...

Daß ein gewisser diplomatischer Zusammenhang zwischen dem von Dr. Bredt besprochenen italienisch-französischen Abkommen aus dem Jahre 1902 und der Haltung Italiens im August 1914 bestand, ist richtig. Derselbe Fall hätte sich aber wahrscheinlich für Deutschland durch den Bismarckschen Rückversicherungsvertrag ergeben, wenn sich Oesterreich in ein von Bismarck stets abgelehntes Abenteuer gegen Rußland eingelassen hätte. Nun entsprach die allzu verspätete Mitteilung der Mittelmächte an das verbündete Italien etwa folgender Zusammenfassung: „Wir haben unter vorheriger Verständigung zwischen uns, bei der wir Euch ganz außer acht gelassen haben, eine Sache begonnen, die gegen unsere Voraussetzung zum Weltkriege geführt hat; jetzt marschiert gefälligst mit." Ein solches Vorgehen widersprach aber nicht nur den italienischen Interessen, sondern auch der italienischen Staatswürde. Die vom Ministerrate beschlossene italienische Neutralitätserklärung wurde durch eine amtliche Mitteilung an die Presse (siehe z. B. Giornale d'Italia vom 2. 8. 1914) folgendermaßen begründet:

Nord-West vor sich gehen." — Daß man in Deutschland manchmal bis ins Unglaubliche schlecht über den wahren Tatbestand in Italien unterrichtet erscheint, hängt wohl mit der fast allgemeinen Unkenntnis der italienischen Sprache zusammen. Als Chef des Generalstabes wurde dann General Cadorna in leicht erklärlicher Weise zum Exponenten des letzten italienischen Nationalkampfes gegen die österreichische Doppelmonarchie; ebenso wäre er aber zum nationalen Exponenten jedes anderen militärischen Aufmarsches geworden.

1. Die österreichische Note an Serbien wurde der italienischen Regierung erst mitgeteilt, als sie schon der serbischen mitgeteilt worden war; seitens der Wiener Regierung wurde dieser Entschluß, der sofort europäische Tragweite annahm, der italienischen Regierung weder zur vorherigen Kenntnisnahme noch zur Besprechung vorgetragen.

2. Ein grundlegendes Charakteristikum des Dreibundes besteht in der Abmachung, daß keine der beteiligten Mächte auf dem Balkan irgendwie ohne vorherige Vereinbarung mit den Verbündeten vorgehen könne. Eine solche vorherige Vereinbarung zwischen Wien und Rom hat nicht stattgefunden.

3. Der Dreibund ist defensiver, nicht aggressiver Natur und kann die Verbündeten nicht dazu verpflichten, einem aggressiven Vorgehen, wie dem Oesterreichs gegen Serbien, Beistand zu leisten.

4. Fundamentale Interessen Italiens sind mit der Aufrechterhaltung des status quo auf dem Balkan und in der Adria verbunden, dessen Weiterbestehen durch das militärische Vorgehen Oesterreichs, trotz seiner Versicherungen, bedroht wird.

5. Da Italien von den beabsichtigten Schritten Oesterreichs keine vorherige Mitteilung erhielt, war es nicht in der Lage, einige der zur Wahrung seiner nationalen Lebensinteressen nötigsten Maßnahmen zu ergreifen. —

In Berlin wurde die rechtliche Grundlage der Neutralitätserklärung Italiens von der juristischen Abteilung des Auswärtigen Amtes auch ohne weiteres anerkannt. Aus Wien schrieb Baron Burian an Graf Tisza (siehe dessen bei Hobbing, 1928, in deutscher Sprache herausgegebene Korrespondenz unter dem 29. Juli 1914), „die Fassung des Artikels VII des Dreibundvertrages sei unglaublich fehlerhaft und gebe Italien formell Recht. . .“ Daß die italienische Neutralitätserklärung in den Kreisen der Berliner Reichsregierung dieselbe Ueberraschung hervorgerufen haben kann, wie in der mit dem Wortlaute der Verträge unvertrauten deutschen öffentlichen Meinung, kann man daher nicht annehmen. Man wußte in der Wilhelmstraße genau, daß Italien nicht für ein österreichisches Abenteuer auf dem Balkan zu haben war, und ließ es daher über die entscheidende deutsche Vollmacht dazu, vom 5. Juli 1914, im Dunkeln. In deutschen sowohl als in österreichischen amtlichen Kreisen konnte man demzufolge unmöglich bona fide von einem Treubruch Italiens reden, selbst wenn man aus verständlichen Erwägungen innerpolitischer Natur eine solche Deutung der ablehnenden Haltung Italiens im Publikum begünstigte.

Ein großer Fehler war es dagegen, in der Ansicht zu beharren, daß sich Italien mit der Neutralitätserklärung abfinden könne, und sich nicht vergegenwärtigen würde, daß es ohne Verlust seiner Großmachtstellung auf dem Kontinent und ohne

Preisgabe jeder Möglichkeit einer zukünftigen weiteren Nationalentwicklung nicht untätig abseits verbleiben konnte, während die anderen Nationen um grundlegende Umwälzungen des ganzen Mächtesystems auf eben demselben Kontinent in blutigem Ringen standen! Wie einzig und allein Italien den Mittelmächten noch hätte erhalten werden können, wurde diesen baldigst dargelegt; doch nahm man die italienische Gefahr in Wien als nicht bestehend, jedenfalls als nicht unmittelbar vorhanden auf, und verharrte in diesem fatalen Irrtume — bis es eben zu spät ward! Der von italienischer Seite wiederholte Vorwand des Druckes der Volksstimmung und des schwerwiegenden Einflusses des Parlamentes war hauptsächlich diplomatisches Werkzeug. Einer jeden Regierung stehen in entscheidenden Momenten der internationalen Politik genügende Mittel zur Verfügung, um die öffentliche Meinung in der gewünschten Richtung bearbeiten zu lassen, und um die Nation zur gehorsamen Fügung in die Beschlüsse der Staatsgewalt zu führen. Die Tatsache, die ich hier feststellen möchte, ist die, daß die letzte Entscheidung Italiens nicht von der Straße, das heißt von unten, dem Staate aufgezwungen worden ist, sondern das Ergebnis der mit energischer Konsequenz betriebenen Regierungspolitik war, und dadurch „von oben" kam. Die öffentliche Meinung in Italien wurde dementsprechend durch Veranstaltungen verschiedener Art auf das wahrscheinlich Unumgängliche vorbereitet, wobei fremde Einflüsse, welche natürlich auch einsetzten, nur insofern zur wirksamen Geltung kamen, als sie dem Standpunkte der Regierung entsprachen; ihr Gewicht blieb aber weitaus hinter der auch in Deutschland angenommenen Schwere zurück und war untergeordneter Art.

Das Verhalten der österreichisch-ungarischen Regierung, den mit zäher Energie vertretenen Ansprüchen Italiens und den immer dringender werdenden deutschen Mahnungen gegenüber dürfte heute allgemein bekannt sein und kann wohl als unglaublich bezeichnet werden: „Quos Deus vult perdere..." ist man dabei berechtigt hinzuzufügen. Erzberger bringt über die Verhandlungen Rom—Wien mehrere aufklärende Seiten in seinen „Erlebnissen", die ja allerdings in Deutschland, wie so manche andere Bücher, nicht gern gelesen werden.

Interessante Ergänzungen zu dem bisher Bekannten bringt neuerdings auch die schon erwähnte Korrespondenz des Grafen Tisza, welchem gegenüber Erzberger sich persönlich in bittersten Vorwürfen über die unverantwortliche Haltung des Wiener Kabinetts ergoß.

Lange dauerte es trotzdem, bis Italien, in richtiger Einschätzung des trügerischen Hinhaltens der österreichischen Politik, sich zu bindendem Abkommen mit den Verbandsmächten bewegen ließ (23. April 1915). Und wenn schon die militärische Umgestaltung des vorgesehenen Aufmarschplanes von der West-

auf die Ostfront große zu überwindende Schwierigkeiten und Zeit erfordert hatte, so erforderte die geistige Vorbereitung der Nation zum Kampfe gegen die langjährigen Verbündeten eine ebenfalls nicht zu unterschätzende Arbeit und Zeitspanne.

Daß in Italien keine besonderen Sympathien für die österreichische Monarchie vorhanden waren, kann ohne weiteres angenommen werden; doch bestanden ebensowenige für Frankreich. Nationale Sympathien waren dagegen sowohl für Deutschland, als allerdings auch für England in Italien stark vertreten. Die italienischen Diplomaten waren größtenteils in der Schule der Dreibundpolitik aufgewachsen; auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete hatten sich enge Bande des geistigen Lebens zwischen Deutschland und Italien ergeben; auf breitem Boden entwickelten sich die wirtschaftlichen Beziehungen; aber besonders im Heere und in der Marine waren die Sympathien für Deutschland stark, und dauerten, wenn auch unausgesprochen, über die Kriegserklärung an Oesterreich hinaus[1]).

Der österreichisch-ungarische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf hat in seinen Memoiren dargelegt, wie es seit 1909 innerhalb des Dreibundes eigentlich zwei verschiedene Bindungen gab. Und zwar, nachdem es dem jahrelangen Bestreben Oesterreichs gelungen war, die von Bismarck stets hartnäckig verweigerte Erweiterung des casus foederis für Deutschland auf einen nicht rein defensiven Krieg Oesterreichs zu erreichen. „Unsinn", hatte Bismarck noch 1887 zu einem diesbezüglichen österreichischen Vorschlag bemerkt, „wir erklären Rußland den Krieg erst, nachdem es Oesterreich angegriffen hat, oder ihm schon den Krieg erklärt hat: das heißt, wenn sich Oesterreich schon im Kriege befindet." Diesem Bismarckschen Grundsatze widersprach nun das deutsch-österreichische militärische Geheimabkommen vom Januar 1909, welches General v. Moltke unter Billigung des Kaisers und des verantwortlichen Reichskanzlers mit dem österreichischen Generalstabschef Conrad vereinbarte, und das seitdem als stets erneuert zu betrachten war. Von jenem Moment an, da der früher rein defensive Charakter des Dreibundes eine Italien (und Rumänien) verheimlichte ver-

[1]) Die Sympathien für Deutschland waren in Italien — die Tatsache soll nicht verleugnet werden — so stark verbreitet, daß die Kriegserklärung wohl eine patriotisch folgsame, aber nicht genügend einige und für die Sache begeisterte Nation vorfand. Erst als es zum schweren Schlage von Karfreit kam (Oktober 1917) und vaterländischer Boden in Feindeshand fiel, reagierte die gesamte italienische Nation in unerschütterlichem Kriegswillen. Als dann im Juni 1918 Österreich-Ungarn unter Gesamtaufwand der damals noch beträchtlichen Mittel der Doppelmonarchie zu erneutem Angriff ausholte und sich dieser zur großen Piaveschlacht entwickelte, traf man auf ein durch absolute nationale Einigkeit gestärktes italienisches Heer. Mit Recht ist auch in Deutschland behauptet worden, daß die Piaveschlacht, deren Tragweite man in Österreich immer noch zu schmälern sucht, für das Schicksal der Mittelmächte überhaupt entscheidend war.

hängnisvolle Abänderung erlitten hatte, indem er den casus foederis für Deutschland auch auf den Fall eines durch aggressives österreichisches Vorgehen auf dem Balkan entzündeten Konfliktes erweiterte. So erklärt sich denn auch, daß bei Ausbruch des Krieges der Dreibund auseinanderfiel, indem sich Italien an die ursprünglichen Bismarckschen Verpflichtungen rein defensiver Natur hielt, und Oesterreich seinen Beistand in einem von diesem provozierten Konflikt verweigerte; während Deutschland sich durch sein neues militärisches Sonderabkommen vom Januar 1909 auch für ein offensives Vorgehen Oesterreichs als zum Beistande verpflichtet anerkennen mußte. Die Allgemeinheit, die damals von diesem Unterschiede im Rahmen des Dreibundes nichts wußte, beschuldigte, durch erklärliche deutsch-österreichische Propaganda ermutigt, Italien des Treubruches, während sowohl Italien als Deutschland ihre Stellungnahme in Einklang mit ihren Bundespflichten gewählt hatten; nur daß diese eben seit 1909 verschieden waren.

Durch obige Ausführungen möchte ich die noch geläufige Behauptung eines vorsätzlichen Kriegswillens der deutschen Politik nicht im geringsten unterstützt haben, und berufe mich in dieser Hinsicht auf die darüber schon in „Nord und Süd" veröffentlichten Betrachtungen[1]). Ganz im Gegenteil, trägt das Außerachtlassen Italiens während der Krise des Juli 1914 meines Erachtens dazu bei, zu beweisen, daß die deutsche Politik nicht nur keinen großen europäischen Konflikt heraufbeschwören wollte, sondern an dessen Möglichkeit damals überhaupt nicht dachte. Denn, wäre Deutschland wirklich darauf bedacht gewesen, einen solchen Krieg zu entflammen, so hätte es sich zweifellos des nicht zu unterschätzenden Beistandes der italienischen Macht zu versichern gewußt; und anstatt den Konflikt auf einem, den italienischen Interessen so entgegengesetzten Gebiete zu entfesseln, wäre es kein unmögliches Kunststück der Diplomatie gewesen, ihn anderswo zu entfachen; um dann, mit der vereinten Macht Deutschlands und Oesterreichs dem italienischen Verbündeten zu Hilfe zu eilen...

[1]) Über Kriegsschuld-Wille und -Verantwortung — „Nord und Süd" — Juni 1928.

***

Das Geheimnis des Richter-Beratungszimmers

von Landrat a. D. Dr. Robert Coester

I.

In Deutschland dürfte es nur wenig bekannt sein, daß es in der Schweiz eine Einrichtung gibt, die das Geheimnis des Richterberatungszimmers aufhebt. Die Einrichtung besteht außerhalb der Schweiz in dieser Form noch nirgends, sie ist jedoch, obwohl vielfach angefochten, als ein konsequentes Ergebnis der Schweizerischen Entwicklung des Prozeßrechts zu betrachten und steht, da wo sie besteht, gefestigt und unerschüttert da. Sie ist ein interessanter Versuch zur Lösung der gegenüber der Justiz schon seit Jahrzehnten entstandenen Vertrauenskrise. Mit Rücksicht darauf, daß man auch in Deutschland von einer ähnlichen Vertrauenskrise der Justiz sprechen kann wie in der Schweiz, erscheint es an der Zeit, das Werden und Wirken der öffentlichen Urteilsberatung einem deutschen Leserkreis zu unterbreiten.

Der Gedanke öffentlicher Urteilsberatung ist in ältesten germanischen Zeiten schon praktisch gewesen, die heutige Einrichtung ist jedoch neueren Datums, und es ist unsicher, ob überhaupt eine Erinnerung an die germanische Urzeit bei ihrer Neueinführung um die Mitte des 19. Jahrhunderts bewußt oder unbewußt lebendig war.

Zuerst unter allen Schweizer Gerichten wurde für das Oberste Bundesgericht der Eidgenossenschaft in Lausanne die Oeffentlichkeit der Urteilsberatung vorgeschrieben. Da dieses Gericht um das Jahr 1850 ins Leben trat, datiert auch die öffentliche Urteilsberatung als Einrichtung ungefähr von diesem Zeitpunkt an. Sie erwarb sich mit der Zeit Anhänger in allen Lagern, so daß unter dem Drucke der öffentlichen Meinung die Gesetzgeber einer Anzahl von Kantonen nachfolgten und für ihre Obergerichte (Appellationsgerichte der Kantone) Prozeßordnungen schufen, wonach die Entscheidungen öffentlich beraten werden müssen. Die öffentliche Urteilsberatung besteht also nicht in allen Kantonen, und auch in denen, die sie besitzen, ist sie nicht eingeführt für Zivilsachen in erster Instanz, und bisher noch nicht im Strafprozeß.

Die öffentliche Urteilsberatung verändert das Bild einer Gerichtsverhandlung erst von dem Augenblicke ab, wo die Parteien und die Anwälte mit ihren Plädoyers fertig sind. Dann spricht als erster der Referent und schließt seine Darstellung der Rechtslage stets mit einem Antrag. Sodann fragt der Vorsitzende, ob im Kollegium jemand einen Gegenantrag stellen will, der von dem Antrag des Referenten abweicht. Meldet sich ein anderes Mitglied des Kollegiums zum Gegenantrag, so erhält

er das Wort, um diesen zu begründen und vorzutragen. Nachdem erhält wiederum der Referent das Wort zur Erklärung, ob er bei seinem Antrag bleibt oder ob und warum er sich den Gegenargumenten fügt. Werden keine Gegenanträge gestellt, so sprechen die einzelnen Mitglieder des Kollegiums dem Dienstalter nach in fester Reihenfolge, um zu demjenigen Antrag, dem sie sich anschließen, eine individuelle Begründung vorzutragen. Als letzter spricht regelmäßig der Vorsitzende. Selbstverständlich sind auch die Fälle möglich, in denen mehr als zwei Anträge gestellt werden. Das führt dann zu einer Verlängerung der Beratung.

Fast immer aber erfolgt die Verkündung des Urteils sofort anschließend an die Urteilsberatung auf Grund der sichtbar gewordenen Mehrheitsbildung. Stößt — was auch vorkommt — die Beratung auf besondere Schwierigkeiten, so wird kein Urteil verkündet, sondern ein neuer Termin angesetzt, um die öffentliche Urteilsberatung fortzusetzen. Die Zwischenzeit gibt den Richtern in der Regel Gelegenheit, durch Fühlungnahme und Aussprache unter sich, die zweite öffentliche Urteilsberatung vorzubereiten, so daß die Divergenz der Standpunkte nicht zu groß wird und das Ergebnis sicherstehr. Eine Vertagung der Sache kann auch dann das Ergebnis sein, wenn noch Aufklärungen des Tatbestandes sich im Laufe der Diskussion als notwendig erweisen.

In der Regel sind bei Zivilprozessen, um die es sich bisher allein handelt, ähnlich wie in Deutschland, nur die Parteien und die Anwälte zugegen. Anderes Publikum findet sich nur ausnahmsweise im Gerichtssaal zum Zuhören ein; es kommt aber auch da vor, wenn ein Fall die Oeffentlichkeit beschäftigt.

Im Obersten Bundesgericht wird jede Entscheidung in drei Sprachen öffentlich beraten. Jeder Richter trägt in seiner Muttersprache vor, ohne daß übersetzt wird, denn jeder Richter im Obersten Schweizer Gericht beherrscht die drei Landessprachen der Schweiz genügend, um folgen und verstehen zu können. Die öffentliche Urteilsberatung ist hier geradezu ein Symbol des Einvernehmens und der Zusammenarbeit über alle Schranken der Volks- und Sprachverschiedenheiten hinweg.

II.

Bedenkt man, daß seit 1850 rund 80 Jahre vergangen sind, so läßt sich sagen, daß der Gedanke der öffentlichen Urteilsberatung nur ziemlich langsam an Boden gewonnen hat, und auch bisher nur auf dem Gebiet des Zivilprozesses Anwendung findet. Dies erklärt sich zum Teil daraus, daß die Berufsrichter meist *gegen* die Neueinführung der öffentlichen Urteilsberatung sind, und daß die Einrichtung nicht von ihnen, sondern von den Gesetzgebern propagiert und durchgesetzt wird, die an einer gewissen Kontrolle der Justiz durch die Oeffentlichkeit interessiert sind. Es ist jedoch festzustellen, daß überall da, wo die

öffentliche Urteilsberatung schon länger besteht, sie auch unter den Berufsrichtern Anhänger und Freunde gewinnt, und daß aus manchem dieser Gegner mit der Zeit ein überzeugter Befürworter geworden ist.

Man darf angesichts dessen fragen, welche Gründe für und wider die öffentliche Urteilsberatung in der Schweiz geltend gemacht werden.

Die Gründe der Gegner der Einrichtung sind die nämlichen, welche auch in Deutschland für die Aufrechterhaltung des Geheimnisses des Richterberatungszimmers angeführt werden, darüber braucht nichts gesagt zu werden, da diese Gründe bekannt sind. Dasjenige, was in Deutschland *nicht* bekannt ist, sind die Gründe, welche die Schweizer Gesetzgeber in fortschreitendem Maße veranlassen, die Einrichtung einzuführen. Darüber läßt sich folgendes sagen:

Man will die Besetzung der Richterbänke heben. Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß, wenn mit der Uebernahme des Richteramtes die Pflicht verbunden ist, ein Votum in freier Rede öffentlich vorzutragen, allzu Ungeeignete nicht erst zu Richtern vorgeschlagen werden oder freiwillig zurücktreten, weil sie öffentliche Blamage voraussehen. Man will ferner durch öffentliche Urteilsberatung die Beisitzer der Kollegien zwingen, die Akten ebenso zu studieren wie der Referent und auf die Urteilsfindung selbständigen Einfluß auszuüben. Man will so das Uebergewicht des Referenten im Kollegium, welches aus der Ausschließlichkeit der Aktenkenntnis entspringt, vermindern. Weiter soll eine Beschleunigung der Justiz dadurch erreicht werden. Diese Wirkung hat die öffentliche Urteilsberatung zweifellos. Denn es ist klar, daß, nachdem alle Richter ihre Stellungnahme öffentlich in Gegenwart der Parteien und der Anwälte ausgesprochen haben, niemand an einer weiteren Verzögerung der Urteilsbildung etwas gelegen ist. Die Mehrheitsbildung ist bereits erfolgt, und braucht nur vom Vorsitzenden festgestellt zu werden. Natürlich tritt diese Beschleunigung am sichtbarsten in der zweiten und dritten Instanz hervor, wo der Tatbestand regelmäßig schon geklärt ist und weitere Ermittlungen nicht angestellt zu werden brauchen. Man will endlich *der Oeffentlichkeit Einblick in die Urteilsentstehung gewähren*. Es entspricht dies dem demokratischen Prinzip der Oeffentlichkeit der Ausübung staatlicher Funktionen. Man will dem Richter inmitten der politischen Spannungen, da wo ein Bevölkerungsteil dem anderen nicht traut, das öffentliche Vertrauen sichern. Dieses Mißtrauen ist stets vorhanden, wo die Parteien, welche vor Gericht stehen, die Mitbürger anderer entgegengesetzter politischer Richtungen als Richter sich gegenübersehen. Wird das Urteil öffentlich beraten, so findet jemand, der vor Gericht steht, oft, daß ein seiner eigenen Parteirichtung angehörender Richter aus Rechtsgründen *ihm* Unrecht

gibt, und daß einer, den er als politischen Gegner vermutet, in der Rechtsauffassung ihm beipflichtet. Der Unterliegende, den der Spruch allein selten überzeugt, wird sich eher überzeugen lassen, wenn er die Argumente der einzelnen Richter des Kollegiums in freier Rede gehört hat, und wenn der Unterlegene auch nicht mehr beipflichtet, wird er doch besser verstehen, wie es zu dem Urteil kommen mußte, und dies pflegt beruhigend zu wirken. Es ist nicht zu verkennen, daß, wenn überhaupt ein Urteil Erregung hervorruft, das Geheimnis, welches über seinem Zustandekommen schwebt, die Erregung nicht vermindert, sondern vermehrt. Und darum ist die öffentliche Urteilsberatung besonders da von günstiger Wirkung, wo es gilt, eine Erregung zu dämpfen.

Der Wert der Einrichtung liegt nach Schweizer Auffassung vor allem darin, daß die Parteien zuhören. Dadurch wird die beabsichtigte Kontrolle der Oeffentlichkeit in vollem Maße erreicht, weil naturgemäß niemand schärfer aufpaßt, als die am Ausgang Beteiligten.

III.

Die Einrichtung hat nach den Erfahrungen, die man in der Schweiz gemacht hat, auf seiten der Richter keine Zurückhaltung in der Meinungsäußerung zur Folge, im Gegenteil hat die Wachsamkeit der öffentlichen Meinung die Wirkung, daß der einzelne mit seiner Meinung nachdrücklich hervortritt. Der Eindruck einer öffentlichen Urteilsberatung hängt natürlich in hohem Maße davon ab, ob starke und eindrucksvolle Persönlichkeiten die Richterbank zieren. Der geistig überlegene Richter tritt bei öffentlicher Beratung im Kollegium verdientermaßen stärker hervor, seine Ausführungen laufen weniger Gefahr, überstimmt zu werden als unter Ausschluß der Oeffentlichkeit.

Hiermit in Zusammenhang läßt sich erwähnen, daß die öffentliche Urteilsberatung mehr für den Berufsrichter als für den Laienrichter erprobt ist. Die Erfahrungen der Schweiz erstrecken sich auch bisher nur auf den Zivilprozeß, nicht auf den Strafprozeß. Für den Zivilprozeß läßt sich jedoch sagen, daß man eine günstige Einwirkung auf die Zusammensetzung der Richterbänke feststellt. Die Referenten erfahren durch die anderen Mitglieder ihres Kollegiums eine intensivere Ergänzung als nach dem System der geheimen Beratung. Insbesondere werden die Nicht-Referenten zur tätigen Mitarbeit bei der Entstehung des Urteils veranlaßt.

Auch die Befürworter der öffentlichen Urteilsberatung geben zu, daß der naive Autoritätsglaube an die Kollegien durch die öffentliche Urteilsberatung schwindet. Der Zuhörer merkt, wie sehr auch die Urteilsfindung eine mit menschlichen Unvollkommenheiten behaftete Angelegenheit ist. Der Zuhörer kann zum Beispiel bemerken, daß man im Schoße des Kollegiums

dieselbe Rechtsfrage sehr verschieden beantwortet, und er wird gewahr, daß die Urteilsrichtigkeit eine relative Größe ist. Der Autoritätsglaube ist jedoch nicht durch die öffentliche Urteilsberatung ins Wanken geraten, sondern die öffentliche Beratung ist eingeführt, weil der Autoritätsglaube längst einer Vertrauenskrise Platz gemacht hat.

Es ist wohl zu verstehen, daß die älteren Berufsrichter gerade den Autoritätsglauben zu erhalten wünschen, weil sie die Bedeutung ihrer Stellung damit schwinden fühlen. Es wird jedoch von der Gegenseite geltend gemacht, daß nur der blinde Autoritätsglaube schwindet, daß dagegen das sehende Vertrauen an die Autorität einer bedeutenden Richterpersönlichkeit durch die öffentliche Beratung nicht erschüttert wird, im Gegenteil eine Belebung erfährt. Man sagt, daß, wo erst die Vertrauenskrise der Justiz gegenüber eingetreten ist, es vorzuziehen ist, Einblick in die Urteilsentstehung zu gewähren, anstatt diesen Einblick länger zu versagen. Man ist der Auffassung, daß die Justiz nichts dabei verliert, und daß dies dem Zustande demokratischer Mündigkeit eines Volkes entspricht. Man sagt, es gäbe Rechtsprechungsproduzenten und Rechtsprechungskonsumenten, und man glaubt, daß auch den letzteren eine Beurteilungsmöglichkeit über das Zustandekommen der gerichtlichen Urteile gewährt werden müsse, und daß man darum die Urteilsberatung des Kollegiums ihrer Beurteilung nicht entziehen dürfe.

Mit Sicherheit kann man sagen, daß die Schweizer Rechtsprechung durch die öffentliche Urteilsberatung keine Verschlechterung erfahren hat. Die Schweizer Bundesrichter, welche in der internationalen Gerichtsbarkeit eine hervorragende Rolle spielen und besonderes Ansehen genießen, haben in langen Jahren ihre Urteile stets öffentlich beraten müssen. Ein wirkliches Argument gegen die öffentliche Beratung läßt sich auch daraus nicht entnehmen, daß die Einrichtung in anderen Ländern bisher nicht eingeführt worden ist. Dies erklärt sich für die englische Justiz, die angesehen dasteht, vor allem dadurch, daß in England die Mehrzahl der Urteile von Einzelrichtern gefällt wird, und daß diese ihre Urteilsbegründung — für unsere Begriffe etwas langatmig — traditionell so abfassen, daß die Entstehung des Urteils ersichtlich gemacht wird. Auch hier tritt der Gedanke zutage, dem Rechtsprechungskonsumenten zu zeigen, wie das Urteil entsteht.

Soweit Kollegien in England Recht sprechen, wie in den Berufungsgerichtshöfen der King's Bensch Division, besteht die Einrichtung, daß das Kollegium zwar sein Urteil nicht öffentlich berät, daß aber nach der Verkündung des Urteilsspruches der Vorsitzende und jeder Beisitzer ein Separatvotum zur Begründung vorträgt. Die Separatvoten können mit dem Votum des Vorsitzenden übereinstimmen, können aber auch davon abweichen, wenn der votierende Richter im Kollegium überstimmt worden

ist, oder wenn er auf anderen Wegen das übereinstimmende Ergebnis gefunden hat. Auch da ist der Gedanke maßgebend, daß die Rechtsprechungskonsumenten das Zustandekommen des Urteils erfahren sollen, und daß niemand im Interesse der Autoritätswahrung der Justiz es für nötig hält, Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Kollegiums der Oeffentlichkeit vorzuenthalten.

Daraus ergibt sich, daß der Grundgedanke, um den es sich handelt, von der englischen Justiz nicht abgelehnt, sondern auf andere Weise auch dort berücksichtigt wird. Darum wird man zum Ergebnis gelangen, daß, wenn man auch die Schweizer Einrichtung nicht für übertragbar halten will, man den Grundgedanken darum nicht abzulehnen braucht, der heißt: Einblick in die Urteilsentstehung!

***

Parlamentarismus in Kinderschuhen

von D. Dr. v. Campe, M. d. L.

Die Neujahrskrise 1925/26 fand ihr Ende in dem Augenblick, als nach sechswöchentlichem Verhandeln der Parteien Hindenburg mit starkem Willen eingriff. Die Neujahrskrise 1926/1927 bot dasselbe Bild: erfolgloses Paktieren der Parteien. Eingreifen Hindenburgs, Lösung! Die Bemühungen Hermann Müllers um die Regierungsbildung waren ihrem Ziel immer am nächsten, wenn Hermann Müller die Zügel in der Hand hielt. Das Ziel rückte in die Ferne, sobald die Leitung in die Hände der Fraktionen glitt.

Diese Tatsachen geben zu denken. Können wir das Instrument des Parlamentarismus spielen? Liegt die Handhabung des Parlamentarismus allein in den Händen der Fraktionen, oder haben auch andere Stellen im Staate bei seiner Handhabung eine aktive Rolle zu spielen? Ist der Parlamentarismus überhaupt eine für unsere Verhältnisse geeignete Einrichtung? Wir Deutschen sind so dogmengläubig — auch in der Politik. Das hat uns schon manches Schnippchen geschlagen — auch in der Politik. Dogmen sind uns Allheilmittel. Wir halten starr daran fest. Wir gehören gern zu den Unentwegten. Wir lieben die Konsequenz.

Daß wir 1918 eine Demokratie wurden, daß wir den Parlamentarismus der westlichen Länder zur Grundlage unseres öffentlichen Lebens machten, war unvermeidlich. Auf welch anderer Autorität hätten wir den Staat aufbauen sollen! Die Revolution brachte uns den Parlamentarismus, aber es war das zugleich der Abschluß einer geschichtsnotwendigen Entwicklung. Der Parlamentarismus wäre auch ohne Revolution gekommen. Sicherlich in anderer Form, aber er mußte kommen, so oder so. Erfahrungen der Kriegszeit bereiteten sein Kommen praktisch vor. Das Seherauge eines Bismarcks sah diese Entwicklung längst. Mit Bezug auf das Parlament rief er ahnend den Jenenser Studenten zu: „Ich weiß nicht, ob es in allen Zeiten richtig ist, alles so auf die Träger der alten Gewalt abzustellen, ob wir nicht anderen neuen Institutionen einen größeren Einfluß einräumen müssen."

Die Entwicklung vollzog sich also zwangsläufig. Aber trotzdem war ein gut Teil Dogmenglaube dabei. Englands Größe ist mit seinem Parlamentarismus aufs engste verknüpft. Aehnlich ist die Entwicklung in anderen Ländern. Da sollten wir uns dies Allheilmittel entgehen lassen? Der Gedanke brach sich durch. Aber Parlamentarismus ist kein Ding in stets gleich abgerundeter starrer Form und von stets gleichem Inhalt. Der ist nicht theoretisch zu schaffen, ein für alle Mal, für alle

Zeiten und Länder festzulegen. Form und Inhalt werden, verdanken ihre gar verschiedene Gestaltung der geschichtlichen Entwicklung. Gerade der Parlamentarismus Englands ist in vielhundertjähriger Entwicklung geworden und wandelt sich noch täglich. Er ist mit dem Königtum verwachsen, untrennbar von tausend und abertausend sozialen Einrichtungen. An ihm hängt das mächtige Schwergewicht von jahrhundertealten Erinnerungen und Gewohnheiten. Das sind Imponderabilien, die ihn ein ganz individuelles, nicht übertragbares Gepräge geben. Das verkennt so oft der unhistorische, dogmengläubige Sinn einer Formaldemokratie. Man kann nicht englische Einrichtungen *mechanisch* auf unsere Verhältnisse übertragen. Das hieße ein Birnenreis auf einen Apfelbaum propfen!

Der letzte Kern des Parlamentarismus ist der, daß das vom Volk erwählte Parlament die Gesetzgebungsgewalt und die Kontrolle der Verwaltung hat — bei verschiedener Ausgestaltung dieser Rechte im Einzelnen. Die Verwaltung ist daher abhängig vom Vertrauen des Parlaments. Mißtrauen stürzt die Regierung. Ohne diesen Gedanken scheint uns der Parlamentarismus nicht denkbar. Das gilt auch für England. Und doch ist praktisch in England noch nicht ein einziges Mal eine Regierung durch ein Mißtrauensvotum gestürzt. Mißtrauensvoten kommen nicht vor. Warum? Einfach deshalb nicht, weil England nur zwei Parteien hat. Politik ist ein Kampf um Macht. Für England also ein Kampf, ob die eine oder die andere Partei die Staatsgewalt erringt. Wer die Mehrheit hat, hat die Macht. Er wird sich der eigenen Macht nicht durch ein Mißtrauensvotum berauben! Die Minderheit aber kann ein Mißtrauen nicht durchsetzen. So spielt der Mißtrauensgedanke im klassischen Lande des Parlamentarismus also deshalb keine Rolle, — weil man nur zwei Parteien hat. Man sieht: Ein Kernstück des Parlamentarismus ist in England außer Kurs gesetzt. Die Tatsache, daß man nur zwei Parteien hat, brachte das zu Wege. Das ist einfach nicht nachzumachen, nicht auf andere Länder zu übertragen. Wie anders in Frankreich, wo Vertrauensanträge an der Tagesordnung sind, wie anders bei uns, die wir stets auf Koalitionsregierungen angewiesen sind. Da läuft die Regierung täglich Gefahr, daß eine Partei abspringt. Da ist dann sofort das Ventil für Mißtrauensanträge geöffnet. Sie bringen Bewegung in das politische Leben und in die Maschinerie des Parlamentarismus.

In England wird aufgelöst, wenn man sich in der Regierung über eine wichtige Frage nicht einigen kann, oder wenn eine ganz neue Frage auftritt, zu der der Wähler noch nie Stellung genommen hat, oder wenn gewichtige Zeichen dafür vorliegen, daß in der Wählerschaft ein allgemeiner Stimmungswechsel eingetreten ist. Die Auflösung erfolgt dann also aus demokratischen Geiste heraus. Das Volk soll entscheiden. Ihm

soll die ihm gebührende letzte Entscheidung in einer neuen Lage nicht vorenthalten werden. Die strittige Frage steht zur Entscheidung im Wahlkampfe. Der Parlamentarismus ordnet sich der Volksstimme unter. Wie anders bei uns:

Am 26. Juni 1919 tritt das Kabinett Scheidemann zurück wegen des Versailler Diktats. Bauer tritt an Scheidemanns Stelle. Die Demokraten scheiden aus. Sonst bleibt im Wesentlichen dasselbe Kabinett. Man denkt nicht daran, das Volk zu befragen. Und doch war eine Lebensfrage des Volkes zu entscheiden. Die Maiwahlen 1924 bringen eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse im Reichstag. Trotzdem bestätigt Ebert das alte Kabinett, das sich auf keine Mehrheit mehr stützen konnte. Am 22. Oktober 1921 tritt Wirth zurück wegen des Mißerfolges seiner Oberschlesienpolitik. Es wird am 26. Oktober fast genau dasselbe Kabinett gebildet unter seiner Leitung. Das Volk wird nicht befragt. — Aehnliche Beispiele ließen sich noch mehrere anführen. Unser Parlamentarismus ist doch nicht demokratisch-waschecht! Andere Stellen im Staate, ja das Parlament selbst stellt sich über das Volk. Und das ist mitbedingt durch die Vielheit unserer Parteien. Bei einem Zweiparteiensystem geht wie von selbst bei einem starken Mißerfolg die Macht auf die andere Partei über. Wir sind immer auf Koalitionen angewiesen. Mißlingt etwas, da versucht man es mit einer vielleicht nur leicht abgeänderten Koalition oder mit neuen Männern, denen die anderen Parteien gefügiger sind. Vielleicht ist auch eine ganz andere Koalition möglich, die die Erfolge einer im Wahlkampfe erheblich gestärkten Partei ignorieren kann. Es fehlt die klare Linie, die im Zweiparteiensystem jeder Wahlkampf zieht. Wir sind auf das Tasten angewiesen.

Luther fällt am 12. Mai 1925 über die Flaggenverordnung. Die Sozialdemokraten bringen ein Mißtrauensvotum ein. Die Deutschnationalen enthalten sich der Stimme. So ergibt das Mißtrauensvotum eine Mehrheit. Am 15. Mai 1925 übernimmt Marx das Kanzleramt. Die Flaggenverordnung bleibt. Die Sozialdemokraten bringen trotzdem ein neues Mißtrauensvotum ein. Die Deutschnationalen lassen das Kabinett gewähren, nehmen die Regierungserklärung entgegen und billigen die einfache Tagesordnung. Und Luther stand ihnen doch näher als Marx! Wahrlich, ein Kuriosum! Es ist zwar nichts seltenes, daß eine Partei in der Opposition eine Frage verneint, als Regierungspartei aber sie bejaht oder umgekehrt. Das ist in Amerika, aber auch in England nichts Auffälliges. Parteien ringen um Macht. Das ist ihr Recht, ihr Wesen. Taktik zwingt da oft zu verschiedener Einstellung. Hier aber sagte die Sozialdemokratie in der Opposition am 12. Mai nein. Sie blieb in der Opposition und wagte am 15. Mai nicht, das Nein zu wiederholen. Und grundsätzlich ebenso handelten die Deutschnationalen. Selten hat politische Unreife so offen sich gezeigt.

Nie haben wir nur so stümperhaft das Instrument des Parlamentarismus gespielt. Es mag selbst der großen Masse verständlich erscheinen, daß eine Partei ihren Standpunkt wechselt, wenn sie von der Opposition in die Regierungsgewalt eintritt, Daß aber Parteien in der Opposition von heute auf morgen dieselbe Frage verschieden beantworten, um so zur Macht zu gelangen — das war es doch —, das ist weiteren Kreisen schlechterdings nicht verständlich zu machen. Hier drängen sich parteipolitische Interessen so sehr in den Vordergrund, daß der Gedanke, die Macht im Staate zu erringen, für das Auge der Massen kaum noch erkennbar wird. Die Bemühungen von Curtius, ein Kabinett 1927 zu bilden, scheiterten. Dem Zentrumsmann Marx gelang es. Das lag nicht an seiner größeren Geschicklichkeit. Und beide wollten dieselbe Koalition. Beide wollten das Kabinett auf Grundlage desselben Programms bilden. Curtius scheiterte. Warum? Weil das Zentrum keiner anderen Partei den Kanzlerposten gönnte. Es waren im wesentlichen parteipolitische Interessen. Die gaben den Ausschlag. In all diesen Fällen drängte also der parteipolitische Machtgedanke sich vor und schuf Reibungen im Rädergang des Parlamentarismus.

Im Zweiparteiensystem sind solche Reibungen ausgeschlossen. Die Grundlage der Regierungsbildung ist gegeben. Sie vollzieht sich im Verhältnis von Partei zu Partei mechanisch, arithmetisch, zwangsläufig nach der Zahl. So schafft also immer wieder noch die Vielheit der Parteien dem Parlamentarismus Schwierigkeiten, stellt ihn vor ganz andere Aufgaben, und gibt ihm so ein anderes Gepräge.

Ein weiteres kommt hinzu. Die letzten Wahlkämpfe haben es gezeigt. Vor den Dezemberwahlen 1924 erklärte das führende Blatt der Demokraten: Unser Feind steht halbrechts — unser Kampf gilt der D.V.P. Und doch waren beide Parteien im Reich wie in Preußen in der Regierung. Im letzten Wahlkampf haben Deutschnationale die D.V.P. in einer Weise bekämpft, wie es kaum zwischen Regierungsangehörigen und Gegnern üblich ist. Und auch an zersetzendem Kampf zwischen Zentrum und D.V.P. hat es nicht gefehlt, obwohl auch sie in der Regierung beisammen saßen. Aehnliches gilt für die Führung des Wahlkampfes seitens der Demokraten und Sozialdemokraten, wiewohl sie morgen vielleicht schon miteinander in der Regierung zusammen zu arbeiten hofften. Auch diese Schwierigkeiten kennt der Parlamentarismus im Zweiparteiensystem nicht. Die sich bekämpfenden Parteien werden nie zusammen in der Regierung sein. Sie stehen sich stets als Gegner gegenüber. Wieder also stört die Vielheit der Parteien das Einleben des Parlamentarismus.

Was Wunder, daß der Parlamentarismus bei uns noch hin und her tastet. Er schwankt. Muß sich unseren Verhältnissen

noch anpassen. Wir wissen, wie er in England von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, oder gar von Jahr zu Jahr immer neu sich geformt hat. Ich denke an die stets wechselnde Machtverteilung zwischen König, Unterhaus, Oberhaus, Kabinett, Ministerpräsident, herrschender Partei u. a. m. Ich deute das nur an. Auch wir haben noch, wie England, Jahrhunderte, sicherlich Jahrzehnte in täglichem parlamentarischem Kampfe darum ringen müssen, dem Parlamentarismus eine unseren Verhältnissen, unserer Eigenart entsprechende Ausgestaltung zu geben. Jeder Versuch, a priori eine Form zu finden, wäre eine Sünde gegen den heiligen Geist der Politik, die praktische Dienste leisten, nicht Konsequenzen aus einem Prinzip ziehen will.

Auch Parallelen mit Frankreich erheischen Vorsicht. Frankreich ist uns in seiner Parteizerklüftung vielleicht noch über. Wir ringen mit ihm da um die Palme. Doch aber sind die Dinge dort anders gelagert. Frankreich kennt nicht so fest abgeschlossene Parteigrenzen wie wir. Diese schwanken. Auch während, selbst noch nach einer Wahl ist nicht sicher, welcher Partei ein Abgeordneter sich anschließen will, ja wie die Parteien sich bilden und gruppieren werden. Praktische Gründe sind da maßgebend. Der nationale Gedanke ist zudem dort stärker entwickelt als bei uns. Politische Dogmen gelten dem Franzosen weniger als uns. Das alles erleichtert eine Blockbildung als Grundlage und Stütze der Regierung. Im Laufe der Jahrzehnte haben solche Blocks sich eingelebt. Es ist da eine gewisse Stabilität in der Blockbildung gekommen. Nationale Interessen schaffen wohl neue oder modifizieren alte. Der nationale Block Poincarés ist ein Beispiel dafür. Die Rettung des Franken ist sein Rückgrat. Die Popularität einer Politik rücksichtslosester Ausbeutung des Versailler Diktats und der Sicherung des französischen Prestige kann diesen Block auch bei Mißerfolgen zusammenhalten. Chauvinismus und materielles Interesse paarten sich. Das alles erleichtert die Handhabung des Parlamentarismus. Wie sehr der nationale Gedanke und der praktisch-politische Sinn des Franzosen den Parlamentarismus dem Interesse des Staates anzupassen weiß, mag daraus hervorgehen, daß man auch nach einer Ministerkrise wie nach einer Neuwahl den Außenminister, wenn klarer Mißerfolg nicht sein Ausscheiden fordert, im Amte zu belassen pflegt, auch wenn er nicht den Regierungsparteien angehört. Ob die Entwicklung bei uns nicht denselben Weg geht? Die starke Position Stresemanns könnte es möglich machen. Außenpolitik fordert eine starke Stütze daheim. Sie läßt sich nur dann mit Erfolg durchführen, wenn sie sich tunlichst auf alle Parteien oder doch eine starke Mehrheit stützt. Unsere Notlage weist auf diesen Weg. Gerade Stresemann hat das immer betont. Ob unser Parlamentarismus schon so weit „entfraktionisiert" ist,

daß auch ein überragender Außenminister ohne Unterstützung seiner Fraktion im Kabinett auf die Dauer möglich wäre, ist mir zum mindesten sehr zweifelhaft. Unser politisches Leben ist zu stark fraktionell eingespannt. Die Ueberspannung des Fraktionsgedankens erschwert neben der Vielheit der Parteien die sichere Handhabung des Parlamentarismus.

In England ist die Kabinettsbildung eine innerparteiliche Aufgabe. Das Volk hat gesprochen. Der Spruch ist klar, eindeutig. Die eine Partei hat die Mehrheit. Sie hat die Regierung zu stellen. Sie bestimmt den Ministerpräsidenten, die einzelnen Minister. Die andere Partei hat nicht drein zu reden, kann es gar nicht. Dem Könige liegt zwar die offizielle Ernennung ob. Aber das ist ein rein formales Recht. Jeder Schreiber, ja jede Schreibmaschine könnte dasselbe leisten. Auch dieses Recht des Königs ist, wie alle seine Rechte, rein formal, ohne Bedeutung. Seit 1707 hat kein englischer König sein Vetorecht gegen einen Gesetzesbeschluß geltend gemacht, seit 1718 keiner Kabinettssitzung vorgesessen. Ein Kabinett als beratendes Organ des Königs kennt England nicht. Das Unterhaus hat es 1701, dann 1705 nochmals abgeschafft und 1897 ausdrücklich erklärt, es kenne kein Kabinett. 1900 soll es zum ersten und letzten Male offiziell von einem Kabinett gesprochen haben. Aber es lebt dennoch und man verkehrt täglich mit ihm, als einem Ausschusse des Parlaments. Das und nichts anderes ist es in Wirklichkeit. Offiziell gibt es als Ratgeber der Krone nur den Geheimen Rat. Dessen Mitglieder aber haben nichts zu sagen, wenn sie nicht Mitglieder des Kabinetts sind. Und dann haben sie nur als solche etwas zu sagen. Form, Inhalt, Wesen des Parlamentarismus sind durch diese Entwicklung so charakteristisch ausgestaltet, daß unser Parlamentarismus bei der Bildung des Kabinetts vor ganz anderen Aufgaben steht. Auch hier kann er von England für seine verfassungsrechtliche Ausgestaltung nichts lernen — um so mehr freilich von dem praktischen, Staatsnotwendigkeiten stets gewandt und feinfühlig Rechnung tragenden Sinn des Engländers.

Nie oder doch nur sehr selten wird eine Parlamentswahl bei uns nur eine Mehrheitsbildung ermöglichen. Habe ich acht Parteien, so kann eine Mehrheit vielleicht aus den Parteien 1+2+3+4, aber auch aus 2+3+4+5 oder aus 2+4+5, oder auch aus anderen Verbindungen möglich sein. Für welche Mehrheit hat sich der Volkswille ausgesprochen? Das läßt sich schlechterdings nicht sagen. Vielleicht nur dann, wenn die Frage einer ganz bestimmten Koalitionsbildung allgemein zur Wahlparole gestellt war. Im Reichstag ist heute eine Koalition der Kommunisten, Sozialdemokraten, Demokraten und der einen oder anderen Splitterparteien, eine Koalition aller bürgerlichen Parteien, endlich die große Koalition möglich. Im Landtag

liegen die Dinge ähnlich. Auch 1924 war es nicht viel anders. Und so wird es für absehbare Zeit immer sein.

Daraus ergeben sich für den Parlamentarismus im Reich — und mehr noch in den einzelnen deutschen Ländern — Schwierigkeiten und Aufgaben bei der Kabinettsbildung, die England nicht kennt. Wer hat die Bildung in die Hand zu nehmen? In England hat das Volk mit der Wahl die Mehrheitspartei damit betraut. Im Reich ist es der Reichspräsident. Aber wie ist die Machtstellung des Reichspräsidenten staatsrechtlich ausgestaltet, wie politisch zu beurteilen? Ist sie wie die des englischen Königs rein formal, oder kann er das Gewicht selbständiger Meinung in die Wagschale werfen? Auch hier tastet unser Parlamentarismus noch. Hier schwankt er noch hin und her. Aus der Fülle der Tatsachen stelle ich einige hierher: Am 11. November 1921 macht Winkler, der Führer der Deutschnationalen dem Reichspräsidenten Ebert einen Vorwurf daraus, daß er Wirth trotz des Fiaskos seiner Oberschlesienpolitik von neuem zum Kanzler ernannt habe. Im Mai 1924 führt die Deutschnationale Partei Beschwerde darüber, daß Ebert nicht einen Deutschnationalen mit der Kabinettsbildung betraut habe. Sie seien die Träger der Opposition gewesen, die das Kabinett gestürzt habe. Sie seien die Sieger im Wahlkampfe. Ihnen gebühre daher die Kanzlerschaft und Kabinettsbildung. Am 21. Januar 1927 betraut Hindenburg Marx mit der Bildung eines Kabinetts, und zwar auf der Grundlage einer Mehrheit der bürgerlichen Parteien, nachdem ein Kabinett unter Einschluß der Linken sich nicht habe erreichen lassen. Darob Gezeter im demokratischen Blätterwalde! In all diesen Kritiken klingen staatsrechtliche wie politische Bedenken an. Des Präsidenten verfassungsrechtliche Stellung im System des Parlamentarismus gestatte solch politische Direktiven nicht, er habe keine selbständige politische Entscheidung zu treffen. Ist das so?

Die parteipolitische Durchseuchung unseres öffentlichen Lebens hat sich, wie so oft, so auch an diesen Fällen recht deutlich gezeigt. Dem Präsidenten Ebert bestreiten die Deutschnationalen eine selbständige Stellungnahme im Falle Wirth. Hindenburgs selbständiges Vorgehen im Falle Marx 1927 verteidigen sie gegen linkspolitische Angriffe. Und umgekehrt ruft Die Demokratie hier Kreuzige, dort aber Hosiannah! Ganz wie es das parteipolitische Interesse fordert. 1924 wollen die Deutschnationalen dem Präsidenten ihren Willen aufzwingen, 1927 soll er frei sein. 1924 wurden sie nicht beteiligt, 1927 waren sie dabei. So bringen wir den Parlamentarismus nicht ins Gleichgewicht. Parteipolitische Brille trübt den Blick, stört die so nötige Klärung. — Erfreulich scheint mir, daß bei der letzten Krise niemand dem Reichspräsidenten die Befugnis bestritten hat, dem Kanzlerkandidaten bestimmte Weisungen

zu geben — zunächst zur Bildung der großen Koalition, dann der Weimarer Koalition. Es ist zu wünschen, daß solche Befugnis staatsrechtlich nie mehr bestritten wird. Daß dem Reichspräsidenten solche Stellungnahme zusteht, ist verfassungsrechtlich nicht zu bezweifeln. Mit vollem Bewußtsein hat die Nationalversammlung, hat auch Preuß, der Schöpfer der Reichsverfassung dem Reichspräsidenten eine selbständige Stellung gegeben. Man wollte einer „kraftvollen Persönlichkeit" volle Entfaltungsmöglichkeit und eine „selbständige Initiative" geben. Er sollte „unabhängig vom Reichstage sein, der wissen müsse, daß er „nicht allmächtig" sei, vgl. Stenographische Berichte des Verfassungsausschusses; S. 231, 232, 233, 235, 252, 276, 278.

Und das alles verlangte man gerade mit Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse, vor allem auf die Schwierigkeiten der Kabinettsbildung infolge unserer vielgestaltigen Parteiverhältnisse. Bei der Regierungsbildung die richtigen „Kombinationen zu finden wird eine besondere Staatskunst sein, . . . diese Aufgabe kann allein ein Präsident erfüllen", meint Delbrück S. 252 das. Und Preuß weist dem Präsidenten die selbständige Ueberlegung zu: „Welche politische Kombination kann ich benutzen?" S. 237 das. Und selbst ein so eingefleischter Demokrat wie Naumann meint: „Es besteht die Möglichkeit, daß im Reichstage eine Mehrheit nicht zu finden ist, und daß infolge dessen eine Regierung nicht ohne weiteres gebildet werden kann. Dann muß der Präsident wirksam werden. Er muß eine Regierung zu bilden verstehen" usw. Daraus erhellt: Die Reichsverfassung gibt dem Reichspräsidenten bei der Kabinettsbildung das Recht und die Pflicht selbständiger Entscheidung. Das ist mit dem Gedanken des Parlamentarismus vereinbar. Ja Preuß fordert sogar solch vollwertiges Gegengewicht gegen den Reichstag als Konsequenz wahrer Demokratie! Aus dem Geiste eines theoretisch konstruierten Parlamentarismus solche Selbständigkeit abzulehnen, ist verkehrt, widerspricht der Reichsverfassung. Man kann und mag die Handhabung dieses Rechtes im einzelnen Falle als einen politischen Fehlgriff kritisieren. Das verfassungsmäßige Recht sollte niemand bestreiten.

Aehnliches gilt für die Auswahl und Ernennung der Minister. Sie erfolgt auf Vorschlag des Kanzlers durch den Reichspräsidenten; Art. 53 der R.V. Keine Bestimmung der Verfassung läßt die Deutung zu, daß das Recht des Reichspräsidenten nur ein rein formales sei, wie es das des englischen Königs geworden ist. Die Verhandlungen der Nationalversammlung sagen das Gegenteil. Bei allen bisherigen Kabinettsbildungen haben allerdings die Fraktionen Einfluß auf die Verteilung der Ministersitze unter den Parteien zu gewinnen gewußt. Ja sie haben maßgebenden Einfluß auf die Ernennung bestimmter Personen gewonnen. Dem Geiste der

Verfassung entspricht das nicht. Und durch den Gedanken des Parlamentarismus ist es nicht geboten. Preuß hat schon in der Nationalversammlung solchen Einfluß abgelehnt. Er führte aus: „Es geht nicht an, die Mitglieder des Kabinetts auf die Reichstagsparteien zu kontingentieren und von ihnen wählen zu lassen, sondern der Ministerpräsident muß sich sein Kabinett in Fühlung und im Einverständnis mit dem Reichspräsidenten und den Parteien, auf die er sich stützen will, bilden. Nur so wird dem Geiste des parlamentarischen Systems in seinen Erfordernissen entsprochen. . . . Wir müssen uns gewöhnen, Kabinette etwas anders zu bilden, als es zuletzt geschehen ist, nämlich gerade auf Grund größerer Freiheit, die dem Reichspräsidenten und dem Ministerpräsidenten in der Auswahl der Mitarbeiter gegeben wird", S. 276. Und ein so konsequenter Anhänger des parlamentarischen Systems wie Naumann meinte: Der Reichspräsident muß „die Mitglieder der Regierung auch unter dem Gesichtspunkte ihrer geschäftlichen Tüchtigkeit auswählen", S. 278.

Daraus erhellt: Die Fraktionen haben verfassungsrechtlich kein den Reichspräsidenten bindendes Vorschlags- oder Wahlrecht. Der Reichspräsident entscheidet frei und selbständig unter eigener Verantwortung. Der Kanzler hat ein selbständiges Vorschlagsrecht. Politisch werden beide Stellen sich mit den Fraktionen ins Einvernehmen zu setzen und in Fühlung mit diesen vorzugehen haben, der Kanzler hat mit diesen zu arbeiten. Er wie seine Minister sind auf deren Vertrauen angewiesen.

Dasselbe gilt für Preußen. An Stelle des Reichspräsidenten hat hier der Ministerpräsident verfassungsrechtlich das Ernennungsrecht. Er ist der Alleinentscheidende. Für das Reich bestimmt der Kanzler (Art. 56), für Preußen der Ministerpräsident (Art. 46) die Richtlinien der Politik. Schon daraus ergibt sich die politische Notwendigkeit, ihren Einfluß auf die Ernennung der Minister nicht zu schmälern. Der demokratische Gedanke fordert solche Schmälerung nicht. Denn Reichspräsident, Kanzler, Ministerpräsident verdanken ihre Stellung echtdemokratischer Wahl. Auch das parlamentarische System fordert diese Schmälerung nicht. Preuß selbst bezeugt es. Und Parlamentarismus heißt nicht parlamentarische Allmacht.

Die Praxis seit 1919 zeigt starke Neigung, die Macht der Fraktionen zu steigern. Wir sind auf dem Wege, den Parlamentarismus durch einen Fraktionismus zu ersetzen, den Fraktionen als solchen eine Rechtsstellung im verfassungsrechtlichen Aufbau des Staates zu geben, die Fraktionen zu Rechtsinstanzen zu machen. Das tritt überall zutage. Nirgend deutlicher als bei Kabinettsbildungen. In Preußen mehr noch als im Reich, weil Preußen keine dem Reichspräsidenten entsprechende, dem Parlament gegenüber selbständige Stelle hat. Kein Reichspräsident, kein Kanzler, kein Ministerpräsident wird ohne

Fühlung mit den maßgebenden Parteiführern die Persönlichkeiten auswählen, die sie bei der Kabinettsbildung mit Ministerposten betrauen wollen. Aber die Vielheit unserer Parteien, die Möglichkeit verschiedenster Mehrheitsbildungen fordert, wie von selbst, jenen Stellen eine Freiheit der Entschließung zu geben. Die Konkurrenz der Parteien sollte dahin führen. Das wäre zu begrüßen. Hindenburg hat bei der Krise 1926/1927 das Ausscheiden Stresemanns als indiskutabel bezeichnet. Er hat auf dem vorläufigen Verbleiben Geßlers bestanden. Auf seine Vorstellung hin ist Krohne ausgeschieden. Er hat sich Groener gegen gewisse Wünsche der Fraktionen als Reichswehrminister gewählt. All diese Maßnahmen haben Kritik hervorgerufen und Erörterungen gezeitigt, ob denn der Reichspräsident solch weitgehende Rechte habe. Denn grundsätzlich haben immer noch bis dahin die Fraktionen der Regierungsmehrheit die Ministersessel unter sich verteilt und auch die Persönlichkeiten für deren Besetzung bestimmt. Eine feste Praxis hat sich noch nicht herausgebildet. Das Recht weitgehender Einflußnahme des Reichspräsidenten kann nach den Erklärungen bei Beratung der Verfassung schlechterdings nicht bestritten werden. Politisch wird es geradezu zu einer Notwendigkeit. Unsere Verhältnisse vertragen es nicht, wenn der Präsident zum Werkzeug der Parteien würde. Unsere Parteizerrissenheit fordert einen festen Punkt in der Erscheinungen Flucht, Schwanken und Vielgestaltigkeit. Der Ruf nach einer Festigung der Stellung des Reichspräsidenten, nach einer Erweiterung seiner Rechte, erschallt heute immer lauter und allgemeiner. Hier ist einer der Punkte, wo er nur zu berechtigt ist, wiewohl eine starke Persönlichkeit hier schon auf Grund der jetzigen Rechtslage so manches zum Heile wenden kann.

Daß der Kanzlerkandidat je einen starken, sein formales Vorschlagsrecht maßgeblich bereichernden Einfluß auf die Verteilung und Besetzung der Ressorts gewann, und sich den Vorschlägen der Parteien gegenüber eine freie Stellung errungen hätte, ist nicht bekannt geworden. Und doch wäre auch das nötig. Der maßgebende Mann muß sich seine Mitarbeiter selbst aussuchen. Er darf sie sich nicht aufdrängen lassen. Nur so ist eine reibungslose Zusammenarbeit unter seiner Leitung und Verantwortung möglich. Hier steckt unser Parlamentarismus noch in den Kinderschuhen. Die Schlacken des Fraktionismus gilt es noch abzuschütteln.

In Preußen schwankt der Boden des Parlamentarismus noch mehr. 1921 wählten wir zweimal Stegerwald. Eine Einigung über die Grundlage der Kabinettsbildung war vorher nicht erfolgt. Stegerwald dachte aber nie daran, ein Kabinett aus den ihn wählenden Parteien zu bilden. Er dachte immer nur an ein Kabinett der Großen Koalition. Und doch hatten ihn beide Male auch die Deutschnationalen gewählt. Bei der zweiten

Wahl ließ die Sozialdemokratie ihn fallen. Ueber ein Regierungsprogramm hatte man auch jetzt vorher weder mit ihm noch unter den ihn wählenden Parteien verhandelt.

Das ist vielleicht nicht so stümperhaft, wie es scheint. Die letzten Erfahrungen Hermann Müllers geben zu denken. Läßt die Verfassung den Ministerpräsidenten durch das Parlament wählen, und gibt sie diesem das Recht der Ministerernennung, so liegt, zumal wenn die Verfassung einen Staatspräsidenten nicht kennt, der tiefste Grund dieser Bestimmungen doch in dem Vertrauen zu dem Parlament, daß dieses in die höchste Stelle des Staates nur den besten Mann wählt, den das Volk zur Verfügung hat. Der vom Parlament erwählte Ministerpräsident soll eine Art homo regius sein. Seine Wahl bedeutet eine Blankovollmacht. Er wird als Persönlichkeit, nicht als Parteimann gewählt. Ich weiß nicht, ob das nicht der eigentliche Sinn der Verfassung ist. Jedenfalls haben ihre Bestimmungen nur in solchen Gedankengängen ihre letzte Rechtfertigung. Aber menschliche Schwäche macht sich auch hier geltend. Unsere parteidurchseuchte Zeit glaubt an nichts wie an Masse und Partei und Formaldemokratie. Die Praxis rechtfertigt dieses Vertrauen nicht oder nicht immer. Das Problem der Führerauslese bleibt zu oft ungelöst. Wir verstehen das Instrument des Parlamentarismus nicht zu spielen — auch Stegerwald damals nicht. Er ging völlig selbständig vor. Dagegen habe ich nichts. Aber seltsamer Widerspruch. Noch einige Stunden, bevor er sein Kabinett vorstellen wollte, wußte er noch nicht, wen ihn die Demokratie als Minister des Innern verbindlich präsentieren würde! Er war ein seltsames Gemisch von homo regius und fraktionsgebundenem Ministerpräsidenten. Im November 1921 einigte man sich über die Bildung der Großen Koalition, über die Wahl Brauns zum Ministerpräsidenten und über die Verteilung der Ministerien unter den Fraktionen. Die Bezeichnung der Minister erfolgte durch die Fraktionen, so daß diese in Wirklichkeit ein Ernennungsrecht ausübten. Gerade darauf haben die Fraktionen immer Gewicht gelegt. Sie lassen sich nur ungern hereinreden. Und doch ist es verkehrt. Unsicherheit, Widerspruch, Unstimmigkeit, ein Tasten und Schwanken überall. Wir suchen noch eine feste Linie. Sie sollte in der Richtung der Eindämmung der Fraktionsmacht laufen. Wieder verweise ich auf die Erfahrungen Hermann Müllers. Er lief stets fest, wenn er sich die Leitung von den Fraktionen aus der Hand nehmen ließ!

Unvoreingenommene, weitsichtige Demokraten erkennen auch für Preußen an, daß der Parlamentarismus so nicht gehandhabt werden sollte. So führte Oeser im Anschluß an die Kabinettsbildung schon am 11. November 1921 aus: „Wir haben auch neuerdings den Eindruck in uns bestätigt gefunden, daß der Weg, der in Deutschland mit den Regierungsbildungen noch

eingeschlagen wird, seine Gefahren und Bedenken hat. Meine politischen Freunde würden es durchaus begrüßen, wenn der verfassungsmäßige Zustand auch hier eingeführt würde, daß das Haus den Ministerpräsidenten wählt und es dem Ministerpräsidenten überläßt sein Ministerium zusammenzufügen." Der stenographische Bericht verzeichnet hier Zustimmung. Auch die demokratische Fraktion stand damals also auf dem Standpunkt, diese weitgehende Einmischung der Fraktionen in das klare verfassungsmäßige Recht des Ministerpräsidenten besser nicht zu dulden. Ob sie heute noch diesen Standpunkt vertreten würde, ist mir sehr zweifelhaft. Oeser fügt diesen Worten hinzu: „Die heutige Art der Regierungsbildung führt zu unerfreulichen Friktionen, bevor das Kabinett zustande gekommen ist, und sie schaltet nach unserem Dafürhalten den Ministerpräsidenten mehr aus, als im Interesse der Sache wünschenswert ist. Dem Ministerpräsidenten muß eine gewisse Freiheit in der Zusammenstimmung seines Kabinetts gegeben werden." Daß auch Oeser selbstverständlich ein Vorgehen des Ministerpräsidenten in Fühlung und Einklang mit den Parteien wünscht, ist selbstverständlich. So kann ich abschließend feststellen: Dem Reichspräsidenten wie dem Preußischen Ministerpräsidenten — und wohl auch dem Kanzler — steht eine weitgehende Selbständigkeit der Entscheidung bei der Bildung des Kabinetts zu. Das ist eine politische Notwendigkeit so. Und es ist strenggenommen verfassungsrechtlich jetzt schon so.

Alle Parteien tragen dem nicht genügend Rechnung. Man tut so, als seien selbstverständlich die Fraktionen die schlechthin maßgebenden Stellen: Es ist nur eine Form, aber es ist doch nicht ohne sachliche und grundsätzliche Bedeutung, wenn die Demokraten die Kündigung einer Regierungskoalition in der Form vollzogen, daß sie ihre Minister zurückzogen. So taten sie es im Reich, so in Preußen schon 1921. Das heißt doch nichts anderes als: die Fraktionen verfügen über die Minister. Wie das Ernennungsrecht, so raffen sie damit auch das Recht der Entlassung an sich — der Sache nach wenigstens. Und das hat Schule gemacht. Die Deutschnationalen handelten im Sommer 1925 ebenso. Kanitz blieb zwar, mußte aber der Fraktion den Rücken kehren. Die Kündigung der Großen Koalition durch die Sozialdemokratie 1923 erfolgte in derselben Form. Als die Deutsche Volkspartei 1925 sich aus der Regierung zurückzog, hat sie eine andere Form gewählt: Die Minister gaben ihre Entlassung. Gewiß war das der Wunsch der Fraktion, geschah das in vollem Einverständnis mit der Fraktion. Aber es war der freie Entschluß der Minister. Aus grundsätzlicher Erwägung wählte man nicht die Form, daß die Fraktion die Minister aus dem Kabinett zurückzog.

Solche Verfügung steht ihr nicht zu. Das wollte man zum Ausdruck bringen. Die Minister können ihre Entlassung geben. Nur sie können es. Sie handeln als freie Persönlichkeiten. Man sollte in dieser Form nicht lediglich die Form, sondern auch die Sache sehen. Form ist, soll sein Ausdruck des Inhalts.

Die wenig erfreulichen Erscheinungen, die der Parlamentarismus 1925 in Preußen trieb, rechne ich zu den Kinderkrankheiten. Sie werden sich kaum so wiederholen. Heute wählt man einen Ministerpräsidenten, morgen stürzt man ihn — so binnen wenigen Monaten fünfmal. Man wählt einen Ministerpräsidenten, der nicht gewählt sein will (Höpker). Er legt sofort nieder. Man wählt einen Ministerpräsidenten, der amtlich erklärt hat, mit diesem Landtag nicht arbeiten zu können u. a. m. Das alles, weil man sich auf eine bestimmte Regierungskoalition verbeißt, und wiewohl diese keine Mehrheit hinter sich hat. Die Erfahrungen ermuntern nicht zur Wiederholung. Man sollte genug davon haben; — hat man es wirklich? Ich gehe auf Einzelheiten nicht ein. Nur die Frage einer Minderheitsregierung sei kurz gestreift. Verträgt sie sich mit dem Gedanken des Parlamentarismus?

Im Reich haben wir Minderheitsregierungen gehabt. Sie haben vielleicht nicht schlechter gearbeitet als Mehrheitsregierungen. Aber man hat dann die Opposition zur Mitarbeit herangezogen. Preußen hatte unter Stegerwald eine Minderheitsregierung. Sie bestand nur aus Mitgliedern des Zentrums und der Demokratie. Sie leistete nichts. Aber ich lasse das außer Betrachtung. Es war ein Uebergangskabinett. Es wollte nichts wie eine feste Regierungsgrundlage schaffen, diese erst finden — dann arbeiten. Das wollte Stegerwald. Seit 1925 haben wir in Preußen eine Minderheitsregierung. Das aber darf und muß der geschichtlichen Wahrheit entsprechend gesagt werden, daß dieses Minderheitskabinett es grundsätzlich gemieden hat, mit der Opposition zusammenzuarbeiten, diese zur Mitarbeit heranzuziehen. Das geschah weder in der Vorarbeit noch in entscheidenden Stadien. Nur ausnahmsweise überwand man sich dazu. Erst dann, wenn man allein nicht weiter konnte. Dann gelang es mit Hilfe der Opposition. So bei dem Polizeibeamtengesetz und der Preußenkasse. Diese Erfahrungen schrecken — und lehren! Ich weiß nicht, ob nicht die Vielgestaltigkeit unseres Parteiwesens uns dahin führen sollte, im einzelnen Falle eine Minderheitsregierung einer Mehrheitskoalition vorzuziehen, die bei den grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten der sie bildenden Parteien nur zu oft mit einem πρῶτον ψεῦδος an die Arbeit gehen muß. Das rächt sich immer. Ich denke an das unglückselige Schulgesetz. Es kommt der Augenblick, da von beiden Seiten das: „wie ich es auffasse", erschallt. Dann ist der Friede dahin. Da ist eine Minderheitsregierung vielleicht besser am Platze.

Unsere Verhältnisse drängen vielleicht dahin. Da herrscht doch Klarheit. Kompromisse mit meinem Gegner fördern den Frieden. Stetes gegenseitiges Nachgeben in einer Ehe erhöht nicht eine innere, natürliche Herzlichkeit des Zusammenlebens. Freilich eine Minderheitsregierung muß Fühlung mit den anderen Parteien und diese müssen positive Arbeit, nicht lediglich Kritik und Opposition wollen. Beide Teile müssen von staatspolitischem Verantwortlichkeitsgefühl getragen sein. Müssen das Parteikleid abstreifen.

Erzieht sich unser Volk zu solcher Anschauung, so könnte gerade auf diesem Wege der Parlamentarismus sich bei uns trotz der Vielgestaltigkeit unseres Parteilebens einleben und zum Segen des Ganzen auswirken. In England zieht der Führer der Regierungspartei und neben ihm der der Opposition in das Parlament ein. Beide gehen denselben Weg, demselben Ziele zu. Eine schöne Symbolik. Der Geist sollte auch bei uns einziehen.

Nach Hindenburgs Wahl stellten die Kabinettsmitglieder ihr Amt zur Verfügung. Es war das eine Selbstverständlichkeit, eine Loyalitätspflicht. Auch eine verfassungsrechtliche Pflicht? Das mag zweifelhaft sein. Der Reichspräsident kann ja jeder Zeit die Minister entlassen und so sein Ernennungsrecht zur Betätigung bringen. Doch ich lasse die Rechtsfrage dahingestellt. Daß aber nach einer Neuwahl des Parlaments das Kabinett zurückzutreten hat, sollte nicht bestritten werden. In Preußen hat man es bestritten. Man hat diesen Standpunkt durch ein Gutachten des Justizministers sich bestätigen lassen. Das Gutachten ist nicht überzeugend. Der Preußische Landtag hat das Recht der Wahl des Ministerpräsidenten. Dieses Recht wird ihm genommen, wenn der bisherige bleibt. Man wendet ein: Der Landtag kann ihm ja das Vertrauen entziehen und ihn stürzen. Das schlägt nicht durch. Das Stürzen ist nach der Verfassung aus guten Gründen bekanntlich an schärfere Bedingungen geknüpft als das Wählen. So wird das Wahlrecht des Parlaments, dieses vielleicht wichtigste Recht des Landtags, aufgehoben oder doch seine Handhabung wesentlich erschwert, wenn der Ministerpräsident nicht seine Entlassung gibt. Demission ist nicht nur eine Loyalitäts-, sondern auch eine verfassungsrechtliche Pflicht. Verbleiben ist Verfassungsverletzung. Niemand wird zweifeln, daß im Falle des Todes des Ministerpräsidenten die Minister in Preußen ihre Entlassung zu geben haben. Sie sind ja von ihm ernannt. Sie werden sich nicht darauf berufen dürfen: Wir sind einmal ernannt. Wir können nur durch ein die qualifizierte Mehrheit erforderndes Mißtrauensvotum gestürzt werden. Der Widersinn ist klar. Was im Verhältnis zwischen Ministerpräsident und Minister gilt, gilt gleicherweise für das Verhältnis zwischen Landtag und Ministerpräsidenten.

In England kann diese Frage nie in dieser Zuspitzung wie bei uns auftreten. Verliert die Partei des Premier die Mehrheit — so ist er wie von selbst erledigt. Bleibt seine Partei die herrschende, so ist es eine *interne* Frage der Partei, ob er bleibt oder durch einen Parteifreund ausgewechselt wird. Die verfassungsrechtliche Seite scheidet aus — auch dem Könige gegenüber, dessen Rechte ja nur rein formale sind. Es ist auch kein Raum für Loyalitätsfragen *dem Parlament gegenüber*. In Frankreich soll noch nach jeder Neuwahl das Kabinett niedergelegt haben, wiewohl dieses nicht das Recht der Wahl des Ministerpräsidenten hat. Poincaré hat jetzt zum ersten Male mit diesem Brauch gebrochen — weil die Wahl seine Politik bestätigt habe. Ist die Tatsache zutreffend, so ist der Grund *politisch* schlüssig. In Rechte der Kammer griff er ja nicht ein. Von der Kammer war er ja nicht gewählt. In Preußen liegen die Dinge verfassungsrechtlich anders. Die Wahlen von 1924 hatten der Weimarer Koalition keine Mehrheit gegeben. Es hätte daher 1925 eine Demission erfolgen müssen. Die Wahlen von 1928 haben — ohne daß das Volk erkennbar dazu Stellung genommen hätte — den Weimarianern eine kleine Mehrheit gegeben. Dennoch hätte das Kabinett demissionieren müssen, wenn es der Verfassung gerecht werden wollte. Auch in dem hier berührten Fragenkomplex wird die Staatsmaschine im Rahmen des Parlamentarismus nur dann ohne Reibungen arbeiten können, wenn wir es verstehen, den Parlamentarismus unserer Eigenart anzupassen und alle Bestrebungen zur Sicherung parteipolitischer Machtstellungen der Verfassung, dem Gemeinwohl und der Vernunft unterzuordnen. Auch dem Zweifel der Verfassungswidrigkeit darf eine Regierung sich nicht aussetzen.

Noch ein Letztes: Legislative und Exekutive dürfen nicht in Widerspruch treten. Und die örtliche Exekutive muß politisch der Kontrolle unbedingt zur Verfügung stehen. Das hat eine Umschichtung der Beamtenschaft seit 1918 erforderlich gemacht. Kein Einsichtiger bestreitet das. Aber zwei Bedenken erheben sich gegen die Art und Weise der Durchführung dieser Gedanken. Wir haben sie durchgeführt oder suchen sie durchzuführen bis in alle, auch in technische Stellen, ja in Stellen von rein mechanischer Tätigkeit hinein. Das ist nicht nötig, ja schädlich. Es schafft Unfrieden, macht Kosten, ist unsachlich. Es trägt parteipolitische Rücksichten in Verhältnisse hinein, die so ganz unpolitisch sind. Wir besetzen allmählich alle Stellen bis zum Kuhhirten, Gänsejungen und Nachtwächter nach der Partei — womöglich nach Proportionalsystem! Es fehlt nur noch die Listenwahl. Hier einer hin, da einer hin, dort aber zwei! Ganz nach der Stärke der Partei. Das ist eine Folge eines überspannten Parlamentarismus, wie wir ihn ausbildeten. Wir steigerten den Parteigedanken, politisierten alles.

Wir ersetzten das Berufliche im Amt durch das Parteipolitische Wir schädigten so das Amt und vergifteten das soziale Leben. Solche politische Phosgenvergiftung der Atmosphäre liegt nicht in der Konsequenz des Parlamentarismus. Was hat etwa Straßenbau mit Politik zu tun! Der Machthunger der Fraktionen, den der Parlamentarismus allerdings steigerte, drängte sich widernatürlich in alles hinein. Das gilt es abzustellen. Doch ebenso bedenklich ist das zweite: Gewiß muß sich die Regierung auf ihre politischen Beamten unbedingt verlassen können. Aber nicht jedes Amtsgeschäft des politischen Beamten hat politischen Charakter. Die anderen überwiegen. Und sie sind oft die wichtigeren, die, von denen die Wohlfahrt der Bevölkerung abhängt. Es kommt hinzu, daß nicht nur der im Amte Treue üben und Loyalität zeigen, ja bis zum Letzten zeigen kann, der ein waschechter Republikaner ist, der die Republik für die beste Staatsform hält. Unzählige Beamten haben sich darüber kein grundsätzlich festgefügtes staatsrechtliches Urteil gebildet. Ist auch nicht nötig. Aber sie wissen, daß es heute keine andere Staatsform als die jetzt geltende für uns gibt. Sie denken nicht daran, die Hand zu deren Aenderung zu bieten. Ja, sie wissen, daß wir Beständigkeit schaffen müssen. Sie wollen daran arbeiten und arbeiten loyal daran. Realpolitischer Sinn und staatspolitisches Verantwortlichkeitsgefühl, Vaterlandsliebe, machen ihnen das zur Pflicht. Selbst überzeugte Monarchisten denken ebenso. Gewiß können Männern dieses Schlages Augenblicke kommen, die zum Konflikt treiben. Dann gehen sie freiwillig — oder haben unfreiwillig zu gehen. Sie aber ohne solchen Konfliktsfall grundsätzlich zu beseitigen, ist vom Uebel. Es widerspricht Brauns programmatischer Erklärung vom 11. November 1921, der dem Beamten eine sogar „entschiedene sachliche Vertretung auch monarchistischer Anschauungen" nicht verwehren wollte. Wie anders die Praxis. Der Parlamentarismus hat eine Machtenfaltung der Fraktionen gebracht, die den Parlamentarismus zu einer Mißgestalt zu machen droht. In der Beschränkung zeigt sich der Meister. Auch das Herrschen will erst gelernt werden. In England hat man längst mit der Aemterjagd aufgeräumt. In Amerika, wo sie wie nirgend Brauch war, und so recht eigentlich Ziel und Mittelpunkte des politischen Kampfes war, suchen beide Parteien sie abzuschaffen. Wir werden den Parlamentarismus von diesen Schlacken befreien müssen. Je eher, desto besser. Wir leiden an einer Parlamentarismus-Inflation. Eine Stabilisierung 100 : 1 ist von Nöten. Er überschwemmte alles. Dämmen wir ihn ein auf sein eigenstes Gebiet! Was ist da zu tun? Manches können Verfassungsänderungen abstellen. Es scheint ja, als sei die Reformbedürftigkeit des Weimarer Werkes jetzt allgemein erkannt. Man gehe an die Arbeit. Man wird da

manches erreichen. Stärkung der Stellung des Reichspräsidenten, des Kanzlers und im Gefolge davon auch des Ministerpräsidenten oder aller Minister dem Parlament gegenüber. Darin läge schon viel. Doch nicht alles. Ich bin nicht Paragraphengläubig. Ich glaube mehr an Menschen und das Leben. Man könnte allerdings Pessimist sein heute! Aber was ist ein Jahrzehnt im Leben eines Volkes. Und was ist gar ein Jahrzehnt nach solcher Katastrophe! Weltkrieg, Sieg, Niederlage, Umsturz — dieses Versailles, diese Inflation. Das sagt alles.

Preuß wollte keine juristische Festlegung in allen Einzelheiten. „Man kommt immer wieder, wie von selbst, auf Punkte, wo es sich nicht empfiehlt, die feinsten Dinge juristisch fest zu formulieren, sondern der Praxis einen gewissen Spielraum zu lassen" (S. 236). Er meinte: „Alle hier aufgeworfenen Zweifelfragen werden sich von selbst durch die Praxis des parlamentarischen Systems lösen" (S. 276). Das wird lange dauern, länger als Preuß anzunehmen schien. Aber das Leben ist stark, stärker als alle Paragraphen. Es sprengte noch jedes Gesetz, das ungenügend oder gar gefährlich geworden, sich krank und überholt forterben wollte. England hat Jahrhunderte gebraucht, sich den Parlamentarismus von heute zu schaffen. Kluger politischer Sinn, der immer nur das Vernünftige wollte, hat das überkommene Kleid stets den wechselnden Bedürfnissen anzupassen gewußt. Man wußte das zartbesaitete Instrument zu spielen. Man war nicht theoriegläubig. Die Aufgabe ist, in der Politik unser Volk von der Schwärmerei für allein seligmachende unabänderliche Parteidogmen, zu dem alles beherrschenden Sinn für das dem Gemeinwohl Zuträgliche zu führen. Dazu gehören Männer, ganze Männer. Bei unserem heutigen Wahlrecht wählt nicht das Volk. Heute sind Massenorganisationen, Standesvertretungen, Einzelinteressen, Kapital maßgebend. Ein Wahlrecht, das die Tüchtigsten, das politische Köpfe mit starkem, reinem nur auf das Gemeinsame gerichteten Willen, und mit weitem, klarem Blick aus dem persönlichen Vertrauen der Bevölkerung heraus in die Parlamente schickt, tut uns not. Hier ist anzusetzen, wenn der Parlamentarismus sich unseren Verhältnissen anpassen, wenn er gesunden soll.

***

Neugriechische Lyriker

von Theodor Däubler

Unter dem Titel „Neugriechische Lyriker" ist eine Anthologie neugriechischer Gedichte, ausgewählt und übertragen von unserem besten Kenner des Neugriechischen, Professor Karl Dieterich (im Verlag Hessel in Weimar) erschienen.

Wir können dieses Büchlein mit großer Freudigkeit begrüßen. Durch die immer noch frische, eigenartige, teilweise volkstümliche Lyrik, die es uns erschließt, wird unser Griechenland dem Verständnis der Gebildeten näher gebracht. Dieses wunderreiche Inselgebiet und Festland hoher, zerklüfteter Gebirge über blauestem Meer und zartlila Buchten, bis zu deren Zitronenhainen und Oelwäldern zur kalten Zeit bei voller Sonne weithingebreitete Schneefelder reichen, dieses vielgestaltige Land der Hellenen ist auch heute noch von sangesmutigen Menschen bewohnt. Seit den Tagen, da Byzanz in Staub gefallen ist, der Halbmond wie ein geschliffener Säbel über der Nacht des Archipelagus gezückt ward, hat Hellas als ein Gebet seiner Kinder, seiner Mönche durch die Jahrhunderte fortbestanden: Da ist, wie eine Urgewalt, Griechenland erwacht und hat die Ketten seines Unterdrückers zerrissen. Noch einmal vermochte es Sang, seine magischen Gewalten zu offenbaren. Epiros, Thessalien konnten von Klephten-Liedern wiederhallen. Bei den Grotten des Pan gab Echo, seine Geliebte, den Laut brausender Forderung um Freiheit wieder. Jünglinge und Jungfrauen sangen beim Reigen Gebete um Eroberung der Heimat. Darin war heidnisches Wesen aufgelodert; die Sehnsucht aber galt im Volk, ebenso wie heute, grundsätzlich der Wiedergewinnung der heiligsten Kirche des östlichen Christentums, der Aja Sofia am Goldenen Horn.

Erst seitdem Griechenlands blauweiß gestreiftes Banner mit dem Kreuz in höchster Ecke über der Akropolis weht, konnten sich die Schriftkundigen des Landes seiner klassischen Vergangenheit besinnen. Auch in der Sprache äußerten sich Bestrebungen, die Rückkehr zu den alten Göttern so heiligen Bodens verlangten. Gelehrte versuchten es, das Neugriechische der ruhmreichen, alten Sprache zu nähern. Italienische, türkische Brocken, vom Slawischen herrührende Eigentümlichkeiten des Idioms sollten von Gebildeten beim Umgang von nun an vermieden, in Zukunft womöglich aus der Volkssprache gemerzt werden. Diese Richtung fand Widerstand: In der Akademie, unter einem Teil der Literaturbeflissenen besteht der Kampf auch heute noch. Aber die Dichter der letzten Generation schreiben nunmehr in der Volkssprache, die sie von ihrer Mutter gelernt haben; ihrer bedienen sie sich sogar, wenn sie Zeus, Athena oder Dionysos

feiern. Die Tatsache, daß in Griechenland so herrliche Ueberlieferungen rege wurden, daß eine Tochtersprache des alten Griechischen dort fortlebt, verknüpft uns mit diesem Volk viel enger, als mit anderen Stämmen des Balkans oder nahen Orients. Karl Dieterich will uns daher mit der Lyrik Griechenlands vertraut machen, denn nur in ihr erkennen wir das Vorhandensein eines künstlerischen Willens der Neugriechen.

Bevor wir auf die einzelnen Gedichte eingehen, wollen wir anführen, was Gerhart Hauptmann in seinem Geleitwort zu dem schönen Buche sagt: „Uebertragungen lyrischer Gedichte aus der Sprache, in der sie empfangen sind, in eine fremde gehören unter die fast unlösbaren Aufgaben. Wir wollen aber diese Anthologie als Ganzes herzlich willkommen heißen. Man empfindet in ihr die schmerzlich erregte Seele des Griechenvolkes hinter Schleiern gleichsam und die drängenden Pulse seines Herzens. Selbst wo die deutsche Sprache der griechischen nicht gerecht werden kann, fühlt man den tiefen Ernst und die Wahrheit eines ursprünglichen Erlebens, die Wolke eines gemeinsamen Schicksals. Vielleicht nimmt sich das Ganze im Original jugendfrischer und zuversichtlicher aus. Und deutet nicht etwa das eine oder andere Gedicht auf eine Rückkehr zur Heiterkeit der Antike? Aber wie dem auch sei: ich grüße die Muse des modernen Griechenlands und ihren Dichterkreis mit warmem Zuruf und spreche ein wenig frei nach Pindar: Hellas, nur nach Schönem aus Gott trachte immer dein Herz!“

Wenn man in Griechenland ohne Wissen um sein geistiges Leben nach einem Dichter fragt, der dort lebt, so bekommt man zur Antwort: Wir haben Kostis Palamas! Er ist im Jahre 1859 zu Patras geboren, stammt aber aus der ruhmreichen Stadt Messolongi, in der Byron starb. Wie wir aus Dieterichs Vorwort entnehmen können, ist Messolongi der Sitz einer Dichterphalanx gewesen, durch die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Lied in des Volkes Mundart zum Sieg gelangt ist. Schon zehn Jahre später aber war durch sie der Widerstand gebrochen, den die Athener Universität leistete, der Sitz der konservativen Phanarioten, jener reichen, gebildeten Griechen Konstantinopels, die in der neuen Geschichte des Landes eine große Rolle gespielt haben. Zu dieser Zeit finden wir Palamas und einen anderen bedeutenden Dichter Drossinis auf dem Plan. Als Polemiker äußert sich Palamas: „Es kam mir damals nicht in den Sinn, daß, um unsere Poesie zurückzuholen, wir erst einmal den Anfang damit machen müßten, unsere Volkspoesie zurückzuholen.“

Es war im Jahre 1889 als ein akademisches Preisgericht Palamas den Preis für seine Dichtung „Hymne an Athene“ verweigerte, weil sie in der lebendigen, aus dem Herzen quellenden Volkssprache verfaßt war. Palamas allein hätte den Sieg nicht erringen können. Er ist bloß der Anführer gewesen. Bei

ihm haben sich die Verschwörer der volkstümlichen Richtung eingefunden. Karl Dieterich gibt uns ihre Namen: die angesehenen Novellisten Gr. Xenopulos, Andr. Karkawitzas, J. Vlachojannis und P. Nirvanas an. Da waren auch Lyriker wie K. Hadzopulos und M. Malakassis aus Messolongi, der junge Porphyras aus Chios, Gryparis von der Insel Syphnos, die beiden Brüder Passajannis aus der Mani, der leidenschaftliche, früh verstorbene Hauptmannjünger J. Kambissis u. a., während der bescheidene, schweigsame J. Polemis sich abseits hielt. Merkwürdig, aus Messolongi sind die Männer hervorgegangen, die Byrons Epigonen, lauter rückschrittliche Literaten, aus dem Sattel heben sollten! Nur ein Jahr ist ihre Zeitschrift „Techne" (Kunst) erschienen. Sie hat dem Kreis „derer um Palamas" gehört. Ihr Wahlspruch war das Wort des Dichters Solomos: „Die Nation muß das als national ansehen, was wahr ist."

Das moderne Element bei Palamas zeigt sich in allen Gedichten recht deutlich. Wie gar nicht klassizistisch, wie naturgetreu beginnt das Gedicht „Nelkenflor":

Wie sog ich eure Seelen ein, ihr Nelken!
Inmitten einer Landschaft, schmutzig-bräunlich
vom Salzduft, von dem Südwind, von der Sonne;
doch rings um das Genick des dunklen Landes
schlingt sich korallengleich ein Kranz von Nelken:
Nelken im Gartenbeet, an Fensterbänken,
Nelken von Kronen- und von Sternenformen,
Nelken, die, aufgereiht an Treppenstufen,
mit schwerem Duft den Wanderer berauschen.

Kurz und stramm setzt der Stil im Gedicht „Zum Sturm" ein:

Zum Sturm! Steht fest und wanket nicht!
Ein Blitz zuckt — schwarze Nacht.

Für uns wirkt es befremdend, daß so oft bei neugriechischen Dichtern das aufrichtige Naturgefühl sofort im Dichter den Patrioten wachrufen muß. Wie es bei Rigas und Solomos war, so ist es heute noch bei Palamas. Vergessen wir aber nicht, daß Griechenland keine festen Grenzen hat, daß nur eine sehr vaterländische Gesinnung aller Hellenen Gewähr für der Heimat gesicherte Freiheit bieten kann.

Dieterich erzählt uns noch von zwei anderen Zeitschriften, der „Numa" und der „Hegeso", in denen besonders Heimatlyriker wirkten: Sie gehörten der um 1880 wirkenden Generation an. Bei ihnen zeigt sich ein deutliches Nachlassen des französischen Einflusses, und nordisch-germanische Denkungsart fängt an, sie zu beherrschen. Besonders Schopenhauer soll stark auf sie gewirkt haben. Bei Georgios Drossinis aus diesem Kreis finden wir unmittelbar erlebte Bilder. Im Gedicht „An eine Schlummernde" steht:

Ich ließ dich ruhn, und an den Scheiben
sah man das Frührot tausend Rosen treiben.
Grad auf dein schlafend Haupt legt es zwei Rosen,
zwei himmlische dir hin mit sanftem Kosen.

Wir möchten dabei sagen: Das ist mit hellenischer Behutsamkeit ausgedrückt. Ein fein pathetisches Gefühl beim Sterben eines geliebten Wesens, wie es nur im Archipelagus ausgedrückt werden kann — in dem Land, wo noch singende Klageweiber hinter den Särgen einherschreiten —, findet sich in Drossinis Gedicht „Die Schifferwitwe". Dort heißt es:

Was mich als Mädchen, mich als Frau geschmückt,
der Witwe frommt es nicht — nimm es zurück.
Nimm Müz' und Mantel mit dem Münzentand,
davon ich Stück für Stück ins Haar mir band,
nimm auch das Kleid zurück, erst frisch geblaut —
es stand mir, als ob man den Himmel schaut.
Die rote Schürze nimm, die reich bestickte
mit Blumen, die man auf dem Felde pflückte.
Das alles nimm, leg' es als Schmuck dir an,
machst eine Freude meinem guten Mann.
Sieht er dich, werd' ich bald vergessen sein —
Nun noch den Ring, dann ist er völlig dein!

Wir sehen in diesem Gedicht Spuren von heidnischem Totenkult; der Glauben, daß Tote sich noch an Gegenständen, die man ihnen darbringt oder mitgibt, erfreuen können. Ueberdies verlangt dieses Gedicht noch eine kleine Erläuterung: Die Bräute vieler Gegenden Griechenlands brachten ihre Mitgift in Form türkischer Goldmünzen an Mütze oder Manteltuch der Nationaltracht an und trugen sie, außer zur Hochzeit, auch bei festlicher Gelegenheit.

Außerordentlich farbenreich wirkt Drossinis in seiner „Wahnsinnigen":

In ein Gewand von glühend Rot gehüllt,
lehnt sie am Oelbaum, hoch emporgereckt,
hält hinterm Haupt die Arme ausgestreckt,
auf die das blonde Haar herniederquillt.

Wenn wir in diesem Gedicht den Oelbaum nur wie eine abstrakte Zeichnung zwischen starken Farbenflecken empfinden, so sehen wir ihn bei Lorenzo Mabilis in hellenisch deutlicher Auffassung, im Gedicht „Der alte Oelbaum":

Ein Bienenschwarm in deinem Stamme nistet,
du Oelbaum, der vor Alter tief gebückt,
nur spärlich noch mit Blättergrün geschmückt,
als ob es dir das Totenhemde rüstet.

Und jeder Vogel, den's nach Liebe lüstet,
beginnt auf deinem abgestorbnen Ast
verliebtes Gegen, wonnig süße Rast,
nachdem dir längst das Blühen ist befristet.

O wie sie dir das Sterben leichter machen,
die summ'nden Töne zaub'risch dich umwehn,
wie tollen Jugendübermutes Lachen,
das wimmelnd die Erinn'rung weckt an Gestern.
O könnten so doch aus dem Leben gehn
auch andre Seelen, die der deinen Schwestern!

Schwermütig sind die Lieder des Apostolos Manelis. In seinen Unterweltsliedern sagt er:

Des Hades tiefe Stufen stieg ich nieder,
sah wie der Tod ganz munter Leiber schleift.

Eine antike Vorstellung mit moderner Heftigkeit dargestellt. Solcher Betrachtung entspringt auch der Vers in „Nächte“:

Weinende Nächte gibt es,
wo auch du mußt weinen.

Ganz unbalkanisch, durchaus westlich sind des Griechen Empfindungen in dem Gedicht „Laß die Welt“:

Laß denn das Festland ruhn mit seinem Lebensneid —
komm, steig' in meine Barke, sie rudert mit dem Leid.

Der Dichter Konstantin Hadzopulos lebte mehrere Jahre in München und Berlin. Er hat den ersten Teil von Goethes „Faust“ und die „Iphigenie“, überdies Hauptmanns „Versunkene Glocke“ übersetzt. In einer Stelle seiner Gedichte, wo es heißt:

Laß lodern deiner Haare Fackel,
ja lodern tief in Waldesnacht!
Den Weg mit dir, den nie begang'nen,
zu wandern, treibt es mich mit Macht.

möchten wir einen Einfluß von Richard Dehmel vermuten. Nordisches Empfinden spricht sich auch in einem anderen Gedicht aus. Dort lautet der Kehrreim:

O wie die Fichten hier im Walde ächzen,
wie — hörst du's wohl? der Uhu klagt sein Weh!

Deutsches Empfinden geben auch folgende Verse kund:

Die alten, regungslosen Schatten schweben
noch um sie her und an der Schwelle drunten
kroch feuchtes Moos, der Holzwurm rastlos bohrte.
Und unten, unabsehbar weit, die Eb'ne
mit ihrer ew'gen Ironie von Sonne.
Dort blieb ich stehn —
Ich wußte selbst nicht, was ich wollte,
wozu ich durch das Schlüsselloch hineinsah.
So stand ich dort. Ich weiß nicht mehr, wie lange,
ob's nur Minuten, ob's lange Jahre.
Ich sah auch gar nichts durch das Schlüsselloch
und hört' auch gar nichts durch die Tür hindurch.
Erst als ich in die Eb'ne stieg hernieder,
da brüllt' es hinter mir wie wilde See,
da braust' es wie der Sturmwind durch den Wald.

Bei diesem Gedicht wollen wir aber auch besonders den Uebersetzer beglückwünschen.

Durchaus das Inselmeer Griechenlands fühlen wir hingegen in diesen Versen:

Laß ruhig das Boot durch Wellen nur gleiten.
Nur ruhig die Seele dem Winde vertraut!

Der in Rumänien geborene Georgios Delis hat in Wien studiert. Er vermag es ebenfalls, nordischen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Wir bringen sein kurzes Gedicht „Bergschnee":

Bin ich auf deinem Gipfel, Berg, was schert's mich,
wenn Trug mein Traum, mein Flügel ist versengt,
wenn tief im Abgrund ruht die Nacht im Schweigen,
des Gießbachs Wut sich durch die Felsen drängt?

Du tägliches Geplack im Feld und auf den Straßen,
ihr düstren Sorgen, die der Staub aufwühlt,
seid ihr wohl wert die eine Hand voll Firnschnee,
die meine fieberheiße Stirne kühlt?

Offizier, der die Wiener Kriegsakademie besuchte, ist Lakon Karthaeos. Er dichtet Helden- und Kriegslieder, doch der Baum seiner Heimat, der friedliche Oelbaum, wird von ihm eigenartiger, als jeder seiner Helden besungen:

Du alter Graukopf, du Runzelgesicht,
du silberne Ruhe im lachenden Licht,
du schweigsam edles, erfahrnes Gebilde,
du Oelbaum, mein Freund, bescheiden und milde!

Zu deinen Füßen ruhend, ich schau'
deine Flimmerblättchen am Himmelsblau;
ihr sanftes Spiel an deinen Zweigen
gleich tausend kleinen Friedenszeichen.

Unter deinem Segen, du heiliger Baum,
versink' ich mit dir in den ewigen Traum:
Mir ist's, als käme vor meinen Blicken
der Heiland lächelnd, ein Reis zu pflücken.

Thrasybulos Stawru, der mich auf Ithaka, als ich in Griechenland landete, empfing und mir sein Gedichtbuch „Wege und Pfade" überreichte, sei nun auch in diesem Aufsatz von mir begrüßt. Er hat in München Philologie studiert und wirkt als Gymnasiallehrer der alten und neuen griechischen Sprachen. Kaum ein Lyriker hat es gewußt, griechische Landschaft, wie sie heute auf uns einspricht, vertraulicher zu geben, als Stawru. Als Beispiel sei der Eingang eines seiner Gedichte hier hervorgehoben:

Wie wir des Weges gingen, sprach sie: „Ich verdurste!"
So bogen wir ins Tannenwäldchen ein.
Hier steht das Kirchlein, dort das Quellenhaus; zwei Steine,
von Efeu überrankt, am Eingang; fünf, sechs Stufen
führen zum Wasser nieder.

Dieterich sagt uns, daß die Antike durch die „Parnassiens" Frankreichs in Griechenland heimisch wurde: Gryparis ist ihr erster Vertreter gewesen. Bei ihm klingt beispielsweise sein

lebhaft empfundenes Gedicht: „Fassung" schon in den ersten vier Zeilen klassizistisch aus:

O, lerne denn, den starken Schmerz
lautlos zermalmen bis zum Bluten;
und laß den tollen Lebenswein
sich mischen mit der Lethe Fluten.

Doch in seinem Gedicht „Der junge Handelsmann" ist davon keine Spur: Er läßt den Jüngling aus Stambul forsch durch das freigewordene Griechenland wandern.

Dieterich teilt uns mit, daß nicht die Dichter des alten griechischen Stammlandes das griechische Altertum wieder künstlerisch gestalteten, sondern die der griechischen Diaspora. Alexandria in Aegypten hat sich nochmals als hellenische Stadt erwiesen: die beiden Hauptvertreter der Richtung sind Kavaphis und Sikelianos. Kavaphis ist etwas trübselig. Er sehnt sich fort aus Konstantinopel und Alexandria. Die Gestalten des heiteren Hellas, die Helden der gesamten Heimat sieht er mit Trauerblick. Er liebt sie, weil er sogar der Unsterblichen ewiges uns Entwallen sieht. In seinem Gedicht „Jonien" sagt er:

Ob wir zerbrachen ihre Weihbilder,
ob wir aus ihren Tempeln sie vertrieben,
gestorben sind darum die Götter nicht.

Aber woher sollte dieser Glaube seine Kraft nehmen? Alexandrien, Konstantinopel, die großen, üppigen Handelsmetropolen mußten mehr als das klare und einfache Leben Altgriechenlands zur Ungläubigkeit verführen. Hier fanden französische Einflüsse, die schon aus der neugriechischen Literatur ausgeschaltet schienen, erneut ihren Weg in die neuhellenische Dichtung.

Vor allem aber erwachte wiederum der Klassizismus. Allerdings nicht mehr in der Sprache. Das künstliche Altgriechisch, das die Akademiker der ottonischen Zeit begründeten, ist endgültig besiegt. Aber die antiken Mythen werden wiederum zum Lieblingsgegenstand der Dichtung. Besonders in den Gedichten des Angelos Sikelianos, der uns offen bekennt:

In meine Melodien platzt ein Satyrlachen,
Artemis will im Traume mir entfachen
Des Nachts in brünstiger Seele lichterfüllt
Etwas, das dunkel in mir drängt und heimlich wühlt.

Doch auch Sikelianos, der Grieche, hat antikes Griechentum nicht immer unmittelbar erlebt, hat der Vermittlung anderer bedurft und „Goethe in Rom" ein Gedicht gewidmet. Er ist es, der den Versuch wagte, das antike Theater auf griechischem Boden zu erneuern und der die Festspiele im ausgegrabenen Theater zu Delphi veranstaltete.

Gleichzeitig aber mit dem erneuten Eindringen antiken Elements in die neugriechische Dichtung beobachteten wir eine Wiederbelebung des Zusammenhangs mit der byzantinischen

Vergangenheit. Manche Dichter der neueren Zeit sind in Konstantinopel geboren, so Kavaphis, Theanis, Bekès, die Dichterin Theone Drakopulo, andere wie Gryparis und Mamelis verbrachten wenigstens entscheidende Jahre ihres Lebens am Goldenen Horn. Es leuchtet ein, daß die Dichter Neugriechenlands, nachdem die erste Periode der Anlehnung an das Volksliedhafte und Volkstümliche überwunden war, Anschluß suchten an die Vergangenheit. Erst an die Antike, dann an Byzanz. Beides ist nicht tot im heutigen Hellas. Aber unendlich lebendiger ist für den Neugriechen das Byzantinische, mit dem ihn die Sprache, die Sitte, seine Kirche und sein Mönchtum verbinden, das Hoffnungen größerer staatlicher Zukunft in ihm erweckt, das noch immer, als „Traum von Byzanz" der Mythos seines nationalen Lebens ist.

Aus Erz nicht, noch penteliſchem Geſtein
werd' ich dir ein unſterblich Bild errichten —
Nein, eine Säule aus Zypreſſenholz,
auf daß mein Werk die Ewigkeit durchdufte.

So singt Angelos Sikelianos von der byzantinischen Gottesmutter zu Sparta und stellt so antikes und byzantinisches Hellenentum im Gegensatz, die Problematik aufdeckend, die das geistige Leben des neuen Griechenland beherrscht. Die auch die Dichtung beherrscht, anspannt, zu Taten und Reimen anfeuert. Von deren Lösung aber ihre Zukunft abhängt.

Denn nur eine lebendige Synthese dieser beiden Elemente, die der neugriechischen Seele eingeboren sind und immer wieder, miteinander ringend, in ihr emportauchen, wird dem Neuhellenentum den festen Halt geben, dessen es in einem schweren Kampf um die geistige Vorherrschaft über das östliche Mittelmeer bedarf.

***

Der Lateran-Vertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und Italien

von Dr. Jean Lulvès, Archivrat

„Es ist und bleibt Italiens größtes Unglück, daß das Werk seiner Einigung sich nicht im Frieden mit der Kirche, sondern durch einen Gewaltakt vollzog." Der durch dieses Wort des großen Kirchenhistorikers F. X. Kraus gekennzeichnete Makel auf der neuesten Geschichte des national geeinten Italiens scheint nunmehr gelöscht zu sein: Am 11. Februar 1929 ist die Lösung der sogenannten Römischen Frage durch den im apostolischen Lateran-Palast zu Rom unterzeichneten Versöhnungsvertrag zwischen dem Heiligen Stuhle und dem faschistischen Italien erfolgt; für jenen war bevollmächtigt der Kardinal Pietro Gasparri, Staatssekretär Papst Pius' XI., für die italienische Regierung der Ministerpräsident Benito Mussolini, der Diktator des faschistischen Italien.

Der Vertrag zerfällt in drei Teile: I. einen politischen Vertrag, damit enger verbunden II. eine finanzielle Abmachung, III. ein Konkordat mit Italien.

Die erste wirklich sichere und greifbare Nachricht nach so vielen sich widersprechenden Pressemeldungen über einschlägige Verhandlungen zwischen dem Heiligen Stuhl und der faschistischen Regierung war eine offiziöse Notiz aus dem Vatikan, daß am 7. Februar d. J. der Kardinalstaatssekretär den beim Papst beglaubigten fremden Diplomaten die Mitteilung gemacht habe, es sei mit der italienischen Regierung ein zweiteiliges Abkommen abgeschlossen worden.

I. Die Entwicklung der Territorialfrage seit 1860.

Der schwierigste Punkt bei der Verständigung war zweifellos die Territorialfrage gewesen, die Ueberbrückung zwischen den historischen Ansprüchen des Heiligen Stuhls auf den Kirchenstaat einerseits und dem unerschütterlichen Grundsatz der imperialistisch-nationalistisch eingestellten Faschistenregierung, auch nicht den kleinsten Gebietsteil Italiens herauszugeben, anderseits.

Der päpstliche Kirchenstaat, entstanden ursprünglich aus Schenkungen, die bis auf Pipin, den Vater Karls des Großen, zurückgeführt werden, war seit 1631 in seinem Bestande im wesentlichen etwa 230 Jahre hindurch, abgesehen von der Epoche der französischen Revolution und Napoleons I., fast unverändert geblieben. In der gewaltigen nationalen Bewegung, deren Idee auf die ephemere Gründung des Königreichs Italien durch Napoleon I. zurückging, und in deren Dienst sich das piemontesische Königtum Sardinien unter Viktor Emanuel II. ge-

stellt hatte —, fielen die als Romagna bezeichneten Legationen Bologna, Ferrara, Forli, Ravenna im Frühjahr 1860, sodann die Marken mit Ancona und Umbrien mit Perugia als Provinzhauptstädten im Herbste desselben Jahres an den neuen Nationalstaat ab. Dem Papste, damals Pius IX., verblieb nur das sogenannte Patrimonium Petri: Rom mit der Comarca di Roma (der Umgebung), und den vier Delegationen Civitavecchia, Velletri, Viterbo und Frosinone.

Schon wenige Wochen nach der Einbuße der Romagna, der Marken und Umbriens scheint Papst Pius IX. vorübergehend einen teilweisen Verzicht auf den Kirchenstaat erwogen zu haben, als im Auftrage des piemontesischen Ministerpräsidenten Camillo Cavour, der römische Arzt Diomede Pantaleoni, zusammen mit dem ehemaligen Jesuiten Passaglia, im November 1860 einen entsprechenden Friedensentwurf ausgearbeitet hatte:

Der versöhnlich gestimmte Kardinal Santuzzi legte eine auf Pantaleonis Entwürfen beruhende Denkschrift, das sogenannte „Capitolato" mit 18 Artikeln, die Cavour selbst begutachtet hatte, dem Papste am 18. Dezember 1860 vor. „Pius IX. zeigte sich bereit, sich in alles zu ergeben", wie F. X. Kraus' Forschungen nachweisen. Es wurde zu Antonelli, dem Kardinal-Staatssekretär Pius' IX., geschickt. Dieser erhob zuerst Einwendungen, ergab sich dann aber in das Unvermeidliche und bat den Papst, ihn und Santuzzi zu Verhandlungen über den eventuellen Verzicht auf die weltliche Herrschaft zu ermächtigen. Passaglia ging als Unterhändler mit Aufträgen der Kurie nach Turin. Man bestand dort nicht unbedingt auf einem förmlichen Verzicht des Papstes hinsichtlich des Kirchenstaats. Graf Nigra, der italienische Gesandte am Hofe des dabei stark interessierten Kaisers Napoleons III., schlug vor, man solle sich mit einer semplice acquiescenza — mit einem einfachen Ausdruck der Befriedigung — begnügen und dem Papst gestatten, einen Vorbehalt hinsichtlich seiner Rechte — salvis tamen juribus sanctae Romanae Ecclesiae — zu machen." Dank der Gegenintrigen des entthronten Königs Franz II. von Neapel und des französischen Gesandten Herzogs von Grammont, erklärte am 22. März 1861 der wieder unversöhnlich gewordene Kardinal Antonelli gegenüber Passaglia: „Der Heilige Stuhl sei zwar immer bereit, sich dem *Zwange der Tatsachen* zu unterwerfen, aber die Frage der Existenz des Kirchenstaates sei eine *internationale*, in welcher er nicht für sich allein handeln könne." Somit waren diese Verhandlungen abgebrochen. Zwar wurde noch im Mai 1861 über eine Gesamtbürgschaft der katholischen Mächte für die Unabhängigkeit des Papstes, für die Bewahrung des derzeitigen Standes des Kirchenstaates verhandelt, wobei der Heilige Stuhl zu einem Entgegenkommen bereit gewesen zu sein schien. Da vernichtete Cavours plötzlicher Tod am 6. Juni 1861 alle diese Entwürfe und Hoffnungen!

Sein Nachfolger Bettino Ricasoli erhielt den endgültig abweisenden Bescheid seitens Kardinal Antonellis: „Verständigung mit den Räubern nie!"

Trotzdem wurden einschlägige Entwürfe und Verhandlungen in den nächsten Jahren immer wieder aufgenommen, zumeist von Seiten Napoleons III. Auch Bismarck, an dessen europäischer Bedeutung seit 1866 dieser nicht vorüber gehen konnte, wurde dabei zur Mitwirkung herangezogen. Sehr charakteristisch für den Staatsmann und die damalige Konstellation sind da zwei Aeußerungen von ihm, gegen Anfang November 1867 über den Territorialbesitz des Papstes. Einmal gegenüber dem englischen Botschafter Lord A. Loftus: „Der Papst müsse ein unabhängiger Souverän sein, wäre er auch nur der Besitzer von zehn oder hundert Morgen. Das Haupt der katholischen Kirche könne niemals der Untertan irgendeines Fürsten sein... Der Papst müsse genügendes Einkommen haben, um die päpstliche Herrschaft in gehöriger Weise aufrecht erhalten zu können."

Und gegenüber dem sächsischen Minister Freiherrn v. Friesen wenige Tage zuvor: „Das Haupt der katholischen Kirche würde desto unabhängiger sein, je kleiner der Fleck, auf dem man ihm — unter allgemeiner Garantie — zu leben gestatten würde. Der Vatikan mit seinen Gebäulichkeiten und Gärten ist sonach des preußischen Ministers Doktrin." Eine für damals geniale Konzeption, die heute, nach 61 Jahren, Wirklichkeit geworden ist, — allerdings bis auf die allgemeine Garantie!

Trotz aller Entwürfe, Vorschläge und Verhandlungen vollzog sich das angesichts der italienischen Nationalbewegung unabänderliche, lang gefürchtete Fatum: Am 20. September 1870 drangen die piemontesischen Truppen König Victor Emanuels II. durch die Bresche an der Porta Pia als Eroberer in das päpstliche Rom ein. Die Selbständigkeit des Kirchenstaates hatte endgültig ihr Ende gefunden.

In der an jenem 20. September in der Villa Albani unterzeichneten Kapitulation wurde von der Uebergabe Roms ausdrücklich der sogenannte Leoninische Stadtteil mit dem Vatikan und der Engelsburg ausgenommen. Er verblieb unter der vollen Souveränität und Jurisdiktion des Papstes, gemäß den Zusicherungen, die der italienische Außenminister Visconti Venosta in seinem Zirkularschreiben an die italienischen Missionen im Ausland am 29. August 1870 gemacht hatte.

Diese Kapitulation ist die letzte direkte Abmachung zwischen den beiden Mächten gewesen bis zum 11. Februar 1929!

Wenige Tage nach der Kapitulation ließ jedoch Kardinal Antonelli unter dem Vorwande, daß der Vatikan vor der gärenden Bevölkerung nicht sicher sei, durch den preußischen Gesandten Harry v. Arnim den Kommandanten der italienischen Truppen, General Cadorna, um Besetzung des Leoninischen

Stadtteils ersuchen. Cadorna kam dem Verlangen nach, aber mit dem Vorbehalt, „die Truppen aus der Leonina zurückzuziehen, wenn Seine Heiligkeit deren nicht mehr zu bedürfen glaubte". In gleicher Weise erfolgte am 25. September auf denselben Wunsch hin die Besetzung der Engelsburg.

Hiermit war die Absicht der italienischen Regierung, in diesem Stadtteil die territoriale Souveränität des Papsttums zu erhalten, hintertrieben. In besonderer Abstimmung entschied sich am 2. Oktober auch die dortige Bevölkerung für die neue Regierung. Der schon genannte Arzt Pantaleoni meinte allerdings, die Furcht vor der aufrührerischen Bevölkerung wäre bloß ein Vorwand gewesen. Die damaligen Truppen des Vatikans hätten ihrer wohl Herr werden können. Antonelli und Pius IX. wollten mit jener Aufforderung an Cadorna, die übrigens nie wieder rückgängig gemacht worden ist, nur der Welt die Gefangenschaft des Papstes beweisen, ihr damit die Notwendigkeit seiner Befreiung dartun.

Anfänglich schien, wie nach der ersten territorialen Amputation zehn Jahre zuvor, auch nach dieser zweiten und letzten, der Heilige Stuhl zu einer Verständigung geneigt. Eine Audienz der italienischen Offiziere beim Papst, die Wiederaufnahme der gewohnten Ausfahrten, zum wenigsten der Kardinäle, die Annahme der von italienischer Seite ausgesetzten Dotation wurde in Aussicht gestellt. Vernichtend rollten aber darüber alsbald intransigente Strömungen von der Kurie hinweg; sie hielten für die Dauer an. Die derzeitige Annahme der Volksabstimmung des Leoninischen Stadtteils durch das allgemeine Einverleibungsdekret König Viktor Emanuels II. vom 9. Oktober 1870 erzeugte im Vatikan eine ständig feindselige Stimmung. Durch jenes Einverleibungsdekret wird übrigens auch die These von Rechtsgelehrten, wie Soderini und Bonghi, widerlegt, daß der Leoninische Stadtteil nebst Engelsburg und Vatikan nicht zu Italien zu rechnen sei, also der päpstlichen Souveränität unterstände!

Ebenso blieb die Tatsache ohne Bedeutung und ohne Einfluß, daß Pius IX., der noch 13 Jahre über den Kirchenstaat in seiner normalen Ausdehnung geherrscht hatte, sich darüber klar geworden war, daß ein Staatengebilde im modernen Sinne und in irgendeinem bedeutenderen Ausmaße nicht mehr vom Oberhaupte der katholischen Weltkirche verwaltet werden konnte, ohne dieses in die größten Verlegenheiten zu bringen und in der Ausübung seines hohen geistlichen Amtes zu behindern. Der vielen Enttäuschungen und Aufregungen müde, hatte sich Pius IX. am 26. April 1871, also kaum sieben Monate nach dem Einbruch der Piemontesen in Rom, gegenüber dem französischen Botschafter Marquis d'Harcourt nach dessen Bericht entsagungsvoll geäußert: „Die Souveränität kann man in unserer Zeit nicht wieder anstreben! Ich weiß das besser als

sonst jemand. Alles, was ich wünsche, ist ein kleines Stück Land, wo ich Herr sein würde. Böte man mir die Rückgabe meiner Staaten an, so würde ich sie ablehnen. Aber solange ich diesen Erdenwinkel nicht habe, kann ich meine geistlichen Funktionen nicht in ihrer vollen Ausdehnung ausüben[1])."

Um dieses „kleine Stück Land", um diesen Erdenwinkel, ging nun der Kampf volle 58 Jahre hindurch. „Die Garantien für die Unabhängigkeit des Papstes und für die freie Ausübung der geistlichen Autorität des Heiligen Stuhles" sollte das sogenannte Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 verbürgen, dem jene Denkschrift Dr. Pantaleonis von Ende 1860 in Cavours Begutachtung zugrunde gelegt war. Dem Oberhaupte der katholischen Kirche gewährte das Gesetz, das in Wahrheit nur den Wert eines Staatsgesetzes ohne völkerrechtlichen Charakter besitzt, lediglich einige persönliche Souveränitätsrechte, eine Quasi-Souveränität, bei. Entgegen den früheren Zusicherungen in den Noten der italienischen Regierung vom 29. August, 7. und 8. September 1870 war keine Rede mehr von einer internationalen Verständigung, von einem völkerrechtlichen Vertrag, oder von dem Privileg der Exterritorialität für die päpstlichen Paläste und Residenzen, sondern nur von voller Inviolabilität und Immunität; an ihnen hatte der Papst nur den Nießbrauch, nicht das Eigentumsrecht. Er selbst besaß nicht einmal vollständige Immunität, wo ihn noch bei den Beratungen des Gesetzes der Ministerpräsident Giovanni Lanza als „internationales Wesen, das von keinem Staate abhängen darf und folglich keiner Jurisdiktion unterstellt werden kann", bezeichnet hatte. Alles das und manches andere, was sonst noch die Regierung beabsichtigt hatte, war von der Kommission des Parlaments verändert, entstellt oder ganz beseitigt worden. Selbstverständlich war von einer Rückgabe der Leoninischen Stadt kein Wort mehr. Der Papst war staatenlos, tatsächlich Untertan des italienischen Staates geworden.

Das Garantiegesetz, dieses „in der Form des Gesetzes gemachte Vertragsangebot, eine Konkordatsofferte", ist vom Papsttum nicht angenommen worden. Kein Papst hat die im Garantiegesetz ausgesetzte Dotation von 3 225 000 Lire alljährlich angenommen; jedesmal nach fünf Jahren ist sie an den Staatsschatz zurückgefallen. Daß aber sich der Papst einzelner der vom Gesetz gebotenen Privilegien bediente, die nicht als Rechte der einstigen wirklichen päpstlichen Souveränität gelten können, wie des Vorrechts, unentgeltlich die Post- und Telegrapheneinrichtung ganz Italiens, also auch außerhalb der Grenzen des ehemaligen Kirchenstaats, zu benutzen, war eine Inkonsequenz!

Seit dem 20. September 1870 war die Römische Frage eine innerpolitische Frage Italiens; als solche hat sie auch

[1]) J. Favre, Rome et la République française (1871), p. 109.

Bismarck nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges angesehen. Aber ernstlich an die Lösung der Römischen Frage sich zu wagen, hat keiner der vielen Staatsmänner des neuen Italiens sich zugetraut — nur Francesco Crispi, wenigstens zeitweise. Den Verständigungsbestrebungen der Kardinäle Galimberti, Capecelatro und Gustav Hohenlohe, vor allem des Abtes Luigi Tosti und Monte Cassino in den Jahren 1889/91, stand er nicht fremd gegenüber, verhielt sich auch nicht gänzlich ablehnend gegenüber einer etwaigen winzigen territorialen Abtretung. Es handelte sich da um den vielfach und lange erörterten Vorschlag des Msgr. Bonomelli, späteren Bischofs von Cremona (1889), dem Papste den Borgo, das ist die Leoninische Stadt, mit einem Streifen Landes von Frascati bis Civitavecchia zu überlassen. Aber eine Aussöhnung mit dem Vatikan, die möglicherweise Italien innerpolitisch gekräftigt und seine Bedeutung nach außen erhöht hätte, verhinderte die französische Regierung durch Drohungen und Umtriebe —, wie schon Napoleon III. einst dem ihm befreundeten Grafen Francesco Arese gegenüber die Befürchtung ausgesprochen hatte, daß durch eine solche Aussöhnung „Italiens Macht ins Ungemessene wachsen würde".

Leos XIII. Politik wußte sein intransigenter Staatssekretär, Kardinal Rampolla, immer stärker in das französische Fahrwasser hinüberzuleiten.

Auf den Bonomelli'schen Territorialvorschlag, die Leoninische Stadt mit einem Korridor bis zum Meeresstrand abzutreten, sind in verschiedenen Variationen noch weitere Verständigungsvorschläge zurückgekommen, bis im Sommer 1916 der frühere Präfekt der Biblioteca Vaticana P. Franz Ehrle S. J. mit einem wesentlich bescheideneren Vorschlag herauskam: Der vatikanische Palast mit den Gärten, eingeschlossen von einer Grenzlinie, die von der Fassade der St. Petersbasilika bis zur Porta Cavalleggieri und anderseits von der Schweizerkaserne bis zur ehemaligen Porta Angelica verliefe, unter teilweiser Benutzung der alten Mauern Leos IV., Nikolaus' III. und Pius' IV. Von dem Korridor zum Meeresstrand war da schon keine Rede mehr.

II. Der politische Vertrag.

Den Territorialbestimmungen des am 11. Februar 1929 abgeschlossenen Trattato politico — auf den ich, nach der sich nur auf das wesentlichste beschränkenden historischen Einleitung, nunmehr eingehe —, liegt offensichtlich der eben behandelte Territorialvorschlag des jetzigen Kardinals Ehrle zugrunde, allerdings mit Abänderungen.

Laut Artikel 2 erkennt Italien die Souveränität des Heiligen Stuhles auf internationalem Gebiet — der sogenannten Città del Vaticano — als ein Attribut an, das dem Heiligen

Stuhl von Natur gebührt, gemäß seiner Tradition und gemäß den Bedürfnissen seiner Weltmission; so verlangte es der Vatikan!

Wie weit sich die als neutral und unverletzlich erklärte, angeblich nur 44 Hektar umspannende Città del Vaticano über den Vatikanpalast, die Gärten und die Peterskirche hinaus erstreckt, ist noch nicht ganz klar[1]). Sechs Tage nach der Verträgeunterzeichnung, am 17. Februar, soll ein Ergänzungsabkommen stattgefunden haben, nach welchem die neue Stadt wohl die Sakristei von St. Peter und das Hospiz von St. Marta umschließt, aber nicht das neue Gebäude des H. Officium, das Oratorium von St. Peter, den deutschen Campo Santo („Ein Schwalbennest am Riesendom, ein deutsches Heim im goldenen Rom"), das Museo Petriano und einzelne zugehörige Häuser — angeblich aus verkehrstechnischen Gründen. Diesen Gebäulichkeiten wird nur eine internationale Immunität beigelegt, wie eine solche den drei patriarchalen Basiliken nebst dem Lateranpalast, dem Schloß Castel Gandolfo am Albaner See, den Palästen der Cancellaria, der Dataria und des Vicariats, dem alten und dem neuen Gebäude der mächtigen Propagandakide, dem Palast von San Callisto in Trastevere und weiteren drei Palästen in Rom, der noch dazu tretenden Villa Barberina in Castel Gandolfo, sowie näher bestimmten Kongregations- und Missionsgebäuden zugestanden wird. Alle diese Kirchen und sonstigen Gebäude sind im Vollbesitz des Heiligen Stuhles. Einer Anzahl anderer Gebäude, zumeist geistlicher Verwaltung, Seminaren und Instituten usw., in der Stadt, ebenso den eben genannten, ist Steuerfreiheit und Schutz vor Enteignung zugesichert.

Zur Vatikanischen Stadt gehört auch der Petersplatz als öffentlicher Platz vom Beginn der gewaltigen Kolonnaden des Bernini an. Das geht aus den eigenen Worten Papst Pius' XI. hervor, für dessen persönliche Reisebedürfnisse übrigens eine besondere Hofstation mit Gleisverbindung vom benachbarten Bahnhof San Pietro eingerichtet werden wird, da ja die seit der Aufgabe des Leoninischen Stadtteils, Ende September 1870 fingierte „Gefangenschaft", nunmehr ihr Ende gefunden hat.

Zweimal hat sich, unter dem frischen Eindruck des eben unterzeichneten Abkommens, Pius XI. in längeren Ansprachen über dieses geäußert: An dem historischen 11. Februar selbst gegenüber den versammelten Pfarrern und Fastenpredigern Roms, zwei Tage darauf gegenüber Professoren und Alumnen der katholischen Universität San Cuore in Mailand sowie Vertretern der Azione Cattolica Italiana. Aus seiner Ansprache vom 11. Februar sind einige Hauptsätze sehr bemerkenswert:

---

[1]) Die Textmeldungen aus der am 14. März d. Js. erfolgten Veröffentlichung der Lateran-Verträge konnten eben noch bei der Korrektur dieses Aufsatzes berücksichtigt werden.

Das Territorium, das wir gefordert haben, ist winzig, so winzig, wie nur irgend möglich, um die Schwierigkeiten ja nicht zu vermehren. Eine territoriale Einheit ist allgemein als unentbehrlich anerkannt worden für jede wahre Rechtssouveränität —, als unentbehrlich für die Ausübung der uns anvertrauten geistlichen Macht.

Das Gebiet, das wir uns reserviert haben und das uns zuerkannt worden, ist materiell allerdings klein. Gleichzeitig aber ist es das größte der Welt, unter einem anderen Gesichtspunkt. Denn es kann sich rühmen des Besitzes der Kolonnaden Berninis, der Kuppel Michel Angelos, der Wissenschafts- und Kunstschätze, die seine Archive, Bibliotheken, Museen und seine Galerien bergen, und — es bedeckt und bewahrt das Grab des Apostelfürsten.

Bei dieser Selbsttröstung des gelehrten und kunstbegeisterten Papstes, des langjährigen Präfekten, der durch ihre Manuskripte und ihre Kunstschätze berühmten Biblioteca Ambrosiana zu Mailand, wegen der Winzigkeit seines Territoriums, macht sich noch eine andere äußerst charakteristische Erwägung Luft: Was für Unzuträglichkeiten und Gefahren würden heute zur allgemeinen Regierung der Weltkirche treten durch die Zivilverwaltung einer Bevölkerung und mag sie noch so winzig sein. Davor schützt uns die Kleinheit des Gebietes! Seit 60 Jahren wird der Vatikan regiert ohne besondere Verwicklungen.

Die in ihrer alten Form für die Gegenwart schier unlösbar gewordene Territorialfrage ist hier mit einer großartigen und würdevollen Geste gelöst worden — wie sich Anfang 1861 Graf Nigra ausdrückte: durch eine semplice acquiescenza. Die eben berührte Stellung und Lage des Heiligen Stuhls, wie sie seit 60 Jahren gewesen ist, verändert sich so gut wie in nichts. Italienischerseits wird das Garantiegesetz als aufgehoben erklärt. Der Heilige Stuhl seinerseits erklärt die römische Frage als getilgt und erkennt das Königreich Italien (mit Rom als Hauptstadt) unter der Dynastie des Hauses Savoyen an.

Der Papst sagt, daß „dem Heiligen Stuhle durch das Abkommen eine wahre, eigene und wirkliche territoriale Souveränität anerkannt und zugesichert sei, da die Vertretung Gottes, mit der er beauftragt ist, nicht irgendeiner weltlichen Souveränität unterstellt sein kann". In diesen Worten ist m. E. eine starke Selbsttäuschung ausgesprochen! Ob sie bei Pius XI. wirklich vorhanden, ist natürlich eine andere Frage. Tatsächlich ist der Vatikan völlig abhängig von dem ihn umgebenden Italien, gegenwärtig von dem herrschenden faschistischen Regimente. Dem italienischen Staate obliegt nicht allein die Verwaltung von Post, Telegraph und der Eisenbahnstation der Città Vaticana, sowie von sonstigen Verkehrsmitteln für den Vatikan. Dem italienischen Staate werden auch die Gerichtsbarkeit und der Polizeidienst in

besonderen Delegierungen vom Papste übertragen, der nominell diese beiden Regierungsgewalten, als Bestandteile seiner weltlichen Souveränität, innehat, sie aber auszuüben tatsächlich nicht in der Lage ist, äußerer Umstände wegen.

Noch zwei weitere Momente kommen in dieser Beziehung hinzu: Der Heilige Stuhl verpflichtet sich ausdrücklich den weltlichen Händeln und Streitigkeiten zwischen den anderen Staaten sowie den internationalen Kongressen, die zu dem Zwecke angesagt werden, fernzubleiben, sofern nicht die aneinandergeratenen Parteien einen Appell an seine Friedensmission richten, wobei er sich vorbehält, in jedem Falle seine moralische und geistige Macht auszuüben. Dieser Verzicht erinnert an das Londoner Abkommen von 1915 mit der sogenannten Vatikan-Klausel, durch die Italien den Ausschluß des Heiligen Stuhls von den Friedensverhandlungen durchsetzte, erinnert an die entsprechende Ausschließung eines Vertreters Leos XIII. von den Haager Friedenskonferenzen 1899 (ebenso 1907) sowie Benedicts XV. von den Friedenskonferenzen 1919, und läßt vermuten, daß diese neue Bestimmung in gleicher Einstellung von Mussolini in den Vertrag gesetzt sein dürfte. Mag es jetzt auch heißen, daß der Papst wünscht, vor der mißlichen Situation bewahrt zu sein, in ganz weltlichen Fragen, besonders wenn sie ihn und die Kirche nicht direkt berühren, ein Votum abgeben zu lassen. Allerdings halten beide Kontrahenten vom Völkerbund recht wenig!

Sodann der Verzicht Pius' XI. auf die einst als Vorbedingung betonten und geforderten, zuletzt noch im Herbst 1927 vom „Osservatore Romano" berührten Garantien und Zustimmungen der übrigen Großmächte. Mit einem bitteren Rückblick auf die Haltlosigkeit und Wertlosigkeit derartiger früherer Garantien, die den Fall des Kirchenstaates nicht verhindert haben, sieht der Papst Garantien nur in seinem Bewußtsein, in der göttlichen Vorsehung, in dem Gewissen und Gerechtigkeitsgefühl des italienischen Volkes. Er hat sich nur mit der Höflichkeitsformalität begnügt, den bei ihm beglaubigten Vertretern der Mächte vier Tage vor der feierlichen Unterzeichnung der Abkommen von diesem Akt durch den Kardinal-Staatssekretär offizielle Mitteilung machen zu lassen, — eine Mitteilung, die kaum fünf Minuten Zeit in Anspruch nahm! Angeblich sei jetzt auf keiner der beiden Seiten von der Intervention fremder Mächte die Rede gewesen.

III. Die finanzielle Abmachung.

Als integrierender Bestandteil des politischen Abkommens sei noch die finanzielle Abmachung kurz inhaltlich berührt. Italien verpflichtet sich dem Heiligen Stuhle, als endgültige Abfindung für seine durch die Besetzung des Kirchenstaats entstandenen Forderungen, 750 Millionen Lire in bar

zu zahlen, und ihm überdies eine Milliarde Lire in fünfprozentigen Namenstiteln der Staatsanleihe auszuhändigen. Beide Vertragskontrahenten scheinen den Vorwurf zu fürchten, daß die Summen zu hoch gegriffen sind (hoffentlich werden sie auch voll abgetragen!). Italienischerseits wird deshalb hervorgehoben, daß diese Summen bedeutend geringer sind als der Gesamtbetrag der Dotationen, die der italienische Staat, gemäß dem Garantiegesetz vom 13. Mai 1871, dem Heiligen Stuhl bis heute hätte zahlen müssen, jährlich 3 225 000 Lire, wenn dieser ihre Annahme nicht abgelehnt hätte.

Eine ähnliche retrospektive Berechnung deutet auch der Papst in seiner Ansprache vom 11. Februar an, verweist aber dann noch auf die Prestige-Frage, auf die Unterstützungsforderungen, die an ihn aus aller Welt gerichtet werden, vor allem an die wachsenden Bedürfnisse der Missionen. Wohl gedenkt er dabei der reichen Eingänge durch den Peterspfennig, anscheinend aber mit der leise angedeuteten Befürchtung, daß sie sich nunmehr mindern könnten. Seitens der verstimmten Franzosen dürfte das der Fall sein.

IV. Das Konkordat mit Italien.

Daß das ganze Abkommen während mindestens dreißig der letzten Monate, also etwa seit Sommer 1926 der persönliche Gegenstand seiner Studien, seines Nachdenkens, seiner Gebete gewesen ist, verfehlt Pius XI. nicht zu betonen. So ist das Ganze gewissermaßen in höherem Sinne sein Werk. In erster Linie gilt das vom Konkordat mit Italien. Es bildet, wie Pius XI. sagt, die Vorbedingung zum Gesamtabkommen. Es erklärt, es empfiehlt, ja rechtfertigt letzteres. Es soll für seine Aufnahme den Boden in Italien reinigen von Umsturz und Zerstörung, von allem Bösen, was feindliche Regierungen angerichtet haben, das heißt Liberale, Sozialisten und vor allem die Freimaurer. Erst ihre Unterdrückung durch Mussolini mußte vorausgehen. Von Hause aus Atheist, aber wohl eingedenk des bekannten Wortes König Heinrichs IV. von Frankreich, daß Paris eine Messe wert sei, hatte sich der Diktator, nach Erlangung der Herrschaft, alsbald bemüht, dem katholischen Leben und seinen Gefühlen zielbewußt und systematisch mehr und mehr Zugeständnisse zu machen, wie durch Wiedereinführung des religiösen Unterrichts und der Kruzifixe in den Schulen, durch Besserung der materiellen Lage des Klerus, durch regere Heranziehung der geistlichen Behörden zu offiziellen Veranstaltungen, durch möglichst entgegenkommende Förderung der kirchlichen Zeremonien im Heiligen Jahre (1925), — vor allem durch Reformprogramme über die Wiederherstellung der christlichen Staatsvolksschule (am 19. September 1923) sowie über die Ehegesetzgebung. Schon wenige Wochen nach dem siegreichen

Marsch auf Rom hatte der Diktator sich in wohl überlegten und viel versprechenden Wendungen geäußert: „Der Katholizismus ist universell und das italienische Volk muß seiner Natur nach beim Katholizismus bleiben und wird es auch. Ich bin Katholik und glaube, daß zum Wohle des Landes und der Kirche der Katholizismus bleiben muß, wie er ist, nicht eingeengt zur Staatsreligion." Aehnliche Aeußerungen folgten wiederholt. An jene Reformversuche schloß sich Anfang 1925 die Einsetzung einer Regierungskommission zur Ausarbeitung eines Reform-Entwurfs der staatlichen Gesetzgebung für die kirchlichen Einrichtungen und ihre Träger. Daß Mussolini zu diesem Konkordats-Entwurf auch drei stadtrömische Kanoniker heranzog, nutzte ebensowenig, wie die Lockung durch mehrere stark entgegenkommende Bestimmungen. Der staatliche Konkordatsentwurf wurde durch eine päpstliche Note vom 12. Januar 1926 a limine abgelehnt: Keine, einseitig italienische Kirchengesetzgebung, sondern geziemende Verhandlungen und legitime Abmachungen mit dem Heiligen Stuhle. Diese sind aber erst möglich — nach Regelung der Römischen Frage. . . . Das veranlaßte den Duce — ohne sich durch diesen Mißerfolg beirren zu lassen —, dem Papste den Ausdruck seines lebhaften Wunsches nach einer Lösung der Römischen Frage zugehen zu lassen. Mit dem 6. August 1926 begannen tatsächlich die Verhandlungen, zunächst zwischen dem Staatsrat Barone und dem Konsulenten des Vatikans, Francesco Pacelli, einem Bruder des Berliner Nuntius. Das Datum stimmt ungefähr mit der Angabe Pius' XI. von dreißig Monaten, in denen jedoch wiederholt die Schärfe der Gegensätze zutage trat.

Der Heilige Stuhl, der so viele Jahrzehnte gewartet hatte, hätte noch weiter warten können. Mussolini vielleicht nicht. Seine Gewaltherrschaft kann sich doch nicht auf die Dauer halten. Die faschistische Organisation drohte langsam zu bröckeln. Für eine endgültige Konsolidierung erschienen sehr geeignet die lange gesuchte Unterstützung seitens der Kirche, die Gewinnung der sich noch zurückhaltenden gut katholischen Elemente in Italien, endlich der zu erwartende Ruhm des Duce durch die weltgeschichtliche Tat, das schwere Problem der Römischen Frage gelöst zu haben. Eine Berechnung, die zweifellos zutreffen wird!

Dem Heiligen Stuhle anderseits mußte es doch riskant erscheinen, die vom faschistischen Italien dargebotene Versöhnungshand zurückzuweisen. Jetzt eine günstige Gelegenheit, in Würde mit den in vieler Hinsicht veralteten Ansprüchen Schluß zu machen. Und wenn der Faschismus einmal, etwa beschleunigt durch die Verweigerung der vatikanischen Hilfe, zusammenfallen sollte, was folgt ihm dann? Voraussichtlich ein Chaos, das, wie so oft gefürchtet, sich gegen den Vatikan selbst wenden kann, besonders wenn die zur Zeit niedergehaltenen Freimaurer mit

Hilfe des großen Orients in Paris wieder zu Kräften und zur Macht gekommen sein werden.

Und nicht zuletzt ein ethisches, ein religiöses Moment: Der Papst mußte auch als Seelsorger den günstigen Augenblick erfassen, den Gewissenskonflikt so vieler pflichttreuer Katholiken in Italien, die unter dem Zwiespalt zwischen ihrem kirchlichen Oberhaupte und ihrem weltlichen Oberhaupte seelisch leiden, endlich aus der Welt zu schaffen!

Wie schon der politische Vertrag, als erster Teil des Gesamt-Abkommens, beginnt mit der beiderseitigen Bestätigung des Artikels 1 der alten Verfassung König Karl Alberts, Vaters Victor Emanuels II., vom 4. März des Revolutionsjahres 1848, daß die römisch-katholische Religion allein Staatsreligion ist, — so führt das neue Konkordat mit Italien diese Ideen-Richtung vornehmlich nach drei Seiten weiter aus, hinsichtlich der Ehe, des Religionsunterrichts für die Jugend und der Tätigkeit der Azione Cattolica. Inwieweit den einzelnen Bestimmungen der von Mussolini ins Leben gerufene Konkordats-Entwurf aus dem Jahre 1925 zu Grunde gelegen hat, läßt sich noch nicht entscheiden.

Bis jetzt war in Italien, neben der Zivileheschließung, sowohl mit dieser, als auch ohne sie die kirchliche Trauung möglich. Manchem Mädchen aus dem Volke ist von dem gewissenlosen Bräutigam eingeredet worden, daß die Eheschließung vor dem Altar sie zur gesetzlich anerkannten Ehefrau mache. Der Geistliche war nicht verpflichtet, die Braut auf den Irrtum aufmerksam zu machen, der einem solchen Bräutigam die Möglichkeit gab, sie später in Stich zu lassen und sich standesamtlich anderweitig zu verheiraten. Wohltätig wirkte allerdings sich diese Kombination aus bei Offizieren, Beamten und anderen, die nur bei Nachweis einer bestimmten Kautionshöhe zur Zivil-Eheschließung zugelassen werden. Fehlte die Kaution, so war doch eine kirchliche Trauung möglich, besonders da die Braut in einem solchen Falle gesellschaftlich als Ehefrau anerkannt wurde. Die Kinder wurden adoptiert, ihre und ihrer Mutter Vermögens- und sonstigen Rechte testamentarisch sichergestellt.

Mit Mißbrauch und Vorteilziehung aus dieser Einrichtung hat es jetzt ein Ende: Die kirchliche Eheschließung wird als gesetzmäßig mit allen zivilrechtlichen Folgen anerkannt. Darauf hat der Pfarrer die Trauleute aufmerksam zu machen; er hat auch binnen fünf Tagen das Trau-Protokoll in Abschrift der Kommunalbehörde zur Eintragung in das Eheregister einzusenden. Die Entscheidung über etwaige Ungültigkeitserklärungen sowie über Dispense in Ehesachen stehen dem geistlichen Gericht zu, dem Supremo Tribunale della Segnatura! Ein recht bedeutsames Entgegenkommen seitens des faschistischen Staates, als Gegengabe für seine Konsolidierung,

das jedoch auch dem religiösen Empfinden des italienischen Volkes Rechnung trägt[1]).

Unter Verzicht auf die kirchliche Einsegnung wird sich von nun an wohl kaum eine italienisch-katholische Braut nur vor dem Zivilbeamten trauen lassen wollen. Fast alle werden auf die restlos mit allen Befugnissen und Sicherungen ausgestattete kirchliche Trauung bestehen. Dem Geistlichen ist damit ein größerer Einfluß in der Familie, vor allem auf die Kindererziehung, ermöglicht als vordem. Das wird noch ergänzt durch die zweite Konzession. Der Religionsunterricht, der bereits in den Elementarschulen zugelassen war, zieht nun auch in die Mittelschulen ein. Es ist zu erwarten, daß er mehr und mehr geistlichen Händen anvertraut wird, da er unter Aufsicht der geistlichen Behörde steht.

Die vor kaum einem Jahre (15. Mai 1928) verbotenen katholischen Jugendverbände, in erster Linie die Giovani Esploratori, sind wiederhergestellt und werden florieren, gestützt und genährt noch dazu durch die zu neuem Aufschwung erstarkte Azione Cattolica, deren erziehliche Hauptaufgabe es ist, katholische Grundsätze zu verbreiten und im Leben zu betätigen, möglichst unter unmittelbarer Leitung der Kirche; selbstverständlich heißt es dabei, unter Ausschluß jeder politischen Parteitätigkeit. Das wird die Zukunft lehren. Gesichert aber ist der Kirche und ihrem Einfluß die zukünftige Jugend Italiens. Das ist der diplomatische Sieg und vor allem die kulturelle Tat des Heiligen Stuhls bei diesem Abkommen. Gott ist Italien und Italien ist Gott wiedergegeben, wie Pius XI. sich vor der katholischen Mailänder Universitätsdeputation ausdrückte. Mit anderen Worten: die ganze kirchliche Gesetzgebung des liberalen Italien seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist aufgegeben. Was der Papst hier über das Konkordat gesagt hat und wie er es gesagt hat, bedeutet nach dieser Richtung ein Aktionsprogramm!

Die weiteren Bestimmungen des Konkordats, nämlich, daß die Umgrenzung der Diözesen nach Möglichkeit mit denen der Provinzen identifiziert werden soll —, wie sich das für Südtirol und sein Deutschtum auswirken wird, ist noch unklar[2]) — die Ernennung der Erzbischöfe und Bischöfe, nach Analogie der neuesten sonstigen Konkordate, das heißt, vor der Ernennung durch den Papst, Feststellung, ob von Seiten der faschistischen Regierung Einwände gegen die Wahl erhoben werden; wenn auch kein formelles, so doch ein tatsächliches Veto-Recht! — Die Vereidigung der Bischöfe auf den faschistischen Staat und

[1]) Ehescheidung ist für Italien jetzt mehr als zuvor ausgeschlossen. Die Trennung von Tisch und Bett spricht die italienische Behörde aus.

[2]) Die Ernennung des Brixener Administrators Mutschlechner und die Konkordats-Bestimmung, daß die geistliche Seelsorge in der Sprache der Gläubigen zu erteilen ist, lassen wenigstens Hoffnungen aufkommen.

seine Verfassung, bei entsprechender selbstschuldnerischer Beaufsichtigung ihrer Geistlichkeit —, diese Bestimmungen sind zumeist dem Konkordat mit Polen von 1925 nachgebildet, worauf teilweise auch hingewiesen ist: Da diese Artikel (besonders 11 und 12) als ein Zugeständnis des Heiligen Stuhles an die sehr rührige Polnische Regierung angesehen werden müssen, so liegt anscheinend hier ein geschickter Schachzug Mussolinis vor, der da durch diesen Hinweis leichte Arbeit gehabt hat.

Auch bei anderen Zugeständnissen an die Kirche — wie bei Anerkennung der religiösen Kongregationen als juristische Person, bei der freien Verwaltung der Kirchengüter usw. — wird die ausschlaggebende Stellung der einschlägigen Staatsgesetze hervorgehoben.

Den heiligen Charakter Roms (carattere sacro di Roma), als Bischofssitzes des Papstes, als Mittelpunkts der katholischen Welt, zu wahren und dafür einzustehen, ist Aufgabe der italienischen Regierung. Sie hat dafür zu sorgen, daß die Ausübung der kirchlichen Funktionen, der Kleriker-Berufe, daß die Feier der vom Staat anerkannten kirchlichen Festtage, daß der Seelsorgedienst bei der bewaffneten Macht ungestört und frei vor sich geht. Das faschistische Italien stellt sich vollkommen in den Dienst des Heiligen Stuhls, Mussolini ist Schirmherr der Kirche. Naturgemäß sind beide Mächte politisch miteinander verbündet, die Geschicke beider miteinander verknüpft. Verknüpft miteinander der italienisch-faschistische Imperialismus und der Universalismus der katholischen Kirche. Daß letzterer in Rücksicht auf ersteren modifiziert werden könnte, ist nun nicht mehr ausgeschlossen, zunächst angesichts der faszinierenden Persönlichkeit Mussolinis, dem als „von der Vorsehung gesandten" Mann Pius XI. seine Bewunderung im tief empfundenen Gefühl von italienischem Patriotismus zollt. Diese Bewunderung ist zweifellos ein nicht zu unterschätzendes Moment bei dem Zustandekommen des Abkommens gewesen.

Wenn die Franzosen, die die Ausschließung der übrigen Mächte, der so oft von ihnen selbst geforderten internationalen Garantie, bei dem Versöhnungsvertrag, schon aus Prestige-Gründen schmerzlich empfinden, — jetzt fürchten, daß das von ihnen beanspruchte allerdings brüchig gewordene Protektorat über die Christen im Orient zugunsten der Italiener beeinträchtigt, daß ihre Missionen, die für sie Pioniere französischer Nationalität und Kultur in fernen Weltteilen sind, gegenüber den von verständlicher Sympathie des Heiligen Stuhls begleiteten italienischen Missionen ins Hintertreffen geraten könnten, so dürften sie mit diesen Befürchtungen höchst wahrscheinlich Recht behalten. Und das ist für sie besonders schmerzlich, angesichts ihrer von der Mitte des 13. Jahrhunderts an bis heute unentwegten Bestrebungen durch mehr oder minder gewaltsame Gewinnung des Papsttums sich Machteinfluß auf die Universal-

kirche zu verschaffen, was im Jahre 1309 durch die folgenschwere Verlegung des Papstsitzes von Rom nach Avignon in Süd-Frankreich zum eklatantesten Ausdruck kam. —

Der Universalismus der katholischen Kirche soll veranschaulicht werden durch die Zusammensetzung seines höchsten Rats, des Kardinalkollegiums. Die Gewohnheit, daß in diesem die Italiener die numerische Majorität haben, ist seit langer Zeit erstmalig jetzt gerade unterbrochen worden. Die daran geknüpfte Berechnung, daß aus einem der nächsten Konklave zum ersten Male seit 1523, also seit 400 Jahren, ein Nicht-Italiener hervorgehen könnte, erscheint mir unbegründet. Der ganze Versöhnungspakt würde auf eine sehr bedenkliche Probe gestellt werden, sollte einmal ein Nichtitaliener gewählt werden. Daß es möglichst ein Franzose wäre, daran würde das mit der Stärkung des Italienertums unzufriedene Frankreich mit allen Macht- und Propagandamitteln arbeiten, unterstützt von polnischen, belgischen und sonst befreundeten Purpurträgern des Heiligen Kollegiums. Zweifellos würde Italien, zu Lebzeiten Mussolinis, derartige Umtriebe voraussehen und seinerseits Vorkehrungen treffen. Mit welchen Aufgaben da eventuell der Gesandte des den Vatikan umschließenden Königreichs Italien betraut werden könnte, damit ein bedrohlicher Rückgang der Zahl der italienischen Kardinäle verhütet werde, läßt sich vorstellen. Maßgebend und entscheidend wird dabei sein, was für Persönlichkeiten hier und dort, an der Spitze der Kirche und an der Spitze des italienischen Staates stehen werden!

Das sind Zukunftserwägungen! Näher erscheint vielleicht aber noch die Frage, wie sich die Zukunft für das Papsttum gestalten wird, wenn der Faschismus, der heute mit ihm verbündet erscheint, trotz des glänzenden neuen Erfolges schwanken, sogar stürzen sollte. Eine Klärung im Faschismus überhaupt wird nicht ausbleiben können, eine Auseinandersetzung zwischen den Gemäßigten, die mit dem Duce auf dem Standpunkt der Versöhnung mit dem Heiligen Stuhle stehen, und den Radikalen, für die der faschistische Staat der Inbegriff der höchsten Machtvollkommenheit ist, neben der die Universalität keinen Platz habe, die vielmehr dem imperialistisch angelegten nationalen Faschistenstaate gewissermaßen einzuverleiben sei.

Wie wird sich endlich das Papsttum stellen zu einer späteren italienischen Regierung, falls sie von Extremen gebildet werden sollte, etwa von Freimaurern, etwa von Bolschewisten?

Auch Pius XI. hat diese Frage nicht ganz aus den Augen gelassen. In seinem sublimen Gottvertrauen hat er sich nicht weiter mit ihr beschäftigt, in dem Troste: „Die Zukunft ist in Gottes Händen, also in guten Händen."

Mit der Aufgabe der Fiktion seiner Gefangenschaft ist der Papst seiner übernationalen, fast mystischen Isoliertheit verlustig gegangen. Das bringt ihn in die Gefahr, in die Gegensätze

und Streitigkeiten der Nationen hineingezogen zu werden, wenn er auch proklamiert, daß die Kirche strikte daran festhalte, sich niemals in die politischen Angelegenheiten irgendeines Landes zu mischen. Der wirkliche Wert einzelner Bestimmungen des Gesamtvertrages wird sich erst im Ernstfall eines die Apenninen-Halbinsel bedrohenden Krieges ergeben! —

Eine Erkenntnis hat das weltgeschichtliche Ereignis noch gezeitigt, eine Ueberzeugung der beiden staatsmännisch so bedeutenden Kontrahenten dieses Versöhnungsabkommens, daß nämlich der Parlamentarismus bei der Behandlung und Lösung wirklich großer Fragen nicht zu brauchen ist. Erst nachdem das italienische Parlament ausgeschaltet worden war, das einst dem Garantiegesetz eine vielfach andere Gestalt, als sie von den damaligen führenden Staatsmännern beabsichtigt war, gegeben hatte, — erst nachdem die dort maßgebenden Liberalen, Sozialisten und Freimaurer unterdrückt worden, das Königtum beiseite geschoben war, konnte die Römische Frage, die Quadratur des Zirkels, wie sie einst Herbert Bismarck auf römischem Boden genannt hat, tatsächlich gelöst werden, durch die klug vorbereitete Tat eines wirklichen Staatsmannes, der in seiner Politik jetzt den Zenit weltgeschichtlicher Höhe erreicht hat.

***

Inland und Ausland

Zeitschriftenschau.

I.

Der offiziellen wie privaten Aktenpublikation Deutschlands, die seit Kriegsende vor und neben die große Dokumentensammlung des Auswärtigen Amts die zahlreichen Erinnerungs- und Rechtfertigungsbücher deutscher Generale und Staatsmänner — von Ludendorff, Jagow und Bethmann Hollweg bis zu Scheidemann und Kluck — stellte, hat bisher kein europäischer Staat Schritt halten können. Nur langsam folgt Frankreich mit den Rechenschaftsberichten seiner Diplomaten und Politiker der Krisenzeit, als welche die Bücher von Georges Louis, Maurice Paléologue und Poincaré angesprochen werden dürfen. Auch England bringt seine amtliche Publikation erst jetzt in Fluß. Dafür darf es sich rühmen, mit den Memoiren Viscount D'Abernons die historisch quellenmäßige Erschließung der Nachkriegszeit eröffnet zu haben. Seine soeben auch in deutscher Ausgabe erschienenen Erinnerungen (Ein Botschafter der Zeitwende, Band I. Deutsch von Antonina Vallentin. Paul List Verlag, Leipzig) beginnen mit der Konferenz von Spa 1920 und führen bis zum Rapallo-Vertrag von 1922 und geben ein auch in ihrer Subjektivität um so wertvolleres Bild dieser wirrenreichen Zeitläufte als sie von diplomatischer Rücksichtnahme völlig unbeschwert sind. Schon die für englische Leser gedachte Einführung räumt mit jedem Zweifel auf: „Das Land, das die Königin Viktoria im Jahre 1840 „unser liebes kleines Deutschland" nannte, verdient wahrscheinlich diese beiden Epitheta weniger als irgendein beliebiges Eigenschaftswort des Wörterbuches. Die größten Verehrer des deutschen Volkes würden es kaum als lieb bezeichnen; seine heftigsten Gegner könnten es wohl nicht klein nennen. Oberflächlich gesehen reizlos, besitzt es im Grunde eine unzweifelhafte Größe. Es ist ein höchst merkwürdiges Volk. Schon in seinem Aeußeren unterscheidet es sich von allen Völkern, die es in Mitteleuropa umgeben. Die kuppelartigen Köpfe, die viel kleiner sind, als sie aussehen, die untersetzten, runden Körper, die phänomenale Entwicklung der Körpergegend, die man beim Pferde Kamm nennt, die steifen, rechtwinkligen Manieren stehen in betontem Kontrast zu der Anmut und Grazie ihrer Nachbarn, der Franzosen, Oesterreicher, Böhmen und Polen. Es wurde gesagt, daß die deutsche Gestalt der einzige erfolgreiche Versuch zur Lösung der „Quadratur des Zirkels" sei, so eckig und rund ist sie zugleich."

Dieser moderne Tacitus begibt sich aber auch seines Freimuts nicht, wenn es gilt, Bilanzen zu ziehen, die auch das eigene Land angehen, und so vermag er selbst nicht, die diplomatische Geschichte während seiner Berliner Jahre als ein besonders herzstärkendes Kapitel der Welthistorie aufzufassen oder gar die während dieser Zeit beobachtete Haltung seiner Regierung zu rechtfertigen. „Fast zu naiv, fast losgelöst von allen politischen Rücksichten", nennt er die Versuche Englands, zu seinen Reparationszahlungen zu gelangen, ohne die Wiederherstellung der deutschen Währung als unerläßliche Vorbedingung erkannt zu haben. Statt dessen habe man sich von den Alliierten (lies Frankreich!) in Schlepptau

nehmen lassen: „Die schwächliche Zustimmung zu einer Politik, die wir als finanziell ergebnislos und politisch sogar gefährlich erkannten, war der besten Traditionen Englands nicht würdig."

Wer solche Sprache führen darf, gehört selbstverständlich nicht zur Zunft. Sir Edgar Vincent, wie der nachmalige Lord ursprünglich hieß, hatte sich einen Namen durch seine Konstantinopler Tätigkeit bei der Dette Ottomane gemacht, so daß ihm Lloyd George die Botschaft in Berlin wenigstens als ein Provisorium anzuvertrauen wünschte. Selbst die Tatsache, daß er unsere Sprache eigentlich nur lesen konnte, sollte daran nichts ändern, weil es dem Premier wie auch dem Staatssekretär des Aeußeren Curzon in allererster Linie auf genaueste Kenntnis der wirtschaftlichen und finanziellen Fragen ankam. Die von ihm erwarteten Fähigkeiten und vornehmlich die „Kunstfertigkeit", mit Menschen der verschiedensten Schichten umzugehen, hat ihm gewiß nicht gefehlt, so daß er sich bald im Mittelpunkt eines vielleicht doch schon wieder vertrauensselig zu weit gedehnten Kreises sehen durfte — wenn Lord d'Abernon auch den jeweiligen amerikanischen Botschafter inmitten weit größerer Clientel stehen zu sehen glaubte. Seine Tagebuchblätter, die ihren Charme noch aus dem Zynismus klären, hier einzeln durchzugehen, geht natürlich nicht an: sie haben vielfach wirklichen Quellenwert, sind dann wieder nur Zeitungsregesten, aber immer lesenswert, weil sie die Dinge mindestens in so noch nicht gesehener Stellung zeigen. Wenn er Wirths damaliges Ansehen im Auslande erklären will, verweist er auf dessen persönlichen Mut, ohne sich doch den Zusatz schenken zu können: „Obwohl ich mir nie ganz klar darüber war, was man eigentlich darunter versteht."

Eingehender und ernsthafter als mit Wirth befassen sich seine Blätter mit Rathenau, für den sie vielfach sogar zur Fundgrube werden, weil sich Rathenau weit über die amtliche Notwendigkeit hinaus oft und wie es scheint nicht ungern Aerger und Unmut bei ihm von der Seele geredet hat. So ist vieles in seine Papiere eingegangen, was dem Sinne nach wirklich gesprochen wurde, wenn man auch die Geschichte des Rapallo-Vertrages nicht allein auf seine Mitteilungen würde aufbauen können. Aber sollte man nicht anläßlich der Pariser Verhandlungen an eine andere Eintragung erinnern dürfen: „Rathenau vertritt den Gedanken, daß die Kriegsverluste zu groß seien, um nur von den am Weltkrieg beteiligten Staaten getragen zu werden. Die ganze Welt muß sich daran beteiligen. Er hat die Absicht, eine Reparationssteuer auf alle Rohstoffe, Kohlen, Eisenerze usw. vorzuschlagen, um einen Weltfundus für den Wiederaufbau zu bilden. Die Verschuldung der Welt wird, wie er sagt, durch die Schuld an Amerika, die zwei Milliarden Pfund Sterling beträgt, symbolisiert. Er möchte diese Schuld in drei Teile zerlegen. Der erste Teil müßte annulliert, der zweite durch die Besteuerung des ganzen Weltverbrauchs an Rohstoffen bezahlt werden, und für die Zahlung des dritten Teils würde Deutschland aufkommen."

Man erschöpft aber d'Abernons Fähigkeiten nicht, wenn man nur seine politischen Notizen wertet. Er war so vielseitig interessiert und dem aufmerksamen Hörer stand ein psychologisches Zeichentalent so schnell zu Gebot, daß ein paar Begegnungen mit Kluck

und seine Aufzeichnungen darüber die beste Empfehlung für die jüngst erschienenen Erinnerungen des erfolgreichen Generaloberſten (R. Eiſenſchmidt Verlag, Berlin 1928) geworden ſind. Unterm 9. März 1922 heißt es von ihm: „Ein Mann, der für ſeine 75 Jahre noch jung ausſieht. Ich fand ihn bedrückt durch die Tatſache, daß er ſo nah am Gelingen war, und daß das Glück ihn im letzten Augenblick verließ; aber im allgemeinen iſt er jovial und beredſam.“ Unterm 13. März wird aber dann berichtigt: „Ich hatte heute ein zweites langes Geſpräch mit Kluck. Er machte mir einen weniger gutmütigen Eindruck als bei unſerer erſten Begegnung. Er kam mir eher tatariſch oder kalmückiſch vor, aber noch immer wie der alte, joviale Orientale, der ohne beſondere Bosheit oder Haß ſeine Leute in den Tod und ſeine Feinde in die Vernichtung treibt. Seine große Eignung für einen Heerführer iſt ſein Temperament. Ein Heerführer muß etwas Dämoniſches haben. Tugend und Talent genügen nicht.“

Hier ſpricht weder Animoſität noch beſondere Hochſchätzung, ſondern die Luſt an der plaſtiſchen Fixierung des Charakteriſtiſchen, die nun freilich am gerundetſten in ſeinen engliſchen Porträtſkizzen zur Geltung kommt. So mögen dieſe für diesmal den Beſchluß bilden:

Lloyd George

So enttäuſchend auch die Ergebniſſe der zahlreichen Reparationskonferenzen zwiſchen 1920 und 1922 waren, keiner ihrer Teilnehmer hätte dem führenden engliſchen Vertreter die Schuld für den Fehlſchlag zuſchreiben können. Es war eine reine Freude, Lloyd George zu beobachten und ihm zuzuhören. Seine Redegewandtheit, ſein Witz, ſeine Schlagfertigkeit, ſeine ſchnelle Entſchloſſenheit erweckten die gleiche Bewunderung. Nicht weniger bewunderungswürdig waren ſeine ungebrochen gute Laune und ſein unerſchöpflicher Hunger nach neuer Arbeit. Er war zu jeder, auch noch ſo fortgeſchrittenen Stunde bereit, eine neue Diskuſſion zu beginnen, Informationen entgegenzunehmen, Entſcheidungen zu treffen, vorausgeſetzt, daß ihm die Informationen mündlich übermittelt wurden, denn es hat wohl keiner ſich mehr gegen das Leſen offizieller Noten aufgelehnt, keiner hat weniger Geduld für verwickelte und komplizierte Berichte gehabt.

Seine geiſtige Regſamkeit und die Leichtigkeit, mit der er die richtigen Worte für ſeine Argumente fand, hat ihn vor der üblichen Schwäche der engliſchen Unterhändler bewahrt — der Geneigtheit, den Anſichten der anderen, teils aus Gutmütigkeit, teils aus Indolenz oder in manchen Fällen aus einer gedanklichen Bedachtſamkeit heraus, die jeden Entſchluß hinauszuzögern wünſcht, zuzuſtimmen.

Seiner ganzen Natur nach lag es Lloyd George mehr und war ihm vielleicht auch lieber, zu opponieren als zuzuſtimmen. Es war für ihn leichter, Entſcheidungen zu treffen, als ſie hinauszuzögern. Er konnte manchmal übereilt handeln, aber er hat nie eine Gelegenheit verſäumt. Er wurde ſogar gelegentlich aggreſſiv — was für einen engliſchen Unterhändler immerhin verblüffend iſt. Er wußte aus Erfahrung, daß keine internationale Konferenz ihr Ziel erreicht, ohne mindeſtens eine ernſte Kriſis durchgemacht zu

haben. Er versuchte daher, diese Krisis am Anfang der Verhandlung hervorzurufen, um möglichst rasch mit ihr fertig zu werden.

Die Wandelbarkeit, die man Lloyd George gewöhnlich zum Vorwurf macht, hat sich im Laufe der Reparationskonferenzen nie gezeigt. Er hielt im Gegenteil an den einmal eingeschlagenen politischen Richtlinien mit Zähigkeit fest, wie er überhaupt von einem nicht zu erschütternden Eigensinn war.

Die von ihm verfolgte Politik bestimmte Englands vernünftige, großzügige, ja sogar großmütige Haltung gegenüber dem früheren Feind, vorausgesetzt, daß Deutschland seinen guten Willen bewies und in gutem Glauben zu handeln versprach. Es war offensichtlich, daß Lloyd George so weit in dieser Richtung zu gehen bereit war, wie es ihm die ihn unterstützenden Kräfte erlaubten. Die seine Handlungsfreiheit einschränkenden Faktoren waren nicht seine eigenen Auffassungen über den einzuschlagenden Weg, sondern die Ueberlegungen, wieweit er — als Minister, der von einer parlamentarischen Mehrheit abhängig war — seine Politik vor dem Unterhaus und der öffentlichen Meinung vertreten konnte.

Er war sich vielleicht der Tatsache allzu bewußt, daß ein Vorgreifen der öffentlichen Meinung seinen eigenen Einfluß gefährden und seine Wirksamkeit zerstören könnte. Obwohl ich durchaus nicht bestreite, daß ein vorsichtiges Herausfühlen der Möglichkeiten der Stunde und ein ehrlicher Wunsch nach Befriedigung die Weisheit des Abwartens, bis die heilende Wirkung der Zeit die öffentliche Meinung zu einer richtigen Auffassung der diplomatischen, politischen und militärischen Lage gebracht hatte, empfahlen, bin ich der Ansicht, daß der Premierminister mit stärkerer Hand die Führung der Oeffentlichkeit hätte ergreifen müssen.

Das Ziel war Sicherheit. Ohne Sicherheit war keine Hoffnung auf eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich vorhanden.

Von Anfang an war es klar, daß man über die Sicherheit nur auf der Basis der Gegenseitigkeit verhandeln konnte. Lloyd George war sich dessen vielleicht früher bewußt als irgendein anderer. Er hielt es nur nicht für richtig, vorzeitig darauf zu drängen.

Es ist oft gesagt worden, daß er zu wandelbar war, um ein sicherer Gefährte auf der Tigerjagd zu sein. Dieser Vorwurf, wenn auch nicht ganz ungerechtfertigt, geht im allgemeinen zu weit. Man darf nicht die wesentliche Ursache der Nachgiebigkeit Lloyd Georges, soweit es sich um Menschen handelte, übersehen, und zwar seine eigensinnige Unnachgiebigkeit in sachlichen Fragen. Sein Verhalten auf einer Tigerjagd würde ausschließlich von seiner Auffassung des Tigers abhängen. Wenn er das Tier der aristokratischen Gattung zuzählen sollte, würde niemand eifriger im Verfolgen, glühender, kühner und gehässiger sein. Wenn jedoch seine keltische Einbildungskraft das Jagdobjekt mit irgendeiner noch so fernen Aehnlichkeit mit dem Verfolgten und Unterdrückten ausgestattet haben würde, wäre es für seinen Gefährten klüger, keine unbedingte Treue zu erwarten. Eine unüberwindliche Neigung für alles, was ihm unterdrückt und benachteiligt schien, war bei ihm stärker als sein Sinn für jede konventionelle oder selbst vertragliche Verpflichtung, die ihm die Kameradschaft auferlegte.

Dieses übermächtige Vorurteil gegen die Besitzenden und Bevorzugten kann manche Zwischenfälle in der Laufbahn Lloyd Georges erklären, die so viel Staunen erregten und so viel Kritik herausforderten. So bewunderungswürdig dieses Gefühl an sich auch sein mag, bei ihm ist es bis zur Besessenheit gesteigert worden.

Aber trotz seiner Vorurteile und ihrer verhängnisvollen Wirkung auf seine politische Einstellung wird ihn die Geschichte als einen Staatsmann anerkennen, dessen einzigartige Vorherrschaft auf der politischen Arena Englands in den Jahren 1917 und 1918 beträchtlich dazu beigetragen hat, den Weltkrieg zu einem siegreichen Abschluß zu bringen.

Wie man auch vom europäischen Standpunkt aus die Weisheit der Versailler Vertrages beurteilen mag, die Leistung Lloyd Georges als eines Vertreters der englischen Interessen kann nicht in Frage gestellt werden. Die Uebernahme der deutschen Flotte, die aufgezwungenen Verbote ihres künftigen Ausbaus, die Mandatsaufteilung der ehemaligen deutschen Kolonien, die Anerkennung der Rechte der britischen Dominions durch eine entsprechende Vertretung bei den internationalen Beratungen und in Genf — dies waren die wesentlichen und fundamentalen Ziele der britischen Politik, die alle erreicht wurden und die einen Erfolg der Geschicklichkeit, des Taktgefühls, der Energie und der Ueberzeugungsgabe darstellen.

A. J. Balfour.

Man pflegt gewöhnlich Balfours frühe politische Laufbahn mit der Vierten Partei in Zusammenhang zu bringen und ihn neben Randolph Churchill, Gorst und Drummond Wolff zu nennen. Aber diese Verbindung, die auf eine aggressive und rücksichtslose politische Aktivität hindeutet, gibt einen falschen Eindruck von den zarteren Seiten in Balfours Charakter und seiner vorherrschenden Wesensart. Man bekommt einen richtigeren Eindruck, wenn man ihn nicht als Mitglied einer aggressiven politischen Sezession, sondern als den Führer eines glänzenden intellektuellen und literarischen Kreises ansieht.

Es unterlag keinem Zweifel, wer die Führerschaft dieser Gruppe, die sich „Die Seelen" nannte, übernehmen sollte. Balfour war allen anderen weit überlegen. Er wurde zwangsläufig ihr Führer, obwohl diesem Kreis George Curzon, George Wyndham, Harry Cust und Evan Charteris angehörten. Worin bestand Balfours Ueberlegenheit? In erster Linie in seiner überragenden Dialektik. Es war unmöglich, über irgendein Thema mit ihm zu sprechen, ohne von der Erkenntnis niedergeschmettert zu werden, daß die eigenen Ansichten falsch und grobschlächtig waren und ihre Darlegung noch gröber und ungeschickter als die Ansichten selbst. Er ließ seinen Gegner glauben, daß er nur die Hälfte des Problems erkannte und gerade das Wichtigste übersah.

Eine richtige Vorstellung von dem intellektuellen Werte Balfours läßt sich am besten durch Analogie und Gegenüberstellung gewinnen. Man braucht ihn nur mit anderen Männern zu vergleichen, die Führer ihrer Generation waren und, ebenso wie er, Premierminister Englands. Ich habe nicht weniger als elf dieser

bedeutenden Staatsmänner gekannt, und Balfour war allen an Einsicht, Objektivität und Geschicklichkeit überlegen. Im Unterschied zu Gladstone war er nicht durch leidenschaftliche Ueberzeugungen behindert; im Unterschied zu Roseberry war er nicht überempfindlich; mit Campbell verglichen stand er intellektuell viel höher; im Vergleich zu Asquith war er mehr griechisch als römisch und vielleicht weniger Parteimann, so stark auch sein Parteigefühl war. Man vergleicht ihn gewöhnlich mit seinem Onkel Lord Salisbury. Obwohl die beiden manche gemeinsame Eigenschaft besaßen, war der jüngere mehr Philosoph und weniger Aristokrat, verfügte über einen größeren Weitblick, eine geschliffenere Dialektik und eine viel objektivere Beurteilung des Lebens und der Menschen.

In Ermangelung einer Aehnlichkeit mit einem Zeitgenossen ist man gezwungen, auf die klassische Welt zurückzugreifen, und man kann sich auch keine bessere Analogie als mit dem attischen Philosophen Demonax denken, der im ersten Jahrhundert der christlichen Aera lebte. Von ihm hieß es, daß er nie einen Feind besaß und sich durch seinen seltsamen persönlichen Zauber eine solche Popularität und Achtung in seinem Alter gesichert hatte, daß er in jedes Haus in Athen uneingeladen kommen konnte. Dasselbe könnte man von Balfour sagen. Eine Geschichte, die über Demonax erzählt wird, ist für beide charakteristisch. Als Epiktet ihm den Vorwurf machte, daß er nicht heirate und auf diese Weise die Welt um ein Philosophengeschlecht ärmer mache, bat er den Philosophen, der Junggeselle war, ihm eine seiner Töchter zur Frau zu geben.

Balfours Geist war wie ein Florett aus feinstem Stahl, das den Gegner unvermutet, mit blitzartiger Schnelligkeit und nie das Ziel verfehlend, traf, ein Florett, das Wunden stach, die verhängnisvoll waren, nicht weil sie besonders tief gingen, sondern weil die empfindlichste Stelle getroffen wurde. Wenn sich aus dieser Beschreibung der Eindruck einer Unbeständigkeit oder einer mangelnden Ueberzeugungskraft ergibt, so ist dieser entschieden falsch. Von beiden war keine Spur vorhanden.

Seine allgemeine Lebensanschauung stützte sich auf den Glauben, daß Glück jedem von uns erreichbar sei und in der Loslösung aus den Fesseln eingebildeter Güter, in der Befreiung aus den Täuschungen der Sinne bestehe. Keiner hat weniger als er das Glück dort gesucht, wo es nicht zu finden ist.

Die Fülle und Vollkommenheit seiner eigenartigen Ansichten war so groß, daß kein vom Gegner vorgebrachtes Argument ihn durch Neuartigkeit verblüffen konnte. Was den angeblichen Mangel an Ueberzeugungskraft betrifft, so war im Gegenteil eine Tiefe des Glaubens bei ihm vorhanden, die viel stärker war als der oberflächliche Schein. Er hatte tief eingewurzelte Grundsätze, allerdings in einer beschränkten Anzahl von Fragen, und diese Ueberzeugungen waren gegen alle Angriffe der Zeit oder von Widersachern gefeit. Aber auch abgesehen von diesen Grundsätzen, die, wie man zugeben muß, nicht allzu zahlreich waren, war Balfour eher beharrlich als wandelbar. Bei einer derartigen geistigen Regsamkeit kam einem diese Zähigkeit höchst unerwartet. Obwohl er die Argumente gegen seine eigenen Ansichten gelten ließ, änderte er nicht seine Meinung, zum Teil weil er nie in die Verlegenheit kam, daß ihm Gegenargumente zur Stärkung seiner ursprünglichen

Einstellung fehlten. Bei einer Auseinandersetzung mit Balfour mußte man immer wieder an eine von Drahtverhauen umgebene Festung denken — eine Festung, die außerdem Reservetruppen besaß, die bereit waren, in die Bresche zu springen.

Viele seiner Zeitgenossen bemühten sich, Balfours wirkliches Wesen zu ergründen. Was dachte der Mann? Was fühlte er? War die Zuverlässigkeit seiner Urteile ebenso groß wie die Geschicklichkeit seiner Argumente? Wurde er durch seine eigenen Argumente überzeugt? War bei ihm ein instinktives Unterbewußtsein vorhanden, das unabhängig von der Dialektik und den logischen Deduktionen Schlußfolgerungen traf? War das Feine und Subtile seines Verhaltens nach außen wirklich das Spiegelbild seines wahrsten Ichs oder nur eine oberflächliche Hülle, die eine robuste oder gröbere Wesensart verschleierte? War die abnorme Reinheit seines Lebens ein Zeichen der Askese, der Gleichgültigkeit oder der Besorgnis um seine Gesundheit oder war sie eine Verteidigung seiner intellektuellen und seelischen Unabhängigkeit und Freiheit?

Marquis Curzon.

Marquis Curzon war ein geborener Rhetoriker — der breite Strom seiner Beredsamkeit war kein angelerntes Talent, sondern eine angeborene, ihm in Fleisch und Blut lebende Begabung. In seiner Ausdrucksweise lag eine verschwenderische Pracht. Er sprach preziös und gewählt, denn hätte er einfach gesprochen, würde es affektiert geklungen haben. Geschliffene, klingende Sätze entsprachen mit vollkommener Natürlichkeit seiner ganzen Lebensauffassung, denn bei ihm steigerte sich alles zur Erhabenheit.

Pomp und Zeremonie waren ihm die natürlichen Attribute einer würdigen Laufbahn — nicht bloße Begleitung, sondern das Wesen, der Kern selbst. So wenig vulgär auch diese Prunkliebe war, sie beherrschte ihn so vollkommen, daß sie bei ihm jedes Verständnis für das Einfache und Trauliche tötete; das kühle, zurückgezogene Lebenstal hatte für so grandiose Seelen wie die seine nicht den geringsten Reiz.

Curzon gelang das Unwahrscheinliche, daß er die pompöse Würde mit Humor zu vereinigen wußte. Keiner war von Natur aus feierlicher als er, aber keiner besaß einen wacheren Sinn für die lächerliche Seite aller Dinge. Dies ging so weit, daß er das Lächerliche in allem erkannte, mit Ausnahme in seiner eigenen Einstellung zum Leben. Dies blieb unverändert bis zu seinem Lebensende. Er wurde geboren und starb als Aristokrat des englischen 18. Jahrhunderts. Ein Aristokrat von einem so vollendeten Typus ist eigentlich nur in Romanen zu finden. Unermüdlich, unablässig diente er seinem Lande — schonte sich nicht und noch weniger die anderen — stellte die größten Ansprüche an seine Untergebenen und Freunde — war herrschsüchtig und dabei gutmütig — und blieb immer, trotz der großen körperlichen Schmerzen, heiter, humorvoll, gut gelaunt.

Wenn man die uns geläufigen Definitionen des Genies gelten läßt, muß man Curzon den fast unbestreitbaren Anspruch auf sie zubilligen. Denn wenn Genie die Fähigkeit mühsamen Ringens ist, so hat kein anderer seine Kraft stärker gespannt. Wenn Genie in der vollkommenen Verschmelzung von Eigenschaften besteht, die man

gewöhnlich kaum nebeneinander findet, könnte kein anderer einen berechtigteren Anspruch auf diese Bezeichnung erheben. Man kann sich kaum widerspruchsvollere Eigenschaften denken als seinen Stolz und seinen Fleiß — sein pompöses Wesen und seinen Humor. Wenn man dagegen Genie als die höchste Entwicklung einer Fähigkeit bezeichnet, würde ihm die Würde und der Zauber seiner glänzenden Dialektik ein Anrecht auf diesen Titel geben.

Die Natur gibt selten den Dialektikern neben der Gabe müheloser Beredsamkeit noch die der tiefen Einsicht und des echten Verständnisses, denn sie werden auch ohne sie fertig. Mit diesem Maßstab gemessen war Curzons Begabung etwas ungeheuer Seltenes, denn er fügte eine wirkliche Kenntnis vieler Fragen zu der fabelhaften Fähigkeit, sich über sie zu verbreiten, hinzu.

Als der beste und treueste aller Freunde sah er seinen Kreis als eine Fortsetzung seiner selbst an und fand ihn deshalb einer unendlichen Rücksichtnahme, Liebe und Achtung würdig.

Beim Reden fand er erstaunlich glückliche und gewandte Prägungen, blieb immer groß und erhaben; die Sätze fielen wunderbar geformt von seinen Lippen, sanken nie zur geläufigen Scheidemünze oder zum Gemeinplatz herab — obwohl die witzige Zuspitzung fehlte, schimmerte der Unterton eines ihn nie verlassenden Humors hindurch. In seinen Gelegenheitsreden war der Uebergang von der sorgfältig geschliffenen Phrase zum Impromptu kaum bemerkbar, so wunderbar und eindrucksvoll war die Satzbildung seiner Improvisationen. Einer seiner Freunde sagte von ihm, er erteile seinem Diener Befehle in einer Sprache, die Cicero vor dem Senat Roms nicht zur Unehre gereicht hätte. Er redete auch häufig seine Dienstboten, statt mit Namen, mit der Bezeichnung ihrer Stellung an: ‚Hausmädchen, öffnen Sie weit die Fensterflügel!' — ‚Lakai, geben Sie den Flammen neue Nahrung.'

Alles, was er unternahm, war in gewaltigem Ausmaß gedacht. Seine Gastfreundschaft war verschwenderisch, jedoch nur auf große Empfänge gerichtet. Er duldete nicht die gewöhnliche, zwanglose Intimität der Freunde, die plötzlich zum Mittagessen hereinschneien oder nach dem Diner erscheinen, um in aller Ruhe eine Partie Bridge zu spielen. Solche Vergnügungen waren für ihn nicht vorhanden. Sie störten ihn nur in seiner Arbeit, waren stillos — hatten weder Würde noch Größe.

Keiner hat wohl mehr liebevolle Sorge an große Empfänge verschwendet als Curzon. Jede Kleinigkeit war ausgedacht, alles, was zur Unterhaltung seiner Gäste beitragen sollte, überlegt und aufgeschrieben, und zwar nicht von irgendeinem Untergebenen, sondern vom Gastgeber selbst. Keine Einzelheit war ihm zu gering, um nicht mit genauester Sorge geregelt zu werden, und weder seine Frau noch sein Sekretär durften die männlich majestätische Pracht seiner Empfänge stören oder schwächen.

Noch nie war in ein und derselben Person eine so alles beherrschende Liebe für das Feierliche und Großartige mit einer so richtigen Erkenntnis der jedem Prunk und jeder Schaustellung — die im Grunde genommen so dicht am Rande des Wertlosen stehen — anhaftenden Sinnlosigkeit gepaart. Curzon hätte die Sinnlosigkeit ohne weiteres zugegeben, aber die Wertlosigkeit hätte er ge-

leugnet. Er war überzeugt, daß die großen Gesten ihren Eindruck auf die Welt nicht verfehlen.

Curzons Arbeitsfähigkeit war ebenso auffallend wie seine Arbeitsliebe. Für ihn gab es keine neumodischen Erfindungen wie Stenographie oder Parlophon. Die meisten Briefe schrieb er mit eigener Hand, viele davon spät nach Mitternacht. Die Antwort, die er dem Sekretär der Kommission der Nationalgalerie gab, auf seine Frage, wann er ihn empfangen könne, um einen im Entwurf vorliegenden Bericht zu besprechen — „Kommen Sie, wann Sie wollen; jeden Abend nach Mitternacht" — ist wirklich authentisch. Weniger bekannt ist die Tatsache, daß, als der Sekretär sich gegen 1 Uhr nachts bei ihm melden ließ, Curzon eigenhändig einen Bericht entworfen hatte, der mit gewissen Veränderungen von dem Komitee angenommen wurde und heute noch die Magna Charta der National und Tate Gallery bildet. Nach einer zwölfjährigen praktischen Erfahrung gilt dieses Dokument noch als eine vollkommene Zusammenfassung aller Anregungen, die Verwaltungsweisheit und kultivierter Geschmack diktieren können.

Es ist ebensowenig bekannt, daß er während seiner letzten, verhängnisvollen Krankheit, einige Tage vor seinem Tode, ohne Hilfe eines Anwalts oder Sekretärs ganz allein ein ausführliches Testament im Stil eines römischen Imperators verfaßte."

II.

Es war unschwer vorauszusagen, daß Frankreich es sich nicht nehmen lassen würde, eine Art Promemoria über das Elsaß vorzulegen, darin gläubigen Ohren der Wert des „zurückerhaltenen" Kleinods erst einmal ausführlich auseinandergesetzt würde, um anschließend daran ihnen klarzumachen, wie beträchtlich schon im ersten Dezennium französischer Obhut der Wertzuwachs gestiegen sei. Nach den unliebsamen politischen Vorkommnissen der letzten Monate mußte eine solche Zusammenstellung besonders erwünscht erscheinen, und sie ist denn auch nicht ausgeblieben. In den beiden Februarheften der „Revue des deux mondes" hat F. de Witt-Guizot eine solche Rechnungslegung besorgt, und natürlich schließt sein Saldo mit einem namentlich in kultureller Hinsicht bemerkenswerten Vortrag zugunsten Frankreichs. Das mag subjektiv ehrlich sein, aber nicht minder überzeugt von der Richtigkeit ihres Vorhabens waren Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer, als sie nach der Rückgewinnung des Reichslandes ihre „Geschichte des Elsasses" schrieben, obendrein mit wuchtigeren Argumenten aufwarten konnten und mit deutscher Offenheit ihrer Freude darüber Ausdruck gaben, daß sich schon jetzt — nämlich 1872 — immer mehr und mehr Gelehrte und Schulmänner dem neuen Regimente anschlössen. Daß solche Propaganda auf die Dauer nichts verfängt, sollte die Geschichte nicht bloß rechts des Rheins gelehrt haben. Das elsässische Problem wird auf diesem Wege gewiß nicht zu wahrer, nämlich dauernder Lösung gebracht. Die schicksalhafte Frage dem Dunstkreis parteibefangenen Gezänks zu entrücken, das „génie du Rhin" zu höherer Wirklichkeit und Wirksamkeit aufzurufen, ist denn schon die Absicht wenn nicht des Straßburger Goethe, so doch des erfahrungsgesättigten Dichters gewesen, der

rückblickend seine Jugendgeschichte komponierte, der Charakteristik Schöpflins die eindrucksame Skizze einer elsässischen Geistesgeschichte anschloß und als persönliches Ergebnis die Formel „Deutschheit emergierend" fand. Wie eine Wiederholung dieses Versuchs, nur von anderer Warte aus und auch mit anderem Resultat, nimmt sich Ernst Barthels Buch aus, das es mit den Mitteln philosophischer Linienführung unternimmt, die Umgrenzung elsässischer Geisteslandschaft durchzuführen. „Elsässische Geistesschicksale, ein Beitrag zur europäischen Verständigung." (Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1928) nennt der Kölner Philosophielehrer, der selbstverständlich gebürtiger Elsässer ist, sein Werk, das „eine objektive, wissenschaftliche Einsicht in die völkerpsychologischen Sachverhalte des Landes zwischen Vogesen und Rhein vermitteln" möchte. Erreicht werden soll das durch eingehende Darstellung von vier bedeutenden elsässischen Geistesschöpfern, als die uns Barthel Johann Heinrich Lambert, den hervorragenden Mathematiker, Naturwissenschaftler und Philosophen, der 1777 als Baurat und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin starb, den Dichter des „Oberlin" Friedrich Lienhard, den Theosophen und Aesthetiker Edouard Schuré und schließlich den großen Musiker, Kulturphilosophen und (gegenwärtig im afrikanischen Lambarene hilfreich tätigen) Mediziner vorstellt; daß dabei in klugen Schaffensanalysen und Werkinterpretationen außerordentlich viel dankenswerte Arbeit geleistet wurde, bedarf kaum besonderer Anmerkung; hier ging es um höhere Werte: um die Fixierung des landschaftsbedingten „intelligiblen Charakters", für die, auch methodologisch, die Lambert-Studie am meisten hergibt. Daher ein Belegstück, das verdeutlichen möchte, wie sich Ernst Barthel der Aufgabe bemächtigt:

„Man wird der Persönlichkeit Lamberts nicht gerecht, wenn man ihre Eigenart durch die Aufzählung ihrer Einzelschöpfungen erfassen will. Das Band der Persönlichkeit, das diesen Kosmos umschlingt, ist das geistesgeschichtlich bedeutsame Phänomen, auf welches man sein Augenmerk richten sollte. Diese Forschungen sind alle nur möglich gewesen auf Grund einer völlig konzentrierten Persönlichkeitsenergie, die in den Anlagen des Blutes begründet und durch die Gunst des Zeitalters in ungebrochenem Maße am Leben und Schaffen erhalten wurde. Die Universalität der aus einem tiefen Zentrum heraus gestaltenden Schöpferkraft scheint mir nun aber das bedeutsamste Wesensmerkmal aller wenigen großen Elsässer gewesen zu sein, die durch die Gunst der Umstände zu völliger Ausprägung ihrer Eigenart gelangten. Diese tiefwurzelnde Genialität ursprünglichen und mannigfaltigen Wirkens, die ja den großen Schöpfernaturen der Menschheit überhaupt aufgeprägt ist, scheint mir im Elsaß durch die seltene Verbindung heterogener Gattungselemente sichtbar begründet zu sein. Die Zähigkeit und der Fleiß, das unbeirrte Festhalten am Eigenen und Einsamerworbenen, wächst aus den Energien der Urrasse, die von historischen Bildungen späterer Zeit wohl überdeckt, aber nicht ausgelöscht wurden. Die mathematisch-rationale Sinnesart ist das spezifische Kennzeichen westlicher Kultur. Der großzügige Geist ist das Erbe germanischen Wesens. Die eckigen Formen des empirischen Menschen kennzeichnen den Alemannen vom Oberrhein, die besondere Unzivilisiertheit in

gesellschaftlichen Dingen läßt das volkstümliche Sozialmilieu der Geburt erkennen. So sind die verschiedenen Wesenslinien dieses hervorragenden Gelehrten aus den Bedingungen seiner Herkunft klar verständlich, ohne daß man dabei irgendeine künstliche Konstruktion gebraucht. Dieses gesamte Vererbungsmaterial wurde nun bei Lambert erfüllt von einer bedeutenden metaphysischen Kraft, einer Monade, die man nur den stärksten des Geisteslebens vergleichen kann. Dieses Unsterbliche, das Unableitbare und Grundlegendste, prägte sich mit den ihm gegebenen Stammesvoraussetzungen eine Lebenslinie von prädestinierter Einheitlichkeit, und sein Talent schuf sich in der alten Sprache der Gelehrten wie in den Zungen zweier Völker, auf deren Grenzscheide es entstand, die Werkzeuge zu mannigfachem Ausdruck. Lamberts Gestalt steht als vornationale Wissenschaftsuniversalität am Wendepunkt der Wesensschicksale seiner elsässischen Stammesbrüder. Noch gab es ein geistiges Europa, ein in seinen höchsten Spitzen eng verbundenes Abendland, in welchem die bald einsetzende Spaltung zwischen Westen und Osten noch verborgen schlummerte. Die europäische Allseitigkeit wissenschaftlichen Geistes konnte durch Lambert in aller Selbstverständlichkeit betätigt werden, und seine Einseitigkeit liegt lediglich in der mathematischen Monomanie, mit der er dem Leben entgegentrat. Bald sollte in Deutschland die Ueberwindung solcher Einseitigkeit für die allgemeine Kultur eintreten, indem mit der sich gestaltenden nationalen Gegensätzlichkeit gegen den Westen der ganze Reichtum auch des ästhetischen Lebens zum Ausdruck gelangte. Lange Zeiten vergingen, bis gerade diese sprachgegründeten Eigenkräfte der Nation wieder von einem Elsässer zu universalem Gebilde „verdichtet" wurden: zwischen Lambert und Lienhard liegt der Abgrund zweier Zeitalter."

Auf die anderen biographischen Betrachtungen hier ebenfalls einzugehen, verbietet leider der Raum, als Synthese muß die Feststellung genügen, daß Barthel bei aller Gegensätzlichkeit der behandelten Naturen doch genug gemeinsame Züge charakterologischer Ausprägung aufgefunden hat, „die aus der west-östlichen Blutmischung erwächst und in den Begriffen der Selbständigkeit und Unabhängigkeit, des Individualismus und des Universalismus weitgespannten Ueberblicks ausgedrückt werden kann." In der großen Polarität zwischen westlicher und östlicher Psyche, zwischen Rationalismus und Mystik ist die Formel für das wahre Verständnis gegeben." Die noch junge (oder soll man sagen: noch nicht existente) Disziplin der Geopolitik des Geistes wird sich fraglos gern diese Formulierung zu eigen machen, aber ist damit wirklich auch eine nutzbare Forschung zur konkreten Völkerpsychologie geboten, werden also die Staatsmänner von rechts, aber mehr und eher noch von links des Rheins mit dieser Konstruktion etwas anzufangen wissen?

III.

Im Februar ist Karl Schleffler sechzig Jahre alt geworden, und diesen Anlaß haben gerade die professionellen Kunsthistoriker benutzt, den großen Unzünftigen nach Gebühr zu feiern. Und noch über das gesprochene Wort hinaus hat sich Curt Glaser, der bekannte Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, auch im

„Inselschiff“ (Frühjahr 1929) über die Verdienste Scheffler verbreitet, und es darf an erster Stelle hier festgehalten werden, worin Glaser die Grundlagen für Haltung und Stellung des Gefeierten erblickt:

„Scheffler ist Kunstschriftsteller, aber er ist weder Historiker noch auch im eigentlichen und gewöhnlichen Sinne Kritiker der Kunst. Er ist in einer Generation groß geworden, die glücklich genug war, eine einhellige Ueberzeugung vom Wesen der Kunst zu besitzen. Er hat für sie gekämpft, und er ist ihr treu geblieben, nachdem sie gesiegt und in einer veränderten Zeit in eine neue Abwehrfront gedrängt wurde. Für Scheffler, der sich zu der ästhetischen Anschauung unserer Klassiker bekennt, der in Worten Schillers die Bestätigung seiner Gedanken gefunden hat, ist Kunst ein ehernes Muß. Jede Willkür der Form erscheint ihm als Abtrünnigkeit und Abkehr von dem allein rechten Wege. Indem er die Freiheit der Kunst als oberstes Gesetz erkennt, richtet er sich gegen alle Zweckhaftigkeit, die Kunst an Nichtkunst bindet. Kunst ist ihm nur um der Kunst willen, das Schlagwort des Jahrhundertendes, das in französische Formulierung l'art pour l'art hieß, wird ihm zum heiligen Grundsatz einer Freiheit der Kunst, die nicht dienen soll, nicht den Fürsten und nicht dem Volke, einer Kunst, die nur den wenigen sich offenbart und deren Wirkung allein durch diese Erkennenden, die gleichsam die Priester des Schönen sind, der übrigen Menschheit sich mitteilt. Nicht Kunst für alle. Sie ist profan, und sie kann nichts anderes sein als Mittelmäßigkeit und Antikunst. Sondern Kunst um ihrer selbst willen. Höchste Stufe künstlerischer Erfüllung in strenger Abkehr von der Welt, ohne Gedanken an Wirkung, nicht an einen Zweck, nicht an Programme gebunden, frei und nur dem eigenen inneren Gesetz untertan, das die strengste aller Bindungen bedeutet.

Mit dieser im tiefsten Grunde ethischen Anschauung vom Wesen der Kunst ausgerüstet, trat Scheffler in die Arena der Kämpfe des Tages, betätigte sich als Schriftsteller in Aufsätzen, die in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, zu Büchern gesammelt wurden, sowie in immer weiter greifenden Abhandlungen und Werken zur Kunst seiner Zeit. Die falschen Gesetze der Kunst aufzudecken, war das Ziel gedankenreicher und in vielem noch heute nach allem Wandel der Anschauungen und der Zeiten beherzigenswerter Aufsätze, die vor einem Vierteljahrhundert unter dem Titel ‚Konventionen der Kunst‘ erschienen. Man horchte auf, weil da Gedanken ausgesprochen wurden, die aufrührerisch und befreiend zugleich erschienen. Scheffler war kein Jüngling mehr, er zählte 35 Jahre, und es war ihm nicht leicht gemacht worden, aus Handwerkslehre und Gesellenstand den Weg zum freien Schrifttum zu finden.“

Diesen Weg vom Handwerk zur Kunst hat Schleffler im „jungen Tobias“ (Insel-Verlag, Leipzig 1927) sehr eindringlich beschrieben. „Eine Jugend und ihre Umwelt“ hat er das Buch im Untertitel benannt, und schon daraus mag man ersehen, daß er nicht bloß ein tapferes Bekenntnis abgelegt hat, sondern daß dieses bewundernswerte autobiographische Gemälde, das gerade um seiner harten Farbengebung willen anspricht, zugleich ein Stück Kulturgeschichte von dokumentarischem Eigenwert geworden ist. Was in diesen Blättern wieder und wieder osterhaft anklingt, ist ein hohes

Lied auf die Autodidaktik, und die reichste Instrumentierung dieses Motivs, das gerade unsrer Zeit viel zu bedeuten hat, mag hier folgen:

„Eines Tages saß Johann in einer öffentlichen Kunstbibliothek und blätterte in einer Zeitschrift, die sich in den Dienst der neuen Kunst gestellt hatte. Da stieß er, neben Abbildungen nach den Werken der vielumstrittenen Gedankenkünstler, auf das Bild eines Malers, dessen Namen er bis dahin kaum noch gehört hatte. Es war die Darstellung einer Straße, die in tiefem Schatten lag, während am Ende ein hell von der Sonne beleuchteter Platz zu sehen war. Es war eigentlich nichts gegeben als ein Gegensatz von hell und dunkel. Dennoch traf ihn die Darstellung wie ein Schlag. Er wurde sich des nachhaltigen Eindrucks nicht gleich bewußt und blätterte bald weiter. Doch blieb die erste Erregung in der Erinnerung und kehrte immer wieder, sobald er an das Bild dachte. Ihm selbst zur Verwunderung wurde es zum Ausgangspunkt einer wahren Umwälzung. Es war, als sei ihm plötzlich eine Binde von den Augen genommen, und als sähe er die Welt anders als vorher. Ehe er sich dem Eindruck bewußt hingab, dauerte es freilich noch einige Zeit; doch war etwas Entscheidendes in ihm vorgegangen. Nun erst wurde er auf ein neues Malergeschlecht aufmerksam, das in der Oeffentlichkeit freilich noch sehr verächtlich behandelt wurde, dessen Gegenwart aber nichtsdestoweniger bemerkbar war. Diesen Malern wurde ein roher Naturalismus vorgeworfen, und man beschuldigte sie, mit Fleiß das Häßliche zu suchen. Unter ihnen waren nur wenige Deutsche, die meisten waren Franzosen, und diese wurden in ihrem Vaterlande ebenfalls noch, wie man hörte, erbittert umstritten. Doch wurden die Bilder schon öffentlich ausgestellt und waren, trotz aller Ablehnung, immer wieder da. In den Ausstellungen fand Johann die seltsame Empfindung bestätigt, die er vor jener Nachbildung gehabt hatte. Die Empfindung wurde erweitert und vertieft; und nun schien sich für Johann die ganze sichtbare Welt langsam zu verwandeln. Wenn er über die Straßen oder draußen durch die Felder ging, wenn er vom Buch aufblickte und das Zimmer vor Augen hatte, war immer wieder ein merkwürdig zudringliches Erlebnis des Sehens da. Das Sehen selbst war ein Ereignis geworden. Ein unermeßliches. Es interessierte Johann nun nicht mehr, was er von den Erscheinungen wußte, welche Bedeutung man ihnen gedanklich beilegen konnte, sondern sie frappierten durch ihr bloßes Dasein. Durch das bedeutungsvolle Spiel der Formen. Er erfuhr — und das war begleitet von einem unbekannten oder doch nur in den ersten Lebensjahren gekannten Glücksgefühl —, daß das selbstvergessen blickende Auge viel klüger ist, viel wahrnehmungsfähiger, naiver und schöpferischer als das intelligenteste Gehirn, als die tiefsinnigste Idee. An sich erfuhr er die Schöpfungskraft des Auges. Die Farben, die Formen, der Raum — das kam auf ihn zu wie das Leben selbst; die Erscheinungen fügten sich einer imaginären Fläche ein, alles wurde Bild, alles Bildhafte aber war Leben und bis zum Bersten angefüllt mit einer Bedeutung, die sich nicht in ein Programm pressen lassen wollte. Alles, was Johann je gedacht hatte, und vieles, was er nie gedacht hatte, war in einem Blick. Das Schöpfungsgeheimnis lag scheinbar offen da, umhüllt von einem feinen kosmischen Duft wie

von einer Atmosphäre der Ewigkeit. Das Beglückende war, daß die nun entdeckte Schönheit schlechthin allgegenwärtig war, daß es für diese Sehform nichts Häßliches gab, sondern daß alle Teile sich stets zu einem herrlichen Ganzen zusammenschlossen. Was das Auge tat, war eine sinnlich geistige Konstatierung der Wirklichkeit, wie sie ohne Konvention, ohne Zweckſinn und Spekulation erscheint. Und es begab sich das Wunder, daß Johann nun wie mit einem Schlage auch die Malerei der alten Meister verstand. Im Erlebnis des Auges war ihm das Wesen der malenden Kunst überhaupt aufgegangen, er vermochte durch die wechselnden Stilgewänder hindurch zu sehen und das ewig Lebendige wahrzunehmen.

Man erzählt von berühmten Männern der Wissenschaft, daß sich bei ihnen, gelegentlich irgendeiner zufälligen Beobachtung, alle seit langem auf dasselbe Ziel gerichteten Geisteskräfte plötzlich kristallisiert hätten, und daß sie in diesem Augenblick die Entdeckungen machten, die in der Folge ihrem Leben den Inhalt gegeben haben. Solche Vorgänge werden meist als Ausnahmen angeführt; sie sind aber viel häufiger, als man glaubt, wenn sie sich auch selten nur so drastisch geben, daß sich eine Anekdote daraus machen läßt. In jedem geistig bewegten Leben eigentlich, überall, wo Gestaltungswünsche eine Rolle spielen, gibt es einmal ein Erlebnis, das in der Folge zu einem Kern wird, worum sich die ganze Masse der Gefühle, Gedanken und Erfahrungen sammelt. Welt und Leben wird eigentlich bei allen von einem einzigen Punkt aus begriffen. Was Johann jetzt zur Klarheit führte und ihn tüchtig machte zu seinem ihm vorbehaltenen Beruf, war die Einsicht, daß in allem die Anschauung wichtiger ist, als der spekulative Gedanke, daß die Sinnesorgane klüger sind, wenn sie sich selber überlassen bleiben, als die Organe der Reflexion, daß das reine Gefühl stets das erste sein muß und der Begriff erst das zweite, daß es vor allem darauf ankommt, sich still zu verhalten und sich vom Leben des Bluts belehren zu lassen, der Intuition Spielraum zu geben und ihren Entdeckungen hinterher mit Hilfe der Vernunft Bestätigungen und Beweise zu suchen, kurz, daß erst das Erlebnis da sein muß und dann erst seine Deutung. Das klingt in dieser Form fast selbstverständlich, dennoch stand Johann mit dieser Einsicht zuerst fast allein da und fand nur wenige Gleichstrebende. Jedermann ging von Begriffen aus; der Kunst gegenüber vor allem war jedermann überzeugt, daß sie große Ideen verkörpern müsse, daß die Phantasie in der Malerei dichterisch, in der Dichtkunst philosophisch, in der Baukunst historisch sein müsse. Als Johann sehen lernte, nahm er wahr, daß eigentlich das ganze Volk unfähig war, naiv zu sehen und mit den Augen sinnlich zu leben. Und so zeigte sich ihm zugleich mit der neuen Erkenntnis auch eine Aufgabe.

In der Folge hat dieses Erlebnis des Sehens Einfluß gewonnen auf alle Fragen der Weltanschauung. Es ist ja so, daß das wahrhaft Lebendige zwangsläufig Bezug sucht zu allem andern Lebendigen, zu allem, was zum Leben drängt. Von selbst ergab sich die Folgerung, daß Johann nicht länger von vorgefaßten sittlichen Forderungen und Ideologien ausging, sondern von der Feststellung dessen, was ist. Er suchte das Leben zu erkennen, indem er es auf sich wirken ließ, und stellte den eigenen vorwitzigen Willen zurück. Um am Ende zu finden, daß er dadurch an Willenskraft keineswegs

verlor. Wer eines recht tut, kennt eigentlich das Geheimnis, wie alles recht getan werden kann; wer den Schlüssel zu einer der Türen der Kunst in Händen hält, kann alle Türen damit aufschließen; wer in einem Punkt synthetisch vorgeht, findet überall die Synthese. So war es denn nicht verwunderlich, daß es damals auf Johann von allen Seiten fast stürmisch einzudrängen begann, daß er sich der neuen Erkenntnisse oft kaum erwehren konnte und Mühe hatte, sie gehörig zu ordnen. Alles, was er später hervorgebracht hat, wurde schon damals irgendwie gedacht und entworfen. Alles aber, was er bisher beruflich getrieben hatte, erschien ihm wie ein Notbehelf. Je klarer er die Wahrheiten der Kunst einsah, um so deutlicher wurde ihm die Lüge seiner halbkünstlerischen Arbeit. Doch hatte auch dieses nun sein Gutes. Wenn Johann ein Bild sah oder ein Werk der architektonischen Kunst, so wußte er in jedem Fall genau zu sagen, ob er dasselbe oder Aehnliches hätte leisten können, wenn er zeitlebens alle seine Kraft darauf verwenden würde. Bejahte er die Frage, so war er sicher, daß das Werk unterhalb der Grenze blieb, wo die wahrhaft gestaltende Kunst beginnt. Er wußte, daß er als Maler und kunstgewerblicher Arbeiter, bei allen erworbenen Fähigkeiten, kein ursprüngliches Talent war, und daß das Schöpferische eben dort anfing, wo er am Ende war. Damit hielt er nun aber einen vortrefflichen Maßstab in Händen, ein Kriterium, das nicht leicht versagte. Ihm wurde die biblische Verheißung zum Erlebnis, daß erhöht werden soll, wer sich erniedrigt. Das Sich-selbst-Erniedrigen bestand in diesem Fall darin, daß er sich nicht selbst belog, von seinem bisherigen Tun wenig hielt und über seine Berufsarbeit hinwegzublicken vermochte, obwohl er davon noch den Lebensunterhalt bestritt und in seiner Tätigkeit einer der besten war. Alles, was er war, nahm er nur als Stufe, um zu einer höheren Plattform zu gelangen."

Wie er diese Plattform erreichte, kann hier nur skizziert werden. Vorbedingung war wohl vor allem, daß seine Lebensbahn ihn zu Bruno Cassirer führte, der ihm die Leitung der damals jung begründeten Zeitschriften „Kunst und Künstler" anvertraute. Verantwortungsfroh und weitausschauend hat er hier in Entdeckung und Abwehr Arbeit geleistet, die ihm unvergessen bleiben wird. Darüber hinaus hat Scheffler in zahlreichen Büchern zu allen brennenden Fragen Stellung genommen mit dem Mut des durch keine verstaubte Autorität Beengten, der darum stets bereit ist, die Schranken der Konvention umzulegen. Das geschah nicht selten mit solchem Ungestüm, daß seine Abneigung vor der Tradition ihm als Mangel an Ehrfurcht ausgelegt werden konnte (wie im Italienbuch) oder die von ihm vorgenommenen Neubauten allzu konstruktiv ausfielen (wie sein Buch über den Geist der Gotik oder selbst seine zweibändige Darstellung der Kunst des 19. Jahrhunderts). Immer aber hat er sich, ob er von Baukunst oder über Menzel handelt, jene reizvolle Frische der Autodidakten gewahrt, die stets gleichsam von vorn zu beginnen hat, nie ausgetretene Heerstraßen zieht, weil der Weg ja erst zu finden ist und darum immer von glückhaften Entdeckungen beschenkt wird. Darin scheint mir auch das Geheimnis seiner so erfolgreichen schriftstellerischen Kunst zu liegen. Er kennt weder die Ermüdung noch die Saturiertheit des Experten, und darum wird jeder Abschnitt seiner Darstellung eine

Columbusfahrt zu unerforschten Eilanden. Das hat nichts mit Planlosigkeit zu tun, denn wie jener kühne Entdecker unbeirrbar war in seinen Zielen, so wußte auch Karl Schleffler stets — und der Sechzigjährige hat in einer kleinen programmatischen Schrift, „L'Art pour l'art" (Insel-Verlag, Leipzig 1929), es nochmals betont —, daß ein „Instinkt im Menschen lebt, der das Gesetz von der Qualität des Gefühls anerkennt und handhabt, ohne zu fragen und zu zweifeln". Dieser Appell an den Rhythmus des Lebens zeigt wiederum den Außenseiter, den Dillettanten im Sinne Bahrs und Hofmannsthals, der vor dem Reichtum der Pariser Sammlungen dann plötzlich den Zollstock theoretischer Kritik zusammenlegt, um seine philosophische Erleuchtung hinauszuschreien: „Ergriffen stehe ich und sehe mein dürftig kleines Individuum aus diesem Spiegel des Menschheitswollens in der Verklärung eines ewigen Gedankens zurückgeworfen. Ich erblicke die Grenzenlosigkeit meiner Natur und auch ihre Ordnung; fühle mich titanisch zum Unmöglichen gespornt und dann wieder mit Zaum und Zügel vor aller Maßlosigkeit beschränkt. Ich werde von der Kunst erwärmt, wenn ich kalt bin, und sie macht mich besonnen, wenn der Rausch sich einstellt. Als schönstes Geschenk aber reicht sie dem Getreuen die Begeisterung dar; sie schürt die Flamme jener Liebe, aus der alles Gute und Große unerschöpflich hervorsprießt." Daß ein solcher Bekenner in der Tat das Ohr der Zeit verdiente, wird danach keiner weiteren Bestätigung bedürfen.

IV.

Die Feier von Tolstois hundertstem Geburtstag hat u. a. die Uebersetzung eines Briefwechsels veranlaßt, den der Großfürst Nikolaus Michailowitsch zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Leo Tolstoi anläßlich verschiedener sozialpolitischer Erwägungen und Wünsche, denen der Dichter gern Erfüllung gegeben hätte, geführt hat. Nach der Veröffentlichung im Moskauer „Roten Archiv" hat sie J. Lewin übersetzt und in der „Vierteljahrsschrift für Politik und Geschichte" (Heft 1, 1929) mitgeteilt. Eine Unterhaltung des Großfürsten mit dem greisen Dichter, die daraus mitgeteilt werden soll, bezieht sich zunächst auf das Eintreten Tolstois für die Sekte der Duchoborzen, die im Verfolg ihrer Lehre Militärpflicht und Steuerzahlungen ablehnten und schließlich nach Kanada auswanderten, wo sie jedoch auch nicht die erhoffte Handlungs- oder vielmehr Unterlassungsfreiheit fanden. Natürlich hatte der Schritt dieser Sektierer Tolstois ganze Sympathie, und wenn er hier nicht weiter helfen konnte, so war er doch entschlossen, der Lehre des Amerikaners Henry George, der die Nationalisierung des Landes in seinem „single tax system" predigte, in Rußland den Boden zu bereiten. Seine eigene Stellungnahme setzte er sehr eindeutig in einem längeren Schreiben auseinander, das durch Vermittlung jenes Großfürsten an den Zaren gelangte, aber natürlich keine Gegenliebe fand. Für den Dichter folgenreich ist einzig die Unterhaltung über Schilders Biographie Alexanders I. geworden, denn Tolstoi hat sich tatsächlich noch entschlossen, an die Gestaltung jener erwähnten Legende zu gehen. Sie liegt uns vor in dem Fragment „Nachgelassene Aufzeichnungen des Starez

Fjodor Kusmitsch", und visionärer überliefert in den Gesprächen, die Teneromo mit Tolstoi zu führen Gelegenheit hatte. Leider hat die vorwiegende Beschäftigung mit sozialen Problemen dem Dichter allzu wenig Kraft gelassen, der instinktsicher erkannten Shakespeare-Gestalt entsprechende Ausformung zu geben. Und nun das Gespräch:

„Da ich schon lange L. N. Tolstoi kennenlernen wollte, so bot sich mir dazu eine günstige Gelegenheit in der Krim, im Herbst 1901. Ich war dort zwei Wochen zu Besuch bei meinem Bruder Alexander, Tolstoi wohnte fast nebenan, in Gaspra, auf dem Landgut der Gräfin Panin. Ich kam nach der Krim am 22. Oktober und machte vergebens Spaziergänge, um dem Grafen Leo Nikolajewitsch zu begegnen, welcher, wie man mir sagte, jeden Tag in der Umgebung große Ausflüge zu Fuß oder zu Pferde machte. Da ich nun sah, daß es sich nicht lohnt, auf eine günstige Gelegenheit zu warten, entschloß ich mich, dem Grafen direkt einen Zettel zu schreiben, ob ich ihn besuchen darf und erbat eine offenherzige Antwort. Gesagt — getan. Nachdem ich am Morgen des 26. meinen Zettel abgeschickt hatte, erhielt ich vom Grafen sofort die Antwort, daß ich zu ihm um 1 Uhr nachmittags kommen soll. Die Gräfin Sophie Andrejewna empfing mich sehr freundlich und sagte, daß ihr Mann sofort vom oberen Stock herunterkommen würde, wo sich sein Zimmer befindet. In der Tat kam L. N. (d. h. Leo Nikolajewitsch. So wird Tolstoi weiter, nach russischer Sitte, immer bezeichnet) nach zwei Minuten, begrüßte mich sehr herzlich, sagte, daß er sich entschuldigen müsse, daß er telephonisch geantwortet hatte und nicht mit einem Zettel, daß er aber infolge des Rheumatismus starke Handschmerzen hätte. Darauf setzten wir uns sehr nahe nebeneinander, und es begann eine Unterhaltung zu Zweien, da die Gräfin fortgegangen war. Auf den ersten Blick macht L. N. körperlich den Eindruck eines hinfälligen Greises, aber während der Unterhaltung mit ihm verflüchtigt sich dieser Eindruck schnell, und dieser Greis verwandelt sich im Gegenteil in einen gesunden und lebensvollen Bauern. Er ist einfach gekleidet: eine graue Bluse mit einem Riemengürtel, gleichfarbige weite Hosen und kleine Stiefel mit den Schäften über den Hosen. Wenn man euch sagen wird, daß der Graf sich schmutzig kleidet, daß er nicht gewaschen ist, sollt ihr es nicht glauben; im Gegenteil, er ist durchaus sauber, gut gewaschen, die Hände sind rein und die Nägel in voller Ordnung. Sein großer, breiter, grauer Bart befindet sich zwar in einigermaßen poetischer Unordnung, er ist aber gekämmt. Einen besonders starken Eindruck erhält man von seinen hellblauen Augen mit ihrem sehr durchdringenden Blick, der einen durchbohrt und gleichsam bis in die Seele einzudringen sucht, und da die Augen tief sitzen, die Backen aber stark hervortreten, so wird der Eindruck noch größer. Der Ausdruck der Augen ist ein guter, mit einem Stich ins Traurige, dabei aber ein kluger und konzentrierter, in welchem sich Charakter und starker Wille äußert, der irrende Blick, von welchem viele erzählen, ist überhaupt nicht da, ebensowenig wie eine Unruhe im Benehmen, alles ist erhaben, einfach und würdig.

Es ist war, daß er während der Unterhaltung seine Augen von einem nicht abwendet, und wenn er durch eine Unterhaltung, die ihn besonders interessiert, sich hinreißen läßt, einem direkt in die Augen sieht. Mir persönlich hat er sehr gut gefallen. Unsere Unter-

haltung drehte sich um verschiedene Gegenstände. Ich wollte mit ihm über drei Fragen sprechen: 1. Ueber die kaukasischen Duchoborzen, 2. über Alexander I. und den Greis Feodor Kusjmitsch und 3. über eine mich persönlich berührende Angelegenheit. Diese letztere Frage hat besonders sein Interesse hervorgerufen, ihn sogar in Verwunderung versetzt, er sah mich liebevoll an, indem er wiederholte: Eine seltsame Frage und ein noch seltsamerer Fall. Darüber aber werde ich und will ich mich auch nicht verbreiten. Betreffend die Duchoborzen, die Rolle des früheren Gouverneurs von Tiflis, des Fürsten Scherwaschidse und die persönliche Anteilnahme an dieser Sache des Grafen L. N., blieben wir entgegengesetzter Meinung. Ich bemerke hierbei, daß der Graf es frei gestattet, ihm Einwände zu machen, daß er zwar hartnäckig seine Meinung vertritt, ohne aber seine Stimme zu erhöhen und dabei einem die volle Möglichkeit gewährt, seine Meinung zu äußern. Was die Rolle des Fürsten Scherwaschidse in der Angelegenheit der Duchoborzen betrifft, so hat sich L. N. zwar durchaus überzeugen lassen, daß der Fürst ein guter und wohlwollender Mensch ist, fährt aber doch fort, ihn für einen schlechten Verwaltungsbeamten zu halten, welcher nicht imstande war, die Sache in Ordnung zu bringen, nachdem die Duchoborzen in den Kreisen des Gouvernements Tiflis angesiedelt worden sind. Ich versichere den Grafen, daß es dem Fürsten Scherwaschidse schwer war, zu kämpfen, angesichts einerseits der vollen Gleichgültigkeit und Kraftlosigkeit aller Regierungsorgane, andererseits aber seiner, Tolstois, Propaganda, welche den Duchoborzen viel Schaden verursacht hat.

Der Graf aber wollte mich überzeugen, daß er alles getan hat, um sie in den Grenzen Rußlands zu erhalten, daß er aber wirklich, als er die Gleichgültigkeit der Regierung eingesehen hatte, ihnen geraten hat, ins Ausland zu ihrem eigenen Wohl zu gehen. Nach der Meinung des L. N. sind die Duchoborzen jetzt in Kanada glücklich, während nach meinen Auskünften es ihnen dort vorläufig schlecht geht. Als ich dem Grafen erklärte, daß die Duchoborzen bis jetzt ausgezeichnete Beziehungen zum Fürsten Scherwaschidse unterhalten und ihm sogar aus Kanada schreiben, hat ihn diese Tatsache offenbar verwirrt. Ich betonte besonders den schädlichen Einfluß von Chilkow und Birjukow, den Schülern Tolstois, welche sicherlich zu weit gegangen sind und auf die Duchoborzen nicht in beruhigendem Sinne eingewirkt hatten. L. N. schien einzulenken und war bereit zuzugeben, daß seine Schüler ihn oft nicht ganz verstehen, immerhin aber besser als die Behörden und die Beamten sind.

Ueber den Kaiser Alexander I. sprachen wir viel, und Graf Tolstoi sagte, er hätte schon lange etwas über die Legende, derzufolge Alexander seine Tätigkeit in Sibirien in der Gestalt des Greises Feodor Kusjmitsch abgeschlossen hätte, schreiben wollen. Obgleich diese Legende bis jetzt nicht bestätigt ist, und, im Gegenteil, viele Tatsachen ihr entgegensprechen, hat L. N. Interesse für die Seele Alexanders I., welche so originell, kompliziert und zwiespältig ist. Tolstoi setzte hinzu, daß, wenn Alexander I. in der Tat sein Leben als Eremit beschlossen hätte, seine Buße wahrscheinlich eine vollständige gewesen wäre, und ist mit N. K. Schilder einverstanden, daß hier eine Shakespeare-Gestalt vorliegen würde.

Darauf berührte die Unterredung das Thema persönlicher Natur, über welches ich schweigen muß. Wir sprachen nachher von

unseren gemeinsamen Bekannten, z. B. über die Gräfin Helene Iwanowna Schuwalowa, Elisabeth Iwanowna Tschertkowa, die Anhängerinnen der Lehre von Lord Redstock und Paschkow sind. Ueber diese Lehre sagte L. N., sie sei von Grund auf falsch und gebe keine Befriedigung, wenn ihre Beweggründe auch gute seien. Nachdem ich bei L. N. mehr als eine Stunde geblieben war, stand ich auf, um mich zu verabschieden, da ich zum erstenmal nicht zu lange bleiben wollte. Er begleitete mich bis zum Ausgang und sagte beim Abschied sehr liebenswürdig, es hätte ihn gefreut, mit mir bekannt zu werden." Walter Heynen.

Deutsche Kunsthistoriker.

Weit über die übliche Frist hinaus hat sich, infolge eigener Arbeiten und längerer Reisen, dieser Bericht verzögert, der eines der besten Werke der Kunstliteratur, das in den letzten Jahren erschienen ist, ankündigen soll. Zum Teil mag diese Verspätung in der Haltung und dem Tenor dieser beiden Bände „Deutsche Kunsthistoriker", die Wilhelm Waetzoldt schrieb, begründet liegen. Denn es birgt dieses Werk eine solche Fülle des Stoffes, der mit sprachlicher Meisterschaft beherrscht, mit künstlerischen Spannungselementen durchsetzt, alles Wesenhafte der Kunsthistoriographie umfaßt, daß man an die Lektüre dieses Buches nur mit frischer Aufnahmefähigkeit herangehen möchte. Ist dies alles auch kein Entschuldigungsgrund, so ist es doch eine Erklärung, die man wohlwollend hinnehmen mag.

Fragen nach der Geschichte der deutschen Kunstgeschichtsschreibung sind des öfteren gestellt worden. Anfänglich meist zögernd. Nur bruchstückweise wurden einzelne, meist anläßlich der Behandlung anderer Aufgaben, beantwortet. Keine dieser Arbeiten ist in Umfang und Durchgestaltung des Stoffes, in Aufbau und Gliederung, in der Klarheit und Sicherheit des abschließenden Urteils mit dem Werke Wilhelm Waetzoldts zu vergleichen. Nicht deshalb, weil er es wesentlich leichter gehabt hätte als seine Vorgänger. Denn auch er sah sich, als er die Frage aufwarf, wie es um die Geschichte der deutschen Kunsthistoriographie bestellt sei, einer Fülle ungeordneten und ungegliederten Materials gegenüber. Aber Wilhelm Waetzoldt hat sich aus straffster Konzentration eine Methode geschaffen, die es ermöglichte, die Ueberfülle des Stoffes zu beherrschen.

Der Versuch, über die deutsche Kunstliteratur sachlich begründete, allgemeingültige Urteile zu fällen, stellt den klugen Beobachter vor eine mühsame Aufgabe. Gilt es doch, außer dem richtigen Weg, der zur Erkenntnis führen kann, die in der Zeit begründeten geistigen und seelischen Einstellungen in Uebereinstimmung zu bringen mit den jedesmaligen Sehformen, Gesichtssinneserlebnissen und Darstellungsweisen.

Eine Geschichte der kunstgeschichtlichen Wissenschaft stellt den Forscher vor eine Reihe von Fragen, deren Beantwortung nur bei weiser Beschränkung auf das Wesentliche gelingen kann. Da das wissenschaftliche Leben der Gegenwart, von Methodenkämpfen wirr durchsetzt, keine Handhabe bietet, abgeschlossene Bildungsstufen der Wissenschaft zu kennzeichnen, muß man in Waetzoldts

Verzicht auf die Auseinandersetzung mit den noch im Fluß befindlichen Forschungsrichtungen eine in Stoff und in der Problemstellung begründete berechtigte Forderung anerkennen, die das Objekt der Darstellung, die Wissenschaftsgeschichte, dem Autor stellt. Diese Umgrenzung und Beschränkung gestattete es, eine fast chaotische Wirrheit des Tatsachenmaterials so aufzulichten, zu ordnen und zu gliedern, daß der Gesamtbau eines beträchtlichen Teiles einer Wissenschaftsgeschichte in das helle Licht des Tages gerückt werden konnte.

Während im Mittelalter Gemeinschaftsgefühl und Gemeinschaftsdenken herrscht, die Renaissance den Persönlichkeitskultus liebt, war die geistige Physiognomie des 18. Jahrhunderts dadurch bestimmt, daß einzelne führende Denkrichtungen sich scharf voneinander abhoben, wohingegen das 19. Jahrhundert an neben- und übereinandergeschichteten Methoden eine solche Fülle hervorgebracht hat, daß das Wesentliche dieser modernen Auffassung in der Vielheit und dem Reichtum zu ersehen ist. Derart allerdings, daß man, mit Winckelmanns Vorbild, die Gesetzmäßigkeit der Stilzusammenhänge zwischen den einzelnen Denkmälern aufzudecken sucht, während die früheren Jahrhunderte nur das zeitliche Neben- und Nacheinander der Leistungen der einzelnen Künstler erblickten. Denn jede Zeit hat die Kunstgeschichtsschreibung, die dem Zeitstil und Kunstwollen, die der Lebensform und Denkweise, der Gefühlsart und Lebensauffassung dieser Zeit entspricht. Es ist ein weiter Weg von der gefühlsdurchtränkten Kunstbetrachtung der ästhetischen Epoche vergangener Jahrhunderte, von einem Subjektivismus, dessen Kunstbetrachtung auf ästhetischer Einfühlung beruht bis zur historischen Auffassung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bis zur philologischen Quellenkritik, der vergleichenden Stilanalyse und der objektiven Methode, die den exakten Wissenschaften entlehnt ist.

Schätzt die Kunstliteratur des 18. Jahrhunderts die Berichte und Gespräche, die Reisebeschreibungen und Briefe, die oft wie „Nebenzweige an dem großen Baume der Dichtung" wirken, so hebt die moderne Forschungsform die strenge Tektonik von Beweisschlüssen, in denen das Rüstzeug der Archäologie und der historischen Disziplinen in philologischer Akribie Verwendung findet. Zu dieser eigentlich fachwissenschaftlichen Kunsthistoriographie des späteren 19. Jahrhunderts, die mit Carl Friedrich von Rumohr einsetzt, bildet die Gefühlsästhetik des 16., 17. und 18. Jahrhunderts Auftakt und Vorspiel. Aus gelegentlichen Beobachtungen eines Butzbach und Scheurl, eines Albrecht Dürer und Matthias Quadt wächst auf dem Grunde der Viten Vasaris das große Barockwerk der „Teutschen Akademie" des Joachim Sandrart hervor. Wenn auch im 18. Jahrhundert Christ und Winckelmann die Kunstwissenschaft begründen, so bleiben dennoch alle Urteile dem ästhetischen Subjektivismus der Zeit verfallen. Die Kunstbetrachtung entzieht sich objektiver Tatsachenfeststellung, sie bleibt ganz und gar ästhetischer Einfühlung zugetan.

Auch Klassizismus und Romantik bleiben den Gefühlselementen des 18. Jahrhunderts verfallen, wie sehr sich auch universale oder philosophische Gesichtspunkte damit untermischen. Gleichwohl hat diese Art der Kunstgeschichtsschreibung auch der neueren For-

schung manche Aufklärung übermittelt. Doch wie gelangte die Kunstgeschichte aus dieser ästhetischen Beurteilung und Gefühlsanschauung zur historischen? Wie gelangte sie zu einer objektiven Methode, zur philologischen Quellenkritik, zur vergleichenden Stilanalyse, zur Entwicklungsgeschichte der Formen, der Inhalte, des inneren, gefühldurchpulsten Gehaltes? Ein Uebergangsmensch, „der nicht weniger mit dem 18. Jahrhundert verknüpft und nicht minder vorausweisend in das 19. Jahrhundert ist", als die Meister der romantischen Kunst, Carl Friedrich von Rumohr ist der Begründer der neuen Form- und Denkweise. Mit Rumohr schließt die ästhetische Epoche der Vergangenheit, mit ihm beginnt zugleich die historische Zeit der neueren Kunstforschung. Rumohr kennt nicht mehr den besonderen Schönheits- und Vollkommenheitsbegriff, den die Romantiker in sich entwickelt hatten und dem die Sachlichkeit jedes Werturteils zum Opfer fiel. Rumohr verzichtet auf die vorempfundenen und vorgebildeten Leitbegriffe, die den Romantikern noch den Zugang zur Erkenntnis und zur Deutung der Kunstwerke schaffen sollten. Er überwindet die Malerästhetik des 18. Jahrhunderts durch den Geist einer mit modernen Methoden betriebenen Fachwissenschaft. Sein Instinkt für Qualität und sein Mut zu selbständiger Bewertung tragen ihm die Grunderfordernisse der Kennerschaft zu und führen ihn auf den Weg der modernen Methode der Kunstgeschichtsforschung. Drei geistige Kräfte sind es, die das Bild der deutschen Kunstforschung des 19. Jahrhunderts bestimmen: „Der historische Sinn, von Winckelmann und Herder an lebendig wirkend, das philosophische Denken, in Kant und Hegel verschiedenfarbig aufleuchtend, und das künstlerische Gefühl, das in Goethe Gestalt geworden war. Beherrscht vom historischen Sinn war die Tatsachenforschung der Kenner, Sammler und der Positivisten des Auges. Das philosophische Denken hatte die kulturhistorische Richtung vertieft. Das künstlerische Gefühl schließlich, erst mit Jakob Burckhardt wird es eine methodenbildende Macht." (II, S. 189.)

Wenn demnach, trotz allem Gegensätzlichen, der Unterbau des 18. Jahrhunderts fortwirkt, so sind die Wege und Ziele der bewußt ausgebauten Fachdisziplin der Kunstforschung des 19. Jahrhunderts gar sehr verschiedenartig. Bei aller Anerkennung der wissenschaftlichen Sachlichkeit der verwandten Mittel der Erkenntnis überwiegt in der Mischung der Erkenntnismittel einmal die Philosophie, oder die Religion, ein andermal die Philologie, ein drittes Mal die Individualität der künstlerischen Leistung oder die Gemeinschaftskraft der Entwicklung der Formen, oder eine bestimmte technische Einstellung oder was immer den einzelnen Forscher im Gesamtumfang der die Formensprache bewirkenden Elemente als das Wesenhafte erscheinen mag. Das Persönliche der im gegebenen Falle möglichen Forschungsart entscheidet, ganz im Gegensatz zu der Allgemeingültigkeit der Gemeinschaftsgefühle der ästhetischen Epoche.

Die Erziehung zur wissenschaftlich begründeten Methode der neueren Zeit erfolgt schrittweise, derart, daß alle Tatbestände, die zur Erkenntnis und Deutung von Kunstformen wichtig sein können, langsam, häufig zögernd und widerwillig, einzeln dem Bewußtsein der Forschung zugänglich gemacht werden, soweit es die historisch-fachmännischen Denkweisen dieser Zeit zulassen, die mit

Passavant und Waagen beginnt und mit den großen Biographen Grimm und Justi abschließt. „Wir stehen heute mitten im Uebergang von den bisherigen stoffordnenden zu neuen formausdeutenden Arbeitsverfahren, von Tatsachenforschung zu Begriffsforschung, von europäischen zu weltwissenschaftlichen Perspektiven. (II, S. 277.)

Die Wege, die zu diesen fernen Zielen führen, sind zweifelsohne sehr verworren. Wenn auch große Persönlichkeiten Marksteinen vergleichbar sind, die den Weg und eine vorherrschende Art kennzeichnen, so fließen in der Mehrzahl der Fälle alle Denkformen und Darstellungsweisen, die die Zeit gebar, in wunderlichen Mischungen durcheinander, so daß die nachträgliche Abstraktion des Historikers die bunte Lebensfülle des Lebendigen, Ungeklärten und Suchenden nur ahnen läßt.

Mit sicherem Griff hat Waetzoldt aus der gestaltenreichen Welt der Absichten und Meinungen die Begriffe aufgewiesen, die aus der ästhetisch-literarischen Periode in die historisch-fachmännische überleiten. Statt Versenkung in Gefühlswelten, statt literarischer und poetischer Ergüsse, ermöglicht werdende Kennerschaft Sichtung und Ordnung des kunstgeschichtlichen Gesamtstoffes. Johann David Passavant und Gustav Friedrich Waagen sind die ersten, die im Sammeln, Beobachten und Vergleichen, die in Urkunden, Quellen aller Art die Bausteine zu dem Fundament liefern, auf dem allein das Gebäude der kunstgeschichtlichen Forschung errichtet werden kann.

Was sie erarbeitet, kommt den Nachfahren zunutze, die, verstrickt in die geschichtsphilosophische Auffassung eines Hegel, Geschichtskonstruktionen geben, in denen eine vorweggenommene Gesetzmäßigkeit der Entwicklung begrifflich begründet wird. Wenn Hotho und vor allen Dingen Karl Schnaase zu einer gewaltigen Geschlossenheit eines Weltbildes gelangen, so fragt sich im einzelnen Falle nur, wie sehr, trotz der Arbeit der Kenner, das historische Bild verfälscht wurde durch die oft gefühlsmäßige Interpretation kulturgeschichtlicher Zusammenhänge und philosophischer oder religiöser Gedankengänge. Wie weit entfernt man von einer fachwissenschaftlichen Methode noch ist, sagen Hothos eigene Worte, wenn er schreibt: „Soll aber ein befriedigender Erfolg zustande kommen, müssen ästhetische Einsicht, umfassende Kennerschaft, eigene Poesie des Gemüts und Blicks in solcher Einigung wirken, daß keine dieser Gaben mehr selbständig tätig bleibt. (II, S. 68.) Synthese, ein universeller Standpunkt in geistesgeschichtlichen Dingen und dialektische Schulung ergaben eine Form des spekulativen Denkens, die ihren monumentalen Ausdruck in Carl Schnaases „Geschichte der bildenden Künste“ (1843—1864) fand. Ein Werk, in dem die Kulturgeschichtsschreibung noch auf weiten Strecken neben der Geschichte der Kunst nebenherschreitet, in dem der Riesenmasse des mit zähem Fleiß und ausgebreiteter Empirie zusammengetragenen Stoffes eigenmächtig geschaffene Ideen subsumiert werden, um dem Zusammenhang des Ganzen statt des Reichtums der Erscheinungen die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung aufzuprägen, und die Kunst zu erweisen als „die zentrale Tätigkeit der Völker, in welcher sich alle Bestrebungen und Gefühle, Geistiges, Leibliches und Materielles am innigsten berühren und sich begrenzen“, wie Schnaase in der Einleitung seiner Geschichte der Künste schreibt.

Gegen diese Verankerung der Kunstgeschichte in ästhetischen und philosophischen Systemen waren die Kenner aber eingeschritten; seit der Mitte des 19. Jahrhunderts schlossen sich ihnen alle an, die in positivistischer Einstellung als Kunstforscher nur den eigenen Augen trauen wollten. Daß der wenig bekannte geistreiche Bahnbrecher dieser Augenmenschen, Eduard Koloff, gebührend gewürdigt wird, daß seine Anstrengungen die Denk- und Forschungsweisen eines Anton Springer, Semper und Böttticher vorweggenommen haben, diese neue Tatsachenfeststellung gemacht zu haben, ist ein Verdienst Waetzoldts.

Wenn Koloff gedankenreich und mit feiner Beobachtungsgabe alle Systeme als unzulänglich ablehnt, der Lebendigkeit des geschichtlich Gewordenen vertrauend, so formt Anton Springer aus der Anerkennung der Kunstform als dem Wesentlichen der Kunstgeschichte sein System. Alle ästhetisch-philosophische Spekulation wie jedes philosophische Element verbannt er aus der Kunstforschung, da für ihn die Kunstentwicklung ausschließliche Bedeutung besitzt, und innerhalb der Entwicklung der Formen stoffliche Vollständigkeit angestrebt wird. So schaltet er jedes Subjektiv-Gefühlsmäßige aus seinem Urteil aus und gewinnt eine Ehrfurcht vor dem Objekt, die bestimmend für die Auffassung der neuen Kunstgeschichte werden sollte. Wenn er dabei, in die positivistischen Anschauungen seiner Zeit verstrickt, Vorurteilen nachging, wenn für ihn die Kunstform eine Nachahmung der Naturform darstellt, wenn sich für ihn der künstlerische Fortschritt in wachsender Naturanähnlichung ausspricht, wenn für ihn nur das Eine Träger der Entwicklung ist, so sind das Gedankengänge, die sich als irrig erwiesen haben, wenngleich sie noch bis auf den heutigen Tag ihre Geltung nicht nur in der Springer-Schule bewahrt haben. Wenn Springer neben den Formproblemen Probleme der Motive, der Ikonographie, der Biographie, des Inhaltes und Gehaltes zu lösen unternimmt, so hat er den Kreis der Beobachtungsmöglichkeiten damit so sehr erweitert, daß er die große Zahl der kunstgeschichtlichen Hilfswissenschaften anschneidet, die heute für jede wissenschaftliche Forschung die unerläßliche Voraussetzung bilden.

Die geschichtliche Auffassung des 19. Jahrhunderts gewinnt in Springers Persönlichkeit ihren Höhepunkt. Sie ist vielfach abwandlungsfähig, je nach der persönlichen Begabung des positivistisch eingestellten Empirikers, wie Semper in seinem „Stil", Böttticher in seiner „Tektonik der Hellenen" erweist. — Wie sehr hatte sich nun durch Kennerschaft und Geschichtsphilosophie, durch Positivismus und Historizismus der Boden verbreitert, auf dem persönliche Forschungsarbeit sich auswirken konnte!

Die schon angeschwollene Masse der kunstgeschichtlichen Einzeluntersuchungen zusammenzufassen, unternahm erstmalig Franz Theodor Kugler in seiner 1837 erschienenen „Geschichte der Malerei". Kritisch-empirisch schließt er sich in seiner Methode an Rumohr an, wobei er mit selbständigem Urteil eine bisher kaum gekannte Freiheit von romantischer oder philosophischer Gefühlseinstellung und teleologischer Befangenheit verbindet. Aus dieser Gedankenwelt wächst in Universalität und Ursprünglichkeit Jakob Burckhardt hervor, der große Geschichtsschreiber, den der Durst nach Anschauung zur Kunstgeschichte drängte, der darauf aus war, „nicht bloß bei den eigentlichen Skriptoren, sondern in Monu-

menten aller Art, in Kunst und Poesie jenes ferne geistige Fluidum herauszuspüren, in dem der wahre Geschichtsschreiber atmen muß." (II, S. 185.) Da ihm das Wesen der Kunst als Endziel der Kunstforschung erschien, denn die Künste sind um ihrer selbst willen da, gelingt ihm die Interpretation der Dinge, die auf Anschauung berechnet sind, mit der sinnlichsten Lebendigkeit in der nur ihm eigenen knappen Kürze des Ausdrucks. Der Kunstgeschichte die künstlerischen Probleme als Objekt der Forschung vorzustellen, das bedeutet eine Erweiterung des Stoffgebietes, deren Ausschöpfung bis auf den heutigen Tag noch keineswegs abgeschlossen ist. Wie Burckhardt vornehmlich das Netz der Verknüpfungen erhellte, von dem als Hintergrund die große Persönlichkeit sich abhebt, so haben die großen Biographen Herman Grimm und Carl Justi durch Versenkung in das innere Wesen des Geistigen die Aeußerungsweisen des Genies gestaltet, um aus der Unerschöpflichkeit innerer und äußerer Beziehungen, aus dem Kampf der inneren Welt und der Außenwelt das Einmalige des Schöpferischen dem Erlebnis des Nachfahren zugänglich zu machen. Das Irrationale im Ton des schöpferischen Menschen zu erkennen, wie es Justis Einstellung entsprach, bleibt als zukünftiger Erkenntniswert ebenso bedeutungsvoll wie der Sensualismus Jakob Burckhardts, durch den die Unmittelbarkeit des künstlerischen Ausdrucks in den Blickpunkt des Interesses gerückt wird.

Dies alles sind nur Andeutungen, die den schillernden Reichtum des Tatsächlichen, das Wilhelm Waetzoldt in dieser Biographie gibt, kaum ahnen lassen. Wie Leben und Wissenschaft zusammenwirkten, um die Methode und Denkweise dieser deutschen Kunsthistoriker entstehen zu lassen, das ist mit Anschaulichkeit und Einfühlungsgabe so geschildert, daß selbst in der Sprache Rhythmus und Form dem inneren Klang von Zeit und Mensch entsprechen. Weshalb gerade in diesem Werke der Intuition und dem persönlichen Erlebnis eine Rolle beizumessen ist, die sonst nur dichterischer Gestaltung eignet.

Zweifellos wendet sich dies Buch, dem der Verlag E. A. Seemann in Leipzig die gewohnte Gediegenheit der Ausstattung angedeihen ließ, an alle gebildeten Kreise, zumal in das Leben dieser bedeutenden Persönlichkeiten nicht selten die Schicksale großer Zeitgenossen hineinspielen. Politiker und Wissenschaftler, Dichter und Musiker sind, wie sollte es anders sein, diesen Gelehrten vielfach verbunden.

Wichtiger aber erscheint mir der Einfluß, den dies Buch auf die Generation der *Lernenden* haben müßte. Wie seltsam es klingen mag, aber es sollte zu einem Lehrbuch werden, das wegbereitend und zielweisend wirken muß. Ich wüßte keinen kürzeren und einfacheren Weg vorzuschlagen, der schlimmen Methodenlosigkeit der gegenwärtigen Kunstgeschichtsforschung zu steuern, als den, an Hand der „Deutschen Kunsthistoriker" sich die Kenntnis des langsamen Werdens der einzelnen Probleme und Methoden anzueignen, um den Gefahren unzulänglicher Mischungen zu entgehen.

Dieses pädagogische Ziel, das eine Reinigung der methodischen Einstellung im Auge hat, könnte neben der kenntnisreichen Aufhellung der geschichtlichen Zusammenhänge, die das Primäre darstellt, für die Entwicklung der neueren Kunstgeschichtsschreibung von höchstem Werte sein. Prof. *Eugen Lüthgen.*

Baltisches Geistesleben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Baltentum unter dem Deutschtum im Ausland eine hervorragende Sonderstellung einnimmt, insofern als es allein eine ganz eigentümliche, autochthone geistige Kultur geschaffen und entwickelt hat. Eine Kultur, weniger künstlerischen als vor allem wissenschaftlichen und besonders weltanschaulichen Charakters, die dann in ihrer Eigen- und Sonderart auch auf das wissenschaftliche und philosophische Denken des Mutterlandes mit starker Anregungskraft zurückgewirkt hat — so sehr sie natürlich zunächst von dort her, besonders aus dem großen Erbe von Weimar gespeist und befruchtet worden ist. Man braucht nur an die führende Stellung der alten Universität Dorpat sowie an Namen von Forschern und Denkern, wie K. E. v. Baer, Adolf v. Harnack und seine Brüder, Gustav Bunge, Leopold v. Schroeder, Ernst v. Bergmann, Strümpell, Seeberg u. a., zu erinnern, um zu erkennen, daß in der Tat der ganze Reichtum moderner wissenschaftlicher Forschung in seiner erstaunlichen Polyphonie in dieser baltischen Geisteskultur vertreten war und zu besonderer Ausprägung gekommen ist. Diese Eigenart baltischen Geistesleben aber erwuchs vor allem aus drei verschiedenen Wurzeln. Erstens: aus der rassigen Kraft eines ungebrochenen Volkstums und seines aristokratischen Bluterbes, durch das die bewußte Höherzüchtung auch aller geistigen und intellektuellen Funktionen besonders begünstigt und gewährleistet wurde; zweitens — geopolitisch —: aus dem Vorpostencharakter dieses Volkstums in seiner Stellung gegen die übermächtige slawische Welt und in der ständigen Abwehr der immer gewaltsamer drohenden Russifizierung; und endlich drittens: aus der schwierigen sozialen Situation der deutschen Minderheit gegenüber den wachsenden Ansprüchen und dem erstarkenden Selbstbewußtsein des estnisch-lettischen Landvolkes und seiner von Rußland bewußt chauvinistisch genährten Revolutionen.

So ist es gekommen, daß das baltische Geistesleben, insbesondere auch die baltische Wissenschaft, in weit höherem Maße einen Kampf- und Tatcharakter aufweist als die des deutschen Mutterlandes, und daß hier auch alle intellektuell-theoretische Arbeit viel unmittelbarer zu lebendiger Umsetzung in die Praxis und zu politischer Auswertung, ja überhaupt zu schicksalhaft-schöpferischer Lebensgestaltung hindrängte als in der größeren, von reiner Theoretik und Ideologie so oft umnebelten Heimat, und — endlich — daß hier alle Einzelbemühung und -forschung nicht nur zu steter und starker Gemeinschaft im Geiste, sondern vor allem auch zu weltanschaulicher Synthese aufstrebte. Denn nur solche Synthese, wie sie in der Gestaltung einer einheitlichen Weltanschauung, eines geistigen Gesamtbildes des menschlichen Daseins und Schicksals ihre höchste Ausprägung und Vollendung erfährt, verbürgte die Möglichkeit einer Zusammenfassung aller Arbeit und aller Kräfte, zum Dienst am Ganzen und am Geiste — ganz abgesehen von dem ethischen und metaphysischen Halt, den eine solche philosophische Gesamtrechtfertigung des Daseins auch dem einzelnen in der so schwer umkämpften baltischen Diaspora zu geben vermochte.

Jedenfalls hat nur so, d. h. dank dieser Gemeinschaft und dieser außerordentlichen philosophischen Konzentration der baltische Geist inmitten der immer wachsenden Problematik seiner kulturellen und

politischen Lage sich kraftvoll und unabhängig zu behaupten vermocht — jenem Dürerschen Ritter mit dem erzenen Blick und dem unerschrockenen Herzen vergleichbar, der mitten zwischen Teufel und Tod den Weg seines Schicksals gelassen dahinzieht. Und endlich: nur so war vom Baltikum, wie von einem „Punkte außerhalb" her, jene willensmächtige und klar überschauende Kritik des Mutterlandes möglich, die entschieden mit zu den stärksten Leistungen des baltischen Geistes gehört und die in der größeren Heimat leider nicht die Würdigung und das Verständnis erfuhr, welches ihr ohne Zweifel gebührt. Andererseits war das Baltentum immer bemüht, vor allem die geistige Verbindung mit der größeren Heimat zu stärken und zu vertiefen. So traten kurz vor dem Kriege (1913) auf Anregung Adolf v. Harnacks und des Grafen Hermann Keyserling in Riga die bekannten „baltischen Fortbildungskurse" ins Leben[1]), die — sowohl von reichsdeutschen wie baltischen Dozenten bestritten und jährlich wiederkehrend — die „Wertgeltung deutschen Geistes vor dem Forum der Wissenschaft rechtfertigen und die Balten den Quellen deutschen Geisteslebens näherbringen sollten"[2]), um so „einen von der Heimat politisch getrennten Teil unseres Volkes vor der kulturellen Isolierung zu bewahren"[3]). Als höchstes Ziel aber schwebte vor: eine geistige Arbeitsgemeinschaft von höchstem Rang mit den besten und stärksten Kräften der Heimat zu einer siegreichen Bewältigung der beiderseitig gestellten Hauptaufgabe: die autonome und autochthone geistige Kultur des Deutschtums „vor dem Naturalismus und der Ueberwucherung durch die ökonomische Idee zu retten"[4]).

Da kam der Krieg, und die verheißungsvollen Anfänge wurden jäh unterbrochen; dann — der Zusammenbruch und die Revolution und vor allem die staatliche Autonomie der Randstaaten, durch die das baltische Deutschtum, seiner wirtschaftlichen Grundlagen durch die entschädigungslose Güterenteignung beraubt, in eine geradezu katastrophale Lage geriet. Denn Mißtrauen und Angst beseelt — wie zumeist — sehr stark diese neuen, von Westeuropa abhängigen Staatengebilde, ganz abgesehen noch von dem Mangel an politischer und geistiger Tradition und der immer drohend am Horizonte lagernden roten Wolke: Sowjetrußland. Das alles kompliziert natürlich die Schicksalslage des baltischen Deutschtums von neuem.

---

[1]) Die Vorträge der 1. Tagung sind gesammelt erschienen bei Mellin u. Co., Riga 1913. „Vorträge über wissenschaftliche und kulturelle Probleme der Gegenwart"

[2]) Vgl. hierzu die seit 1928 erscheinende Sammlung „Baltisches Geistesleben". Zeugnisse aus deutscher Kulturarbeit. Unter Mitwirkung des Berliner Freundeskreises der Deutschen Akademie. Reval. (Verlag Kluge & Ströhm), Heft 2,— RM. Bisher 3 Hefte; das erste, eingeleitet von Ed. Spranger, bringt neben einem ausgezeichneten Aufsatz von R. v. Engelhardt („Aus der Blütezeit baltischen Geistes") vor allem einen der bedeutendsten Vorträge K. E. v. Baers: „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?" Das zweite Heft enthält Aufsätze von: Ad. von Harnack, Gustav Bunge, Leopold v. Schroeder. Das dritte Heft ist dem Andenken Viktor Hehns gewidmet.

[3]) Vgl. Heft I, S. 7.

[4]) Vgl. Heft I, S. 8 und 9.

Wieder fordert die historische Stunde, der schicksalgeladene Kairos, äußerste Wachheit und Konzentration; wieder tut not jener zielsichere und überschauende Blick, der nicht ruht, bis er zu einer überpersönlich-philosophischen Gesamtrechtfertigung seines wie alles Daseins emporbrang; wieder bedarf es stärkster Gemeinschaft im Geiste und im sachlichen Dienste am Ganzen wieder der Rechenschaft vor der eigenen, großen, zutiefst verpflichtenden Geschichte und Tradition und — endlich — wieder der engsten Verbindung mit der größeren Heimat. Und zum Glück findet auch diesmal das unerbittlich fordernde Schicksal die baltische Geistesbühne nicht leer. Seit mehreren Jahren bereits ist eine Reihe ausgezeichneter Führer des baltischen Deutschtums[5]) unermüdlich bemüht, baltischen Geist und baltisches Leben in dieser schweren historischen Stunde zu stärken, zu stützen, zu vertiefen, zu retten — unter ihnen der Mann, der schon 1913 die engere geistige Verbindung mit dem Mutterlande anbahnte[6]): Roderich v. Engelhardt. Seiner rastlosen Tatkraft, seinem Klarblick und Zielbewußtsein ist es vor allem zu danken, daß die so jäh unterbrochenen „deutsch-baltischen Vortrags- und Fortbildungskurse" — in veränderter Form — sowohl in Dorpat als auch in Reval von neuem ins Leben getreten sind — wiederum unter Führung hervorragender deutscher Universitätslehrer, die es alle als nationale Pflicht — im weitesten Sinne — empfanden, dem schwer ringenden Deutschtum in der Diaspora geistig zu Hilfe zu kommen (darunter Namen von erstem Rang, wie Werner Jaeger, Fritz Strich, Theodor Litt, Hans Freyer, Arthur Titius, Oswald Spengler, Friedrich Würzbach, Eduard Spranger und andere mehr).

Aber auch zwei literarische Hauptorgane, die das baltische Deutschtum neben seinem mehr politisch eingestellten Schrifttum („Baltische Monatshefte", „Baltische Stimmen") heute besitzt: die Halbmonatsschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart „Aus deutscher Geistesarbeit"[7]) und vor allem noch die überaus reichhaltige Heftesammlung „Baltisches Geistesleben — Zeugnisse aus deutscher Kulturarbeit"[8]), in denen der baltische Geist „Rechenschaft ablegen soll vor sich selbst und vor der Geschichte über sein historisches Werden im ehrlichen Kampf um sein Daseinsrecht, in Schuld und Schicksal, in Erstrebtem und Verlorenem"[9]) — auch sie gehen wesentlich auf die Initiative und temperamentvolle persönliche Betreuung R. v. Engelhardts zurück[10]). Allerdings hat auch die größere Heimat in steigendem Maße geholfen. So vor allem der „Berliner Freundeskreis der Deutschen Akademie", an ihrer Spitze Eduard Spranger, der dem ersten Hefte der Zeitschrift ein packendes Geleitwort mit auf den Weg gab. Und so kann man — abschließend — sagen: Das Fundament ist geschaffen,

[5]) Genannt seien nur: W. Stillmark, O. Greiffenhagen, A. Feuereisen, B. Hollander, E. v. Schrenck, A. v. Tobian, H. Weiß.

[6]) Vgl. die Vorträge von 1913, Anm. 1.

[7]) Erscheint als Beilage zum „Revaler Boten" (Reval); gesondert zu beziehen (vierteljährlich 2,— RM.).

[8]) Vgl. Anm. 2.

[9]) Vgl. Heft I, S. 5.

[10]) Der auch hier als Schriftleiter zeichnet.

auf dem jenes strahlende Denkbild einer ideellen Arbeitsgemeinschaft von höchstem Rang zwischen den stärksten geistigen Repräsentanten der Heimat und den Führern des baltischen Deutschtums von neuem verwirklicht werden kann, und damit zugleich das noch umfassendere Ziel: daß deutsches Wesen und deutscher Geist, deutsches Wollen und deutsche Kraft auch in diesem schwer umkämpften Vorpostenlande des „Deutschtums im Auslande" sowohl sich selbst als auch dem großen Mutterlande für alle Zeiten erhalten bleiben soll.

M. Kaubisch, Dresden.

Besprechungen

Völkerrecht

Aus der völkerrechtlichen Literatur.

„Eindringender Beschäftigung mit den zahlreichen und wichtigen Fragen des Völkerrechts und der Völkerrechtspolitik kann sich im heutigen Deutschland niemand entziehen, der pflichtgemäß den Gang der auswärtigen Politik zu verfolgen und sich ein selbständiges Urteil zu bilden hat..." Mit diesen treffenden Worten empfiehlt sich die von Heinrich Pohl und Max Wenzel herausgegebene Sammlung „Völkerrechtsfragen"[1]), die politisch und juristisch interessierten Kreisen die Fortschritte und Ergebnisse der Völkerrechtsforschung vorzulegen unternimmt. Von besonderem Interesse sind diejenigen Schriften dieser Sammlung, die den weiten Bereich des Friedensvertrages von Versailles und die ihm verwandte Rechtsproblematik behandeln. So Keetmanns Studie über das Friedensdiktat von Versailles als Etappe in Frankreichs Kampf um den Rhein[2]); ferner die Schrift von Andres über das Recht des Saargebiets[3]); und auch die Studie von Köhler über den Genfer Zonenstreit[4]). Diese Spezialabhandlungen sind auch bemerkenswert als Beiträge zu der allgemeinen Frage von der Rechtsnatur des Friedensvertrages und seiner Auslegung.

---

[1]) Verlag F. Dümmler, Berlin. — Außer den nachfolgend im einzelnen behandelten Schriften dieser Sammlung seien aus ihr noch als uns zugegangen genannt: Zorn, Weltunionen, Haager Friedenskonferenzen und Völkerbund. 1925. 60 S. — Stieler, Der Internationale Eisenbahnverband und die Entwickelung älterer internationaler Eisenbahnorganisationen seit Kriegsende. 1926. 33 S. — Elben, die Staatsverträge Württembergs mit nichtdeutschen Staaten. 1926. 127 S. — Greul, Die lateinische Münzunion. Eine völkerrechtsgeschichtliche Studie. 1926. 149 S.

[2]) E. Keetmann, Frankreichs Kampf um den Rhein. Eine politische Studie zum Versailler Friedensdiktat. Berlin 1925. 67 S. Heft 9 der Sammlung.

[3]) O. Andres, Grundlagen des Rechts im Saargebiet. Berlin 1926. 114 S. — Heft 13 der Sammlung.

[4]) P. Köhler, Der Genfer Zonen-Streit. — Eine politische und völkerrechtsgeschichtliche Studie. Berlin 1926. 70 S. — Heft 10 der Sammlung.

Der bedeutsamen Rechtsfrage von der Auslegung des Versailler Vertrages ist eine besondere Studie von Mezger[1]) gewidmet. Die Schrift unterrichtet in scharfsinnigen Ausführungen über die in der Oeffentlichkeit noch immer zu wenig bekannte Tatsache: wie die deutsche Völkerrechtstheorie einen erfolgreichen Kampf geführt hat und noch führt gegen die Rechtspolitik des französischen Siegers, der seine Vertragsansprüche durch juristische Auslegungskunst zu erweitern oder unbegrenzt zu halten trachtet. Schritt für Schritt ist die deutsche Völkerrechtswissenschaft eingedrungen in das ebenso subtile wie heikle Problem von der Auslegung des Versailler Vertrages. Der erste Schritt war ein Fechten gegen die französische Theorie Jaudon, welche aus dem sogenannten Schuldbekenntnis des Artikels 231 VFV. zu folgern sich erkühnte: daß die Auslegung des Friedensvertrages im Zweifel stets zuungunsten Deutschlands zu erfolgen habe... Die deutsche Theorie hat diese rechtliche Bedeutung des Artikels 231 bestritten und so mittelbar in der Richtung jener verschiedenartigen Versuche mitgewirkt, die den Straffrieden als rechtshistorischen Inhalt des Artikels 231 leugnen wollen. Wie als ob die Degradation zu minderem Recht, die Deutschland durch den Friedensvertrag von Versailles erfahren, dadurch ihren friedlos abnormen Charakter verliert: daß man das falsche Strafgericht von Versailles und seine zweideutige Formensprache als juristisch bedeutungslose Geste der politischen Moral erklärt, und die Henkersfessel des Artikels 231 als normales juris vinculum anspricht. Heute aber sind rechtspolitische Gegenkräfte im Vordringen, die zur ursprünglichen Deutung des Artikels 231 zwingen. Seit die Idee der Kriegsächtung, das heißt das Odium des Angriffskrieges als werdendes Recht offenbar geworden, das deutlicher noch als im Völkerbund nun in den vielfältigen Völkerbunds-Reformversuchen nach Ausdruck ringt (vom Genfer Protokoll bis zum Kellogg-Pakt)....: seitdem zeigt der Artikel 231 wieder deutlich das Aussehen eines Straffriedens, den als antinomische Fehlform der Kriegsächtung zu bestimmen der Völkerrechtstheorie obliegt. Seitdem gilt es, die Auslegung des Versailler Vertrages wieder auf den Artikel 231 als seinen Zentralpunkt zurückzuführen, von dem aus der widerspruchsvolle Zwittercharakter dieses abnormen Vertrages rechtskonstruktiv zu bestimmen ist. Eine überaus verwickelte Aufgabe der Theorie. Denn gegenüber den hier hervorbrechenden Antinomien des ungewiß sich wandelnden Völkerrechts versagen die Distinktionen und Fiktionen, mit denen die deutsche Theorie eben noch das Problem des völkerrechtlichen Vertrages zu meistern schien. Es läuft darauf hinaus, daß die Auslegungstheorie gemäß natürlicher Rechtslogik des Vertragsrechts ihre Forderung nach Vertragsparität zwischen den Parteien verfechten muß als Angriff gegen den Geist des Straffriedens im Friedensvertrag — also, gleichsam im umgekehrten Sinne der Theorie Jaudon, Vertragstreue als Vertragsrevision fordert. Durch solchen Widerspruch setzt sich die Auslegungstheorie einem ähnlichen Tendenzverdacht aus wie die Theorie Jaudon und hat dagegen den methodologischen Nachweis zu erbringen, inwiefern sie

[1]) E. Mezger, Die Auslegung des Versailler Vertrages. Berlin 1926. 49 S. — Heft 12 der Sammlung.

Recht und Politik reinlich zu scheiden weiß. — Diese jüngste Problematik der Auslegung vom Versailler Friedensvertrag fehlt in Mezgers Abhandlung; sie hat sich erst unlängst als Ergebnis der rechtswissenschaftlichen Durchdringung der Kriegsschuldfrage entfaltet, über die wir anderwärts berichten.

Teilgebiete der rechtlichen Kriegsschuldfrage werden in verschiedenen Schriften behandelt oder berührt. Ueber den deutschen Einmarsch in Belgien und seine rechtspolitische Vorgeschichte gibt H. Pohl[1]) einen übersichtlichen Rückblick im Sinne der konventionellen Behandlung der belgischen Frage. Diese Konvention aber ist unzulänglich geworden, seit gleichsam die Rechtshistorie selbst in deutlicher Analogie das Problem formuliert hat. Bekanntlich sieht das offizielle Frankreich von heute in dem entmilitarisierten, das heißt neutralisierten Rheinland, kein Hemmnis, das ihm den Weg der Notwehrhilfe für seine östlichen Verbündeten verbietet. Der Völkerbund hat gemäß Artikel 16 VBS. gefordert, daß die Neutralität der Schweiz zurückzutreten habe vor dem allgemeinen Durchzugsrecht der Bundesexekution: die doch ihrem Wesen nach Notwehrhilfe ist. So lautet denn die belgische Frage: Warum das Wegrecht der Notwehr quer durch Neutralien im Falle Belgien 1914 anders zu beurteilen sei? Das überaus verwickelte Problem des Vorranges zwischen Notwehr und Neutralität aber ist analytisch zu behandeln als Frage der Antinomie zwischen Notwehr und Kriegsmäßigungsrecht, und setzt den klaren Begriff der internationalen oder präforalen Notwehr voraus, an dem es bislang noch mangelt (vgl. Ring, 1928, S. 519 f., S. 529 f.). — Eine Schrift von Skrodzki[2]) über die Unterseebootfrage auf der Washingtoner Abrüstungskonferenz ist bemerkenswert als Versuch, die strittigen Fragen der Völkerrechtsentwicklung von heute mit Hilfe der lehrreichen Analogie des rechtlichen Kriegsschuldproblems zu behandeln. Freilich dringt der Versuch nicht an die Wurzel des Ubootproblems: das Zweierleimaß, mit dem die Siegerstaaten den deutschen Ubootkrieg und das aktuelle Problem von der Normierung des Ubootkrieges behandeln, wird dann erst in seiner begriffsverwirrten Verblendung als Problem bestimmbar, wenn man es gleich der belgischen Frage auf die Antinomie zwischen Notwehr und Kriegsmäßigungsrecht zurückführt.

Zum Bereich der rechtlichen Kriegsschuldfrage gehört vor allem das Völkerbundproblem: insofern im Völkerbund eben das Odium des Angriffskrieges Institution und Rechtsproblem geworden, das im Kriegsschuldstreit nach Ausdruck ringt, und übrigens insofern in der Frage der Rehabilitation Deutschlands alle großen Problemlinien vom Neubau des Völkerrechts sich kreuzen. — In einer geistvollen Studie über die Kernfrage des Völkerbundes sucht C. Schmitt[3]) das Problem in der Zweideutigkeit oder dem Zweierleimaß des Völkerbundes zu bestimmen, der gegenüber den

---

[1]) H. Pohl, Der deutsche Einmarsch in Belgien. Ein völkerrechtlicher Rückblick. Berlin 1925. 28 S. — Heft 2 der Sammlung.

[2]) B. Skrodzki, Die Unterseebootfrage auf der Washingtoner Abrüstungskonferenz 1921/22. 1925. 88 S. — Heft 7 der Sammlung.

[3]) C. Schmitt, Die Kernfrage des Völkerbundes. 1926. 82 S. — Heft 18 der Sammlung.

starken Staaten sich als dienstbeflissenes Bureau zeigt, gegenüber den schwachen Staaten aber den anspruchsvollen Großmachtsbund hervorkehrt, und insbesondere Deutschland gegenüber die „Verrechtlichung" des status quo, ein verhängnisvolles privilegium odiosum darstellt. Dabei werden vielerlei scharfsinnige, für Politik und Völkerrecht gleich wertvolle Ausführungen geboten, vornehmlich über den Artikel 10 VBS. und die in ihm enthaltene „Garantie der Legitimierung des status quo". Anregend versucht Schmitt, die Frage nach der Rechtsnatur des Völkerbundes von der Problematik dieses Artikels 10 her zu bestimmen, der in der deutschen Diskussion über Wesen und Wert des Völkerbundes nicht selten gar zu sehr hinter dem vielbesprochenen Artikel 16 zurückbleiben mußte. Indes — und das bleibt in diesem Versuch übersehen — wird der tiefere Sinn des Artikels 10 doch erst eigentlich erkennbar, wenn man ihn in seinem engen Zusammenhang mit dem Artikel 16 deutet: in welchem der Völkerbund am deutlichsten seinen Charakter als System des Notwehrrechts beweist. Zu den Hauptfragen der Notwehr gehört die nach den Kriterien des friedebrechenden Angriffs, die im praeforalen Recht zumeist erscheint als probatio diabolica der Frage „wer angefangen hat", auf welcher Seite das ἄρχειν χειρων ἀδικων lastet. Status quo ist ein unvollkommener Maßstab, der diese Rechts-Friedensfrage entscheiden soll. Status quo bedeutet den Nullpunkt des allgemeinen Friedens, von dem aus ein Angriff sich als Friedensbruch im Sinne des Notwehrrechts bestimmt. Problem ist, daß der allgemeine Rechtsfrieden des status quo jenseits von Recht und Unrecht steht und als „Frieden geht vor Gerechtigkeit" oder Vorrang der Politik vor dem Recht erscheint. Problem ist, daß dieser allgemeine Rechtsfrieden eine rechtsbegriffliche Unterscheidung zwischen Frieden und Friedlosigkeit voraussetzt, für welche es dem an der staatlichen Rechtsordnung orientierten Rechtsgefühl an einem sicheren Maßstab fehlt, eben weil es den Grad der Friedlichkeit in der Gemeinschaft mit dem Maßstab der Gerechtigkeit zu messen gewohnt ist. Seit die Völkerbunds-Reformversuche den Artikel 16 VBS. als Norm der genossenschaftlichen Notwehrhilfe offenbar werden lassen, die antinomisch begriffsverwirrt nach Ausdruck ringt, wird zugleich mehr und mehr erkennbar, daß die Garantie des status quo gemäß Artikel 10 VBS. in seiner Spitze gegen Deutschland einen Exzeß des Notwehrglaubens darstellt, dessen Undefinierbarkeit der unzulänglichen Völkerrechtstheorie zur Last fällt.

Von den eingegangenen Schriften sei an dieser Stelle das „neutrale" Völkerbundwerk, Bd. II[1]) hervorgehoben, dessen Wert vornehmlich darin liegt, daß die Frage von der Neutralität als notwendigem Komplement des aus dem Feindbund sich entwickelnden Völkerbundes erörtert wird. M. Huber behandelt hier mit schweizerischer Rechtschaffenheit den „Konflikt zwischen Völkerbund und Neutralität" — freilich ohne daß ihm die darin analytisch zu bestimmende Antinomie rechtsbegrifflich bewußt geworden. In der Untersuchung des gleichen Themas weist G. Cohn mit der Vorurteilslosigkeit des nordischen Neutralen darauf hin: daß zwischen den

[1]) Munch, Les origines et l'œuvre de la Société des Nations II. Kopenhagen 1924. 556 S.

Zeilen der Völkerbundssatzung ebensowohl das Notwehrrecht geschrieben steht, wie das Recht der Neutralität — insofern nämlich im Völkerbundrecht der „Duell-Krieg" gestattet bleibt. Seine Gedanken wurzeln in der nordischen Ueberlieferung vom Bund der Neutralen, die er dem Völkerbund von Versailles gegenüberstellt — freilich ohne daß ihm der antinomische Widerspruch hinreichend deutlich geworden, der diese beiden Völkerbundsideale zugleich trennt und sich zu verschmelzen zwingt (vgl. Europ. Revue 1926, S. 395).

Ueber die Bedeutung der Neutralität — d. h. der friedewirkenden Unparteilichkeit — für die rechtliche Friedensgemeinschaft der Völker erwartet man Grundsätzliches von der katholischen Moraltheologie zu hören, wenn sie über das Problem des Notwehrkrieges spricht. An der Schrift des Dominikaners Stratmann[1]) über das Kriegs- und Friedensproblem vermissen wir, daß die Neutralität des Heiligen Stuhles im Weltkrieg und die Friedenskundgebungen, mit denen Papst Benedikt XV. den friedlos fanatischen Notwehrglauben der Völker zu beschwichtigen suchte, als bedeutsamstes Objekt der Abstraktion gewürdigt wird. Das lag um so näher, als Stratmann sich gelegentlich auf Lammasch beruft: jenen katholischen Vorkämpfer des Ideals vom Bund der Neutralen als Keimzelle des Völkerbundes, der in den Tagen des Siegesfestes von Versailles tragisch unterlag vor der triumphierenden Idee vom Völkerbund der Sieger. Die eigenartige Bedeutung der nachdenklichen Studie liegt einerseits in dem Versuch des Moraltheologen, die katholische Dogmatik und den Entwicklungsgedanken friedenswissenschaftlich zur Synthese zu zwingen. Uebrigens aber lesen wir diese Schrift gleichsam als Mahnung an die Rechtswissenschaft: sich ihrer Kompetenz zu dem Problem vom Völkerrecht als Friedensordnung zu erinnern. Heute gerade, wo das Odium des Angriffskrieges aus politischer Moral zum positiven Völkerrecht sich zu wandeln anschickt, und überhaupt der Weltfriedensgedanke gleichsam als höhere Einheit von Recht und Politik erscheint, da zeigen sich bedeutsame Grenzgebiete vom Völkerrecht und politischer Moral, zu deren Erforschung eine Arbeitsgemeinschaft von Moral- und Rechtswissenschaft, d. h. Rechtsphilosophie erforderlich ist.

Es ist die Eigentümlichkeit der Völkerrechtsprobleme von heute, daß sie unter dem Gesichtspunkt der Frage nach der Verrechtlichung der Politik oder inwiefern dort Politik in Form oder Maske des Rechts auftritt, erforscht zu werden verlangen. Hierher gehört als deutliches Beispiel das Problem des völkerrechtlichen Mandats, dem W. Schneider[2]) eine Studie widmet. Die Schrift gibt einen lehrreichen Ueberblick über die Entstehungsgeschichte des Mandates, doch ohne daraus die Konsequenzen zu ziehen. Das Mandat ist entwicklungsgeschichtlich genommen zunächst einmal verschleierte Annexion durch eine Mehr-

[1]) F. M. Stratmann, Weltkirche und Weltfriede. Katholische Gedanken z. Kriegs- und Friedensproblem. Augsburg. Verlag Haas & Grabherr 1924. 295 S.

[2]) W. Schneider, Das völkerrechtliche Mandat. Stuttgart 1926. Schriften des Deutschen Auslandsinstituts, Bd. 2. — Verlag Ausland und Heimat. 103 S.

heit von Siegern, die ihre Beute verteilen und dafür eine gewisse Verteilungsordnung schaffen, um Reibungen bei der Verteilung und späterhin zu mindern. Neben diesem Siegerimperialismus wirkten noch andere Kräfte an der Ausbildung des Mandatsrechts. Einmal jene humanen Bestrebungen zur Hebung der kultrell tiefer stehenden Völker, in denen das Abendland sich als deren Vormund fühlt, und die als Humanitäts-Imperialismus zu kennzeichnen sind. Sodann die aus diesen Bestrebungen hervorgegangene, von ihnen sich abspaltende Bewegung, die diesen Humanitätsgedanken zur Idee der nationalen Selbstbestimmung wandelte, und den wir als humanen Anti-Imperialismus bezeichnen. Beiderlei Humanität hat für die Gesetzgeber des Mandatsrechts, die in ihm eine Verteilungsordnung für die Siegesbeute von Versailles schufen, wesentlich nur Bedeutung als Element dieser Friedensordnung. Aehnlich wie das Minderheitsrecht, das eben diese Gesetzgeber den neugeschaffenen Staaten als mehr oder weniger lästiges privilegium odiosum aufnötigten, nicht etwa als Form des Selbstbestimmungsrechtes um seiner selbst willen kreiert wurde. Die Männer von Versailles hatten das Selbstbestimmungsrecht zuvor doch als Brandfackel zur Zerstörung der Zentralmächte erfolgreich gehandhabt. Sie wußten recht wohl, daß das Gemischtwohnen der Nationen für die neugeschaffenen Nationalitätenstaaten und also für den Weltfrieden ewige Gefahrquellen bedeutet. Für die Männer von Versailles hat auch hier das Selbstbestimmungsrecht nur als Moment der Weltfriedensordnung Wert und Bedeutung. Alle Macht will um ihrer selbst willen Ordnung, also Frieden im eigenen Bereich oder Kraftfeld. Inwieweit das Selbstbestimmungsrecht der Nation, das im Minderheitsrecht wie im Mandatsrecht nach Ausdruck ringt, aus einem Mittel zum Zweck — des Friedens — zum Selbstzweck — der Gerechtigkeit — sich wandelt, ist als Frage der rechtspolitischen Entwicklung hiervon zu scheiden. — Es ist ein Irrtum, wenn Schneider die „Vormundschaft" als das Es ist ein Irrtum, wenn Schneider die „Vormundschaft" als das Hauptprinzip des Mandats hervorhebt, entsprechend der Ideologie oder dem Euphemismus des Artikels 22 VBS. Ihering hat das Recht als „Politik der Gewalt" bezeichnet im Hinblick auf das Urphänomen vom Schutz des Schwachen im Interesse des Starken: wie als ob Vormundschaft ihrem Wesen nach ein gutes Geschäft sei. Die völkerrechtliche Weltfriedensbewegung von heute zeigt vielfältig diesen Widerspruch. Aber es fehlt in der allgemeinen Rechtslehre wie in der Völkerrechtstheorie, von dem sogenannten wissenschaftlichen Pazifismus hier zu schweigen, an systematischer Begriffsbildung zu der Problematik vom Schutz des Schwachen wie überhaupt vom Recht als Friedensordnung.

Die allgemeine Rechtsfrage der Verflechtung von Recht und Politik spielte eine Hauptrolle auch in dem Wimbledon-Streit, dem ersten wahren Prozeß vor einem internationalen Gerichtshof, in dem Deutschland sein Recht auf den gemäß Artikel 380 ff. VFV. internationalisierten Kieler Kanal verfocht gegen den Anspruch der Siegermächte, die im polnisch-russischen Konflikt trotz Deutschlands Neutralität freie Durchfahrt für Munition forderten. Der Prozeß ist aus verschiedenen Gründen bedeutsam, vor allem aber deshalb, weil hier die vorhin schon berührten Antinomien von Versailles zur

Entscheidung standen: einmal die Antinomie zwischen Neutralität und jenen militärischen Durchzugsrechten angeblich defensivrechtlicher Art, die sich an Artikel 16 VBS. zu legitimieren suchen; sodann die Antinomie des Versailler Vertrages, der Vertrag sein will, aber das Diktatsrecht des Siegers in sich verewigt. Das Urteil im Wimbledon-Fall — zugunsten Deutschlands — war ein Fehlurteil, das solcher Problematik nicht gerecht wurde. In einer sehr beachtlichen Abhandlung hat E. Wolgast[1]) diese Problematik mit jenen Methoden anzugreifen versucht, die wissenschaftsgeschichtlich sich als Frucht der zivilistischen Freirechtsbewegung ergeben und vorzüglich von Zitelmann angesichts der Frage von der Auslegung des Versailler Vertrages in die Völkerrechtstheorie eingeführt wurde. So kann die Schrift denn auch als anregender Beitrag zu der Frage von der Einheit des Rechts gelten, die man unter Juristen oft gleichsam erst durch ein wunderliches Hysteron-Proteron aus der methodologischen Einheit der Rechtswissenschaft denken lernt.

Es ist dringlich zu wünschen, daß endlich auch die Problematik der friedensrichterlichen Bewegung als heuristisches Prinzip in der Völkerrechtslehre erprobt wird, die bisher an dem internationalen Vergleichsrecht gleichsam Begriffsbildung ab ovo betreibt. Aber es scheint noch gute Weile bis dahin, da noch nicht einmal in der zivilistischen Rechtswissenschaft oder Rechtsphilosophie dieser Fragenkreis vom Vergleich als Urform von Prozeß und Urteil hinreichend bekannt geworden. Das zeigt die zweite Auflage von Stammlers Lehre vom richtigen Recht[2]); in ihrem Zentralstück, der Lehre vom billigen Ermessen, fehlt Entfaltung von deren Hauptfrage: der Begriffsverwandtschaft zwischen billigem Ermessen und Vergleich. Doch wird diese Schrift auch in der beginnenden Aera der friedensrichterlichen Bewegung ihren wissenschaftsgeschichtlichen Ehrenplatz behalten als klassische Schrift der Freirechtsbewegung und als Beispiel zu dem rechtsphilosophischen Grundproblem: daß die Geschichte der Rechtswissenschaft als integrierender Teil der Rechtsentwicklung sich vollzieht. Neuerlich hat Tatarin-Tarnheiden (Zeitschrift für Völkerrecht, 1927, S. 262) zu zeigen versucht, daß die Völkerrechtstheorie aus Stammlers Lehren allerlei Anregung übernehmen könnte.

Heinrich Rogge.

Philosophie

Ludwig Klages: Nietzsche. Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig.

Noch vor 40 Jahren lebte er — wenn nicht mit und unter uns, so doch auf unserem Erdteil, mit seiner mächtigen Stirn, mit den düsterlodernden Augen, fern, meist in der Felseinsamkeit der Gebirge, und seine unerhörte Rede, funkendurchzuckter Erzklang eines Geisterkampfes von noch nicht dagewesener Gewalt, hallte ins Leere. Niemand hörte ihm zu. Ist es ein hoffnungsvolles Zeichen

[1]) E. Wolgast, Der Wimbledon-Prozeß vor dem Völkerbundsgerichtshof. Berlin 1926 Internationalrechtliche Abhandlungen Nr. 1 — Verlag W. Rotschild. XIV. 198 S

[2]) R. Stammler, Die Lehre vom richtigen Recht. Halle 1926. Buchhandlung des Waisenhauses. 380 S.

für die noch nicht völlige Verstumpfung der Welt, daß heute sein Name in aller Mund ist? — Zwar verharrt die Universitätsphilosophie noch immer großenteils in der Geste vornehmer Abwehr, hinter der sich Ratlosigkeit oder Schrecken birgt, und die christliche Welt hält sich in berechtigter Angst ferne. In der überwiegenden Schar derer aber, die ihn vorgeblich oder wirklich verehren und ihn dunkel als deutsches, als europäisches Schicksal empfinden, wiederholt sich der Fluch der Berühmtheit, der ihm vor knapp einem Menschenalter jene leichtfertige und verworrene Anhängerschar bescherte, die aus seinem Werk nur das Wort vom „Uebermenschen" aufgefaßt hatte. Ein anderes, nicht minder mißverständliches Wort, das vom „Willen zur Macht", wurde vor kurzem erst zur Parole des modernen Wirtschaftskrieges mißbraucht. Man mythologisierte ihn zum Stern, dessen Licht — Stefan George sollte erstrahlen lassen (Ernst Bertram), Ethiker erbauen sich an seinen „Ueberwindungen" (Horneffer), Literaten schwärmen in verschwommenen Worten von dem „tragischen Schauspieler" (Stefan Zweig), bestenfalls versucht ein williger Gelehrter eine ehrlich-sachliche Darstellung seiner Schriften (Raoul Richter); aber keiner noch durchleuchtete die Gestalt bis auf ihr pulsendes Herz. Wenn man auch weiß, daß Nietzsche der Entlarver ausnahmslos aller Ideale der Menschheit gewesen sei, so war doch keiner imstande, die Position aufzuzeigen, von der aus ihm diese Entlarvung gelingen konnte. Keiner noch klärte das rätselvolle Zwielicht, das über seinen Schriften liegt. Keiner ergründete die innere Notwendigkeit seines Untergangs und vollends kam keiner auf den Gedanken, Befunde Nietzsches für die systematische Wissenschaft zu retten.

Um diese große Auseinandersetzung mit Nietzsche, die allererst seine Entdeckung wäre, zu leisten, bedurfte es freilich einer Persönlichkeit von ebenbürtigem Eigenwuchs und überlegener Wurzeltiefe. Und wenn diese Auseinandersetzung, diese Entdeckung heute in dem Werke von Ludwig Klages: „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches" (Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig) geschehen ist, so sind wir darum besonders dankbar, weil damit nicht nur das grundlegende Buch über Nietzsche geschrieben, sondern zugleich der Zusammenhang seines Werkes mit seinem Fortsetzer und — Ueberwältiger aufgezeigt wird.

Ueberlegt man nur einmal recht den Satz, daß, was eine Wissenschaft von der Seele so schwierig mache, nicht die Seele sei, sondern die Seelenmaskerade, die der selbstbehauptende Geltungstrieb vollführt, so begreift man die Klagessche Feststellung, daß „mit Nietzsche die Seelenforschung (Psychologie) im allereigensten Sinne überhaupt erst begonnen habe". Eine Darlegung der gesamten Befunde, die Klages aus Nietzsches Werk als „unverlierbaren Wissensbestand" erweist, ist hier nicht möglich. Am wichtigsten ist Nietzsches Gegnerschaft gegen die heute noch in der akademischen Psychologie (Wundt) gelehrte Fabel von der „unmittelbaren Selbstgewißheit des Bewußtseins". Mit dem Fundamentalsatz: „Das Du ist älter als das Ich" weist er der Charakterkunde den einzig möglichen Weg über die Fremdicherkenntnis zur Selbsterkenntnis, wie er denn im größten Stil eine Physiognomik trieb, die von den Erscheinungen auf das Wesen schließt.

Wichtiger als diese Methode ist aber das Ziel von Nietzsches Psychologisieren. Der Behauptungswille des geistigen Ich bringt es mit sich, daß schon eine Beschreibung des Charakters nicht ohne Wertakzente möglich ist, denn Selbstbewußtsein ist immer Selbstwertbewußtsein. Wenn aber vor den Nötigungen des Erlebens das Ich schlecht abschneidet, so begeht es, da es zu seiner Existenz des Glaubens an seinen Wert unbedingt bedarf, Wertfälschungen, indem es seine Schwäche zur Stärke, seinen erlebten Unwert zum ethisch zu fordernden Wert umdeutet. Es ist klar, daß Seelenwissenschaft erst möglich ist nach der Entlarvung dieser Selbsttäuschungen (Selbstwerttäuschungen). Nietzsche ist nun der erste, der die vom Behauptungswillen (Willen zur Macht) erzeugten Wunschbilder (Ideale) nach ihrer Herkunft befragt und nach dem Mangel fahndet, der sich hinter den „heilig gesprochenen Lügen" der Ideale verbirgt. Da die christlichen Glaubensideale aber die allerverderblichsten Selbsttäuschungen darstellen, so wird Nietzsche der große Entlarver des Christentums. Indem Klages zum erstenmal das Grundthema, die Auflösung der Selbsttäuschungen, sichtbar macht und seine wichtigsten Durchführungen in den Kapiteln: „Von der Ueberzeugungskraft des Erfolges", „Vom Auszeichnungsverlangen", „Von der Nächstenliebe", „Von der Selbstüberwindung" ausführlich durchspricht, erweist sich schlagend die Wahrheit von Nietzsches eigenem Satz, daß aus seinen Schriften „ein Psychologe redet, der nicht seinesgleichen hat". Darnach aber erhebt sich die Frage, was denn unsere Katheder-psychologie, die von alledem bis heute noch nichts ahnt, mit Nietzsche seit vierzig Jahren angefangen, da sie es verschmähte, von ihm zu lernen. — Während Klages von Nietzsches Auflösungstechnik in einem zweiten Abschnitt Anwendungen und Ergebnisse erörtert, kündigt sich immer drohender der so tragische und frevelhafte Selbstwiderspruch an, dessen Enthüllung zugleich auch die Gründe für Nietzsches Untergang offenbaren und seinen größten und leidenschaftlichsten Verkünder zu einer erbitterten Auseinandersetzung nötigen und berechtigen wird. Dieser Selbstwiderspruch ist beileibe nicht gleichbedeutend mit dem Vorwurf des Mangels an Folgerichtigkeit, einem Vorwurf, mit dem sich akademische Gründlichkeit und feige Subalternität gegen Nietzsches sprunghaft-aphoristischen Gedankenvortrag zu wehren versucht. Vielmehr erweist Klages eine unerhörte Einheitlichkeit des Nietzeschen Denkens, derzufolge es immer dieselben Probleme sind, die im Lauf der beiden Schaffensjahrzehnte bald immer von neuen Seiten belichtet, bald stoßweise in geradliniger Richtung einer endgültigen Beantwortung zugedrängt werden. Der Selbstwiderspruch ist vielmehr metaphysischer Natur und wurde bisher von niemandem gesehen, geschweige denn als zentrale Zwiespältigkeit in Nietzsches Werk aufgedeckt und nachgewiesen. An keiner Stelle erkennt man so deutlich wie hier, daß Klages der Nachfolger und Vollender Nietzsches ist, und daß dies Buch nicht eine beliebige Arbeit über Nietzsche, sondern die Auseinandersetzung und den Geisterkampf zweier ebenbürtiger Genien darstellt.

Aus der Gegenüberstellung von Nietzsche mit seinem scheinbar so gleichgerichteten Vorläufer Stirner erhellt mit voller Deutlichkeit, daß die zerstörerische Skepsis des Einzigen-Ich der „letzte

Wutschrei des christlichen Nihilismus" ist, und beleuchtet blitzartig, wo Nietzsche seine stärksten Bejahungen setzt, nämlich auf der Seite des Lebens. Aus unerhörten Tiefblicken in die Natur des *ichlosen Lebens* erwächst Nietzsches Eintreten für Herkunft, Blut, Rasse, erwächst ihm die Fähigkeit, in einer Kritik von noch nicht dagewesener Sicherheit und Schärfe die Ideale eines lebensfeindlichen Geistes aufzulösen. Aber — und hier beginnt die Tragödie Nietzsches — unmerklich fast fälscht er die Grundtendenz dieses befehdeten Geistes in das Leben hinein; was er als Wurzel aller Wertfälschungen enthüllte, den Willen des Geistes, sich mit allen Mitteln zu behaupten, mit anderen Worten den „Willen zur Macht", das erklärt er zugleich zum Grundwesen des Lebens. Die Folgen sind fürchterlich. Denn damit ist der Quell des Lebens selbst, für das er kämpft, vergiftet. Die eigene Position beginnt zu wanken. Denn wenn ich den Grundantrieb zur Wertfälschung vom Geist, der die Lügen der Ideale schafft, in das Leben, das wiederum den Geist trägt, hinüberverlege, so habe ich eben hinfürder keine Position mehr, von der aus die Entlarvung der Selbsttäuschungen möglich und stichhaltig wäre, ja, es gäbe hinfort überhaupt keine Instanz mehr, in deren Interesse ich gegen die Wertfälschungen in den Kampf ziehen müßte und könnte. Das Ende wäre — und ist bei Nietzsche gelegentlich — völlige *Skepsis*, oder, schicksalsmäßig gesprochen: *Selbstzerreißung*. Die Wurzel jener furchtbaren Selbstwidersprüchlichkeit enthüllt Klages in dem Abschnitt „Der Lebensneid", in dem er Nietzsches Lehre vom Ressentiment bis auf den Grund untersucht. Hier öffnet sich wohl der weiteste Aspekt auf Nietzsches unerhörteste Entdeckungen: der Lebensneid richtet sich gegen die Lebensreichen, gegen Fülle, Tiefe, Weite des Erlebens. Die Rache der Schlechtweggekommenen besteht nun in der Verteufelung dieser Lebenswerte, in der Aufstellung von Sittlichkeitswerten. „Die Leidenschaften werden böse und tückisch, wenn sie böse und tückisch betrachtet werden. Das Christentum ist ein Aufstand alles Ambodenkriechenden gegen das, was Höhe hat." Die beiden stärksten Anwendungen des Ressentiments sind Staat und Sozialismus. Der schöpferische Organisator des Ressentiments ist der Priester. Er schafft den Sündenbegriff und erlöst von ihm durch asketische Willenstriumphe auf Kosten des Lebens und des Leibes, wie man sie in sublimster Verdünnung noch antrifft im Gelehrtenfleiß, in der Enthaltsamkeit, im „Glück der kleinsten Ueberlegenheit": der Nächstenliebe. Ohne diese Befunde Nietzsches zu kennen, wird man hinfürder nicht mehr über das Wesen des Menschen und der Menschheitsgeschichte philosophieren können.

Man muß bei Klages selbst nachlesen, wie gerade hier Nietzsches kühnste Gedanken sich tödlich spalten, wie seine In-eins-setzung von Leben und Wille zur Macht ihn um die Früchte seines Denkens bringt, so daß er fast in einem Atem für und gegen den Priester Partei nehmen muß. Der christliche Nietzsche erhebt sich gegen den heidnischen Nietzsche. An dieser Stelle enthüllt Klages die Fackel seiner eignen Metaphysik: die Erkenntnis von der gegensätzlichen Zweiheit von Leben und Geist, und in ihrem Lichte sieht man mit einem Schlage weit über Nietzsches Weg hinaus, der sich in verworrenes Dunkel verlor. Jetzt erkennt man, welche zwei Welt-

gewalten in Nietzsche gegeneinander wüten. In welchen Verkleidungen auch in Nietzsches Werk und Charakter die Gegne sich gegenübertreten: als heidnischer und als christlicher Denker, als Schöpfer einer orgiastischen Philosophie und als Priester asketischer „Ueberwindungs"-Ideale, als glühender Gegner des Sokrates und als Sokratiker, als Entlarver der Selbsttäuschungen und als verzweifelnder Skeptiker — auf dem untersten Grunde sind es die beiden Weltgewalten, deren mörderischer Kampf die Menschheitsgeschichte bildet und die Klages außer mit den philosophischen Begriffen „Leben" und „Geist" hier mit den mythologischen Namen der beiden Götter „Dionysos" und „Jahwe" (Gott ist Geist) kennzeichnet.

Dies Vor-Gericht-Fordern eines großen Menschen und — Dulders, diese Abrechnung von atemraubender Unerbittlichkeit, diese zupackende Schärfe, mit der aus Nietzsches Lebenswerk die verhängnisvollen Irrtümer von den gewaltigen Wahrheiten gesondert werden — diese ganze „Abschließende Kritik", die im dritten Abschnitt des Buches noch einmal in beispielloser Wucht vorgetragen wird, wäre unerträglich, geschähe sie nicht im Namen der obersten Gottheit, geschähe sie nicht aus der Gesinnung eines Würdigen. Streng und scharf scheucht Klages aus dieser furchtbaren Geistesarena die „armseligen Schulmeisterseelen, die sich einbilden, ein Werk übertroffen zu haben, an dem sie in etwas berechtigte Kritik zu üben vermochten" und donnert ihnen zu, daß „mit dem Dichten, Aufbauen, Finden, Erfinden, Entdecken die nachprüfende Tätigkeit auf gleiche Stufe zu treten auch dann sich niemals vermessen könnte, wenn sie aus eigner Weltanschauung heraus erfolgte. Nicht sie ja vermochte das Werk zu schaffen, das sie beurteilt und dem sie für ihre Gedanken darüber meist noch den Maßstab und selbst die Forderung jener höheren Vollkommenheit verdankt, die ihr zum Wissen um seine Mängel verhilft!" Die Größe dieses stolzen Dankes verklärt versöhnend die Unerbittlichkeit des Kampfes, der nötig war, damit in um so reinerem Glanze das Bild des Lebensgottes, des Dionysos, erstrahle, als dessen ersten Verkünder wir Nietzsche verehren.

Frankfurt a. M. Werner Deubel.

Theater

Berliner Theater

Vielleicht sind wir wirklich dem Zustande nahe, daß die Theaterkritik dem — — Politiker zufällt! Denn es geht kaum mehr um Angelegenheiten der Kunst, es soll unter allen Umständen auf dem Theater Politik gemacht, es sollen Partei-Fragen behandelt werden, nicht also große, die Nation als Ganzes angehende Probleme, sondern Angelegenheiten, die und wie sie in den Programmen bestimmter Parteien festgelegt werden. Der Fall Lampel ist immer noch der große Bewegungs-Motor. Das Gespenst einer neuen Zensur taucht sogar im Hintergrund auf. Die Sensation: „Giftgas über Berlin" des wandlungsfähigen, paragraphenbelasteten Ihering-Protegés Peter M. Lampel ist durch den Polizeipräsidenten von Berlin, den sozialistischen Zörrgiebel,

verboten worden. Nahezu zwanzig Verbände geistiger, künstlerischer,, schöpferischer Menschen tuen sich zusammen, um gegen die drohende Zensur zu kämpfen. Einer, der es wissen muß, der sozialistische Innenminister Severing als Leiter der Protest Versammlung, sagt ausdrücklich, daß für eine Wieder-Einführung irgendeiner Vor- oder Nachzensur gar keine Gefahr bestehe. Na, also! Sollen wir uns wirklich darüber aufregen, daß humorlose Philister in den noch humorloseren Ehen, die im Himmel geschlossen werden, eine „Gotteslästerung" sehen? Hat der liebe Gott nicht viel zuviel andere Sorgen, als sich um den kleinen Herrn Hasenclever zu kümmern oder gar durch seinen dummen Quarck beleidigt zu werden? Andererseits: hat man, diesseits, wirklich kein Verständnis dafür, daß das Publikum mit den gehaltlosen Nichtigkeiten des Berliner Theaterspielplans nicht einverstanden ist und der „Bürger" einmal wütend wird und hier eine gründliche Aenderung verlangt? Ist es nicht beinahe wirklich so, daß Eltern mit ihrer „heranwachsenden Jugend" kaum ein Berliner Theater mehr besuchen können? Ist die Wendung von der Bolschewisierung durch das Theater im Interesse einer nicht durchdringenden Politik wirklich nur eine Phrase? Darüber sind wir uns doch wohl männiglich klar: eine Zensur *kann* nicht kommen und *wird* nicht kommen; denn der frühere Zustand, daß jeder beliebige Jurist und Bureaukrat über die diffizilsten künstlerischen Fragen entscheidend zu Gericht sitzt, ist unmöglich, und andererseits würde man soviel künstlerisch-schöpferische, geistige Menschen nicht — bezahlen können, die das entscheidende Wort zu sprechen hätten. Es sollte doch nicht überhört werden, daß der letzte Zensor des alten Reiches, der von allen Parteien wegen seines künstlerischen Verständnisses und seiner taktvollen Einsicht gleichmäßig geschätzte E. von Glasenapp, die Zensur als möglicherweise „arges Hemmnis für die Entwicklung der dramatischen Kunst" bezeichnet hat und in den bestehenden Gesetzen eine ausreichende Handhabe gegen Auswüchse sieht. Er wünscht, daß man sich dringend angelegen sein lassen sollte, das „Theaterwesen von innen zu heilen". Und so erscheint mir in diesem Sinne der Standpunkt Franz Schrekers sehr treffend: „Die Auswüchse einer modernen Theaterliteratur erachte ich für genau so ekelhaft wie jeder andere ernst denkende Mensch und Künstler. Doch glaube ich an keine Allmacht der Zensur."

Auf den Fall Lampel bezogen: die Behörden haben mit dem großen Trara vor der Aufführung, dem unentschlossenen Hin und Her ihrer Absichten, die stärkste Reklame für das törichte Stück gemacht. Man hat es, nachdem eine geschlossene Aufführung ohne Kürzungen stattgefunden hat, verboten, weil man, gestützt auf das Allgemeine Landrecht, durch die Aufführung die öffentliche Ruhe und Sicherheit gefährdet sah. (Man hätte es schon um des guten Geschmacks willen verbieten können — *so* schlecht ist es!) Stütze fand man für dieses Verbot nicht etwa in dem Material für vielleicht erkennbaren „Landesverrat", sondern in dem Zustimmungsgejohle und den Zwischenrufen gegen Zörrgiebel von der Galerie her, wo ein merkwürdiges „geladenes" Publikum mit zu Gaste war. Nachdem von hier aus (unangebrachtes) Klatschen losgegangen war, fiel das kritik- und instinktlose Parkett-Publikum ein.

Im ersten Akt dieses „Giftgas über Berlin" läßt der Verfasser ein halbes Dutzend Menschen auf der Bühne an dem Gas sterben, das der Leiter einer chemischen Fabrik aus den Behältern strömen läßt, nachdem ihn das Wehr-Ministerium mit dieser Fabrik übers Ohr gehauen hat. Folge: das Zentrum Berlins wird vergast, Regierung und Reichstag gehen daran ein, und nun übernimmt das Militär die Regierung. Diktatur vom Funkturm aus, die Arbeiter generalstreiken, „Seine Exzellenz" (von Herrn Schreck in der Maske von Seeckts gespielt, aber in einer Haltung, als habe er den Feldzug als Schipper mitgemacht) erhält Hilfe angeboten von England: die britische Luftflotte ist bereit, Giftgas über die deutschen Arbeiter abzuwerfen, wenn nur die Front gegen den russischen Bolschewismus gewahrt bleibt. Die Arbeiter rufen zum Barrikadenkampf auf, der einzig übrig gebliebene Volksvertreter, ein Sozialdemokrat, erhält ein Ministerium — der besetzten Gebiete, das deutsche Militär spielt: „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen" . . . wie sollte es auch etwas anderes auf der Walze haben! Das ist der „Gehalt" dieser „drei Akte einer Diktatur der Zukunft". Keine Zeile, kein Wort geht über plumpe Gerissenheit hinaus, nirgends ein gedichteter Satz; aber: Ihering preist begeistert mit viel schönen Reden dieses große Zeit-Theater-Talent, das sich gegen diejenigen Kräfte wendet, für die und von denen Iherings Blatt besteht. Die Aufführung sollte unter einer „Kollektivregie" stehen. Eine herrliche Erfindung fürs Theater, und deshalb gings auch nicht, so daß doch wieder ein einzelner die Regie übernehmen mußte, mit Schauspielern, unter denen Erich Niewe vom Staats-Theater als Oberst herausragte.

Die Lampel-Konjunktur nutzte das „Trianon-Theater" aus und versuchte es mit einem Jugend-Stück dieses Autors. Es war auch nicht schlechter als die anderen. Der Verfasser hat öffentlich, nachdem er einige Proben gesehen hat, protestiert; leider nicht gegen sein Stück, sondern nur gegen die Aufführung. Warum überläßt er diesem Theater sein Stück? Oder hat er in die Berliner Bühnenverhältnisse ebenso dürftige Einblicke wie in die Verhältnisse der Erziehungshäuser? Das Schauspiel „Verschwörer" spielt zur Zeit der Minister-Attentate, und der Verfolgte kommt verwundet in das Haus eines Kriegskameraden, dem eifrigen Entdecker einer neuen Zeit, der dem angeschossenen Attentäter statt eines Augenblickes der Ruhe einen kräftigen Fußtritt versetzt. Der Verwundete stirbt, so daß er der angeordneten Verhaftung im Hause des charakterfesten Kameraden entgeht. Der junge Freund des Attentäters ist — selbstverständlich — ein Uebeltäter und stiehlt; was vom Vater ererbt ist, der — selbstverständlich — auch ein übler Gauner war. Es fällt eine Reihe papierner Redensarten über mißleitete Jugend und dann auch endlich der Vorhang.

Eine ernste künstlerische Erscheinung wie Leonhard Frank wird vom Theater-Ehrgeiz erfaßt und verfällt auf die sinnlose Idee, seine Novellen zu „dramatisieren". Das schlug schon bei „Karl und Anna" fehl, und nun noch mehr bei der „Ursache". Nach den Bühnen im Reich spielt man das Stück in den „Kammerspielen". Großer Appell gegen die Todesstrafe, bewiesen am kleinen, unzulänglichen Objekt. Schwarz-weiß-Zeichnung; das

Schwarze aber schwärzer als schwarz. Der Vorsitzende des Schwurgerichts: Vollblut-Idiot. Niemand würde den Angeklagten Seiler heute zum Tode verurteilen. Er leidet an der erniedrigenden, bloßstellenden, taktlosen Behandlung, die er von seinem Lehrer vor 20 Jahren hat erdulden müssen; vor 20 Jahren gab es solche Gesellen unter den Lehrern. Als er seine Minderwertigkeitsgefühle paralysieren will durch erbetene, erzwungene Abbitte des Lehrers für sein verderbliches Tun, erfährt er nicht nur Ablehnung, sondern auch erneute Beispiele für des Schulmeisters immer noch bestehende Erniedrigungs-Methoden. Geht hin und erwürgt ihn. Nimmt aber auch 100.— M. mit. Denn er ist, dreißig Jahre alt, Schriftsteller, der für „volksverhetzende Artikel" 20.— M. erhält. Auch solche Blätter gab es vor zwanzig Jahren. Weiteres über seine Leistung wird dem Zuschauer vorenthalten; bis auf ein Gedicht, das freilich unter keinen Umständen 20.— M. einbringen könnte. Die Vorbereitungen zur Hinrichtung indes werden mit einem Naturalismus geboten, der weit über zwanzig Jahre zurückliegt. So, daß denn nicht bloß der Delinquent verrückt wird. Mit billigeren und dürftigeren Mitteln kann man gewiß nicht arbeiten. Ich möchte einmal darüber abstimmen lassen, wer von den Gegnern der Todesstrafe auf seinem Standpunkt verharrt, wenn ihm frischfröhlich die Frau, der Vater, das Kind durch den Zeitgenossen Haarmann getötet worden wäre! Frank kann uns nicht für seine Meinung interessieren oder gar erwärmen, weil der Fall zu dumm erfunden ist und sein Seiler ein ganz falsches Objekt der Beweisführung ist. In der harten Luft des Theaters geht alles verloren, was an der Novelle erheblich war. Die Inszenierung führte Hans Deppe, der „Revolte" geleitet hat. Ohne viel Aufwand. Aber mit einem großen Darsteller: Ernst Deutsch, der langsam etwas eingeengt wird in solche pathologischen Mördergestalten. Seine Leistung war packend, erfüllt mit allen nervösen Erregungen und Schreien, die hier die Rolle steigern. Frieda Richard hat für die Mutter in allem die Güte, das staunend-traurige Auge, Carl Goetz spielt den Lehrer und auch den Staatsanwalt: hart, mit schneidenden Stimm-Uebergängen, Hermann Vallentin, ebenfalls in einer Doppelrolle — alles wegen der Sinnfälligkeit — lebenbetonender Zimmernachbar und Richter.

Man wird zu der Aufführung, genau wie zu den „Verbrechern", die Richter einladen; man wird debattieren, und der Theaterkritiker wird vom Politiker abgedrängt. Es geht nicht mehr um Fragen der Kunst, sondern . . .

Und das zeigt sich immer dann, wenn wieder die „Volksbühnen"-Frage angeschnitten wird. Man kann es diesem Theater auf der kommunistischen Seite nicht vergeben, daß es durchaus kein proletarisches Theater sein will. Piscator gesteht ein, daß er mit seinem Theater Fiasko gemacht hat; gesteht aber weiter: „Wir müssen die Waffen des Kapitals gebrauchen, um sie durch unsere Idee zu Waffen gegen das Kapital zu verwandeln." (Er will gegen das bürgerliche Geschäftstheater arbeiten. Das seinige war bestimmt „Geschäftstheater", nur mit dem Unterschied, daß es an geistiger Unterernährung starb.) Den Herren Proletariern ist die „Volksbühne" mit ihren zahlreichen kleinbürgerlichen Besuchern ein Dorn im Auge. Wie gern zögen sie selbst dort ein. Daß aber

ein sogenannter Dichter, den man bislang mindestens zu den geistigen Menschen rechnete, mit Namen Bert Brecht, gegen die Volksbühne diese Worte gebrauchen durfte: „Wie könnt ihr die Volksbühne retten? Bereitet dem Vorstand seelische Aufregungen, soweit dies möglich ist. Dann geht er vielleicht früher mit dem Tod ab, als jetzt zu befürchten steht. Ich meine wirklich, daß diese Leute . . . einfach körperlich verschwinden müssen." — — das soll als eine Blüte kommunistischen Kaschemmen-Komments festgehalten werden. Herr Brecht macht „Zeit-Theater".

Als Vorbote des kommenden Kunstfrühlings ließ sich Piscator bei Barnowsky sehen; er inszenierte im „Theater in der Königgrätzer Straße" „Rivalin" von Carl Zuckmayer. Das ist kein Original-Zuckmayer, sondern nur Aufguß, Bearbeitung eines amerikanischen Stückes von Anderson und Stallings, schon im Film vorgeführt. Ein leeres, ungespanntes Stück, in dem zwei Offiziere um eine kleine Soldaten-Kokotte sich balgen; nicht kämpfen, denn es geht gar nicht um Gefühlsdinge, um Dinge, die sich für alle drei lohnten. Man kann natürlich sehr wohl die Kriegsereignisse auf eine satirisch-humoristische Ebene stellen, und es ergäbe sich das vielleicht, was Zuckmayer wollte: „täglich Brot" des Theaters, Bühnenkonfektion. Aber — und das ist das Peinliche, Widerliche — man mischt das mit dem Grausigen, Aufwühlenden des Schützengrabenkampfes, und es läßt sich denken, wie arg Piscator das dick und derb unterstreicht. Schließlich siegt die Kameradschaft der beiden Rivalen; man verzichtet auf das kleine Luderchen und zieht — auf dem Rollband — wieder in den Graben. Schauspielerisch eine ausgezeichnete Aufführung: Kortner und Hans Albers, sehr gegensätzlich in ihrem Humor, dazu Maria Bard, lustig, spritzig, natürlich-kokett, und Felix Bressart, ein neuer Dümmlings-Typ mit trockener Wirkung, und Speelmanns, breit und derb, oft undeutlich und unpointiert. Die Musik, hart und scharf, aber einprägsam, von Walter Göhr und das Andeutungs-Bühnenbild von Caspar Neher.

Piscator, im Kampf gegen das Kapital, arbeitet in einem Kapitalisten-Theater. Hier stehe ich, ich kann auch anders. Kapitalismus braucht nur in der Hand der anderen bekämpft zu werden, und das kapitalistische Publikum, das Diebold neulich sehr treffend „Premieren-Beifalls-Lügen" nannte, jubelt seinem Gegner ebenso laut zu, wie er sich laut auf der Bühne gebärdete. Kein Unterrichts-Film mehr für die Begriffs-Stutzigen, dafür Trommel-Feuer gegen die Ohren und — gegen den Krieg.

Im Unterhaltungs-Theater ragt weit heraus: „Trio" von Leo Lenz im „Kleinen Theater", zu dem sich Curt Goetz, seine Frau Valerie von Mertens und Paul Otto vereinigt haben. Eine saubere und geordnete Dreiecks-Geschichte, die gewiß viel weniger vergnüglich wäre, hätte man nicht den charmanten, liebenswürdigen, humorvollen Goetz in dem Stück, der den Ehemann spielt und sich zur Wiedergewinnung seiner geschiedenen Frau bei deren zweitem Gatten als Chauffeur vermietet. — In das „Theater in der Stadt" ist eine neue Direktion eingezogen: der Bühnen-Verleger Paul Gordon. Er war geschickt genug, in seinem Programmheft um Schonzeit von vier Wochen zu bitten. Der Anfang war mäßig; die Komödie „Zyklamen" von Hans

Ernst Wolff, der in Ungarn als Gabor geboren ist, ist wenig unterhaltend, und Grete Jacobsen konnte mit ihrer Doppelrolle: Ehefrau und Schauspielerin die Langeweile kaum verdecken. — In Saltenburgs „Lessing-Theater" konnte sich „Bourgeois bleibt Bourgeois" nur ein paar Tage halten. Jetzt versucht man sein Heil mit der Orska. Sie spielt zwei gegensätzliche Rollen: das kleine Mädchen in Molnars „Veilchen" und das alte Mütterchen in Barries „Medaillen einer alten Frau", eine Rolle, in der sich die Grammatica vor einiger Zeit mit ihrem italienischen Ensemble hier zeigte. Die Orska zieht alle Register, aber — sie ist auch jetzt keine größere Schauspielerin geworden.

Ausgezeichnete Schauspielkunst wird in der „Komödie" an ein schwaches Stück von S. Maugham verwandt: „Wann kommst du wieder?" Die Ehefrau gewinnt ihren Gatten, der sie mit ihrer Freundin hintergeht, zurück, indem sie, als Wissende, der beiden Zusammensein fördert bis — zum Ueberdruß, der bei ihm schnell einsetzt. Getragen von Grete Mosheim, deren Wärme, Ironie, Humor im Ton immer erheblicher werden. Dazu Otto Wallburg: sprudelnd, kollernd, stoßend, leicht eingebildet — das ist mit Tiedtke, der Sandrock, Johannes Riemann, der Grüning ganz herrlich und verdeckt des Stückes Leere. — Ebenso lustig, wenn auch lauter geht es im „Berliner Theater" zu bei B. Shaws „Helden" unter Erwin Kalsers Regie. Hermann Thimig, charmant und humorvoll, Gülstorff derb-komisch, polternd, verschmitzt, Rosa Valetti entwaffnend wie immer, Lucie Mannheim mit entzückend heorischem Gartenlaubenton.

In einer Sudermann-Feier im „Theater in der Königgrätzer Straße" stellte sich Richard Weichert in Berlin vor mit einer Inszenierung von „Fritzchen": sehr sauber, sicher und wirksam; mit Darstellern wie Patry, Lossen, Müthel, und wieder einmal fiel die feine, innerliche Kunst der Franziska Kinz auf. Diese Frau findet in Berlin nur schwer einen würdigen Platz; dafür aber wurden am Staats-Theater Dilettantinnen angebracht wie etwa Steffa Bernhard oder Lotte Lenja, von denen ein Dutzend nicht halb soviel kann wie Franziska Kinz!

Hans Knudsen.

Politische Korrespondenz

Die nationalen Minderheiten in Genf — Die Vorbereitende Abrüstungskonferenz — Der internationale Achtstundentag — Die Weltbank — Holländische Beklemmungen

In der letzten Session des Völkerbundsrats hat Deutschland als Anwalt der nationalen Minderheiten eine Stellung bezogen, von der aus es ideologische Eroberungen — dieses dringende Bedürfnis unseres entwaffneten Staats — mit Aussicht auf Erfolg erstreben kann. Allerdings darf man nicht die Ernte gleich nach der Saat erwarten. Der Kampf gegen die moderne Irrlehre: „cuius regium ejus natio" geht über hindernisreiches Gelände und wird lange dauern. Die ruhigen Gespräche im vorigen Monat innerhalb des Völkerbundsrats waren nur die Einleitung der leidenschaftlichen Debatten, die sich in der Völkerbundsversammlung des nächsten Herbsts abspielen werden. Der Völkerbundsrat ist so organisiert, daß hier nur die diplomatischen Bestrebungen der Staaten aufeinander stoßen, und auf dieses direkte Ringen um die Macht ist Deutschland noch nicht wieder vorbereitet. In der Völkerbundsversammlung, wo alle Mitglieder der Institution, große und kleine, vertreten sind, liegt die Sache anders. Hier kann um der Menschheit große Gegenstände, Freiheit und Herrschaft, mit ideologischen Mitteln gestritten werden, und wir sind berechtigt, zu hoffen, daß die Klagen der Bedrückten, als deren Wortführer Deutschland auftreten wird, mehr als ein offenes Ohr finden werden. Inzwischen verzeichnen wir mit Genugtuung, daß im März schon auf den ersten Anhieb ein nicht zu verachtendes vorläufiges Ergebnis erzielt worden ist. Sogar die nationalistische Presse von Paris mußte zugeben, daß das Verfahren des Völkerbundsrats gegenüber Beschwerden, die vertragsmäßig geschützte Minderheiten nach Genf richten, verbesserungsbedürftig sei. Es ist anzunehmen, daß das Studienkomitee, das der Völkerbundsrat eingesetzt hat, um den Forderungen Ministers Stresemanns entgegenzukommen, jene Reform in die Wege leiten wird. Seine Befugnisse sind reichlich bemessen, und wenn die Zusammensetzung des Kollegiums noch höchst mangelhaft ist, müssen wir uns mit dem Ausspruch trösten: „C'est le premier pas, qui coûte." Schon heute geht ein Aufhorchen durch alle fremden Nationalstaaten eingefügten Volksstämme, und Deutschland steht im Begriff, einen Zuwachs an moralischer Macht zu erfahren. Wie hoch oder niedrig man das Gewicht sittlicher Kräfte in der Politik anschlagen mag — es sind die einzigen, die wir heute zu erlangen vermögen. Daß Deutschland in Genf auf dem richtigen Wege war, beweist das Verhalten unserer Gegenspieler. Polen wollte Wasser in den deutschen Wein gießen, indem es vorschlug, der Völkerbund solle seine Kontrolle über die abgesprengten Völkersplitter nicht auf die vertragsmäßig geschützten beschränken, sondern über die nationalen Minoritäten ohne Unterschied ausdehnen. Man forderte in Warschau alles oder nichts, damit nichts dabei herauskäme. Der Gedanke wäre der sarmatischen Klugheit würdig gewesen, wenn er nicht die französischen Interessen verletzt hätte.

Die Franzosen haben immer das Wort verkündet: „Wir haben keine nationalen Minderheiten!“ Wahrscheinlich sind sie ehrlich dabei gewesen, denn ihre Eitelkeit faßt nur schwer, daß ein französischer Untertan sich nicht glücklich schätzen soll, auch kulturell Franzose zu sein. Aus dem „desannektierten“ rheinischen Frankreich sind wieder die Departements Ober- und Niederrhein geworden, damit ist nach französischer Auffassung die von Deutschland vergewaltigte Natur der Dinge zu ihrem Recht gekommen, denn so etwas wie ein elsässisches Volkstum existiert nicht; das war der Traum, aus dem die autonomistische Bewegung die gallische Selbstgefälligkeit aufgerüttelt hat. Heute sieht man an der Seine klarer, und darum stieß der Versuch der Polen, die deutsche Minderheiten-Aktion aufzublähen, bis sie platzte auf die Opposition des Quai d'Orsay. In den Zielen sind die Bundesgenossen aus Paris und Warschau nach wie vor einig, aber in den Mitteln gehen sie auseinander. Seitdem man sich in Frankreich nicht mehr verhehlt, daß die république une et indivisible die Schlange einer nationalen Minderheit an ihrem Busen hegt, ohne sie ersticken zu können, empfindet das Kabinett von Paris die deutscherseits aufgeworfene Frage als eine sehr heikle. Ihr gegenüber besteht eine restlose Solidarität der Franzosen und Polen in taktischer Hinsicht nicht mehr.

Nach dem Problem der nationalen Minderheiten im vorigen Monat diskutiert Genf in diesem das der internationalen Abrüstung. Die Vorbereitende Abrüstungskonferenz tritt von neuem zusammen. Auch auf diesem Feld werden wir unser Vaterland als den Vorkämpfer moderner Ideen erblicken. Angelsächsischer cant und französische Selbstverliebtheit widerstreben dem Deutschen, dessen Schwäche plumpe Ehrlichkeit ist. Daher der Widerwille, den gewisse Kreise in Deutschland der pazifistischen Staatskunst des Reichs entgegenbringen. Und doch sind diese Schwingen tragkräftig. Die Geschichte der anderen Völker lehrt, daß auch diese die weltbewegenden Gedanken nicht aus Altruismus propagiert haben, sondern um der politischen Hebelkräfte willen, die sie so in die Hand bekamen. Wenn der homo sapiens in seiner deutschen Ausprägung einen ebenso glücklichen Instinkt sein eigen nennte wie die angelsächsischen und französischen Arten dieser zoologischen Gattung, würden sich die Deutschen wie ein Mann zur pazifistischen Weltanschauung bekennen. Daß diese nicht immer bei der Abrüstung zu bleiben braucht, sondern auch zur Aufrüstung greifen kann, lehrt das Beispiel der Amerikaner. Diese haben den Krieg als Mittel der nationalen Politik feierlich in Acht und Bann erklärt und in einem Atem damit Bewilligungen für ihre Flotte ausgesprochen, die die Union zur stärksten Seemacht der Welt erheben sollen. Die Amerikaner lassen den Engländern die Hoffnung, daß jenes maritime Bauprogramm nicht ausgeführt werden wird, wenn die Vorbereitende Abrüstungskonferenz, an der die Vereinigten Staaten mindestens offiziös teilzunehmen beabsichtigen, zu befriedigenden Resultaten kommt. Realpolitisch gesprochen, ist die Vorbereitende Abrüstungskonferenz die nächste Wahlstatt, auf der die angelsächsischen Rivalen ihre Kräfte messen werden. Obgleich nur diplomatische Waffen gebraucht werden, handelt es sich dabei doch um einen Machtkampf. Naturgemäß beschränkt sich seine Tragweite nicht auf die beiden Nationen, die unmittelbar darin verwickelt

sind; mittelbar kann jede Regierung auf der Erdkugel sich genötigt sehen, Partei zu ergreifen. Das Deutsche Reich hat den Traum der Seegeltung ausgeträumt; seine ausgezeichnete kleine Marine dient nur der Verteidigung; sie verbessert ein wenig die widernatürliche Gestalt unserer Grenzen, indem sie zwischen dem Rumpf des Reichs und dem abgetrennten Ostpreußen eine Art fliegender Brücke darstellt. Trotz unserer seepolitischen Interessenlosigkeit haben wir allen Grund, dem Verlauf der Vorbereitenden Abrüstungskonferenz mit gespannter Aufmerksamkeit entgegenzusehen. Das englisch-französische Marine-Abkommen hat dafür gesorgt, daß die Abrüstung zu Wasser von der zu Lande schwerer getrennt werden kann als je. Allerdings behaupten die französischen Zeitungen, das Abkommen sei aufgegeben worden, nachdem une campagne abominable deutscher und anderer Brandstifter die öffentliche Meinung Englands mißtrauisch zu machen und ihr den Glauben an eigensüchtige Hintergedanken der französischen Politik einzuflößen verstanden habe. Doch kann sich dieser Verzicht nur auf die Form des Abkommens beziehen, in der Sache halten die europäischen Westmächte nach wie vor zusammen. Das hat sich beispielsweise bei dem Streit um die Behandlung der Minderheitsbeschwerden gezeigt; Deutschland ist nur soweit vorwärts gekommen, wie die Entente cordiale ihm gestattete. Wie sollte an dem Tisch der Vorbereitenden Abrüstungskommission Marianne John Bull aus ihren weichen Armen lassen, nachdem dieser ihr zugesagt hat, daß nur die stehenden Heere, nicht die Reserve-Mannschaften Objekt der Rüstungsbeschränkungen sein dürften? Gesetzt, Frankreich hielte nach solcher sogenannten Abrüstung auch nur 100 000 Mann unter Waffen, wie wir, so würde es uns doch militärisch unendlich überlegen sein, weil bei seiner kurzen Dienstzeit ständig eine Masse ausgebildeter Reservisten abströmt und neuen Rekruten Platz macht, während Deutschland, durch Versailles an eine zwölfjährige Dienstzeit gebunden, keine Reserven hat. Zum Entgelt für dieses Zugeständnis gewährt die französische Republik dem Kabinett von St. James diplomatische Unterstützung gegen die Vereinigten Staaten. Wie das Bündnis der Westmächte Europas — in gewissem Sinn kann man von einem solchen reden — sich in bezug auf die Streitfragen der maritimen Abrüstung auswirken wird, läßt sich noch nicht übersehen. Vor dem Marineabkommen mit England hat Frankreich abgelehnt, offiziell an den Unterhandlungen teilzunehmen, die 1927 in Genf zwischen England, Amerika und England stattfanden und eine Beschränkung der Seerüstungen, namentlich in Kreuzern, zum Gegenstand hatten. Diese Konferenz ist gescheitert, wie alle dem Abrüstungsgedanken dienenden diplomatischen Versuche bisher mißlingen sind, ausgenommen die Beschränkung des Tonnengehalts der Großkampfschiffe auf der Washingtoner Konferenz von 1922 und die zweizüngig den Besiegten des Weltkriegs auferlegten sogenannten Abrüstungen. Auf der Vorbereitenden Abrüstungskonferenz dieses Monats wird die maritime mit der festländischen Abrüstung wahrscheinlich fest verklammert sein. An sich wäre das wohl nicht unbedingt notwendig. Schon seit längerer Zeit wird von Sachkennern die Ansicht verfochten, man fördere die Abrüstung am Wirksamsten, wenn man nicht den ganzen Komplex der Probleme auf einmal anpacke, sondern

ein Teilstück nach dem anderen erledige. Aber das Teilstück, das den in der Welt vorwaltenden Faktoren nun einmal als das brennendste erscheint, die englisch-amerikanische Seeabrüstung, ist mit allen machtpolitischen und ideologischen Reibungen der Staatengesellschaft so fest verbunden, daß eine gesonderte Behandlung kaum möglich erscheint.

Die Zahl der Optimisten, die die Vorbereitende Abrüstungskonferenz Früchte treiben sehen, ist sicher sehr gering. Aus Amerika wird berichtet, bessere Aussichten auf eine maritime Abrüstung könnten sich erst nach den englischen Wahlen eröffnen. Richtig ist, daß die Franzosen sich mit einer gewissen Besorgnis die Frage stellen, ob nicht nach einem Regierungswechsel in London, das formell fallen gelassene Marineabkommen mit Frankreich auch virtuell aufhören würde, zu bestehen, ob nicht überhaupt die Entente cordiale für Frankreich ihren Wert verlieren würde, wenn die heutigen Outs wieder die Ins würden. Namentlich Lloyd George ist ja für die nationalistische Presse von Paris seit Jahren ein übler Gallophobe. Daß die Amerikaner, indem sie diese Gedankengänge der Franzosen weiter verfolgen zu der Hoffnung gelangen, 1930 oder 1931 ein befriedigendes Flottenabkommen mit Großbritannien zustande bringen zu können, ist begreiflich. Denn in der Gegenwart will keine Macht isoliert dastehen; wenn Britannia Jean Potage den Laufpaß gibt, muß sie sich dem treuen Bruder Jonathan in die Arme werfen. Allerdings beansprucht dieser Freiwerber eine Mitgift; die britische Seeherrschaft. Das getrübte Verhältnis zwischen den beiden angelsächsischen Nationen kann durch englische Nachgiebigkeit nur geklärt werden, wenn man in London „Rule Britannia, rule the waves!" in die Literaturgeschichte des Altertums verweist. Vergebens bieten die Engländer den Amerikanern die halbe Seeherrschaft an. Um zu manifestieren, daß sie diesen Rücktritt von ihrer geschichtlichen Machtstellung wirklich vollziehen wollen, haben sie sich 1922 in Washington auf eine Bindung der Großkampfschiffe eingelassen, die den Amerikanern den gleichen Tonnengehalt wie ihnen selber zuwies. Doch genügt das jenen nicht. Neben der Gleichheit in Großkampfschiffen erstreben sie das Uebergewicht in größeren Kreuzern. Der weite Aktionsradius dieser Schiffe würde die Amerikaner im Fall eines Krieges mit England in den Stand setzen, auch über die Gewässer der Union hinaus Jagd auf die Handelsflotte des Gegners zu machen. An diesem Punkt aber sind die Engländer höchst empfindlich. Das Empire bildet nicht, wie die Vereinigten Staaten das im Wesentlichen tun, eine geschlossene Ländermasse, sondern liegt über alle Meere verstreut, und man braucht nur Winston Churchills Erinnerungen zu lesen, um sich ein Bild davon zu machen, was ein erfolgreicher Krieg gegen seine Handelsmarine für England bedeutet: „Das U-Boot", heißt es bei Churchill, „untergrub nicht nur äußerst rasch das Leben auf den britischen Inseln, sondern auch die Grundlagen der Kräfte aller Alliierten. Die Gefahr eines Zusammenbruchs im Jahre 1918 stand schwarz und drohend am Horizont[1])." Was die deutschen U-Boote im

[1]) Wiston Churchill: „Die Weltkrisis 1916–18". Deutsche Bearbeitung von Graf Hans Czernin und E Zell. Band II, S. 80. Amalthea-Verlag.

Weltkrieg nur annähernd erreichten, werden nach der Ueberzeugung der neuen Bewerber um den Dreizack die amerikanischen 10 000-Tonnen-Kreuzer restlos vollbringen, es sei denn, daß Großbritannien freiwillig von seiner Höhe herabstiege und an die Stelle der Verbindung mit Frankreich die mit den Vereinigten Staaten setzte. Die Sprengung des englisch-französischen Einvernehmens ist das Ziel, das Washington auf der Vorbereitenden Abrüstungskonferenz verfolgt. Solange das konservative Kabinett an der Themse regiert, wird es der amerikanischen Diplomatie schwerlich gelingen, jene Aufgabe zu lösen. Ob ein Ministerium Macdonald-Lloyd George die Societas leonina mit den Vereinigten Staaten schließen würde, ist nicht zu übersehen. Ein starker Anreiz dazu läge in den Herrschaftsansprüchen des französischen Militarismus, dieser Scylla, die die arbeiterparteilich-liberalen Steuerleute Englands ebenso fürchten wie die konservativen die amerikanische Charybdis.

Ein Rattenkönig diplomatischer Intriguen! Wir wiederholen, daß Deutschland ihnen nicht aus moralischem Zartgefühl fernbleibt, sondern weil es sein Interesse ist, der Sache der internationalen Abrüstung nach wie vor ehrlich zu dienen. Ebenso verhält es sich mit der internationalen Arbeitszeitbeschränkung. Schon Ende 1919 hat die Internationale Arbeitskonferenz in Washington den 8-Stunden-Tag beziehungsweise die 48-Stunden-Woche beschlossen, aber die auf dieser Grundlage geschlossenen Verträge konnten nicht in Kraft gesetzt werden, weil die Ratifikationsurkunden von den Staaten nicht zu beschaffen waren. Aus Furcht vor der Arbeiterschaft sagte man überall in Europa ja, behielt sich aber das letzte Wort vor, so daß ein praktisches Nein herauskam. Der Vater aller Hindernisse ist England. Daß es plausible Gründe für sein Widerstreben hat, ist nicht zu leugnen. Die englischen Behörden würden den internationalen Vertrag, wenn er einmal englisches Gesetz geworden ist, ihrem eingeborenen Charakter gemäß ehrlich durchführen. Dieselbe Gewähr ist für manche andere europäische Industriestaaten nicht gegeben; in Frankreich beispielsweise hat das Wort Tartuffes: „Il y a avec le ciel des accomodements“ weit über das geistliche Gebiet hinaus Geltung. Aber ebenso wie England würde auch Deutschland, dessen soziale Staatspraxis ein arbeiterfreundlicher Geist durchweht, dem unlauteren Wettbewerb jener hyperkapitalistischen und administrativ laxen Gemeinwesen ausgesetzt zu sein. Trotzdem tritt Deutschland nachdrücklich dafür ein, daß die Beschränkung der Arbeitszeit endlich europäisches Gesetz werde, während die Engländer auf Konferenzen in London und im vorigen Monat in Genf unzählige Winkelzüge gemacht haben, um die eigene Industrie vor Fesseln zu bewahren, die ihrer leider nicht unbegründeten Meinung zufolge manche Konkurrenten nur pro forma anlegen würden. Jedenfalls aber hat die deutsche Regierung auch in dieser Sache ein reines Gewissen. Auf allen Gebieten des internationalen Fortschritts nimmt sie die neuen Gedanken auf und sucht sie in die Tat zu übersetzen. Sie hat nur moralische Waffen zu ihrer Verfügung, aber die läßt sie nicht rosten! Deutschland ist mit dem Herzen dabei, wenn es gilt, die Politik zu entpolitisieren und kulturellen und wirtschaftlichen Belangen den Primat im Leben

der Völker zu verschaffen. Wir erwarten aber Gegenseitigkeit. Die Fremdvölkern unterworfenen deutschen Minderheiten müssen frei atmen dürfen, der hehre Gedanke der internationalen Abrüstung darf nicht dazu mißbraucht werden, ausschließlich Deutschland in entwürdigender Wehrlosigkeit zu halten — daß noch ausländische Truppen auf deutschem Boden stehen, schämt man sich innerhalb dieses Rahmens hervorzuheben —, schließlich kann keine Rede von unserer Zustimmung sein, wenn die Pariser Reparationskonferenz uns an unerfüllbare Verpflichtungen binden will. Was über die Beratungen durchsickert, ist bald pessimistisch, bald optimistisch gefärbt; im Ganzen empfängt man leider den Eindruck, daß die Sachverständigen der Siegerstaaten längst über Vernunft und Gerechtigkeit hinweggeschritten wären, wenn die Vertretung des Reichsinteresses nicht in der Hand eines sehr zähen Mannes läge. Doch würde ein definitives Urteil über die Reparationskonferenz verfrüht sein. Das gilt sowohl von allen anderen Bestimmungen, über die an der Seine debattiert wird als auch bezüglich des Plans einer Weltbank. Man sagt, die Amerikaner interessierten sich für ein derartiges Institut unter anderem aus folgendem Grunde: sie sähen voraus, daß in Zukunft große Reparationssummen nicht transferierbar sein würden, also in Deutschland selber zu Gunsten der Gläuber angelegt werden müßten. Die Amerikaner gedächten nun, durch die Weltbank die Herstellung von Exportartikeln finanzieren zu lassen, wie sie der amerikanische Geschäftsmann in Lateinisch-Amerika und anderen exotischen Ländern gebrauchen könnte, ohne daß seine mit hohen Gehältern und Löhnen gesegnete eigene Heimat ihm die Möglichkeit böte, sie hier anfertigen zu lassen. Wenn diese Interpretation des Weltbank-Projekts zutrifft, würde also die endgültige Regelung unserer Reparationen die Gestalt annehmen, daß die unterbezahlten Angestellten und Arbeiter Deutschlands für den amerikanischen Imperialismus zu arbeiten hätten. „Do, ut des“ würde amerikanischerseits so verstanden werden, daß die Union billig die Waren bekommt, die sie für die wirtschaftliche Durchdringung von Lateinisch-Amerika braucht und als Gegenwert den Kellog-Pakt gibt: „Der Kornzoll, er muß immer höher klimmen, das Kabinett verliert sonst ihre Stimmen!“, sang Byron vor mehr als einem Jahrhundert von den Tories in England. Heute ist der amerikanische Kongreß wieder einmal dabei, die Industriezölle zu steigern, obgleich sie längst prohibitiv wirken. Nicht etwa bloß die Unternehmer verlangen das, sondern auch die Arbeiter, die eine immer üppigere Lebenshaltung erzwingen wollen und in grobem sozialen Egoismus nicht beachten, daß dadurch die Zahl der amerikanischen Arbeitslosen wächst und wächst. Soweit die unvollkommene Statistik der Vereinigten Staaten eine Schätzung gestattet, ist drüben das Heer der unfreiwillig Feiernden verhältnismäßig ebenso groß wie in England und Deutschland. Schon lange zerbricht man sich in unserem Weltteil den Kopf darüber, wie die Amerikaner ihre Schulden eintreiben wollen, wenn die Tarife der Union immer prohibitiver werden. Es scheint, als ob mit der Weltbank die Quadratur des Zirkels gefunden ist. Die deutsche Kriegsentschädigung geht letzten Endes in die amerikanische Tasche, wie es nicht anders sein kann in der Form von

Waren, diese aber stören nicht die Wirtschaft der Vereinigten Staaten, sondern dienen im Gegenteil ihrer Expansion.

Die Amerikaner streben nach der Weltherrschaft. Wie das bei ehrgeizigen Nationen stets der Fall gewesen ist: die einen sind bewußte, die anderen unbewußte Imperialisten, aber das ganze Hundertmillionenvolk ist von hegemonialen Tendenzen durchdrungen. Ihrer Verwirklichung dienen neben dem Antimilitarismus als Exportartikel und der Riesenflotte die Finanz- und Wirtschaftskräfte. Darum haben die anderen Siegerstaaten alle Ursache, die Weltbank daraufhin zu prüfen, ob sie wirklich zu einer ehrlichen Entpolitisierung des Reparationskomplexes geeignet ist. Es heißt, das Mißtrauen der Engländer und Franzosen gegen die Hintergedanken des Plans sei schon sehr rege. Nur darf man nicht vergessen, daß der französische Imperialismus im Vergleich zum amerikanischen einen engen Horizont hat. Wenn auch heute die Kabinette von Paris und Washington in einem ziemlich ausgesprochenen Gegensatz zueinander stehen, bleibt doch für die Zukunft ein Ausgleich auf der Basis: den Amerikanern die weite Welt, den Franzosen das europäische Festland vielleicht möglich. Das französische Blickfeld ist vom 17. Jahrhundert bis in das 20. hinein ein so beschränktes gewesen, daß die Nation in allen entscheidenden Stunden ihrer Geschichte das koloniale Interesse der sogenannten Sicherheit des Mutterlandes geopfert hat, das heißt dem Bedürfnis, über die anderen Völker des Kontinents zu herrschen. Es ist nicht Vorurteil gegen den Erbfeind, wenn die französische Politik hier so aufgefaßt wird; die Holländer, die kulturell überaus sympathisch zu Frankreich eingestellt sind, bringen den Ambitionen der Staatsmänner dieses Landes den gleichen Argwohn entgegen wie wir. Man wird wohl dauernd im Ungewissen darüber bleiben, was es mit den angeblichen Enthüllungen des Utrechter Blatts nun eigentlich auf sich hat. Fest steht, daß die holländischen Gesandten in Paris und Brüssel amtliche Schritte getan haben, um moralische Garantien für die Sicherheit der Südostgrenze des Königreichs zu erlangen. Sie sind den Holländern zweifellos gegeben worden, aber die offiziöse Presse von Paris hat gegenüber dem Kabinett im Haag Töne angeschlagen, wie sie so schrill nach Deutschland schon lange nicht mehr hinübergeklungen sind. Den Leitern der niederländischen Staatsgeschäfte wurden Böswilligkeit und Unfähigkeit vorgeworfen, Personen, die ihnen nahestünden, hätten den Artikel vor seiner Publikation geprüft und nichts getan, um den Skandal zu verhindern. Offenbar sei bei dieser campagne abominable — eine immer wiederkehrende Bezeichnung für jedwede Bekämpfung französischer Diplomatie — alldeutsche Brandstifterei im Spiel. Die belgischen Flamingants möchten die germanischen Teile ihres Landes von den wallonischen losreißen, um sie zu Holland zu schlagen. Die Brüsseler Zeitungen haben keine freundlichere Sprache gegen das Königreich der Niederlande geführt. Bekanntlich haben Holländer und Belgier, seitdem diese sich 1830 von jenen losrissen, Streit um die Gebiete der unteren Schelde. Nach dem Weltkrieg hat sich, vielleicht wirklich im Zusammenhang mit dem Anwachsen der sehr gesunden vlamischen Bewegung, die Spannung zwischen den beiden Nachbarn verschärft. Sie hätte aber nie zu den Er-

regungszuständen geführt, die wir sogar bei den sonst etwas phlegmatischen Holländern beobachtet haben, wenn nicht hinter Belgien Frankreich mit seinem imperialistischen Ehrgeiz stände. Dieser richtet seine Spitze in erster Linie gegen Deutschland in zweiter gegen Italien. Wenn vor sechs Jahrzehnten Louis Veuillot sagte, Frankreich müsse zwei Einheiten zerstören, hat diese Tendenz nur in den Mitteln gewechselt, nicht in den Zielen. Die Weltbank muß den Franzosen unter wirtschaftlichen und auch unter politischen Gesichtspunkten abstoßend erscheinen, aber eine anziehende Seite könnten sie ihr vielleicht abgewinnen: Der Druck auf die deutsche Lebenshaltung würde auf unseren Kommunismus wirken wie das Treibhaus auf die Pflanzen. Schon die Auswirkung der geltenden Dawes-Verträge ruft in der Arbeiterschaft Deutschlands ständig wachsende Erbitterung hervor. Der Ausfall der Betriebsratswahlen bei den Berliner Verkehrsgesellschaften ist eine Sturmglocke. Die Dawes-Regelung war ein Provisorium, in Paris sollen die Lasten, die wir zu tragen haben, definitiv bestimmt werden. Stimmen wir hier Abmachungen zu, die die Lage unserer werktätigen Bevölkerung für Generationen hoffnungslos gestalten, so werden sich unsere innere und äußere Politik zu einem circulus vitiosus verschlingen, aus dem das Reich schwerlich den Weg ins Freie finden dürfte. Nie hat man an der Seine unsere inneren Krisen mit gespannterer Aufmerksamkeit verfolgt als gerade jetzt. Von ihrem Verlauf hängt nach der Auffassung der Franzosen nicht allein die Kriegsentschädigung ab, die man erraffen kann, sondern weit mehr. Der Quai d'Orsay bleibt bei der alten geheiligten Tradition, daß Deutschlands Schwäche Frankreichs Sicherheit sei. Mit der größten Befriedigung sieht man in Paris, wie die deutsche Republik gerade stark genug ist, um die Wiederkehr der Monarchie zu verhindern, aber viel zu schwach, als daß sie auf dem Boden des neuen Staatsrechts die geschwundene moralische Einheit der Nation herzustellen vermöchte. Die eine der beiden Einheiten, die Veuillot zerstört wissen wollte, ist dabei, sich selber zu zerstören. Was eine vernünftige auswärtige Politik an moralischen Guthaben für das Reich erarbeitet, droht durch die Hahnenkämpfe der Fraktionen wieder verloren zu gehen. Von diesen Gebrechen des deutschen Republikanertums findet man in der französischen Republik sehr viel weniger. Der gewonnene Krieg hat die Parteigegensätze gemildert. Die Mönche und Ordensmitglieder haben sich auf den Schlachtfeldern so tapfer gehalten, daß der antiklerikale Fanatismus der Radikalsozialisten ziemlich verflogen ist. Die radikalsozialistischen Mitglieder des Ministeriums Poincaré, das sich im November vorigen Jahres nach dem poincaréfeindlichen Verlauf des Parteitags der Radikalsozialisten in Angers, auflöste, hatten vor ihrem Rücktritt ihre Zustimmung dazu gegeben, daß einigen Kongregationen die nachgesuchte Ermächtigung zur korporativen Existenz erteilt werden solle. Einer von ihnen und zugleich einer der allerersten Männer in der radikalsozialistischen Partei, Herriot, hat sich als Maire von Lyon zu den kirchlichen Missionen, die unter der Einwirkung des 1822 gegründeten Xaverius-Vereins in dieser Stadt zu besonderer Blüte gelangt sind, freundlich gestellt. Nachdem Poincaré sein Ministerium ohne radikalsozialistische Teilnehmer rekonstruiert hatte, ist die

Bewegung, die auf Eingliederung der theokratischen Kräfte Frankreichs in die moralischen Cadres der Republik hinstrebt, weiter fortgeschritten. Mehrere vorläufige Abstimmungen der Deputiertenkammer weisen darauf hin, daß jenen Kongregationen die Ermächtigung, obgleich sie noch auf Widerstand stößt, schließlich nicht versagt werden wird. So konsolidiert sich der eine unserer feindlichen Nachbarn moralisch, und zugleich wächst bei dem anderen, Polen, die diplomatische Stoßkraft gegen Deutschland, indem durch eine eigenartige Abwandlung des Kellogg-Pakts sein Verhältnis zu Rußland verbessert wird. Ueber diesen Punkt wird noch manches zu sagen sein.

Emil Daniels.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor.)

Allendorff, Oberregierungsrat Dr. Franz. Nachtrag zum Kommentar zum Angestelltenversicherungsgesetz. Industrie-Verlag Spaeth & Linde, Berlin.

Althaus, Paul. Altrussische Kirchenlieder. Verlag Eugen Diederich, Jena.

Altschul, Dr. Eugen. Merkblatt II und III der Frankfurter Gesellschaft für Konjunkturforschung. Verlag G. Brauen, Karlsruhe.

Andreas, Willy. Oesterreich und der Anschluß, Einzelschriften zur Politik und Geschichte. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Berlin.

Arbeitsstätte für sachliche Politik e. V., Dresden. Reich und Länder. Verlag G. Braun, Karlsruhe.

Barnikol, Ernst. Das entdeckte Christentum im Vormärz. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Barthel, Privatdozent Dr. Ernst. Die Welt als Spannung und Rhythmus. Universitäts-Verlag von Rob. Noske, Leipzig.

Baudouin, Charles. Untergang der Wiedergeburt. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen.

Becher, Erich. Grundlagen und Grenzen des Naturerkennens. Verlag Duncker & Humblot. München.

Bechly, Hans. Die Führerfrage im neuen Deutschland. Verlag Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband, Hamburg.

Beuckiser, Dr. A. Das Problem der staatlichen Organisation der Weltwirtschaft. Band X der Sammlung „Wirtschaftsstudien". Verlag G. Braun, Karlsruhe.

Beukard, Ernst. Caravaggio-Studien. Verlag Heinrich Keller, Wilmersdorf.

Benz, Richard. Der Vollender der Musik. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Beusch, Dr. Paul; Briefs, Dr. G. und Fischer, Dr. C. A. Währungszerfall und Währungsstabilisierung. Verlag Julius Springer, Berlin.

Beveridge, William. H. British Food Control. Verlag Humphrey Milford, London.

Blau, Generalsuperintendent, D. Paul. Leben und Wirken eines Auslanddeutschen im vorigen Jahrhundert. Sächsische Verlags-Ges. m. b. H., Leipzig.

Bloesch, Hans. Kleinere Erzählungen, Band XX des Gesamtwerkes Jeremias Gotthelf. Verlag Eugen Reutsch, Erlenbach.

Böhm, Wilhelm. Ueber die Möglichkeit systematischer Kulturphilosophie. Max Niemeyer, Verlag, Halle a. d. Saale.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Heynen in Berlin W 10.
Für den Anzeigenteil: Erhard Fuchs, Potsdam.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW, Dorotheenstr. 65.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S 14, Dresdener Str. 43.

Preußentum und Hanseatentum und ihre Bedeutung für die Entstehung des Deutschen Reiches

von Dr. Georg Bessell

1.

Das neue Deutsche Reich, wie es 1870 geschaffen wurde, ist nicht nur seiner staatsrechtlichen Existenz nach die jüngste Großmacht Europas. Es ist auch seiner ganzen Entstehung nach fast ausschließlich, jedenfalls in so hohem Maße wie sonst kein anderer unter den großen Staaten Europas, eine Schöpfung der neuesten Zeit. Die Reihe der geschichtlichen Ereignisse, die für diese Neubildung wesentlich wurden, reicht nicht über das 18. Jahrhundert zurück. Das 18. Jahrhundert ist aber diejenige Epoche, in der die großen Umwälzungen sich vorbereiteten, die dann in der Folgezeit auf geistigem, auf politisch-sozialem und besonders auf wirtschaftlich-technischem Gebiet die Welt so vollkommen umgestalteten, wie es in ähnlicher Weise niemals zuvor geschehen ist. Mit dem 18. Jahrhundert beginnt die Epoche der abendländischen „Zivilisation" und ihrer Ausbreitung über die ganze Erde. So ergibt sich die für das Schicksal Deutschlands entscheidende Tatsache, daß es geistig, wirtschaftlich und politisch nach Herkunft und Wesen ganz überwiegend dieser jüngsten Periode der abendländischen Kulturentwicklung angehört, die auf fast allen Gebieten den völligen Bruch mit jahrhundertealten Gewohnheiten des Denkens und des Handelns bedeutet. Mehr als für irgend eine andere Nation gilt für das neue Deutschland der Satz, daß es nicht eigentlich das Ergebnis einer langsam reifenden organischen Entwicklung aus den Grundkräften des Volkstums heraus ist, sondern die Schöpfung genialer Einzelner, daß es nicht *gewachsen ist*, sondern — wenn auch mit hoher Kunst und mit überragender Klugheit — *gemacht*. Seine Entstehung, deren Geschichte, als Einführung in seine Gegenwart und *in den Geist seiner Zukunft*, noch nicht geschrieben ist, ist, zwischen dem preußischen Weltkrieg Friedrichs des Großen und dem deutschen Weltkrieg von 1914, politisch, geistig und wirtschaftlich die Geschichte eines aufs höchste gefährdeten und gespannten Daseins, die Geschichte eines heroischen Kampfes ohnegleichen, für den die Gestalt jenes preußischen Königs das ergreifendste und überall unbewußt verstandene Symbol ist.

2.

Auf politischem Gebiet sind die Dinge am deutlichsten. Denn hier liegt es ja klar zutage, daß das Deutschland Bismarckscher Prägung etwas völlig Neues ist gegenüber dem alten Reich, das

von Karl dem Großen bis in die Zeit Napoleons bestanden hatte, daß es das Ergebnis des vollkommenen Bruches mit einer tausendjährigen Entwicklung ist. Diese Entwicklung stand seit Jahrhunderten, zum mindesten seit dem Untergang der Hohenstaufen, unter dem Verhängnis: Volk ohne Staat, und das unabwendbare Schicksal dieser staatlosen Ländermasse, die man Deutschland nannte, schien sich im Jahre 1806 zu erfüllen: als gegen 20 deutsche Vaterländer sich von dem „Reiche" absonderten, im Rheinbund den Kaiser Napoleon als ihren Herrn und Beschützer anerkannten und dann nach der Schlacht bei Jena, nach dem Zusammenbruch des einzigen noch aufrecht stehenden Teiles der deutschen Nation das Land bis zur russischen Grenze unter Fremdherrschaft kam. Damals schien die deutsche Geschichte zu Ende zu sein. Eine staatliche Selbständigkeit Deutschlands schien es in Zukunft neben England, Rußland und Frankreich nicht mehr geben zu sollen. Die einstige Kaisermacht des christlichen Europa schien bestimmt, ein Nebenland der europäischen Universalmonarchie, eines als Militärdespotie organisierten Völkerbundes unter französischer Führung zu werden.

Daß es dahin nicht gekommen ist, lag an dem Dasein des preußischen Staates. Durch ihn erhielt das deutsche Volk die Möglichkeit, auf völlig anderer Grundlage als bisher seinen politischen Aufbau noch einmal neu zu gestalten.

Diese Möglichkeit ist bekanntlich nicht gleich in dem Augenblick, als das deutsche Volk und der preußische Staat sich zum ersten Male fanden, verwirklicht. Metternich hat die Fassade des Alten noch ein Menschenalter hindurch aufrecht erhalten, und im Jahre 1848 hat man dann von der anderen Seite her versucht, den Leichnam des alten Reiches mit den inzwischen neu entbundenen Kräften des Volkstums, mit Demokratie und Romantik zu beleben. Wie es scheint, haben nicht einmal die Erfolge dieser beiden unzeitgemäßen Versuche genügt, um überall die nötige Klarheit über den politischen Gegenwartswert der alten Reichsidee zu schaffen, obwohl die Deutschen darüber schon während ihrer ersten „Revolution" durch ein Ereignis von sehr symbolischer Bedeutung von einer sehr kompetenten Stelle eine Belehrung empfangen haben, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. In jenen Jahren nämlich — in denen man ja auch, auf den einmütigen Wunsch des deutschen Volkes, als äußeres Zeichen des neuen politischen Strebens eine Kriegsflotte gegründet hatte, um sie nachher auf eine im Leben der Völker ziemlich ungewöhnliche Weise, durch öffentliche Versteigerung, wieder zu beseitigen — ist einmal die Flagge dieser Flotte, das aus dem alten Reich übernommene schwarz-rot-goldene Banner dieses ideologischen und romantischen Deutschland von der englischen Regierung (als die Schiffe sich unvorsichtigerweise in die Hoheitsgewässer des damals noch englischen Helgoland

vorgewagt hatten) als nicht-existierend, als eine Art „Piraten"-Flagge bezeichnet worden, ohne daß von irgendeiner ernst zu nehmenden Stelle Einspruch dagegen erhoben wurde oder auch nur erhoben werden konnte. Und es ist in diesem Zusammenhange merkwürdig, daran zu denken, daß ja auch heute, auch von der deutschen Republik nicht die schwarz-rot-goldene Flagge zur See gezeigt wird, sondern die durch den Willensentschluß eines Einzelnen vor 60 Jahren neugeschaffene schwarz-weiß-rote Trikolore.

3.

Die beiden politischen Genies, die das Schicksal dem „Volk ohne Staat" im 18. und 19. Jahrhundert vergönnt hat, haben das noch für Lessing, noch für Schiller Undenkbare vollbracht, daß die Deutschen doch noch einmal die Möglichkeit, zur Nation sich zu bilden, erhielten: der moderne deutsche Nationalstaat beruht allein auf dem Werk Friedrichs des Großen und Bismarcks. Wohl hatte Brandenburg-Preußen schon seit dem Großen Kurfürsten die Aufmerksamkeit Deutschlands, ja Europas auf sich gezogen. Aber man braucht sich nur die Frage vorzulegen, ob dieser Staat eine Katastrophe wie die von Jena überlebt hätte, wenn sie ihn *vor* 1740 getroffen hätte, ob er dann nicht für immer zugrunde gegangen oder zum Kleinstaat herabgesunken wäre wie Hannover oder Sachsen, — um sich die Bedeutung der Veränderungen klarzumachen, die seit 1740 mit ihm vorgingen. Erst seitdem Friedrich der Große durch seinen ganz persönlichen Entschluß zur Eroberung Schlesiens, durch seine einzigartige Leistung im Kriege und im Frieden seinen Staat zur bewunderten und gefürchteten europäischen Großmacht, zum ebenbürtigen Nebenbuhler des bis dahin in Deutschland unbestritten herrschenden Oesterreich erhoben hat, steht Preußen da als ein politisches Gebilde, das wohl Erschütterungen ausgesetzt, aber in seinen Tiefen unzerstörbar ist. In diesem Sinne darf man sagen: Friedrich der Große, er ganz persönlich, ist der Gründer des neuen deutschen Staates. Er hat sein Werk als den „rocher de bronce" hingestellt, um den das deutsche Volk nicht mehr herum konnte, wenn es noch einmal zu sich selbst, zu staatlicher Wirksamkeit gelangen wollte. War Preußen 1806 auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen, so war es 1813 nur dank dieser Lorbeeren fähig, sich wieder zu erheben. Es liegt ein tiefer historisch-politischer Sinn darin, wenn wir heute nicht Wilhelm I. oder den Freiherrn vom Stein oder Luther, ja nicht einmal Bismarck, sondern Friedrich den Großen als einen Nationalhelden in Deutschland verehren, und auch der deutsche Staat der Gegenwart, auch die deutsche Republik darf mit vollem Recht das Bild dieses „revolutionären" Königs auf ihren Briefmarken führen.

4.

Jacob Burckhardt hat es als ein Wunder bezeichnet, daß Deutschland die Katastrophe des 30jährigen Krieges überstanden habe, und Max Weber hat sich in den schwersten Tagen des Novembers von 1918 an dem Gedanken aufgerichtet, daß das Schicksal „uns — nur uns" schon einmal eine zweite Jugend gegeben habe. In der Tat: es ist ein Wunder, dieser plötzliche Aufstieg — oder Wiederaufstieg —, der in Deutschland auf allen Gebieten um 1750 beginnt. Friedrich der Große aber ist nicht nur durch die Schöpfung der preußischen Großmacht der Mann des Schicksals gewesen. Seine Persönlichkeit ist, wie sein Staat, fast in all und jedem ein Gleichnis für die Lebensform, die dieser zweiten Jugend der deutschen Nation eigentümlich ist. Das neue Deutschland ist friderizianisch in mehr als einer Seite seines Wesens, und darin liegt der tiefste Grund für die Volkstümlichkeit dieser fremdartigen Gestalt, die doch allem damaligen — und zum großen Teil auch noch dem heutigen — deutschen „Volkstum" so weltenfern ist.

Aus einer breiten, zukunftslosen Mittelmäßigkeit heraus wird durch die überragende Kraft eines einzigen Mannes dieses Staatswesen geschaffen, das inmitten eines Zustandes chaotischer Auflösung eine völlig unvorhersehbare, entscheidende Wendung bedeutet. Unmittelbar vor der letzten, endgültigen Verteilung und Gestaltung der abendländischen Welt wird hier das Fundament zu einem Neubau Deutschlands gelegt, der fest genug war, um selbst die ungeheuersten Stürme zu überdauern. Es geschah jenseits des alten deutschen Kulturbodens, im Koloniallande des Nordens und Ostens, durch den Sprößling eines Geschlechtes, das einst selbst von dem kulturgesättigten Südwesten her jenen kolonisierenden Bauern und Rittern gefolgt war, aus deren Nachkommen hier seit den Tagen des Verfalls der deutschen Kaisermacht eine jüngere, willensstärkere, noch unverbrauchte Schicht der deutschen Nation in harter Zucht und Arbeit zu weltgeschichtlichen Aufgaben heranwuchs. Es geschah in einem Lande, das an Natur wie an Kultur armselig ist im Vergleich zu dem alten, schönen Deutschland, einem Lande, das zu irgendeinem Aufstieg keinerlei Mittel an die Hand gab, ihn durch besondere Kargheit eher zu hemmen geeignet war und das eben damit den Charakter alles dessen, was hier entstehen konnte, bestimmte. Was hier geschaffen wurde, das beruht zum kleinsten Teile, noch weniger als anderswo, auf bloßen naturhaften, etwa wirtschaftlich oder „rassisch" bedingten Tatsachen. Es ist vielmehr wie einst bei dem Römertum der Antike, das auch keineswegs nur die bloß vitale Macht eines starken Volkstums war und doch die Welt eroberte, eine Auswirkung geistiger, formender Kräfte. Was hier erreicht worden ist, beruht allein auf der Leistung. Ein einziges leidenschaftliches Aufbäumen gegen die anscheinenden Gegebenheiten der Natur und des

Schicksals ist dies Emporsteigen des preußisch-friderizianischen Deutschlands, eine Schöpfung aus Geist und Willen, entstanden auf der Grundlage strengster Zucht und angespanntester Arbeit, — so wie Friedrich selber seiner Natur zum Trotz aus dem musizierenden und dichtenden Freunde Voltaires zum Helden und Eroberer und Begründer der größten Kontinentalmacht geworden ist.

„Auf schmalen Schultern" — um ein Wort Thomas Manns zu brauchen, der, in Nachfolge Nietzsches, dieses so deutsche Heldentum, auch das Friedrichs des Großen, immer wieder in seinen Dichtungen gestaltet hat — trug das Preußentum, trägt heute das deutsche Volk die Last seiner Aufgaben, ohne genügende physische Basis, zwar nicht mehr Volk ohne Staat, doch noch immer Volk ohne Raum. Aber es war stets preußisches und deutsches Ethos, aus der Not eine Tugend, aus dem Mangel einen Ruhm, aus der Armut eine Quelle der Kraft zu machen, und es ist auch hier nicht anders. Die Schwäche der vitalen Grundlagen ist nur ein Anstoß mehr zur äußersten Anspannung und Ausnutzung aller geistigen und moralischen Kräfte. Und eben dies gibt dem neuen Deutschland den durchaus modernen Charakter, den Charakter seiner Entstehungszeit. In derselben Epoche, in der im ganzen Bereiche der abendländischen Kultur die organische Entwicklung abzusterben beginnt, wird in diesem seit Generationen zurückgebliebenen Volke, in radikalem Bruch mit der hier freilich bereits gänzlich inhaltlos gewordenen Tradition, ein nationaler Wiederaufbau in größtem Ausmaße unternommen, der nun nicht mehr bloß naturhaftes Wachstum, sondern bewußte Gestaltung, nicht mehr das bloße Ergebnis der im Verborgenen wirkenden irrationalen Kräfte des Volkstums, sondern zu einem großen, vielleicht zum überwiegenden Teile die Leistung geistiger, rationaler, *zivilisatorischer* Energien ist. Das Preußen Friedrichs des Großen ist über seinem feudalen Untergrunde der aufgeklärteste, nicht der organischste, aber der am meisten und besten *organisierte* Staat seiner Zeit, der eben nur dank dieser klugen Verwaltung und Ausnutzung seiner knappen Kräfte, dank dieser modernen „Rationalisierung" sich auf so schmaler Grundlage als Großmacht behaupten kann. Nur dies war der Weg, der einzige und sehr moderne Weg, auf dem die Deutschen — als „Moralisten der Leistung" also, wie Thomas Mann es ausdrückt — in dieser Zeit noch, nach Jahrhunderten der Machtlosigkeit, wieder zu einer großen Zukunft, zu dem Stolz und dem Selbstbewußtsein eines geachteten Volkes gelangen konnten. Auch hier, wie überall, wo das Wunder der „zweiten Jugend" bei Einzelnen wie bei Völkern vorkommt, ist sie im Gegensatz zu der ersten, dem frühlingshaften, ursprünglichen Erwachen aller Kräfte, nicht ein ästhetisches, sondern ein ethisches Phänomen.

So wächst das älteste Volk des abendländischen Kulturkreises jetzt als die jüngste unter den großen Staatsnationen Europas — in merkwürdigem und gewiß nicht zufälligem Parallelismus mit der zu gleicher Zeit, gleichfalls auf kolonialem Boden und in gleicher rationalistischer Traditionslosigkeit entstehenden neuen Großmacht jenseits des Ozeans — über die Grenzen des Nationalen hinaus zu europäischer Geltung, ja Vorbildlichkeit heran: als das Volk der unermüdlichsten Arbeit, der vollkommensten Organisation, der (nicht überall, aber doch in vieler, vor allem in sozialer Hinsicht) modernsten Betriebsführung, an politischer Jugend wie an wirtschaftlicher Energie gleichsam das Amerika der Alten Welt. Auch darin ist friderizianisches Erbe. Wie der große König selbst noch die Beziehungen zu der jungen Demokratie der Vereinigten Staaten gepflegt hat — man hat damals in Amerika sogar einmal an die Wahl eines Hohenzollernprinzen zum König gedacht —, so war seine Monarchie, nicht ihrem Ursprunge, aber ihrem Ziele nach, das erste wirkliche Volkskönigtum Europas, ein Vorbild für die ganze Welt. Und auch er hat dem neuen Deutschland schon den Weg hinaus in die Welt gewiesen. Er hat durch seine Größe den kleinstaatlich verengten Sinn der Deutschen zum ersten Male wieder auf höhere politische Ziele gelenkt, auch über die Nation hinaus, er hat ihnen zuerst wieder den Blick für die wirkliche Politik, den Zusammenhang der großen Weltverhältnisse geöffnet. So deutsch sein Wesen und sein Wirken ist, bewußt deutsch zu sein hat er — vielleicht eben deshalb — nie erstrebt. Er war Preuße und Europäer. Der Freund Voltaires ist der Sieger von Roßbach geworden — aber er war nie „völkisch".

5.

Zug für Zug die gleichen Eigentümlichkeiten wie bei der politischen Seite des deutschen Aufstiegs finden sich auch bei der geistigen Umwälzung Deutschlands im 18. Jahrhundert, der Neubildung der deutschen Kulturnation. Wilhelm Scherer in seiner Literaturgeschichte hat das Kapitel, das die literarische Entwicklung von Gottsched bis zum Sturm und Drang darstellt und in dessen Mittelpunkt Lessing steht, „das Zeitalter Friedrichs des Großen" überschrieben und zur Begründung dieses Titels mit Recht erklärt, er „glaube kein Wort von dem verbreiteten Märchen, daß es mit dem Wachstum der Literatur bei den Deutschen ganz anders wie bei den andern Völkern hergegangen sei", daß nämlich überall sonst politische und kulturelle Blütezeit zusammenfielen, in Deutschland aber der geistige Aufstieg in einer Zeit politischen Niederganges erfolgt sei. Das Zeugnis Goethes, der es schließlich wissen konnte, genügt allein schon, um Scherer recht zu geben: Friedrich der Große war es, der der deutschen Poesie „den ersten wahren und

höheren eigentlichen Lebensgehalt" gegeben hat. Nach dem zweiten Schlesischen Kriege (genau 100 Jahre nach dem Westfälischen Frieden) erfolgt auch hier die entscheidende Wendung: 1748 — in demselben Jahr, in dem der 24jährige Klopstock mit seinem „Messias" hervortritt — wird in Leipzig das erste Werk des eben neunzehnjährigen Lessing aufgeführt. Auch hier ein plötzliches Ueberragen belangloser Mittelmäßigkeit durch einen genialen, vorwärtsdrängenden Führer, auch hier ohne Zusammenhang mit der alten deutschen Entwicklung: die Nibelungen und das Volkslied, Walther von der Vogelweide und das deutsche Märchen sind dieser Generation nicht einmal dem Namen nach bekannt. Auch dieser Wiederaufbau beginnt im Norden und Osten, dem Klopstock wie Herder, Lessing wie Kant — und nicht nur ihrer physischen Herkunft nach — angehören. Und was Goethe und Schiller anbetrifft, so braucht man sich nur an die Bedeutung, die Herder und Kant für sie gewonnen haben, zu erinnern, um die vollkommenste Parallele zum Politischen zu finden: vom Nordosten her kommt auch hier die Klärung und Festigung für den in viel höherem Maße ursprünglich schöpferischen, kulturell reicheren Südwesten.

Auch das moderne geistige Deutschland ist in seinen Grundlagen durchaus eine Schöpfung des 18. Jahrhunderts, des Zeitalters Friedrichs des Großen. Das älteste Werk der deutschen Literatur, das noch als ganz modern und lebendig empfunden wird und noch zum ständigen Repertoire unserer Bühnen gehört, ist „Minna von Barnhelm", das unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege entstanden ist. Erst damals begann der deutsche Osten, das Preußentum auch am Bau der deutschen Kultur führend mitzuarbeiten. Erst jetzt bildet sich die deutsche Kulturnation, die sich über alle Unterschiede der Stämme, Stände und Konfessionen hinweg durch einen gemeinsamen geistigen Besitz als Einheit verbunden fühlt. So wird der bisher so armselig enge Horizont der Deutschen auch geistig unendlich erweitert. Erst jetzt werden die Folgen des Dreißigjährigen Krieges auch in dieser Hinsicht endgültig überwunden und das ängstliche und gedemütigte Volk aus der Atmosphäre von Dinkelsbühl und Krähwinkel wieder hinausgeführt in freiere Luft. Schüchtern und vorsichtig wagt man nun wieder, auf eine größere Zukunft für das bisher so gedrückte Vaterland zu hoffen, und bei allem Weltbürgertum fängt doch so etwas wie nationaler Stolz wieder an sich zu regen. Lebendig bleibt das Gefühl, einer großen Nation, trotz allem, anzugehören.

Aber auch diese Entwicklung ist nicht organisch geworden, sondern *gewollt*. Seit Gottsched geht das Streben der deutschen Dichter und Schriftsteller bewußt dahin, eine große Literatur zu *schaffen*. Die deutsche klassische Dichtung entsteht nicht aus ursprünglichem schöpferischen Drang, aus überströmendem Reichtum der Volkskraft, sondern, wenn auch in

Verbindung mit einem allgemeinen nationalen Aufstieg, so doch wie dieser aus Sehnsucht und bewußtem Wollen, aus Theorie und Kritik. Wie der preußische Staat wird sie ursprünglich getragen von dem leidenschaftlichen und angespanntesten Willen zur Selbstdurchsetzung gegenüber der Uebermacht des Fremden und zur Behauptung auch unter den widrigsten Umständen und mit den kärglichsten Mitteln.

Von dieser Entstehung her ist dem deutschen Klassizismus und Idealismus sein Rest von Künstlichkeit und Nationalität geblieben, sein Anflug von Blässe, sein doch nicht ganz, auch bei Goethe nicht ganz zu leugnender Mangel an Erdhaftigkeit, an blutvollem Leben. Nicht nur bei Lessing, auch bei Goethe und Schiller werden in ihrer Reifezeit die tiefsten irrationalen Formkräfte des Lebens von dem Kunst*verstand* in viel stärkerem Maße überwogen als etwa bei Shakespeare und wohl auch bei den französischen Klassikern, denen ja die Beherrschung der Form — ein rationales Element — etwas Angeborenes, nichts Errungenes ist. Die deutschen Klassiker, Dichter wie Philosophen, müssen den Mangel an Vitalität auszugleichen suchen durch einen Ueberschuß an Willen, Bewußtheit, Ethik, Anspannung, durch eine stolze, fast ein wenig preußische Haltung, wie es denn gewiß kein Zufall ist, daß sowohl Kant wie Fichte und Hegel in besonders — und nicht nur äußerlich — engen Beziehungen zum preußischen Staat gestanden haben. Auch sie — es bleibt ihnen nichts anderes übrig — müssen einen Ruhm aus ihrem Mangel machen, müssen ihren Stolz sehen in ihrer Einsamkeit, in dem Fehlen fast aller Verbindungen mit so vielen tiefen und ursprünglichen Quellen des nationalen Lebens, von denen der tragische Gang der deutschen Entwicklung sie abgeschnitten hat. Vielleicht das auffallendste Zeugnis dieses Sachverhalts ist die völlige Fremdheit dieser neuen geistigen Welt gegenüber der Macht, die allein ungebrochen aus dem alten Deutschland in die neue Zeit hinüberklang und die stets der reinste und innigste Ausdruck deutscher Seele gewesen ist: der Musik. Klopstock und Herder, Lessing und Kant, Schiller und Fichte, Goethe und Hegel — keinem von ihnen hat die deutsche Musik, bei allem Respekt, den man ihr entgegenbringt, etwas Wesentliches bedeutet. Erst die Romantik — die freilich diesem neu sich bildenden Deutschland geistig und politisch in offener oder versteckter Feindschaft gegenüberstand — hat in Dichtung und Philosophie wieder den Weg zur Musik gefunden, wie ja auch erst sie das Verständnis für die Bedeutung des Mittelalters, für die ganze deutsche Geschichte vor dem 18. Jahrhundert erschlossen hat. Denn auch diesen bezeichnenden Mangel weist ja unsere klassische Dichtung auf — und es ist zweifellos ein Mangel —, daß die deutsche Geschichte beinahe gar nicht in ihr vorkommt, oder vielmehr: noch bezeichnender ist es, *wie* sie darin vorkommt, bezeichnend für das Verhältnis dieser

Geisteswelt zu den geschichtlichen, politischen Lebensfragen ihres Volkes. Abgesehen nämlich von der einen großen Ausnahme des „Wallenstein" — in dem freilich auch nicht das Historische und Politische, sondern das Menschliche die Hauptsache ist — wird deutsche Geschichte nur lebendig in dem ersten Drama Goethes und in dem letzten Schillers, im „Götz von Berlichingen" und im „Wilhelm Tell". Würde man aber von aller ästhetischen und ethischen Beurteilung absehen und den Problemen, um die es sich in den beiden Dramen handelt, statt der edlen Namen „Individualismus" und „Freiheit" die landläufigen politischen Bezeichnungen geben, so verherrlicht der „Götz" die Anarchie und der „Tell", dies nationale Freiheitsdrama der Deutschen, den Partikularismus.

Das Zeugnis dafür, daß die führenden Männer diese Mängel selber irgendwie gefühlt haben, ist das Ringen nicht nur mit den verschiedenen fremden Vorbildern, sondern auch mit den fremden Theorien, das von Gottsched bis zur Romantik die ganze Geschichte der deutschen Dichtung durchzieht und das ebensosehr geistige Freiheit bedeutet, wie es den Verlust der Instinktsicherheit ungebrochenen Lebens beweist. Ein Rest von Fremdheit bleibt überall da, wo die Verbindung mit dem in der Tiefe ja niemals unterbrochenen Strome nationalen Lebens noch stärker gefühlt wird, gegenüber diesen neuen und künstlichen Schöpfungen bestehen — ebensosehr der klassischen Dichtung gegenüber wie gegenüber dem preußischen Staat.

6.

So bekannt die politischen und die geistigen Tatsachen des deutschen Aufstiegs sind, so unbekannt sind die wirtschaftlichen. Was Friedrich der Große auf politischem, die Philosophen und Dichter auf geistigem Gebiete geleistet haben, das hat zu derselben Zeit und unter denselben Umständen auf wirtschaftlichem Gebiete das Hanseatentum getan. Die Hansestädte haben damals den deutschen Kaufmann in die Welt hinausgeführt, die heute, wie es der Wahlspruch der Hamburg-Amerika-Linie sagt, sein Feld ist; sie sind die Pioniere des neuen wirtschaftlichen Deutschlands der Industrie und des Welthandels geworden zu einer Zeit, als in der Kleinstaaterei des Binnenlandes noch kaum jemand an diese Möglichkeiten dachte.

Auch diese Entwicklung ist etwas ganz Neues, ein Umschwung, der ebenso wie der politische und der geistige ganz plötzlich erfolgt. Man kann das Jahr angeben, in dem er begonnen hat. Bis in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts gab es keinerlei direkte Teilnahme Deutschlands am Welthandel. Alle überseeischen Länder, die in Betracht kamen, waren im Besitz westeuropäischer Staaten, die den Verkehr mit ihren Kolonien ausschließlich der eigenen Schiffahrt vorbehielten. Damit war Deutschland, das keine Kolonien besaß, vom außer-

europäischen Handel ausgeschlossen. Erst als 1776 mit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten die erste selbständige Macht jenseits des Ozeans entstand, die nun ihre Häfen den Schiffen aller Nationen öffnete, trat darin ein Wandel ein. Und sofort ergriffen die Hansestädte die damit gegebene Möglichkeit einer deutschen Teilnahme am Welthandel — mit derselben Kühnheit und Entschlossenheit, mit der Friedrich der Große 1740 die erste Gelegenheit benutzt hatte, die sich ihm bot, um seinen Staat zur Großmacht zu erheben. Der Zusammenhang zwischen dieser Leistung des Preußentums und derjenigen des Hanseatentums geht aber noch tiefer: sie sind die beiden entscheidenden Ereignisse, durch die das weltwirtschaftlich jetzt wichtiger werdende Norddeutschland in den Vordergrund der deutschen Politik gerückt wird.

Auch das Hanseatentum hat bei seinem Anteil am deutschen Aufstieg nicht einfach mit leichter Hand Früchte eingeheimst, die ihm mühelos in den Schoß fielen. Hamburg zwar, das immer eine große und bedeutende Stadt war, hätte sich, als den Deutschen einmal der Schiffahrtsweg über den Ozean eröffnet war, der neuen Aufgabe ohne besondere Anstrengungen widmen können dank der Gunst seiner Lage, mit der es freilich immer noch nicht an die holländischen Häfen mit ihrem großen und reichen Hinterland und der ausgezeichneten Wasserstraße des Rheines heranreicht. Aber nicht Hamburg, sondern Bremen hat die historische Mission der Erwerbung des transatlantischen Handels für Deutschland erfüllt, und Bremen ist nicht nur die weitaus kleinere der beiden Städte, sondern es ist auch gegen Hamburg in seiner Lage ganz außerordentlich benachteiligt. Hamburg hat immerhin ein sehr ausgedehntes Stromgebiet zur Verfügung, wenn es auch nicht so leistungsfähig ist wie das des Rheines, und zu seinem weitreichenden Hinterlande gehört neben Sachsen und Böhmen der preußische Staat, dessen Herrscher schon seit dem Großen Kurfürsten der Stadt Hamburg den wertvollen und ganz kostenlosen Dienst geleistet haben, ihr Kanalnetz in vorbildlicher Weise auszubauen. Bremen aber liegt nicht nur an dem kleinsten der deutschen Ströme, dessen Mündung überdies schon seit dem 16. Jahrhundert derartig versandete, daß die Seeschiffe im 18. Jahrhundert bereits 30—40 km unterhalb Bremens, wo es an zureichenden Hafenanstalten völlig fehlte, vor Anker gehen mußten; sondern es kann auch in bezug auf sein Hinterland, das, zwischen Rhein und Elbe eingeengt, nur Gebiete von geringerer wirtschaftlicher Bedeutung umfaßt, überhaupt nicht mit Hamburg verglichen werden. Trotzdem ist Hamburg noch bis in das 19. Jahrhundert, wie schon seit dem Niedergang der Hanse, vorwiegend der Kommissionär Englands in Deutschland gewesen; erst seit der Befreiung Südamerikas in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts hat die Stadt sich auf diesem Gebiete des transatlantischen Verkehrs die Vor-

macht gesichert, hat in Südamerika, wie es damals in der Bürgerschaft hieß, „Kolonien erhalten". Bremen aber hat gleich im 18. Jahrhundert durch rasches Zugreifen im Verkehr mit Nordamerika einen Vorsprung vor Hamburg gewonnen, den es, zumal im Tabak- und Baumwollhandel, ebenso wie im Passagierverkehr, bis in die Gegenwart behauptet hat, und der für die Stadt selbst ebenso wie für die deutsche Wirtschaft und Politik noch mehr als einmal von Nutzen gewesen ist. Und wie für die bis heute so bedeutungsvolle Verbindung Deutschlands mit Amerika neben der Arbeit des Hanseatentums auch die politischen Beziehungen, die von Preußen ausgingen, nicht ohne Wert waren, so finden wir zu derselben Zeit diese beiden zukunftsvollsten Kräfte des neu entstehenden deutschen Staates auch einmal in gemeinsamer Arbeit bei der wirtschaftlichen Erschließung der Welt für den deutschen Kaufmann auf einem andern, nicht minder wichtigen Handelswege vereint: das erste deutsche Schiff, das (1782) nach Ostasien fährt, gehört einem bremischen Reeder und segelt, von Emden aus, unter preußischer Flagge.

7.

Als in der napoleonischen Zeit zuerst der Gedanke des nationalen Staates in Deutschland auftaucht — 200 Jahre, nachdem er in England und Frankreich verwirklicht ist —, da sind diese drei Schöpfungen des 18. Jahrhunderts die Fundamente, auf denen der Neubau zu errichten ist: der preußische Staat, die Einheit der Kulturnation und die beginnende Verflechtung Deutschlands in die Weltwirtschaft. Die weitere Arbeit ist dann von den beiden Generationen nach den Freiheitskriegen, die Vollendung wiederum, wie die erste Grundlegung, von einem genialen Führer geleistet worden. Es war schon an sich eine Aufgabe von außerordentlicher Schwierigkeit. Ein Staat, der nach Herkunft und Wesen bisher zu dem ganzen alten Deutschland, zum Süden und Westen, zu der ganzen katholischen Hälfte der Nation noch fast gar keine Beziehungen hatte, ein „Staat ohne Volk", sollte sich zum „Volksstaat" zusammenschmieden lassen mit einem „Volk ohne Staat", mit diesem unpolitischen Volke, das die Politik bisher nur in der Verzerrung des Kleinstaates oder in der schattenhaften Existenz des romantisch verklärten Kaisertums kennen gelernt hatte. Und diese Aufgabe war — ganz abgesehen von den außenpolitischen Schwierigkeiten — zu lösen in einer Zeit, in der das ganze seit Jahrhunderten feststehende Gefüge der staatlichen und ständischen Ordnungen, der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse überall in Europa ins Wanken gekommen war und sich daraus Probleme ergaben, die allein schon schwer genug waren, um selbst in den alten gefestigten Staaten des Westens alle Kräfte der Nation in Anspruch zu nehmen. Wenn man bei der

Beurteilung der deutschen Politik von den Freiheitskriegen an bis in die Gegenwart hinein sich diese ungeheure Kompliziertheit der Lage einmal klar gemacht hat, daß in Deutschland — und nur in Deutschland — die gerade hier so verwickelte nationale Frage gleichzeitig mit den riesenhaften sozialen Problemen, die sich jetzt auftürmten, gelöst werden mußte, so mag man wohl geneigt sein, zu glauben, daß eigentlich alle Kritik verstummen müßte vor der Bewunderung für das, was trotzdem noch geleistet worden ist. Sicher aber ist, daß man erst bei dieser Betrachtung begreift, was es bedeutet, daß dem deutschen Volke nach einem Friedrich in dieser Lage noch ein Bismarck erstand.

In der Zeit nach 1815 kam noch hinzu, daß Deutschland zwanzig Jahre lang der Schauplatz der napoleonischen Kriege gewesen war. Schon das mußte zur Folge haben, daß die große deutsche Aufgabe des 19. Jahrhunderts nur langsam in Angriff genommen werden konnte. Der Mangel an Initiative bei den preußischen Staatsmännern und die Ueberlegenheit Metternichs taten das Ihre dazu, um die politische Seite, die Fortführung des Werkes Friedrichs des Großen, die staatliche Neuordnung Deutschlands durch Preußen zunächst ganz in den Hintergrund treten zu lassen. Sie war im Grunde schon 1790 durch die Konvention von Reichenbach aufgegeben worden, durch die an die Stelle der friderizianischen Politik die Entente mit Oesterreich und im Gefolge davon die Unterordnung Preußens getreten war. Auf kulturellem Gebiete ist die Arbeit der Begründung des modernen geistigen Deutschland getan. Die Jahre 1831/32 bedeuten eine Art von Abschluß durch den Tod Hegels und Goethes. Es beginnt, zumal mit der Ausbildung der Einzelwissenschaften, eine Periode der stärksten Einwirkungen deutschen Geisteslebens auf die andern europäischen Nationen. Die weitaus bedeutendsten Leistungen der Zeit liegen, nachdem die Folgen der Kriege seit dem Ende der zwanziger Jahre überwunden sind, auf wirtschaftlichem Gebiete, und hier finden wir wieder neben dem Preußentum, das ja jetzt seine Kräfte auch nach dieser Richtung hin betätigt, in vorderster Linie das Hanseatentum.

8.

In den Jahren der Gründung des deutschen Zollvereins beginnt diese zweite Stufe des wirtschaftlichen Aufstiegs, und wiederum liegt die Führung bei Bremen, in dem sich ja auch, im Gegensatz zu dem nach Otto Gildemeisters Urteil schon um 1850 zur „Weltstadt" gewordenen Hamburg, das deutsche Hanseatentum am reinsten verkörpert. 1827 gründet Bremens großer Bürgermeister Johann Smidt an der Wesermündung die Tochterstadt Bremerhaven, auf einem Gebiete, das er in langen schwierigen Verhandlungen von Hannover erworben hat, und

rettet damit seiner durch die Versandung der Weser vom Untergange bedrohten Vaterstadt die Möglichkeit, die großen Aufgaben zu erfüllen, die sich für sie aus der Umgestaltung der deutschen Wirtschaft ergaben. Smidt, der bedeutendste hanseatische Staatsmann des 19. Jahrhunderts, hatte schon 1814 zur Förderung der deutschen Schiffahrt verlangt, daß Frankreich im Frieden die Verpflichtung auferlegt werde, in den zurückerhaltenen Kolonien von Ost- und Westindien je einen Freihafen zu eröffnen. Und 1820 hatte er am Bundestage, natürlich ebenfalls vergeblich, den Antrag gestellt, daß der Bund im Auslande gemeinsame deutsche Konsulate errichten und eine deutsche Handelsflagge schaffen solle. Aber dieser Freund und Schüler der deutschen klassischen Dichtung und Philosophie — er war von Haus aus Theologe und gehörte während seiner Studienzeit in Jena zu den engsten Anhängern Fichtes — hatte noch das alte Reich erlebt und auf dem Wiener Kongreß als Vertreter der Freien Städte nicht unbedeutenden Anteil an der Schaffung des Deutschen Bundes gehabt. Er stand politisch und geistig noch so sehr im alten Deutschland, daß er in dieser Hinsicht den Uebergang zum Neuen nicht mehr vollziehen konnte. Diese Leistung ist vielmehr das Werk seines um eine Generation jüngeren Mitarbeiters und Freundes Arnold Duckwitz.

Während Smidt eine für die Uebergangszeit charakteristische Mischform von Wirtschaftspolitiker und weltbürgerlichem Idealisten darstellt, ist Duckwitz, 1802 geboren, bereits ganz der nüchterne und energische Realpolitiker der Bismarck-Zeit; er ist, was für die damalige Zeit, zumal in den Hansestädten, durchaus noch nichts Selbstverständliches ist, zugleich Verfechter wirtschaftlicher Interessen und nationaler Politiker. Das zeigt sich am deutlichsten in dem Punkte, in dem er seinen Mitbürgern am weitesten voraus ist: er ist, und zwar wesentlich auch aus nationalen Gründen, Anhänger des Schutzzolls. Zu einer Zeit, wo man noch überall in den Hansestädten den Zollverein als ein Unheil ansah, wagte es Duckwitz bereits, ihn eine „großartige, echt nationale Erscheinung" zu nennen. Er hat sein Leben lang den Eintritt der Hansestädte in den Zollverein für richtig gehalten, ohne, als er 1881 starb, sein Ziel erreicht zu haben; der Anschluß ist bekanntlich erst 1888 erfolgt. Energischer als Smidt hat er für die wirtschaftliche Einigung Deutschlands wenigstens dem überseeischen Auslande gegenüber, für die Schaffung einer gemeinsamen Handelsflagge gekämpft und hier ja die Erfüllung seiner Hoffnungen, wenn auch auf anderen Wegen, als er sie gegangen war, noch erlebt.

In den vierziger Jahren, als Duckwitz in Bremen Senator wurde — es ist auch die Zeit der großen Eisenbahnbauten in Deutschland —, war der Anteil der bremischen Flagge am deutsch-amerikanischen Schiffsverkehr innerhalb eines Jahrzehnts

von 27,3 Prozent auf 75 Prozent gestiegen, während der amerikanische von 70 Prozent auf 16 Prozent zurückgegangen war. Der Umfang der bremischen Reederei hat sich in dem Vierteljahrhundert nach der Gründung Bremerhavens vervierfacht, der Tonnengehalt des jeweilig größten Schiffes in derselben Zeit verzehnfacht (1830: 300 Reg.-Tonnen; 1858: 3000 Reg.-Tonnen). Anfang der fünfziger Jahre schlug Bremen zum ersten Male das bis dahin führende Le Havre in der Zahl der beförderten Auswanderer und ist von da an bis 1914 der größte Auswandererhafen der Welt geblieben. 1843 entdeckte Duckwitz die bis dahin unbekannte Tatsache, daß die deutsche Handelsflotte — d. h. die Gesamtmenge der unter den Flaggen von neun verschiedenen Einzelstaaten fahrenden deutschen Seeschiffe — die zweitgrößte der Welt sei. Bremen allein, das noch immer die eigene Reederei und die transatlantische Schiffahrt viel mehr pflegte als Hamburg, besaß an ganz großen Schiffen (damals über 450 Reg.-Tonnen) sechsmal so viel wie ganz Frankreich, nämlich 23 gegen 4. Als in der Mitte der vierziger Jahre in den Vereinigten Staaten beschlossen wurde, mit staatlicher Unterstützung eine Dampferlinie nach dem europäischen Kontinent einzurichten — bis dahin gab es nur die eine transatlantische Dampferverbindung der 1840 gegründeten englischen Cunard Linie —, da gelang es Bremen, in scharfer Konkurrenz mit allen großen festländischen Häfen von Hamburg bis Lissabon, die Linie für sich zu gewinnen. Es war ein Werk von Duckwitz, der dafür eine starke finanzielle Unterstützung vom preußischen Staat erlangt hatte. Die Ankunft des ersten Ozeandampfers wurde, wie die „Weserzeitung" damals schrieb, am 19. Juni 1847 in Bremerhaven als ein „deutsches Fest" gefeiert. Die Nachfolge der amerikanischen Linie, die nach zehn Jahren wieder einging, konnte bereits eine deutsche Gesellschaft übernehmen: der Norddeutsche Lloyd.

In Deutschland begann man jetzt die Bedeutung dieser Seite des Wirtschaftslebens zu verstehen und die nationale Arbeit der Hansestädte richtiger zu würdigen. Lange genug hatte man ihnen vorgeworfen, daß sie, wie es 1820 im „Manuskript aus Süddeutschland" hieß, „englische Faktoreien" seien, „deren Interesse auf Plünderung des übrigen Deutschland, auf Vernichtung seiner Industrie gerichtet" sei. 1848 dagegen war es doch bezeichnend, daß in dem Kabinett der provisorischen Reichsregierung in Frankfurt unter sieben Ministern zwei Hanseaten saßen: neben Duckwitz als Handelsminister der Hamburger Heckscher als Justizminister. Ein dritter hatte die Berufung abgelehnt, und zwar, als der Hinweis auf sein Alter nicht wirkte, mit der Begründung, daß es doch nicht richtig sein würde, in einem so kleinen Ministerium zwei Bremer zu haben: es war der 75jährige Bürgermeister Smidt, dem der Reichsverweser das Amt des Außenministers hatte übertragen wollen. Duckwitz,

der seiner ganzen Art nach der 48er Bewegung bei der Entwicklung, in die sie hineintrieb, recht skeptisch gegenüberstehen mußte, hatte eine Wahl zur Nationalversammlung abgelehnt, die Berufung zum Reichshandelsminister dann aber angenommen, weil er als kaufmännisch geschulter Politiker erkannte, daß sich auf wirtschaftlichem Gebiete die Notwendigkeit der Einigung Deutschlands am stärksten geltend machte. Er hoffte hier vielleicht Dauerndes schaffen zu können, so wenig er auch an die Erreichung des politischen Zieles glaubte. Aus denselben Gründen erklärte er sich schließlich, da alle andern Minister sich weigerten, bereit, die Ausführung des Beschlusses der Nationalversammlung, der die Schaffung einer Kriegsflotte verlangte, zu übernehmen. Er hat mit bewundernswerter Umsicht und Energie geleistet, was zu leisten war, in der Ueberzeugung, daß die Flotte als ein Instrument des Schutzes für den deutschen Ueberseehandel auch das Scheitern der Frankfurter Reichspläne überleben könne, und er hat bis zuletzt, als er schon längst wieder auf seinen Senatorposten zurückgekehrt war, mit allen Mitteln versucht, das jammervolle Ende der kleinen Flotte zu verhindern.

9.

Im Todesjahre des Bürgermeisters Smidt, dessen Nachfolger in jedem Sinne Arnold Duckwitz wurde, entstand der Norddeutsche Lloyd (1857) als eine Schöpfung des damaligen Führers der bremischen Kaufmannschaft H. H. Meier. Es ist, nach den Enttäuschungen der politischen Bewegung, das Jahrzehnt intensivster wirtschaftlicher Arbeit, das Jahrzehnt der Gründung der deutschen Großbanken, der Entstehung der ersten industriellen Großbetriebe, das Jahrzehnt, in dem der moderne Wirtschaftsgeist des Kapitalismus endgültig auch von Deutschland Besitz ergriff. Von dieser Zeit urteilte 1856 ein besonnener und scharfblickender Beobachter wie Otto Gildemeister in einem Aufsatz, der sich mit der Zukunft der deutschen Handelsschiffahrt beschäftigt, daß der Welthandel einen Aufschwung zu nehmen begonnen habe, „dessengleichen auf Erden niemals gewesen ist".

Trotzdem hatte das neue Unternehmen des Norddeutschen Lloyd jahrelang mit den schwersten Mißerfolgen und Unglücksfällen zu kämpfen. Aber die hanseatische Zähigkeit H. H. Meiers und seiner Mitarbeiter hielt durch, und seit dem Ende des amerikanischen Bürgerkrieges (1865) begann — in den Jahren der Bismarckschen Reichsgründung — ein glänzender Aufstieg. Bald nach 1870 heißt es in der Vorlage über den Bau des Bremerhavener Kaiserhafens — die Hafenbauten hören von 1847 an bis zum Weltkriege überhaupt nicht mehr auf —, daß Handel und Schiffahrt sich „in einem nie geahnten Maße" entwickelt hätten. In den achtziger Jahren wurde der Norddeutsche Lloyd,

längst die größte Reederei Deutschlands, auf dem Gebiete des Passagierverkehrs die erste Reederei der Welt durch den Bau von Schnelldampfern, den wiederum ein Führer von überragenden Fähigkeiten, der Direktor Johann G. Lohmann, durchsetzte. Binnen zehn Jahren wurden elf Schnelldampfer erbaut. Keine andere Gesellschaft in der Welt erreichte auch nur die Hälfte dieser Zahl; die nächste, eine französische, besaß vier, die Cunard-Linie drei. Erst jetzt gelingt es der führenden Reederei in der größeren Schwesterstadt, der schon seit 1846 bestehenden Hamburg-Amerika-Linie, den Norddeutschen Lloyd einzuholen und bald sogar zu schlagen. Auch das ist das Werk eines einzigen Mannes, Albert Ballins. Es ist besonders bemerkenswert, daß gerade dieser Organisator des hamburgischen Aufstiegs, der doch wohl etwas von der Sache verstand, den Bremern mit aller Deutlichkeit bestätigt hat, worin der tiefste Grund für ihre außerordentlichen Leistungen zu suchen sei. Als nämlich in Hamburg einmal von dem Vorsprunge Bremens und den Mitteln, ihn einzuholen, die Rede war — so berichtet Peter Franz Stubmann in seinem Buche über Ballin (S. 191 —, da hat dieser erklärt, leider hätten es die Hamburger auf dem Gebiete der Schiffahrt und des Ueberseehandels bei der „wundervollen Lage" ihrer Stadt immer viel zu leicht gehabt. In dieser Zeit, gerade etwa, seitdem Ballin in die Hapag eingetreten war (1886), setzte eine neue, unerhörte Steigerung der Schiffsgrößen ein, von 4500 Br.-Reg.-Tonnen — so viel hatte die „Elbe" 1881 — auf 10 000, 20 000, 25 000 beim „George Washington" 1909. Schon vor der Jahrhundertwende hat Deutschland die beiden größten Schiffahrtsgesellschaften der Welt. Ihre Schnelldampfer werden die sichtbarsten und bis weit ins Binnenland hinein bekannten und bewunderten Symbole der Weltgeltung des neuen Deutschen Reiches; ihre Stapelläufe und ersten Ausfahrten werden zu nationalen Ereignissen. Der Lloydschnelldampfer „Kronprinzessin Cecilie" wurde 1907 in Amerika als "the Queen of the sea" begrüßt, und die kurz vor dem Kriege in Auftrag gegebenen drei Hapagdampfer von der „Imperator"-Klasse sind mit über 50 000 Br.-Reg.-Tonnen bis heute die größten Schiffe, die je gebaut wurden.

Selbst der Weltkrieg, so furchtbar er die deutsche Schiffahrt getroffen hat, — den Aufstiegswillen des Hanseatentums hat auch er nicht zu brechen vermocht. Die großartige Wiederaufbauarbeit der deutschen Reedereien wird in der ganzen Welt von Freund und Feind mit Recht bewundert. Gerade in ihren Spitzenleistungen steht sie in keiner Weise hinter denen der Vorkriegszeit zurück. Der Norddeutsche Lloyd, der seit dem Tode Ballins in dieser Hinsicht wieder die Führung gewonnen hat, besitzt mit seinem „Columbus" schon seit 1924 wieder einen Dampfer der größer ist als alle deutschen Schiffe vor 1914, abgesehen von jenen drei Mammutdampfern, und mit den beiden

Großbauten „Bremen" und „Europa", die der Lloyd in den nächsten Monaten in Dienst stellt, hat die deutsche Schiffahrt — genau ein Jahrzehnt nach der Ablieferung der gesamten Handelsflotte — auch die Maße und die Qualitäten des „Imperator" wieder erreicht.

10.

Fast die ganze hier geschilderte Wirtschaftsentwicklung spielt sich in einem Orte ab, der vor hundert Jahren vor dem anscheinend unabwendbaren Untergang stand, dem das Schicksal drohte, durch Versandung seines Zugangs zum Meer eine tote Stadt wie das einst so reiche und berühmte Brügge zu werden. Die Geschichte Bremens ist eine Geschichte des Kampfes um seine Stellung als Seehandelsplatz, auch nach der Gründung Bremerhavens, durch die wenigstens die äußerste Gefahr abgewandt wurde. Sechzig Jahre später mußte die Stadt durch eine neue gewaltige Kraftanstrengung ihre Lage über das damals Erreichte hinaus noch weiter verbessern, um sich in dem verschärften Wettbewerb der europäischen Welthäfen behaupten zu können: es ist die Korrektion der Unterweser, die ihrem Schöpfer Ludwig Franzius einen Weltruhm einbrachte und der Stadt die bis dahin selbst von den kühnsten Phantasten nie geträumte Möglichkeit wiedergab, von den modernen Seeschiffen mittlerer Größe erreicht zu werden. Die Kosten für das ungeheure Werk hat der bremische Staat mit seinen damals 170 000 Einwohnern allein tragen müssen. Er hat damals in einem Zeitraum von rund einem Jahrzehnt fast 100 Millionen Mark für Strom- und Hafenbauten aufgewandt.

Auch hier wieder sind die vitalen Grundlagen der Leistung überaus schwach. Auch hier müssen äußerste Anspannung aller intellektuellen und moralischen Kräfte und strengste Nationalisierung, müssen Zucht und Tradition, Geist und Wille ersetzen, was die Natur versagt hat. Es ist wieder das deutsche, das friderizianische Schicksal, und der Vergleich zwischen dem modernen Bremen und dem Preußen Friedrichs des Großen wird denn auch nicht hier zum ersten Male gezogen. „Der Natur zum Trotz", so spottete man in den achtziger Jahren im Binnenlande, wollte das 70 Kilometer vom Meere entfernt liegende Bremen durchaus wieder Seestadt werden. Aber der Natur zum Trotz stieg des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse zur ersten deutschen Großmacht, stieg das Land mit dem schmalen und schwierigen Zugang zum Weltmeer zur zweitgrößten Handelsmacht der Erde empor. Der Natur zum Trotz behauptete sich Friedrich im Kampfe der 5 Millionen gegen die 100 Millionen, — und der Natur zum Trotz hat 150 Jahre später Deutschland, weniger glücklich, aber in seinem Lebenswillen ungebrochen, den Krieg gegen Dreiviertel der Welt überstanden.

Denn von friderizianischer Art war auch der Staat, der 1870 als das Ergebnis der wiederaufgenommenen friderizianischen Politik von dem andern großen Genius des neuen Deutschland geschaffen wurde. Nur die Großartigkeit des Schauspieles seiner Gründung und dann die Leistungen dieses Reiches selbst, ganz besonders die wirtschaftlichen, haben der Welt — und uns die Tatsache verdunkeln können, wie gefährdet die Grundlagen und damit die Weltstellung auch dieses „saturierten" Staates von Anfang an waren. Bismarck selber hat sich nie darüber getäuscht. Noch die Fieberphantasien auf seinem letzten Krankenlager sind dafür ein ganz erschütterndes Zeugnis. Sein cauchemar des coalitions, die nie aufhörende Besorgnis, die Weltstellung des von ihm geschaffenen Reiches noch einmal in einem „dritten schlesischen Kriege" gegen eine „Kaunitzsche Koalition", gegen ganz Europa verteidigen zu müssen, zeigen, wie tief er die Zusammengehörigkeit seiner eigenen Schöpfung mit der Friedrich des Großen empfand. Auch das Deutsche Reich ist, wie einst Preußen, im Kreise der alten Großmächte „revolutionär", revolutionär in seinem Werden, das nicht langsam und organisch wachsende, aristokratische „Bildung", sondern der gewollte Aufstieg eines selfmademan ist, revolutionär auch in seinem Wesen, das agressiver, lauter, arbeitsamer und vor allem wirtschaftlich erfolgreicher, mit einem Worte zivilisatorischer ist als das der alten Nationen. Das — in den weitesten Kreisen nicht mehr verstandene — Symbol dafür ist seine Flagge: nicht das aus dem alten Reich und dem alten Deutschland stammende schwarz-rot-goldene Einheitsbanner, sondern die in bewußtem Gegensatz dazu neugeschaffene, aus den preußischen und den hanseatischen Farben zusammengesetzte schwarz-weiß-rote Trikolore, die also heute noch auf dem Meere weht, während sie auf dem Lande befremdlicherweise als Zeichen der Reaktion gilt, obwohl man meinen könnte, daß auch das republikanische Deutschland der Gegenwart in allem Wesentlichen mit dem Bismarckschen Deutschland etwas mehr zu tun habe als mit dem agrarisch-kleinbürgerlichen, unpolitischen und romantischen Deutschland der Biedermeierzeit.

Dies eigentlich „revolutionäre", friderizianisch-bismarcksche Deutschland mußte sich „legitimieren" durch die Tat. Es konnte wie jeder Emporkömmling den Mangel an altadliger Herkunft nur wettmachen, wenn es „sein Leben auf die Leistung stellte", um noch einmal ein Wort Thomas Manns zu gebrauchen. Aber für die hier geforderten Leistungen war auch der Raum des verstärkten, „saturierten" Preußen-Deutschland von 1870 nach einem Menschenalter schon wieder eine zu schmale Grundlage. Immer schwieriger, immer künstlicher wurde der Bau auf den ursprünglichen Fundamenten, bis ihn, wie 1806 zwanzig Jahre nach dem Tode des Gründers, die Katastrophe traf, die dann doch, wie sich alsbald herausstellte, auch diesmal nur die

Fassade, nicht das tragende Gerüst zerstörte. Aber das tragende Gerüst ist noch immer, trotz allem, was äußerlich zu widersprechen scheint, der friderizianische Wille zur Macht, zur Herrschaft des Geistes über Natur und Schicksal. Noch einmal: es ist ein Symbol, daß Friedrich der Große der deutsche Nationalheld in diesen Jahren geworden ist. Denn eindringlicher noch als der hünenhafte Alte vom Sachsenwald verkörpert den deutschen Glauben an die Zukunft die schmächtige Gestalt des preußischen Königs, der so wenig Körper und so ganz Wille und Geist war.

11.

Das 18. Jahrhundert hat für das neue Deutschland die politischen, geistigen und wirtschaftlichen Grundlagen geschaffen, das neunzehnte brachte den Aufbau. Der wirtschaftliche beginnt schon bald nach den Freiheitskriegen, mit dem Auftreten Bismarcks der politische. In demselben Jahre, in dem dieser mit der Gründung des Reiches zu einem ersten Abschluß kommt, beginnt die zweite Epoche des modernen geistigen Deutschland: 1871 wird die „Geburt der Tragödie", das erste Buch von Friedrich Nietzsche vollendet, dem Propheten alles dessen, was Deutschland seit der klassisch-romantischen Zeit wieder an geistigen Leistungen hervorgebracht hat. Das ungeheure Werk dieses Mannes — „dessen Name die mächtigsten geistigen Erhebungen seines Jahrhunderts und mehr als seines Jahrhunderts in sich vereinigt und der die Ausströmungen seines nach Norden wie nach Süden blickenden Wesens nach allen vier Enden des geistigen Europa hinuntergesandt hat" — ist nicht mit wenigen Sätzen zu umschreiben. Aber am Ende hat schon die Tatsache allein, daß der größte europäische Kritiker der Zeit und Deuter des kommenden Jahrhunderts ein Deutscher war, etwas zu sagen. Und bedeutungsvoll ist vor allem, welche Züge deutschen Wesens etwa Leben und Lehre des Philosophen entscheidend bestimmen. Da aber finden wir, daß, wie Ernst Bertram hervorhebt, „die einzige deutsche Eigenschaft, welche Nietzsche bis zuletzt, bis in seine gegendeutscheste Leidenschaft hinein positiv bewertet und bejaht", die Eigenschaft, die beinahe auch, von Anfang bis zu Ende, als die Quintessenz seines Lebens und seiner Lehre gelten kann, die *Tapferkeit* ist, die für ihn allein beweist, „ob einer Wert hat oder nicht, — *daß er standhält*". Und was von den Einzelnen gilt, das gilt auch von den Nationen. „Die Völker, die etwas wert waren, wert wurden," so heißt es in der „Götzendämmerung", „wurden dies nie unter liberalen Institutionen: die *Große Gefahr* machte etwas aus ihnen, das Ehrfurcht verdient, die Gefahr, die uns unsre Hilfsmittel, unsere Tugenden, unsre Wehr und Waffen, unsern Geist erst kennen lehrt, die uns *zwingt*, stark zu sein . . . man muß es nötig haben, stark zu sein,

sonst wird man's nie." Schon in Basel offenbart sich ihm, kurz nach dem Kriege, der deutsche Geist in der „ungeheuren Strenge und Tapferkeit der deutschen Philosophie" wie „in der neuerdings erprobten Treue des deutschen Soldaten", und zehn Jahre später ist ihm dies (in der „Morgenröte") geradezu die schöpferische Eigenschaft der Deutschen: „Wenn je ein Deutscher etwas Großes tat, so geschah es in der Not, im Zustande der Tapferkeit, der zusammengebissenen Zähne, der gespanntesten Besonnenheit" — aber das gilt in ganz besonderem Maße für das preußisch-friderizianische Deutschtum der Neuzeit. Der „Wille zur Macht" endlich, gepredigt von der Grundlage eines schon fragwürdig gewordenen Lebens, einer nicht eben robusten Gesundheit aus, als der Wille jemandes, dem die Macht eben nichts Selbstverständliches ist wie andern, stärkeren Menschen (und Völkern) — was ist das anderes als die sehr zeitgemäße philosophische Formulierung des deutschen Schicksals? „Dürers Bild vom Ritter, Tod und Teufel als Symbol unseres Daseins", lautet eine Aufzeichnung des 27jährigen — aus dem Jahre 1871 —, und gewiß ist nicht bloß in dem Zufall, daß Ernst Bertrams Nietzsche-Buch während des Weltkrieges erschien, der Grund zu suchen, wenn hier, in dem nach Dürers Bilde benannten Kapitel eindringlich gezeichnet, eben dieser Zug im Wesen Nietzsches, das Heroische, als einer der beherrschenden, wenn nicht gar als der beherrschende erscheint.

Von besonderer, gleichnishafter Bedeutung ist aber auch hier wieder, wie bei der Klassik, das Verhältnis zur Musik. Die völlige Fremdheit, wie dort, besteht zwar bei Nietzsche, der durch die Romantik hindurchgegangen ist, nicht mehr. Sein Verhältnis zur Musik ist vielmehr tiefste und innigste Liebe. Aber — und das ist das Tragische und Ergreifende daran — es ist eine schmerzliche, hoffnungslose Liebe. Denn Nietzsche weiß, daß er der Verkünder einer kommenden Zeit der römischen Härte, der äußersten Rationalisierung, der vollendeten Zivilisation ist, und er weiß, daß die Musik von alle dem das Gegenteil, daß sie der letzte dünne Faden ist, der noch unzerrissen aus dem alten heiligen Reich der Deutschen in das neue hineinreicht. Er weiß, daß, wie es in „Jenseits von Gut und Böse" einmal heißt, die gute alte Zeit sich ausgesungen hat mit Mozart, daß Wagner der letzte, noch einmal steil aufragende Gipfel dieses gewaltigen Gebirgszuges war und daß im „Tristan" die abendländische Musik stirbt. Er sah, daß schon Wagners Musik nicht mehr nur die Zwiesprache der einsam ringenden Seele mit der Ewigkeit war, sondern daß sie daneben bereits ein Mittel der Wirkung auf die Massen, das Mittel eines schon fast politischen Willens zur Macht ist. Ausdruck dieser Erkenntnis, die für ihn auch die Erkenntnis seines eigenen inneren Zwiespalts ist, und zugleich Symbol eines ungeheuren Bruches der Zeiten ist seine Absage an Wagner, an den einzigen ihm Ebenbürtigen

unter den Mitlebenden, an diesen Freund, den er geliebt hat wie niemanden sonst. Es ist, wie man wohl gesagt hat, das letzte Ereignis der deutschen Geistesgeschichte, über dem Größe liegt.

Thomas Mann in den „Betrachtungen eines Unpolitischen" hat die Wirkung Nietzsches ein „zeitbeherrschendes Erlebnis" genannt, „das alles geistige Erleben der Epoche bis in seine letzten Zerteilungen beeinflußt", und er äußert auf Grund dieser Erkenntnis „die Vermutung, welche einer Gewißheit gleichkommt", daß das Bild, das Max Weber, Troeltsch und Sombart von dem modernen kapitalistischen Unternehmer mit seiner asketischen Idee der Berufspflicht, von seiner Herkunft aus der protestantischen Ethik des Kalvinismus entworfen haben, nicht ohne das Vorbild und die Lehre Nietzsches denkbar gewesen sei. Ist dann aber nicht mit dem gleichen oder sogar mit noch größerem Recht zu vermuten, daß auch die Geschichtsschreibung von diesem zeitbeherrschenden Erlebnis nicht unberührt bleiben wird, daß von ihm aus auch das Bild der deutschen Geschichte, des deutschen Aufstiegs notwendig sich wandelt? Gerade Nietzsche verdanken wir die für die Geschichtsphilosophie entscheidende Entdeckung, daß um jedes großen Menschen willen alle Geschichte von neuem „wieder auf die Waage gestellt" wird, „und tausend Geheimnisse der Vergangenheit kriechen aus ihren Schlupfwinkeln, hinein in *seine* Sonne". Heute ist es schon fast Gemeingut historischer Erkenntnis, daß nicht nur jede Gegenwart aus ihrer Vergangenheit, sondern auch die Vergangenheit aus jeder Gegenwart und ihren neuen Erlebnissen heraus neu und tiefer und lebendiger verstanden wird.

12.

„Was ich erzähle, ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte" — mit diesem Satze beginnt der „Versuch einer Umwertung aller Werte", Nietzsches letztes, unvollendetes Werk „der Wille zur Macht". Es ist die erste Ankündigung von dem, was Oswald Spengler über die Zukunft — die Vollendung oder, pessimistisch gesprochen, den Untergang — des Abendlandes glaubt sagen zu können. Auch dieses Werk hat zu dem Wesen des neuen Deutschland einige Beziehungen — und nicht bloß, weil auch sein Urheber ein Deutscher ist. Denn die Zukunft des Abendlandes, seine „Zivilisation", ist, wie jede Zivilisation, auch die antike, ägyptische, chinesische, Absterben der organischen Entwicklung, Bruch mit der Tradition, ist Organisation, Disziplin, Rationalisierung, *Künstlichkeit*, ist höchste Anspannung, Leben auf schmaler und fragwürdiger Grundlage, Kampf gegen das Schicksal, ist, statt organischen Wachstums, bewußte, *planmäßige* Gestaltung, *Geist anstatt Blut*.

Das Römertum, das Volk der antiken Zivilisation, das für uns „immer den Schlüssel zum Verständnis der eigenen

Zukunft bieten" wird, charakterisiert Spengler in der Einleitung seines Hauptwerkes als „diszipliniert, praktisch, protestantisch, preußisch", und von Cecil Rhodes, der allein durch seine überragende geistige Gewalt die Minenmagnaten Südafrikas in den Dienst seiner Ideen zwang, heißt es ebendort, er, der „erste Mann einer neuen Zeit", repräsentiere „den politischen Stil einer ferneren abendländischen, germanischen, insbesondere deutschen Zukunft". Spengler hat die Wesensverbundenheit von Sozialismus, der letzten Lebensform abendländischer Kultur, und Preußentum behauptet, und die Engländer, wie es scheint, sind mit ihm einverstanden, wenn sie die zunehmende Bureaukratisierung, Reglementierung, Organisierung ihres öffentlichen Lebens als „Verpreußung" empfinden — und fürchten. War der Weltkrieg gegen den deutschen „Militarismus" eine — die letzte? — Auflehnung der Welt gegen ihr drohendes Schicksal? Und war es am Ende, ganz unabhängig von seinem Ausgang, sein Sinn, zu zeigen, was dieses System immerhin — man darf das ja wohl sagen — zu leisten imstande war? Ist diese Art von „Militarismus" wirklich mit der Beseitigung des preußischen Generalstabs vernichtet? Läßt sie sich überhaupt vernichten?

Der mit römischem Erbe geschaffene Katholizismus, der aus englischem Geiste stammende Kapitalismus und der im Spenglerschen Sinne deutsch-preußische Sozialismus, das sind die drei großen Organisationsformen, die bei der Aufgabe der letzten Gestaltung abendländischen Menschentums, der endgültigen Zusammenfassung des ganzen Kulturgebiets, des Imperialismus, wie er, nach Spengler, bisher das Schicksal jeder Kultur war, konkurrieren werden. Bei dieser Distanz zu den Tagesproblemen des unmittelbaren Lebens wird der Unterschied bedeutungslos, ob bei der großen Krisis des letzten Weltkrieges die eine oder die andere Partei den militärischen und eine Zeit lang auch den politischen Sieg gewonnen hat. Und es verschwindet auch die Frage nach der „Wahrheit", der Beweisbarkeit derartiger Thesen. „Wahr" sind sie für den, der sie will. Deutschland steht, auch in seiner gegenwärtigen Lage noch, da wie einer jener modernen Ingenieurbauten, die, aus anorganischen Stoffen wie Eisen und Glas statt der organischen früherer Jahrhunderte errichtet, trotz scheinbar leichtester und gewagtester Konstruktion eine unerschütterliche Festigkeit besitzen durch die geistigen Energien, die an ihnen mitschufen. Das deutsche Volk ist heute mehr als jemals „Volk ohne Raum". Aber hieß es nicht bei dem kundigsten Beurteiler, daß gerade „in der Not, im Zustande der Tapferkeit, der zusammengebissenen Zähne, der gespanntesten Besonnenheit" der Deutsche von jeher das Größte geleistet hat? Erst die Große Gefahr ist es ja, „die uns unsere Hilfsmittel, unsere Tugenden, unsere Wehr und Waffen, unsern Geist kennen lehrt, die uns zwingt, stark zu sein..." Wer will,

ist noch immer Herr seines Schicksals. „In unserer Macht steht die Zurechtlegung des Leidens zum Segen, des Giftes zu einer Nahrung", sagt Nietzsche, und ein anderer Ausdruck dieses zeitgemäßen und in einem besonderen Sinne deutschen „Heroismus der Schwäche", den Nietzsche gelebt und gelehrt, sein Schüler Spengler entwicklungsgeschichtlich begründet und Thomas Mann — ein Hanseat übrigens —, gleichfalls im Geiste Nietzsches, dichterisch gestaltet hat, sind die Worte, die das Motto für eine Geschichte des neuen Deutschland bilden könnten und die in Thomas Manns „Fiorenza" stehen: „Ist denn, wer stark ist, kein Held?" — „Nein! Sondern wer schwach ist, aber so glühenden Geistes, daß er sich dennoch den Kranz gewinnt — der ist ein Held."

***

Das politische und kulturelle Werden der Südslaven

von Prof. Dr. Josef Matl, Graz.

Die Vorfahren der heutigen Jugoslaven verließen in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der großen Völkerbewegung in der Völkerwanderungszeit ihre Heimat nördlich der Karpathen, überschritten bzw. umgingen die Karpathen, zogen nach Süden und besiedelten im Laufe des 6. und 7. Jahrhunderts die Balkanhalbinsel vom Adriatischen bis zum Aegäischen Meere, von Budapest bis tief nach Griechenland. Die Stämme, aus denen sich einige Jahrhunderte später bei der Staatsbildung das serbische Volk formierte, konzentrierten sich zunächst in dem gebirgigen Gebiet des heutigen Montenegros, Nordalbaniens, Südwestserbiens und der Herzegovina, ergossen sich dann im Laufe einer bis ins 19. Jahrhundert dauernden Siedlungsbewegung den Flußläufen des Ibar, der Drina und der Morava entlang nach Norden in das heutige Serbien, Bosnien, Syrmien und in die südungarische Tiefebene. Die Stämme, aus denen sich später ebenfalls im Zusammenhang mit der Staatsbildung das kroatische Volk formierte, siedelten nordwestlich von den Serben zwischen Drau und Save und im dalmatinischen Küstenland, die Slovenen in den nördlich davon gelegenen hügeligen und alpinen Gebieten, in Krain, Görz, Südkärnten und Südsteiermark. Die nach Griechenland und in die östlichen Alpentäler vorgeschobenen oasenförmigen Siedlungsposten gingen in den folgenden Jahrhunderten unter den fremden Völkern auf.

Entscheidend für die gesamte politische, zivilisatorische und kulturelle Entwicklung der Südslaven, für ihr geschichtliches Schicksal, wurde der geographische Charakter, die geopolitische Lage der neuen Heimat; die Tatsache, daß diese ihre Heimat die sogenannte eurasische Brücke, das Uebergangsgebiet zwischen Europa und Asien, darstellt und von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart politisch, zivilisatorisch und kulturell eine Vermittlerrolle innehatte. Das Morava-Vardarbassin mit dem Ausgang nach Saloniki und das Moravabassin mit dem Ausgang nach Konstantinopel über Philippopel bildeten die natürliche Brücke für jede Expansion, welche in der einen oder anderen Richtung ging. Dadurch, daß diese Uebergangszone ständig blutig umkämpft, ständig in der Interessen- und Machtsphäre großer mächtiger Staaten und Kulturen stand (Rom, Byzanz, Karolingerreich, Türkei, Venedig, Oesterreich) und damit ständig unruhig bewegt war, wurde die ruhige politische und kulturelle Eigen- und Höherentwicklung der ursprünglichen Entwicklungsgrundlagen der auf ihr lebenden Völker bis in die neueste Zeit behindert und gestört. So kam es, daß die Volksmassen dieser

Gebiete, mit Ausnahme der küstenländischen und mit Ausnahme der nordwestlichen Gebiete, deren höheres kulturelles Niveau einem geregelten Staats- und Verwaltungsleben in der österreich-ungarischen Monarchie zu danken ist, erst seit ungefähr vier Menschenaltern annehmbare Lebensbedingungen für eine höhere Kultur und Zivilisation bekamen. Andererseits bewirkten die verschiedenartigen politischen Herrschaftsverhältnisse, die von verschiedenartigen tiefgehenden zivilisatorischen und kulturellen Einflüssen begleitet waren — byzantinische und türkische Einflüsse im Osten und Süden, romanisch-venezianische im Westen, österreichisch-deutsche und magyarische im Norden —, daß die Entwicklung in den einzelnen Teilgebieten zu sehr verschiedenen Ergebnissen führte, daß sehr verschiedene politische zivilisatorische und soziale Lebensformen entstanden, die sich bis in die Gegenwart hinein auch in einer sehr verschiedenen Mentalität äußern und die erst durch die nationale Bewegung des 19. und 20. Jahrhunderts sowie durch das Eindringen westeuropäischer Wirtschaft und Technik zum Teile nivelliert und ausgeglichen wurden.

In der geschichtlichen Entwicklung der Südslaven können wir folgende Epochen unterscheiden: 1. Die Epoche der Gauverfassung und der Stammesorganisation im politischen und des freien Kleinbesitzes im sozialen Leben, die bis in das 9. Jahrhundert hineinreicht. 2. Die Epoche des kroatischen und serbischen Stammesstaates (9.—12. Jahrhundert) und des bosnischen und serbischen Gebietsstaates (13.—14. Jahrhundert); in sozialer Hinsicht die Epoche fortschreitender Feudalisierung; im allgemeinen die Zeit starken politischen Eigenlebens und des erfolgreichen Wettbewerbes mit den benachbarten europäischen Staaten. 3. Die Epoche des politischen Verfalles und der Türkenherrschaft (14.—18. Jahrhundert). 4. Die Epoche der Wiedergeburt zu neuem politischen und nationalen Eigenleben, die Epoche der kulturellen Wiedergeburt im 19. und 20. Jahrhundert; eine Epoche der stärkeren geistigen und zivilisatorischen Europäisierung einerseits, des beginnenden Verfalles der patriarchalischen Lebensformen andererseits.

Die erste Epoche: Die älteste Form staatlich-sozialen Lebens der südslavischen Stämme war die Stammesverfassung, die sich nach der Landnahme herausbildete. Die Grundlage dieser Verfassung, der Kern sozialer Lebensgestaltung, war der Gau (Župa), der in mehrere Brüderschaften (brastva) zerfiel, die in Sippen, Großfamilien (zadruge) ihre Kernzellen besaßen. In den Brüderschaften, Sippen und Großfamilien waren Familien- und Blutsbande maßgebend. Das Zentrum des Gaues bildete eine Burg. An der Spitze desselben standen die Župane, die Gauherren, die militärische, Gerichts- und Steuerhoheit in sich vereinigten. Aus den erblichen Županen entwickelten sich später die alten kroatischen und serbischen Adelsgeschlechter. Das von der Großfamilie in der Einzelwirtschaft

genutzte Ackerland ist freies Eigentum der Familie; Wasser, Wald und Weide sind gemeinsames Eigentum der größeren Bluts- bzw. Siedlungsverbände.

Die zweite Epoche: Durch die Zusammenfassung mehrerer Župen, hervorgerufen durch feindlichen militärischen und politischen Druck von außen, von byzantinischer und fränkischer Seite, kam es zur Bildung der ersten Staaten, des kroatischen Staates mit dem Zentrum in Dalmatien und dem küstenländischen Kroatien im 9. bzw. 10. Jahrhundert, des serbischen Staates im 11. Jahrhundert in den schwer zugänglichen Gebieten des heutigen Albaniens, Montenegros und der Herzegovina, in dem Flußgebiet des oberen Lim, Drin und Ibar. Die politische und kulturelle Entwicklung des kroatischen Staates vom 9. bis 11. Jahrhundert war durch seine Lage an der Peripherie der fränkischen und byzantinischen Machtzone, durch die Einwanderung der Magyaren, im Innern schließlich durch den Gegensatz der kirchenpolitischen Interessen des römisch orientierten Klerus der relativ hochkultivierten dalmatinischen Küstenstädte und der anders gearteten Interessen der kulturell und zivilisatorisch primitiveren, national reineren binnenländischen (sogenannten slavonischen) Gebiete bedingt. Entscheidend für die weitere Entwicklung der Kroaten war die nach längerem Schwanken zwischen Rom und Byzanz im 9. Jahrhundert erfolgte endgültige Hinwendung zur abendländischen Kultur, zur römischen Kirche. Nach dem Aussterben der nationalen Dynastie konnten sich Kroatien und Dalmatien zwischen Ungarn und Venedig politisch nicht mehr halten und traten auf Grund des Beschlusses des kroatischen Adels in die staatliche Gemeinschaft mit Ungarn, eine Gemeinschaft, die zeitweilig den Charakter einer Personalunion, zeitweilig den Charakter einer Sekundogenitur hatte. So kam 1526 Kroatien zusammen mit Ungarn an Oesterreich. Kroatien, das einzige südslavische Staatsgebilde, das seine Kontinuität auch in der Türkenzeit bewahrte, dokumentierte seine Selbständigkeit bei der Wahl der Habsburger und bei der Annahme der Pragmatischen Sanktion. — Auch im ältesten serbischen Staat war ein Dualismus zwischen dem küstenländischen Teil um Cattaro (heute Kotor) und Skutari, genannt Zeta, und dem binnenländischen gebirgigen Teil, genannt Rašcia (Raška) wirksam. Die mittelalterliche serbische staatliche Entwicklung ist stark von den umgebenden Nachbarstaaten, in erster Reihe von Byzanz, dann aber auch von der kroatisch-dalmatinischen, bosnischen, ungarischen, venezianischen und bulgarischen staatlichen Entwicklung beeinflußt, und das schnelle Emporwachsen des Staates der serbischen Nemanjiden (12. bis 14. Jahrhundert) ist einem äußerst geschickten Herumlavieren und Anpassen an die jeweiligen politischen Kräfteverhältnisse am Balkan zu verdanken. In jenen Jahrhunderten des Glanzes und der Macht kam es zu jenem für die Serben

bis auf den heutigen Tag typischen Zusammenwachsen von staatlichen, nationalen und kirchlichen Interessen, von Staat und Kirche, Religion und Volk. Hier liegt auch die Wurzel für die ungeheure Zähigkeit, die dieses Volk bis auf den heutigen Tag in seinem politischen und nationalen Leben zeigt. In der inneren Entwicklung des mittelalterlichen kroatischen, serbischen und bosnischen Staates sehen wir die stufenweise Eingliederung der urslavischen Gauverfassung in die nationalstaatliche Organisation. Der Hofstaat wird im kroatischen Staat nach fränkischem, im serbischen nach byzantinischem Muster organisiert. Das Thronfolgerecht wird an eine Familie gebunden. Die Eingliederung der Gauorganisation in die staatliche Verwaltung geschieht in der Weise, daß der Landesherr zunächst auf die Finanzverwaltung, dann auf die Militärverwaltung der Gaue Einfluß nimmt; im Laufe der weiteren Entwicklung werden die Gauherren sowie die anderen Faktoren der Gauverwaltung durch landesherrliche Beamte ersetzt. Mit dieser Eingliederung verlieren die Gaue ihre Selbständigkeit und werden zu Verwaltungsbezirken. In der Sozialverfassung sehen wir scharf abgegrenzt von den übrigen Klassen der Bevölkerung den hohen Adel, der in Kroatien durch Jahrhunderte in einer Sippenverfassung (generationes) organisiert war, dann den niederen Adel, der wie in Westeuropa aus der Kriegsdienstpflicht entstand, und schließlich die bäuerliche Bevölkerung. Die Konsolidierung der jugoslavischen Staaten führte zur Feudalisierung, brachte einen Großteil der bäuerlichen Bevölkerung in wirtschaftliche und soziale Abhängigkeit, die mit der Verleihung von Immunitätsrechten an die Grundherren auch zu einer politisch-rechtlichen Abhängigkeit wurde. Mit dem Eindringen der westeuropäischen Feudalorganisation — scheinbar über Ungarn — erfolgte der Zerfall der Gauverfassung. Es bilden sich neue grundherrliche Herrschaftsbezirke (im 15. Jahrhundert in Serbien vlasti genannt), denen sich die staatliche Organisation anpaßte. Dieses oligarchische Feudalsystem, das gleichbedeutend war mit der Schwächung des einheitlichen staatlichen Willens, trafen die anstürmenden Osmanen im 14. und 15. Jahrhundert an. Unter der Herrschaft der serbischen Teilfürsten, der Despoten, machte die Byzantinisierung und Feudalisierung immer weitere Fortschritte. In den Ungarn angeschlossenen kroatischen Gebieten waren die Einflüsse der ungarischen Komitatsverfassung maßgebend. An der Spitze der Komitate stand der ungarische Graf mit militärischer, gerichtlicher und finanzieller Machtbefugnis. Mit der Herausbildung der Machtstellung des ungarischen Adels im 12. Jahrhundert wurde auch die Stellung des kroatischen Adels gestärkt, anderseits die Gliederung der Bevölkerung der strengen kastenmäßigen Gliederung in Ungarn angepaßt. Das selbständige politische Leben des kroatischen Gebietes innerhalb des ungarischen Staates fand seinen Ausdruck

im kroatischen Landtag, in dem der kroatische Hochadel, die hohe Geistlichkeit, später auch die unteren Klassen des Adels im Rahmen ihrer territorialen Standesverbände teilnahmen. Die Städte in diesen Gebieten waren nach deutschrechtlichem Muster organisiert, während auf die Organisation der dalmatinischen Städte die römische Munizipalverfassung wie auch anscheinend langobardisches Recht beeinflussend wirkten, ebenso wie in der Agrarverfassung dieser Küstengebiete, in der Herausbildung des Kolonatsystems (nicht ländliche adelige Grundherren, sondern die bevorrechteten Patrizier der Städte als Eigentümer und Nutznießer des ländlichen Grundbesitzes der umliegenden Gebiete) griechische und römische Einflüsse neben den späteren venetianischen maßgebend wurden[1]). — Die Slovenen zeigten nur vorübergehend Ansätze zu einem eigenen Staat, ohne es je zu einem wirklich ausgebildeten Staate zu bringen, da sie von Haus aus den germanischen Nachbarn in der staatlich sozialen Organisation unterlegen waren. In ihrer älteren Sozialverfassung waren anscheinend langobardische Einflüsse maßgebend, ferner finden wir eine kroatische Herrenschicht über die slovenische Bauernbevölkerung. Seit dem 8. Jahrhundert im Rahmen der deutschrechtlichen Verfassung, machten sie die wesentlich gleiche Sozialentwicklung wie die innerösterreichischen Gebiete mit. Entscheidend für die sozialwirtschaftliche Entwicklung der slovenischen Gebiete war die segensreiche Nationalisierung der Grundherrschaft durch die Hufenverfassung nach deutschem Recht. Unter den Gründen, warum die mittelalterlichen kroatischen und serbischen Staaten Torso blieben, warum vom 15. bis 19. Jahrhundert von keinem staatlichen Eigenleben dieser Völker gesprochen werden kann, ist das Faktum wichtig, daß der staatliche Apparat und das politische Wollen der Staaten, mit denen die einzelnen Staaten der jugoslavischen Stämme zu tun hatten, stärker und klarer, besser organisiert und innerlich gefestigter waren. Es hatte keiner dieser mittelalterlichen Staaten der Jugoslaven Zeit und Ruhe zu einer innerlichen Konsolidierung, in der die heterogenen politischen, sozialen und kulturellen Elemente zu einer inneren Einheit hätten verarbeitet werden können.

Die dritte Epoche: Die Türkenherrschaft über die Südslaven wurde militärisch und damit auch politisch durch die Schlacht an der Marica (1371) und am Amselfelde (Kosovo polje 1339) — diese Niederlage war die entscheidendste —, durch die Besitzergreifung Bosniens (1463), der Herzegovina (1482), für die Kroaten durch die Schlacht bei Krbava (1493), für die slavonischen, nordkroatischen sowie für die südungarischen Gebiete

[1]) Näheres über die agrarrechtliche Entwicklung der Südslaven: J. Matl, Die Agrarreform in Jugoslavien. Berlin, Sack 1927, 127 Seiten. Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes in Breslau: Quellen und Studien. Abtlg: Wirtschaft, Heft 8.

durch die Schlacht bei Mohács (1526) begründet. Von 1365 bis 1683 wächst die Türkenherrschaft am Balkan, von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an ist sie im ständigen Rückgang. Dieser Rückgang des osmanischen Reiches, sein Verlust an Territorium und politischem Einfluß, der Hand in Hand geht mit dem wachsenden Einfluß des Habsburger Reiches und des russischen Zarenreiches, findet seinen Ausdruck in den Friedensverträgen von Karlovac 1699, von Belgrad 1739, von Bukarest 1812, von Paris 1856, schließlich in den Beschlüssen des Berliner Kongresses 1878 (1881) und in den Verträgen von London und Bukarest 1913. Der Einfall und die jahrhundertelange Herrschaft der Türken, denen eine starke, geschlossene staatlich militärische Organisation und ein starker staatspolitischer Expansionswillen zur Verfügung stand, bedeutet einerseits die Zertrümmerung der jungen Staaten der Balkanslaven und ihrer beginnenden Kulturgrundlagen, ein Zurücksinken in primitive zivilisatorische, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Lebensverhältnisse, eine teilweise Deformierung des sozialen Habitus, vor allem bei den Serben. Dadurch dauerte hier das Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert hinein. Andererseits trat in der Türkenzeit eine Trennung ein, indem der eine Teil der Jugoslaven im Rahmen der türkischen staatlichen Organisation und des türkisch-orientalischen Zivilisationsbereiches stand — man sehe sich nur einmal den Charakter der Städte südlich der Save und der Donau an —, der andere Teil als Vormauer des Christentums durch Jahrhunderte in Abwehr und Angriff blutete. Während dieser Zeit wuchsen auch die Kroaten und Slovenen, ebenso wie die Serben der Militärgrenze in das Gefüge des österreichischen Staates und der österreichisch-ungarischen Staatsinteressen hinein. In dem unter der Osmanenherrschaft stehenden Teile wird der Einfluß der staatlichen Organisationen Byzanz' ausgeschaltet und durch die osmanische ersetzt. Die Gewalten, die bis dahin Träger des fremden Einflusses, des byzantinischen und des ungarischen waren, wurden vor der türkischen Flut hinweggeschwemmt. Der Adel, der politische und soziale Träger der staatlichen Tradition, verschwand. Solange die Türken im Angriff waren, und ihre militärisch staatliche Organisation in Ordnung funktionierte, also bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts, war die soziale Lage der christlichen Bevölkerung nicht schlechter als vorher, da sich die Türken wenig in das Leben der christlichen Bevölkerung hineinmischten, und es ihnen wesentlich nur darum zu tun war, Steuern und Soldaten zu bekommen. Zu diesem Zwecke wurde auch die Katastrierung und Aufteilung des Landes in spahije durchgeführt. Die sozialen Verhältnisse in den einzelnen unter der Türkenherrschaft stehenden südslavischen, sogenannten rumelischen Gebieten waren nicht gleich. In Serbien wurde die grundherrliche Gewalt hinweggefegt und durch Militär bzw. Beamtenlehen

ersetzt. Hier waren auch die Hörigkeits- und Untertänigkeitsverhältnisse am lockersten. In Bosnien wurde der grundherrliche Adel nicht hinweggefegt, sondern es blieb durch den größtenteils freiwilligen Uebertritt des bosnischen Adels zum Islam die alte drückende Grundherrschaft, ja die Grundherren (Begs) bekamen hier noch neue Rechte dazu. Hier wie in Mazedonien war denn auch im 18. und 19. Jahrhundert bis zur Befreiung die soziale Lage der Bauern wie überhaupt der christlichen Bevölkerung die denkbar schlechteste. Hinsichtlich des in den mittelalterlichen südslavischen Staaten ausgedehnten Kirchengutes sehen wir, daß einzelne Klöster ihre Güter beibehielten, andere wurden in muselmanische Kirchengüter (Vakuf) umgewandelt, eine weitere Gruppe wurde ihrer Besitzungen beraubt. Wie in Westeuropa entwickelte sich auch hier auf diesen Gütern im Laufe des 16. Jahrhunderts die Gutswirtschaft, die eine Verschlechterung der Lage der Bauern bedeutete. In den Städten waren die zahlreichen türkischen Gewerbetreibenden nach türkischem Muster organisiert. Zahlreich waren die Slaven in den Janitscharenkorps, viele Südslaven erreichten im türkischen Reich bei den gegebenen Aufstiegsmöglichkeiten auf Grund persönlicher Tüchtigkeit eine angesehene Stellung. So finden wir vom 15. bis 18. Jahrhundert nicht weniger als 18 Großveziere südslavischer Abstammung. Die serbokroatische Sprache war am Hofe der Sultane gut bekannt. — Die Türkenherrschaft führte auch zu eigentümlichen Neubildungen. In Montenegro und Albanien lebten in den abgelegenen gebirgigen Gebieten die alten Formen sozialer Organisation, die Stammesverfassung, wieder auf. Ihre Träger sind jetzt vorwiegend Hirtendörfer. Eine gewisse staatliche Organisation mit Stammeshäuptlingen erhielt sich in Montenegro. Auf der anderen Seite führte die Organisierung des Widerstandes gegen das vordringende Osmanentum zur Bildung und Schaffung der Militärgrenze, eines längs der türkischen Grenze von dem kroatischen Küstenland längs der Save und Donau bis nach Orsova reichenden breiten Gürtels, der unter Militärverwaltung gestellt und direkt Wien untergeordnet war. Dieses Gebiet war in Regimenter, Bataillone und Kompagnien eingeteilt. Als Gegenleistung dafür, daß die Bevölkerung dieser Gebiete im stärksten Maße zur militärischen und Kriegsdienstleistung verpflichtet war, war ihre soziale Lage ganz bedeutend besser als in den unter Zivilverwaltung stehenden slovenischen, kroatischen und südungarischen feudalisierten Gebieten, da hier in der Militärgrenze das Recht des einzelnen Grenzers auf eigenen Grund und Boden gesichert war, und der Aufstieg in höhere soziale Stufen im Wege der militärischen Laufbahn offenstand. Anderseits wurde auch durch die Militärverwaltung der Militärgrenze, vor allem im 18. und 19. Jahrhundert, bis zu ihrer Auflösung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, für die systematische wirtschaftliche und

kulturelle Erziehung der Bevölkerung im weitesten Maße gesorgt. Die Kroaten und Serben der Militärgrenze gaben in den letzten zwei Jahrhunderten nicht nur eine Reihe der besten Generale der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern auch zahlreiche hohe Beamte und Gelehrte. — Die Befreiung der Südslaven vom Türkenjoch ging etappenweise vor sich: Die Befreiung der Gebiete nördlich der Save und der Donau erfolgte noch im 18. Jahrhundert. Im gleichen Jahrhundert machte sich auch Montenegro faktisch frei. Die Serben erkämpften sich durch die Aufstände zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Grundlagen ihrer politischen und nationalen Freiheit, die sie dann bis zu den Balkankriegen (1912—13) territorial und staatsrechtlich immer mehr erweiterten. Bosnien und Herzegovina wurden auf Grund der Beschlüsse des Berliner Kongresses von Oesterreich besetzt (1878) und 1879 auf Grund der Konvention mit der Türkei unter österreichische Verwaltung übernommen, schließlich 1908 auf Grund internationaler Abmachungen dem österreichischen Staatsverband einverleibt.

Die vierte Epoche: Die Epoche der kulturell-nationalen und politischen Wiedergeburt und des Wiederaufstieges wurde eingeleitet durch die Reformen Josef II. und der Kaiserin Maria Theresia, durch die Reformbewegung Ende des 18. Jahrhunderts, die wir als Josefinismus bezeichnen. Durch diese Reformen wurde einerseits die mittelalterliche feudale Staatsverfassung und Staatsverwaltung durch die moderne zentralistische bureaukratische ersetzt und damit wurden im Geiste des aufgeklärten Absolutismus die Grundlagen des modernen Staates geschaffen. Diese Reformen bedeuteten für die Südslaven nördlich der Save und Donau einerseits eine stärkere Bindung an die Wiener Zentralstellen, andererseits — und das ist viel wichtiger — führten die josefinischen Reformen (Bauernbefreiung, Toleranzedikt usw.) und die josefinischen Strömungen zur sozialen und wirtschaftlichen Hebung weiterer Volksschichten und durch die Schaffung der Grundlagen allgemeiner Volksbildung auch zur geistigen Hebung derselben. So schuf diese Epoche bei den österreichischen Südslaven die Grundlage für den sozialwirtschaftlichen und kulturellen Wiederaufstieg. Auch die in den napoleonischen Kriegen erfolgte vorübergehende Zusammenfassung der slovenischen, zentral- und westkroatischen Gebiete in den „Illyrischen Provinzen" bzw. in dem Königreich Illyrien (1809) unter französischer Oberhoheit und Verwaltung brachte nicht nur eine Modernisierung der Verwaltung und des Gerichtswesens sowie der Sozialverfassung, sondern auch eine Hebung der materiellen und geistigen Kultur und des nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls. Die ersten, die es wieder zu einer staatlichen Selbständigkeit brachten, waren die Serben des Belgrader Paschaluks (Verwaltungsbezirk) durch ihre aus der Tiefe des Bauernvolks herausgewachsenen Aufstände 1804—13. Die Gründe da-

für, daß es gerade hier zur politisch staatlichen Neubildung kam, allerdings zunächst noch im engen territorialen Rahmen, liegen in der Tatsache, daß die Serben des späteren Königreiches Serbien schon unter den Türken eine andere, bessere Lage besaßen als die Serben und Kroaten in Bosnien. Nicht nur, daß durch die epischen Volkslieder und die nationalen Klöster die nationalstaatliche Tradition hier besonders frisch erhalten blieb, sondern sie hatten sich auch eine gewisse Autonomie in der sozialen Organisation und verwaltungsrechtlich erhalten (knežine) und damit bestimmte Grundlagen für eine spätere staatliche Neubildung. Der unmittelbare Anlaß zu den Befreiungskämpfen war ein agrar-sozialer. — Für die nationale und staatliche Wiedergeburt der Balkanslaven waren die Ideen der französischen Revolution und die Lehren der deutschen Romantik vom „Volkstum", dann die Einheitsbestrebungen der Italiener und Deutschen, die nationale Idee überhaupt, maßgebend. Im 19. Jahrhundert waren insoweit die weltpolitischen Grundlagen dafür gegeben, daß auch hier der Gedanke eines politischen Eigendaseins und der Selbständigkeit auftauchte, indem einerseits die Türkei als politische Macht in einem Zersetzungsprozeß sich befand, und damit der illegale Druck auf die Unterworfenen und Beherrschten wuchs, und damit auch der Wille zum Widerstand, der Wille zur Selbstbefreiung bei den Unterworfenen größer wurde, indem anderseits in dem österreichisch-ungarischen Staat mit dem Auftreten des Nationalbewußtseins der einzelnen Völker, mit dem Auftreten des nationalen Momentes neben und gegen das bisherige dynastische und territoriale Moment die allgemeinen Voraussetzungen für die nationalen Selbständigkeits- und Selbstbestimmungsbestrebungen der einzelnen in diesem Staatsverbande lebenden Völker gegeben waren. — Die räumliche Erweiterung des neuen serbischen Staates ging in drei Etappen vor sich. Während das erste Serbien (1815—33) nur den Belgrader Bezirk mit einem Flächeninhalt von 24 440 Quadratkilometer umfaßte, schufen nach der wenig bedeutsamen Erweiterung 1833 durch die Einfügung des Timokbassins die Befreiungskriege gegen die Türken 1876 und 1878 sowie der Berliner Kongreß durch den Anschluß des südlichen Gebietes, des Moravaflußgebietes, aus Serbien einen politisch starken und geographisch kompakten Balkanstaat, bis schließlich nach den Balkankriegen der Bukarester Frieden den Anschluß des Vardartales bis vor die Tore Salonikis sowie im Westen die territoriale Verbindung mit Montenegro brachte und den Umfang des Staatsgebietes auf 87 800 Quadratkilometer anwachsen ließ. Damit wurde Serbien der Staat des Morava-Vardargebietes und damit Kernstaat der Balkanhalbinsel. — Die innere Entwicklung des serbischen Staates im 19. Jahrhundert war ausgefüllt durch die Arbeit an dem Ausbau, der Regelung und Modernisierung der Staats-

verwaltung, des Bildungswesens und der wirtschaftlichen Lebensbedingungen, politisch durch die abwechslungsreichen, vielfach blutigen Kämpfe zwischen den beiden Herrscherfamilien, den Obrenović und Karadjordjević, sowie durch die ebenso abwechslungsreichen Kämpfe zwischen den absolutistischen, bureaukratischen Tendenzen einerseits, den demokratischen anderseits, Kämpfe, die durch den Sieg der ein halbes Jahrhundert von N. Pašić geführten Radikalen Partei und den Königsmord 1903 einen teilweisen Abschluß fanden. Außenpolitisch ist diese Epoche charakterisiert durch ein geschicktes Lavieren des kleinen Serbiens zwischen den europäischen Großmächten Oesterreich, Rußland und der Türkei. Der Gegensatz zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Serbien war gegeben, als sich seit 1848, vor allem seit der kraftvollen und klugen Regierung des Fürsten Mihailo Obrenović (1859—68) mit dem Erwachen des nationalpolitischen Kraftbewußtseins Serbien als Anwalt der österreichisch-ungarischen Südslaven zu fühlen begann und die Befreiung derselben aus dem fremden Staatsverband und die Vereinigung mit Serbien als seine Mission zu betrachten anfing.

Die nationalpolitische Entwicklung der österreichisch-ungarischen Südslaven, deren staats-, verwaltungsrechtliche wie auch kulturpolitische Situation in den einzelnen Gebieten, je nach dem staatsrechtlichen Verhältnis desselben zum Gesamtstaat, verschieden war, steht im Zeichen der durch das Erwachen des nationalen und kulturellen Selbstbewußtseins bedingten Kämpfe um die Nationalisierung der Verwaltung und Rechtssprechung, der kulturellen und politischen Institutionen in den von den Südslaven bewohnten Gebieten, im Zeichen des Widerstandes gegen die Magyarisierungsbestrebungen auf der ungarischen Hälfte nördlich der Save und Donau, gegen die Germanisierungstendenzen auf der österreichischen Hälfte bei den Slovenen. Sie steht im Zeichen des Kampfes um die Schaffung selbständiger Verwaltungskörper auf Grund der ethnisch-nationalen Zusammengehörigkeit (Vereinigung Dalmatiens mit Kroatien-Slavonien, Vereinigung Krains mit den slovenischen Teilen von Steiermark, Kärnten und Görz) im Rahmen des Gesamtstaates. Die Erreichung des Zieles der inneren Umgestaltung, der Föderalisierung bzw. Trialisierung, wurde hauptsächlich von den Magyaren bekämpft und auch vereitelt, die 1867 die dualistische Lösung, die Teilung in zwei Reichshälften und damit in zwei Interessensphären durchsetzten. Dadurch war einerseits das weitere Schicksal der österreich-ungarischen Südslaven, anderseits das Schicksal des einheitlichen und gemeinsamen Staates besiegelt. Diese Kämpfe füllten die Geschichte der österreichisch-ungarischen Südslaven von 1848 bis 1918 aus, sie führten zur Lockerung des Staatsbewußtseins und schließlich — unter dem Einfluß Serbiens einerseits, der Ideen westeuropäischer und russischer Revolutionäre und Nationalisten anderseits — zur

Entstehung einer neuen staatspolitischen Konzeption, zur Idee eines jugoslavischen Staates, zu einem jugoslavischen Programm.

Der jugoslavische Nationalismus fußt in der Anschauung, daß die Serben, Kroaten und Slovenen einander ursprünglich ethnisch derartig nahe standen, daß aus ihnen ein einziges Volk sich entwickelt hätte, wenn diese Entwicklung nicht durch ein ungünstiges politisches Schicksal, vor allem durch die ungünstige geographische und weltpolitische Lage verhindert worden wäre. Diese Ideologie weist ferner darauf hin, daß man in der jugoslavischen Geschichte wiederholt Bestrebungen findet, die den Versuch der Einigung der einzelnen Stammesgruppen zum Ziele haben, sei es in Form staatspolitischer Tendenzen, in Form sozialer Kämpfe, sei es als literarische oder konfessionelle Bewegungen. Diese Einheitsbestrebungen gehen, soweit sie vor der Mitte des 19. Jahrhunderts auftreten, nicht auf ein gemeinsames Nationalbewußtsein zurück, sondern auf Instinkte der sprachlichen und sozialen Zusammengehörigkeit und stützen sich vorwiegend auf die Tatsache des territorialen Zusammenhangs. Die Epoche des nationalen Erwachens (Rinascimento) in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte vor allem ein neues Ziel: die kulturelle Einheit der Südslaven. Von dieser Zeit an ist der Gedanke der südslavischen Einheit lebendig geblieben, zeitweilig stärker, zeitweilig schwächer, in allen Teilen der Südslaven auftretend. In der neuesten Zeit, das ist ungefähr seit Beginn des 20. Jahrhunderts, tritt die jugoslavische Idee auf als Ausdruck des Bewußtseins des Rechtes auf selbständige nationale Entwicklung. Jetzt wurde die wichtigste Grundlage dieser Idee die Erkenntnis, daß der Weg zur vollständigen nationalen und kulturellen Einigung, der Weg zum südslavischen Volk nur über die politische Einigung führe; jetzt wurde auch die Erreichung dieses Zieles mit revolutonären Mitteln praktisch in Erwägung gezogen.

Bereits 1844 schrieb der serbische Minister Garašanin in einem politischen Programm: „Die Erhebung und Beunruhigung (unter den Balkanslaven) hat bereits begonnen und wird niemals mehr aufhören. Serbien muß die Aufgabe und Rolle, die es in dieser Erhebung hat, immer vor Augen halten. Serbien hat sich als Protektor aller Südslaven zu fühlen." Er empfiehlt eine Politik der Anlehnung an Frankreich und England! Wir sehen hier bereits Ideen, die dann 1903 nach dem Dynastie- und politischen Systemwechsel greifbare Formen bekamen.

Die Epoche der eigentlichen jugoslavischen Bewegung bilden die ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts. Nicht nur, daß in dieser Zeit die jugoslavische Idee, vor allem in den Gebieten außerhalb des Königreichs Serbien, eine starke Wandlung erfuhr, indem die realen politischen Ziele in den Vordergrund traten, und aktivistische Züge sich entwickelten, sondern es wurde

jetzt die jugoslavische Idee zur jugoslavischen Bewegung dadurch, daß sie zum praktisch-politischen Leitmotiv größerer sozialer Gruppen wurde, daß sie zur Entstehung studentischer, politischer, sportlicher und kultureller Organisationen mit ausgesprochenen oder versteckten jugoslavischen Zielen führte. In dieser Bewegung stand einer älteren in den Ideengängen Masaryks stehenden Generation — ihr gehörten die bekannten Politiker Stephan Radić und Svet. Pribičević an —, die das Programm der serbokroatischen Volkseinheit vertraten, die nach 1908, seit der Annexionskrise, in den Vordergrund rückende revolutionär-nationalistische Generation gegenüber, aus der auch das Sarajevoer Attentat entsprang. Während des Weltkrieges haben wir in der jugoslavischen Bewegung die programmatische jugoslavische Orientierung des offiziellen Serbiens festzustellen, ferner die politische und propagandistische Tätigkeit der jugoslavischen Emigrantengruppen in Italien, in der Schweiz, in Frankreich, England, Amerika und Rußland, die Tätigkeit des „Südslavischen Ausschusses", der sich bereits als politischer Repräsentant des künftigen Staates fühlte; und schließlich in Oesterreich selbst die beginnende offene Einstellung der jugoslavischen Politiker[1]).

Die sozialwirtschaftliche Entwicklung der Südslaven in dieser Epoche ist charakterisiert durch den fortschreitenden Zerfall der patriarchalischen Lebens- und Wirtschaftsformen, hervorgerufen durch das Eindringen mittel- und westeuropäischer Lebens- und Wirtschaftsformen, der neuzeitlichen Technik und Industrie, durch den beginnenden Uebergang der primitiven Hauswirtschaft und lokalen Bedarfswirtschaft zur modernen Verkehrswirtschaft. Die mit diesem Uebergang auftretende Krise ist bis heute noch nicht überwunden.

Die kulturelle Entwicklung:

„In uns liegen zwei Epochen im Kampfe, das Mittelalter und die Neuzeit. Wir sind auf der einen Seite im gleichen Zustand wie im Jahre 1300 beiläufig, auf der anderen Seite sind wir Europa." Diese Worte, die M. Krleža, einer der bedeutendsten kroatischen Dichter der Gegenwart, einem seiner Romanhelden in den Mund legte (Tri kavalira gospodjice Melanije), bringen ein charakteristisches Moment des jugoslavischen kulturellen und zivilisatorischen Lebens zum Aus-

[1]) Vgl. Näheres bei: J. Matl, Materialien zur Entstehungsgeschichte des südslavischen Staates. In: Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven (Breslau) Bd. II, H. II, S. 53—80. — J. Matl, Die Entstehung des jugoslavischen Staates. In: Zeitschrift für Politik 16 (1927), S. 521—43; ferner: J. Matl, Die kroatisch-serbische Krise. In: Wille und Weg, 4. Jahrg. (Berlin 1929), Nr. 20, S. 492—500.

druck. Nämlich die in die Augen fallende Tatsache des unmittelbaren Nebeneinanders von Zuständen und Lebensäußerungen tiefsten Mittelalters und solcher der Neuzeit. Einer kleinen auf europäischer Kulturhöhe stehenden intellektuellen Oberschicht, stehen, vor allem in den zentralen und südlichen Gebieten, die auf der Stufe primitiver Zivilisation und Kultur stehenden breiten Volksschichten gegenüber. Ein weiteres charakteristisches Moment ist das ganz eigenartige Verhältnis von Volks- bzw. Dorfkultur (Kultur der Mutterschicht der Kulturnation) und städtischer Kultur. Die anscheinend kulturlosen breiten Volksschichten sind Träger einer außerordentlich frischen, in sich hoch entwickelten Volkskultur, die in Volksliedern und Volksgebräuchen, in Stickereien und Schnitzereien, kurz in lebenden Erzeugnissen der Volkskunst zum Ausdruck kommt. Anderseits haben die Städte, die Zentren höherer Kultur, fast ausnahmslos ethnisch, sozialpsychisch und kulturell, in ihrer ganzen Lebensform starke fremde Grundelemente und fremde Züge in sich: Die küstenländischen Städte romanische, die nordwestlichen germanische, die zentralen und südöstlichen griechische, byzantinische und türkisch-orientalische Elemente. Sie stellen nicht in dem Maße Konzentrationspunkte höherer wirtschaftlicher, zivilisatorischer, sozialer und kulturell geistiger Lebensformen der umwohnenden Volksmassen dar wie in Westeuropa. An dem äußeren Charakter und dem inneren Leben der einzelnen jugoslavischen Städte und an der Sprache ihrer Bewohner — ich verweise auf die kroatisch-deutsche Sprachmischung in Agram (Zagreb), Esseck (Osijek), auf die slovenisch-deutsche in Marburg (Maribor), serbisch-ungarische in Subotica und Sombor, auf die türkisch-arnautischen Lehnwörter in den serbischen und bosnischen Städten, auf die vielen romanisch-italienischen Elemente in der Umgangssprache der dalmatinischen Städte, vor allem in Spalato (Split), Ragusa (Dubrovnik) — kann man anschaulich sehen, daß das jugoslavische Gebiet kulturgeographisch eine Uebergangszone zwischen dem Westen mit seiner technischen Zivilisation und seinem Organisationsgeist, mit seinem empirischen Utilitarismus und metaphysischen Konstruktivismus einerseits, und dem Osten mit dem staatskirchlichen Formalismus von Byzanz, dem materialistischen Geist der Araber und dem mystisch-ethisch-revolutionären Rußland anderseits ist. — Die Grundlage der Einheit der jugoslavischen Kultur ist gegeben durch die Sprache, durch die Volksdichtung, Volksgebräuche und andere Erzeugnisse der Volkskunst. Die Kroaten und Serben sprechen ein und dieselbe Sprache, die serbokroatische, jedoch verwenden sie eine verschiedene Schrift, die Kroaten die lateinische und die Serben die cyrillische Schrift. Da die Slovenen eine eigene Literatursprache besitzen, haben wir in Jugoslavien zwei Literatursprachen, die serbokroatische und slovenische zu unterscheiden. Die Einheit der südslavischen Sprachen ist gegeben

einerseits durch gewisse gemeinsame Merkmale gegenüber den übrigen slavischen Sprachgruppen, durch die große Aehnlichkeit im inneren Aufbau und den Formen sowie durch Uebergangsdialekte, die die Verbindung zwischen dem Slovenischen und Kroatischen, sowie zwischen dem Serbischen und Bulgarischen herstellen. Daß sich nicht eine, sondern mehrere Schriftsprachen entwickelt haben, ist eine Folge der verschiedenen geschichtlichen Entwicklung. In neuerer Zeit finden sich in der Nationalideologie, in Wissenschaft und Kunst, Bestrebungen, aus den durch die verschiedene geschichtliche Entwicklung und durch die verschiedenen Einflüsse von außen geschaffenen verschiedenen Kulturelementen, Kulturformen und Kulturtypen der Slovenen, Kroaten und Serben synthetisch eine einheitliche jugoslavische Kultur zu schaffen. Derzeit haben wir in Vergangenheit und Gegenwart noch eine serbische, kroatische und slovenische Kultur, Wissenschaft, Literatur und Kunst mit verschiedenen inneren und gesonderten organisatorischen Entwicklungsgrundlagen (Zeitschriften, wissenschaftliche und Kulturvereine) zu unterscheiden.

Zwei geschichtliche Tatsachen gestalteten entscheidend das gesamte Kulturleben und die geistige Entwicklung der Südslaven: die Kirchenspaltung und die Türkeninvasion. Die Kirchenspaltung zwischen dem Papsttum in Rom und dem Patriarchat in Byzanz, führte hier zu einem Auseinanderfall der ethnischen Einheit in zwei Kulturhälften, und ihre Folgeerscheinungen sind bis in die Gegenwart hinein in einer verschiedenen geistigen Grundhaltung zu beobachten. Wesentlich ist Folgendes: Im Westen und Norden bei den katholischen Slovenen und Kroaten ist die Kirche zwar nicht national eingestellt, aber sie hat gerade durch ihren universalistischen Charakter durch Jahrhunderte viel wertvolles Kulturgut übermittelt und damit die kulturelle Entwicklung gefördert. Dabei darf allerdings die Tatsache nicht vergessen werden, daß auch hier in den zentralen nördlichen und westlichen katholischen Gebieten die kirchliche Organisation (Ordensprovinzen der Franziskaner und Jesuiten) vor allem in der Gegenreformationszeit (16. und 17. und 18. Jahrhundert) einen außerordentlich bedeutsamen Faktor in der Schaffung einheitlicher nationaler Kulturgrundlagen, in der Schaffung eines das gesamte, unter verschiedener politischer Herrschaft stehende ethnische Gebiet umfassenden Kultur- und Nationalbewußtsein darstellt; daß ferner in der Zeit der Schaffung der modernen nationalen Kultur im 19. Jahrhundert der katholische Klerus, der ja hier bei dem Mangel einer differenzierten intellektuellen Oberschicht bis tief in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein das Gros der nationalen Intelligenz bildete und die weltanschauliche Grundhaltung bestimmte, auf Seite der nationalen Kulturbestrebungen stand. Es sei nur der Name des Bischofs Stroßmayer genannt. Freiheitlich-liberalistische

Geistesströmungen und damit die Anfänge einer weltanschaulichen Differenzierung und des Kulturkampfes sind ja hier erst gegen Ende des vorigen und zu Anfang unseres Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Herausbildung einer zahlreicheren weltlichen Intelligenz festzustellen. — Im Osten dagegen hat die orthodoxe Kirche durch ihren stark nationalen Charakter seit Sava, dem Begründer der selbständigen serbischen Kirchenorganisation (1219) und durch die Pflege der nationalstaatlichen Tradition außerordentlich viel für die nationale Erhaltung und Stärkung des Volks- und Staatsganzen geleistet, dagegen kulturell nicht viel mehr geboten als den erstarrten Byzantinismus. Dauernd wertvolle Denkmäler dieser byzantinischen Kulturepoche bilden nur die künstlerisch hochstehenden Baudenkmäler der mittelalterlichen serbischen Klöster in Südserbien und Mazedonien.

Die zweite entscheidende Tatsache ist die Türkeninvasion und die Türkenherrschaft, die nicht nur die Vernichtung der bisherigen Kulturgrundlagen bedeutete, sondern auch durch Jahrhunderte hindurch kulturellen Stillstand und Rückgang und die Unmöglichkeit der Weiterentwicklung der kulturellen Kräfte (Literatursprache, Literatur, Kunst, Wissenschaft) und der kulturellen Organisationen (Schulen, Theater, Presse), und zwar nicht nur bei den unmittelbar unter der Türkenherrschaft stehenden, sondern auch bei den in Abwehrbereitschaft stehenden Südslaven jenseits der Grenze zur Folge hatte. Anderseits führte die Türkenherrschaft zum Wiederaufleben der ererbten patriarchalischen Volkskultur der niederen Volksschichten. Die alten sozialen, rechtlichen, wirtschaftlichen, religiösen und medizinischen Volksgebräuche lebten in voller Frische wieder auf und wurden Norm für das Leben und Handeln des Volkes bis tief in die neueste Zeit hinein. Im Zusammenhang mit den Siedlungsbewegungen dieser Zeit (15. bis 18. Jahrhundert) — Verschiebung und Abwanderung der Kroaten und Serben aus den südlichen Druckzentren der Türkeninvasion (Südserbien, Montenegro, Bosnien) nach Norden und Westen, nach Kroatien, in die südungarische Tiefebene, an die dalmatinische Küste — die eine starke ethnische Modifizierung und Nivellierung der Kroaten und Serben zur Folge hatten, wuchs auch die territoriale Ausdehnung und Vereinheitlichung dieser patriarchalischen Kultur. Am stärksten war das Wiederaufleben in den zentralen südlichen und östlichen Gebieten. Infolge der ständigen Kämpfe und der Kampfesbereitschaft, die auch zur Entstehung inoffizieller Abwehrorganisationen, der sogenannten Hajduken und Uskokenbanden führte, reichte hier das epische Zeitalter bis in das 19. Jahrhundert. Dieses Zeitalter, die geschichtlichen Erlebnisse dieser Epoche fanden einzigartigen künstlerischen Ausdruck in unzähligen Heldenliedern, die nach ihrem Bekanntwerden in Westeuropa zu Beginn des 19. Jahrhunderts die einmütige Be-

wunderung der westeuropäischen gebildeten Welt hervorriefen[1]). Zu den Bewunderern und Verehrern dieser Volksdichtung gehörten auch Männer wie Goethe und Jakob Grimm. Die Kampfesidee dieser ganzen Epoche symbolisiert und verkörpert Kraljević Marko, der Hauptheld der Volksdichtung, der — nach einem alten Volkslied — durch hereinbrechende Türken den Pflug, also Ackerbau und Kulturarbeit, mit dem Schwerte zu vertauschen gezwungen war. Das Christentum des Volkes verwandelte sich und erniedrigte sich zu einem Kondottieretum, einem äußerlichen Heldenchristentum, wurde zum Teil selbst türkisiert. Diese historisch gegebene Kampfesidee, die Idee von Kosovo, durchzieht in ethisch gereinigter und künstlerisch geläuterter Form eine der herrlichsten jugoslavischen Kunstdichtungen des 19. Jahrhunderts den „Tod des Čengić-aga" (1848) von Ivan Mažuranić, als Ausklang der epischen Epoche. In der letzten Zeit fanden das geschichtliche Schicksal und die geschichtliche Leistung der Südslaven in dieser Heldenepoche gewaltigen originellen künstlerischen Ausdruck in den Werken des Dramatikers J. Vojnović, des Malers Rački und des weltbekannten kroatischen Bildhauers I. Meštrović. Nach der Befreiung von der Türkenherrschaft begannen die Volksgebräuche und die Volkslieder zurückzugehen, ein Rückgang der von Norden nach Süden fortschreitet. Ebenso wie die Volkslieder, die epischen und lyrischen, wegen ihrer unmittelbaren künstlerischen Qualität Weltruf erlangten, so erregten in neuerer Zeit auch die übrigen Zweige der Volkskunst (Gewebe, Stickerei, Geflechte, Holzschnitzerei), durchwegs gearbeitet von einfachen Bauern und Bäuerinnen, durch ihre gute originelle Komposition und schöne Bearbeitung auf den internationalen Ausstellungen die Bewunderung der Kunstkenner. Der Reichtum dieser Volkskunst ist in den ethnographischen Museen in Agram, Belgrad und Sarajevo, sowie bei Volksfesten und Märkten heute noch ersichtlich. — Als Erbe des langdauernden epischen, des Kampfeszeitalters, blieb etwas im Blut, das bis in die Gegenwart auf die politische und kulturelle Mentalität nachwirkte. Der dionysische Rächerzorn und die Geringschätzung des menschlichen Lebens, die violente Note. Die historischen Erlebnisse wie auch die angeborenen Rassenmerkmale hatten als Ergebnis eine andere Art des Reagierens auf Erscheinungen der materiellen, moralischen und geistigen Welt, eine andere Art des Erlebens zur Folge. Eine größere Impulsivität und größere momentane Intensität, weniger Klarheit, weniger Mit-sich-klar-werden, weniger Ausdauer und Organisationstalent als bei den westlichen Völkern. Soviel zur Volkskultur.

[1]) Vgl. Näheres bei: J. Matl, Die Entwicklungsbedingungen der epischen Volksdichtung bei den Slaven. In: Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven. Bd. V (1929), H. I.

Geistesleben, Literatur und Kunst: Betrachten wir die Erscheinungen höherer geistiger und künstlerischer Kultur, so finden wir als Folge des gezeichneten allgemeinen geschichtlichen Schicksals eine außerordentlich lange Dauer der durch kirchliche Zwecke bestimmten, der kirchlich gebundenen religiösen Kultur und des Geistesleben, der Literatur und Kunst. Eine nennenswerte profane Literatur und Kunst kam hier — mit Ausnahme von Dalmatien — erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Geltung. Humanismus und Renaissance, die in Westeuropa die Grundlagen der neuen Zeit schufen, führten wesentlich nur auf den kroatischen Inseln und in den Küstenstädten Dalmatiens, vor allem in Dubrovnik (Ragusa), Split, Hvar (Lessina) zu einem blühenden höheren kulturellen Leben und Schaffen im 15., 16. und 17. Jahrhundert. Die regen Handelsbeziehungen zur See brachten den Bürgern dieser Städte nicht nur Reichtum, wirtschaftliche und auch — trotz des Eingeklemmtseins zwischen den beiden herrschenden Mächten, Venedig und Osmanenreich — politische Macht, soziale Differenzierung und damit die zivilisatorischen Grundlagen für eine höhere Kulturentwicklung. Sie führten zur engsten Fühlungnahme mit dem westeuropäischen, vor allem mit dem italienischen geistigen und künstlerischen Leben, erweiterten den Gesichtskreis, stärkten das nationale Bewußtsein — die ethnische Stärkung des slavischen Elementes erfolgte hier durch ständigen Zuzug frischer slavischer Bauern- und Hirtenbevölkerung aus dem dalmatinischen und bosnischen Hinterland — und erweckten den Sinn und das Verständnis für Bildung und Kunst. So entstand hier eine durch zwei Jahrhunderte blühende Kultur, in der nicht nur alle Arten der schönen Literatur in den damals üblichen Formen und Strömungen gediehen, sondern auch Wissenschaft und Kunst aller Art reichste Pflege fanden. Neben die Troubadurpoesie und die Hirtenidylle, neben die im Zeichen des Humanismus auftretende Dichtung nach klassischen Vorbildern, neben die religiöse philosophische Dichtung großen Stiles, trat die epische Behandlung heimischer Stoffe, neben geistliche Mysterien und kirchliche Dramen traten profane Lustspiele und Dramen aus dem zeitgenössischen Leben. Als der Geist der Gegenreformation zu einer Reaktion gegen das lebensfrohe heidnische Element in der Gesellschaft und Dichtung des 16. Jahrhunderts geführt hatte, fanden diese neuen Strömungen Ausdruck in der lyrischen, epischen und dramatischen Dichtung, vertreten durch eine Reihe talentierter Dichter, unter denen der Lyriker Iv. Bunić und vor allem der Ragusäer Iv. Gundulić, der Schöpfer der epischen Dichtung „Osman" und einer der größten slavischen Dichter vor dem 19. Jahrhundert, hervorragen. Von dem Geschmack und der Kunstfreudigkeit dieser dalmatinisch-ragusäischen Kulturepoche geben noch die zahlreichen kirchlichen und profanen Baudenkmäler und Kunstwerke in den dalmatinischen Städten, vor allem

in Dubrovnik, Trogir und Hvar Zeugnis. Wie Humanismus und Renaissance in Dalmatien die Anregungen zu einer blühenden Kultur gegeben hatten, so brachte die aus Deutschland vordringende Reformation den Slovenen und den nördlichen Kroaten die nationale Literatur, schuf hier die Literatursprache, erweiterte den nationalen und sprachlichen Gesichtskreis, zumal das Wirken der Protestanten auf das gesamte Südslaventum gerichtet war. Die von der katholischen Kirche als Gegenschlag gegen die Reformation einsetzende Gegenreformation war kultur- und geistesgeschichtlich insoweit von großer Bedeutung für das geistige Leben der katholischen Südslaven, als die Gegenreformation die von der Reformation geschaffenen literarischen Grundlagen in ihrem Sinne ausbaute, als sie die Grundlage für eine einheitliche serbokroatische Literatursprache und für starke literarische Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Gebieten schuf, als in ihr schließlich die südslavische und panslavische Ideenrichtung konkreterer Formen annahm. Zu einer irgendwie bedeutenden weltlichen Kunstliteratur führte allerdings auch die Gegenreformation nicht. — Diejenige Geistesbewegung, die im eigentlichen Sinne den Südslaven die Neuzeit einleitete, war die Aufklärungsbewegung des 18. Jahrhunderts. Ihre erneuernden und umgestaltenden Wirkungen waren am stärksten bei den Serben, zu denen weder Humanismus noch Renaissance, weder Reformation noch Gegenreformation als geistige Bewegung gedrungen waren, und bei denen der an der deutschen Aufklärung gewachsene Dositej Obradović die neue Geistesrichtung zum Siege führte. Der bisherigen Parole: Tradition, Festhalten am Hergebrachten, wurde die Losung: Vernunft, Menschenrechte, Fortschritt, entgegengestellt; dem bisherigen Kampfesideal das Ideal der Vernunft, der Arbeit, der Bildung, der nationalen Kultur. Doch keiner anderen Epoche verdankt die heutige geistige Kultur der Südslaven derartig viel als der Romantik. Die jugoslavische romantische Literatur- und Geistesepoche, die vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis spät in die zweite Hälfte des Jahrhunderts, in der geistigen und literarischen Haltung einzelner konservativer Kreise bis in die Gegenwart hineinreicht, unterscheidet sich insoweit von der deutschen als in ihr die ästhetisch-theoretischen Fragen der deutschen Romantik keine wesentliche Rolle spielen, sondern nur die praktisch-nationale Seite, die Lehre vom Volkstum, die Pflege der Muttersprache, der nationalen Geschichte, die Schätzung der Erzeugnisse der Volkskultur. Diese Epoche ist beherrscht von einem national-kulturellen Idealismus und Optimismus. Die einheitliche slovenische und serbokroatische Literatursprache, die nationale Presse, Schule, Theater, Kulturvereine, eine nationale Wissenschaft vor allem Geschichtswissenschaft, eine moderne nationale Literatur, die geistige Verbindung mit den übrigen europäischen und slavischen Literaturen, sind

ihr Werk. Dichter großen Formats, wie der Slovene Prešeren, die Kroaten Iv. Mažuranić, P. Preradovic und Fr. Marković, die Serben Br. Radičević und P. P. Njegoš formten das Erleben und Streben dieser Epoche in künstlerischer Gestalt. Nachdem in den fünfziger und sechziger Jahren der politische Absolutismus einerseits, der beginnende nationalpolitische Kleinkrieg anderseits eine innere Umwandlung des national-kulturell-geistigen Habitus, eine Ernüchterung aus den romantischen Träumereien, aus Pathos und Gefühlsüberschwang, eingeleitet hatten, begann, gefördert von außen durch westeuropäische geistige Einflüsse, von innen durch die jetzt auflebende kritische Wissenschaft, vor allem Geschichtswissenschaft, die reale Welt der Tatsachen auch im national-kulturellen Leben und Streben in den Vordergrund des Blickfeldes und des Interesses zu treten. Der romantische idealistische Ueberschwang in Literatur, Kunst und Geistesleben wurde in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die realistische Richtung von seiner Alleinherrschaft verdrängt. Weltanschaulich waren für den Umschwung deutsche Einflüsse (Büchner, Haeckel[1]), in der Literatur die großen russischen und französischen Realisten maßgebend. Die dieser Richtung eigene Hinwendung zur realen Wirklichkeit und den positiven Tatsachen des Alltags verdrängte auch hier in der Literatur die Hajduken- und Heroenromantik und den literarischen Historizismus der fünfziger und sechziger Jahre durch wirklichkeitsnahe Darstellung des gegenwärtigen Lebens des Volkes, seiner Probleme und Krisen. Diese Epoche, literarisch vertreten durch eine starke Gruppe talentierter kroatischer, serbischer und slovenischer Dorferzähler und Romandichter (die führenden Š. Gjalski, A. Kovačić, L. Lazarević, J. Kersnik) schuf ein literarisches Genre, das bis in die Gegenwart hinein lebendig blieb, in den letzten zwei Jahrzehnten verfeinert durch den Einfluß mittel- und westeuropäischer Impressionisten. In der Wissenschaft brachte diese Epoche des ausgehenden 19. Jahrhunderts die Anfänge eines positivistischen Kritizismus, der sich vor allem in der Geschichtswissenschaft wohltuend bemerkbar machte, wesentlich gefördert, durch die Schulung junger jugoslavischer Historiker in dem Wiener Institut für österreichische Geschichtsforschung. Diese kritizistische Einstellung in Literatur, Kunst und Geistesleben wurde noch verstärkt, als in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts eine neue Generation, die auf den tschechischen und westeuropäischen, vor allem deutschen und französischen Bildungsstätten die neuen europäischen politischen und künstlerischen Ideen aufgesogen hatte, dem öffentlichen, geistigen und künstlerischen Leben, in kritischer Haltung gegenüber dem Werturteil der alten Generation, ihren Stempel

[1]) Näheres über die deutschen Kultureinflüsse bei J. Matl, Deutsche Kultur bei den Südslaven. In: Der Ackermann. Jahrg. 1 (Kaaden a. d. Eger, ČSl 1927), S. 501—12.

aufdrückte[1]). Hatten schon die zwei vorletzten Generationen Wissenschaftler europäischen Formats und von Weltruf wie die Slavisten V. Jagić und M. Murko gegeben, so arbeitete diese Generation mit Erfolg daran, Wissenschaft und Kunst der jungen südslavischen Völker auf eine Höhe mit der des übrigen Europa zu bringen. Dichter wie der Slovene Iv. Cankar, die Kroaten Iv. Vojnović, M. Begović, Iv. Andrić, M. Krleža, Künstler wie der Bildhauer Meštrović, eine Reihe bedeutender Wissenschaftler verschiedener Gebiete, schufen Werke, die die jugoslavischen Kulturkräfte vor Europa legitimierten. Heute ist das wissenschaftliche Leben in den Universitäten Agram, Belgrad, Laibach, sowie in den Rumpfuniversitäten Uesküb (Skoplje) und Maria-Theresiopel (Subotica) in der Königlich serbischen Akademie in Belgrad und in der Jugoslavischen Akademie in Agram, sowie in einer Reihe wissenschaftlicher Vereine konzentriert.

Zum Schlusse noch einige Worte über die charakteristischen Eigentümlichkeiten des jugoslavischen kulturellen Werdens und heutigen Seins: Aus dem geschichtlichen Schicksal des jugoslavischen Siedlungsterritoriums, geographisch, politisch, zivilisatorisch und kulturell Uebergangsgebiet zwischen Orient und Okzident zu sein, Randzone, in der die politischen und kulturellen Wellen, die von Westen und Osten und Süden kamen, zusammenschlugen und sich vermischten, sind folgende Tatsachen des jugoslavischen Kulturlebens erklärlich: Es fehlt hier die Kontinuität in den Kultureinflüssen und in der Kulturentwicklung. Zu der für jede höhere Kulturentwicklung notwendigen organischen Differenzierung und Variation kam es hier im wesentlichen durch die Wirksamkeit äußerer Kräfte und Faktoren und nicht in erster Linie durch solche von innen heraus. Diese äußeren politischen und kulturellen Faktoren und Einflüsse wechselten nicht in der Form eines langsamen Ueberganges von einem zum andern und in organischer Anpassung an die neuen Einflüsse, sondern vielfach unvermittelt, ohne eigentlichen Uebergang. Die verschiedenartigsten Einflüsse (byzantinische, türkisch-orientalische, westliche, romanische und germanische), kulturell-geistige Lebens- und Erscheinungsformen, die aus ganz anders gearteten sozialen kulturellen Grundlagen herausgewachsen waren, kreuzten und vermischten sich hier und wirkten auf die kulturell und sozial unentwickelten Massen. „Die Kultur kam nicht stufenweise, wuchs nicht sozusagen aus uns heraus, sondern stürmte im Fluge auf uns ein. Wir wußten nicht, was das alles ist und wozu das alles ist, ob es vorteilhaft ist für uns oder nicht. Wir nahmen sie mit beiden Händen auf, verbissen uns in sie und da sie für uns nicht reif war und wir für sie

[1]) Näheres über die Moderne bei J. Matl, Hauptströmungen in der modernen südslavischen Literatur. In: Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven. N. F. Bd. I, H. I, S. 10—69.

nicht vorbereitet waren, so verschluckten wir sie unverdaut und sie blieb uns im Magen liegen." So sagt ein kroatischer Schriftsteller J. Kozarac in einer Novelle. Daraus erwuchsen, vor allem beim Eintritt in die Neuzeit, seit dem Beginn einer höheren intellektuellen Kultur, also seit dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, eine Reihe von Krisenerscheinungen, die dem ganzen kulturell-geistigen und auch sozialem Leben bis in die Gegenwart hinein ihren Stempel aufdrücken. So entstand hier das Problem des Verhältnisses von Dorf und Stadt in einer besonderen Form, das Problem des unmittelbaren, schnellen Ueberganges vom Bauern zum Herrn, zum Intellektuellen, von der sozial-kulturellen Sphäre des primitiv patriarchalischen konservativen Dorf- und Kleinstadt-Milieus in die moderne individualistische und rationalistische großstädtische westeuropäische Sphäre und führte, wie uns die Biographien und die literarischen Bekenntnisse und Erzeugnisse einer großen Anzahl der Träger der neuen höheren Kultur zeigen, zu einer tragischen Dauerkrise der Intelligenz, die bis heute noch nicht ihr Ende gefunden hat. Der Unterschied zwischen dem Ausgangsmilieu und dem neuen europäischen und europäisierten städtischen Milieu war außerordentlich groß und stark, nicht nur graduell, sondern auch dem Inhalt der Grundanschauung und der Lebensformen nach. Das neue gesellschaftliche Milieu, die neue Kultur, die man in den mittel- und westeuropäischen Städten, in denen der Großteil der jugoslavischen Intelligenz die Ausbildung genoß, antraf, blendete, verblüffte, begeisterte und erzeugte das Bestreben, all das möglichst schnell aufzunehmen, zu verschlingen, nachzuholen. Von dem neuen Milieu wurde vorwiegend das Aeußere übernommen — eine Darstellung dieser Erscheinungen finden wir in den Dichtungen eines Kozarac, Novak, Matoš, Krleža u. a. —; auf dem Gebiete der Vernunfterkenntnis nur die Resultate ohne Rücksicht darauf, von welchen psychischen und sozialen Grundlagen aus man zu ihnen gekommen war (z. B. Nietzsches Lehren). Man nahm Verschiedenartiges durcheinander und nebeneinander auf, Verschiedenartiges, das weder untereinander zusammenstimmte noch mit der psychischen Reife des Aufnehmenden. Dazu kam bei diesen jungen kulturhungrigen jugoslavischen Intellektuellen der Mangel an Tradition, die im Westen im Leben und in der Ideenentwicklung des Einzelnen und der Gesellschaft als hemmendes und auch ausgleichendes Korrektiv wirksam ist. Alle diese Momente führten zu zahlreichen psychischen und intellektuellen Disharmonien zwischen Herz und Hirn, zwischen den atavistischen Trieben und den neuen geistigen Forderungen: „Ich weiß nicht, was gut ist, was schön ist, was böse und häßlich ist, ob diesen Begriffen überhaupt eine Realität zukommt; ich weiß nichts, alles ist mir in einer trüben Verwirrung, in einem Durcheinander — mir ist entsetzlich. Ich bin kein Optimist, kein Idealist, kein Pessimist, kein Materialist.

Mein Geist dringt in jede dieser Anschauung ein, findet überall berechtigte Gründe — aber mein Herz ist nicht befriedigt und mein Geist ist nicht ganz eingenommen." So spricht in einem Roman des führenden kroatischen Realisten Gjalski ein junger Mann, der aus der Welt, aus Westeuropa, nach Hause zurückkehrt.

Zu ähnlichen Erkenntnissen und Beobachtungen kommt der serbische Romandichter M. Uskoković in seinen psychologischen Zeitromanen, in denen er das frühreife Aufblühen, das begeisterte Aufflammen und den seelischen und moralischen Zusammenbruch der serbischen Uebergangsgeneration zu Beginn des 20. Jahrhunderts schildert und schließlich die These aufstellt: Man soll den Menschen nicht in ein anderes Milieu verpflanzen, das ihm physisch-geistig nicht homogen ist. — Daher die zahlreichen Entwurzelten, Menschen, die eine Mentalität und eine soziale Stufe hinter sich gelassen haben und in der anderen, höheren sich noch nicht ganz zurecht gefunden haben. Daher die vielfache Unruhe und Haltlosigkeit, die der führende serbische Literarhistoriker J. Skerlić gelegentlich in einer Studie folgendermaßen charakterisiert: „Es ist sicher, heute sieht man im Leben nicht mehr klar, eine Unruhe beherrscht uns alle. Wir sind aus den jahrhundertlangen engen Geleisen, auf denen unsere Vorfahren träge und ruhig gegangen sind, herausgetreten, aber wir wissen noch nicht neue Pfade. Und wenn wir zufällig auf sie stoßen, dann betreten wir sie mit unsicheren Füßen. Wir sind die ersten Generationen, die mit dem Kopfe arbeiten, in einer neuen Rasse, in der man mit dem Kopfe nie gearbeitet hat. Unsereiner muß heute für sich mit eigener Anstrengung den langen Weg durcheilen, den bei alten Rassen ganze Reihen von Geschlechtern gegangen sind. Wir sind gezwungen, eine gewaltige intellektuelle und Nervenanstrengung zu machen, um brutal mit dem Milieu zu brechen, dem wir entsprossen sind. — Wir reifen schnell und welken schnell; wir lösen im 20. Lebensjahr die höchsten moralischen und sozialen Fragen, um im 40. Jahre Greise zu werden. . . . Daher ist unser seelisches Leben abnorm, unsere Gesellschaft in einer vollen moralischen Krise. Ohne Herrschaft über uns selbst, in ständigem Kampf mit dem von den Ahnen überkommenen mächtigen Trieben, mit trüben Aspirationen, die in uns Bücher hinterlassen haben, erleiden wir die Anpassung einer neuen Rasse an das moderne Leben. Daher bei uns diese Dämmerung der Geister, diese Paralyse des Willens. . . ."

Dazu schließlich ein weiteres Moment der Krise der Träger der neuen höheren Kultur.

Infolge des Fehlens des notwendigen sozialen Milieus und Hintergrundes stieß in den meisten Fällen derjenige, der voll ehrlichen Idealismus an der kulturellen Hebung des Volkes zu arbeiten begann, auf Verständnislosigkeit, die ihn schließlich

in eine seelische und gesellschaftliche Verzweiflung und Apathie hineintrieb. Diese Tragik wird noch vergrößert durch die Proletarisierung der kulturellen Arbeiter, die hier geradezu als eine erbliche Krankheit auftritt. „Wir sind nicht so sehr indolent, wir sind hungrig", heißt es gelegentlich in einem Bekenntnis. Der Lehrer Hadrović in dem Drama Vučjak von Krleža sagt: „Wie kann ein einzelner Mensch, der ärmer ist, als sein ärmster Schüler, wie kann er mit Gewalt und Kraft die grenzenlose „schmutzige Masse" heben?" Also psychisch ohne starken Halt, ohne Geduld und Disziplin iertheit für den inneren Kampf, für die Arbeit, infolge des zu schnellen Ueberganges von einem Milieu zum anderen, ohne Rückhalt im Milieu, Unverständnis, ökonomische Proletarisierung, all das führte entweder zum Kompromiß oder zur Selbstbetäubung im primitiven Lebensgenuß oder zum Pessimismus oder zu einer wenigstens seelischen Abwendung von diesem Milieu, von der „schmutzigen Masse", zur Sehnsucht nach einer geistig gleichwertigen Gesellschaft, zur Sehnsucht nach dem Westen; führte vielfach dazu, daß man das Gefühl für das Reale und Notwendige verlor und fernen hohen Idealen und Phantasien nachzuhängen begann, zum Kampf mit „Nebelstreifen und Fiktionen". Die Zahl derer, die sich einen gesunden werktätigen Idealismus und Glauben bewahrten, konnte unter solchen Umständen nicht sehr groß sein. Um so höher ist ihre Leistung zu schätzen.

***

Orientreise

von Felix Emmel

Smyrna.

Energiegeladen spritzen die Wellen des Golfs. Durch sie hindurch knirscht das große dänische Schiff. Gleitet erleichtert in den Schutz des zwölfhundert Meter langen S-förmigen Wellenbrechers, hinter dem eine ganze Handelsflotte Raum fände. Türkische Beamte kommen an Bord. Stunde um Stunde verrinnt, ehe sie die Umständlichkeiten der Landung erledigen. Der Orient hat Zeit. Vor dem Auge baut sich indessen das Stadtbild auf — nördlich in der Ebene vergleitend, südlich ansteigend bis zum kahlen Berge Pagus, zu dem die Häuser des Türkenviertels vergeblich emporzuklimmen versuchen. Auch die langen schwarzgrünen Streifen von Zypressen geben es schon bei geringer Höhe auf. Hochmütig wie ein steifer, schmutziger Halskragen legt sich um den Pagus-Gipfel nur die Mauer des byzantinisch-genuesischen Kastells, dessen Grundsteine noch auf Lysimachos zurückgehen, der Smyrna nach dem Plane Alexanders des Großen neu erbaute. Langsam fällt es wieder ins Bewußtsein, daß ja schon Pausanias und Strabo den Ursprung dieser Stadt beschrieben. Und ins Hirn schlägt der Gedanke: Eine dreitausendjährige, lebendige Stadt. Was ist aus all ihren berühmten Gefährtinnen der Antike geworden, aus Sardes, aus Pergamus, aus Ephesus? Schutt und Trümmer. Nur Smyrna lebt noch — trotz ihrer Geschichte, die angefüllt ist mit den Metzeleien zahlreicher Eroberer, mit Brand und Pest und Erdbeben. Lebt zäh und immer sich erneuernd seit 3000 Jahren. Soll man diese Erneuerung zweckhaft aus seiner Lage erklären, die Smyrna zu Pforte und Ausgang des Morgenlandes macht? Zum Endpunkt alter Karawanenstraßen. Zum Hafen des fruchtgesegneten westanatolischen Hinterlandes. Oder hat das Sich-Erneuern dieser Stadt durch Jahrtausende andere Gründe, tiefere, religiöse, schicksalsmäßige? Das Auge schaut brennender hinüber. Die Dächer der Lagerhäuser am Hafen scheiden mit einer schwarzgeteerten Zickzacklinie Golf und Stadt. Hinter ihr drängen sich Häuser von kleinstem Ausmaß. Zierliche Minarettnadeln und flache Kuppeln von Moscheen mischen sich weiß darunter. Zypressenspitzen furchen scharfe Schatten ins Bild. Nichts Gewaltiges, Zeitüberwindendes, Großes stößt auf. Alles ist leicht, labil. Eine Miniatur in Blau-Weiß-Braun. Man könnte sich vorstellen, daß ein Erdbeben alle diese Wohnstätten plötzlich umlegte. Aber man fühlt zugleich, wie schnell sie wieder aufwachsen würden. Hier siegt die Zähigkeit des kleinsten, des beweglichsten Lebenskeims, der sich den Widerständen nicht stellt,

sondern ihnen ausweicht, schnell und geschmeidig in anderen Lebensbedingungen sich erneuernd. Diese Zähigkeit erhielt die Stadt drei Jahrtausende lebendig, dieses Stirb-und-Werde des „Kleinsten", von dem der Orientale sagt, daß es das „Größte" überwindet. Ein lauter Ruf. Das Ausbooten beginnt. Junge, türkische Kaufleute haben freiwillig und ohne Bezahlung übernommen, uns zu führen. Fast alle waren geschäftlich in Deutschland tätig, einer hat eine Krefelderin zur Frau. Ganz anders als der griechische Ingenieur erzählen sie die große Katastrophe von 1922, den Brand von Smyrna. Danach haben die flüchtenden Griechen und Armenier — einem Jahrhunderte alten Haß gegen die Türken Raum gebend — an ihren unbeweglichen Besitz in Smyrna selbst Feuer gelegt. Da Griechen und Armenier weit über die Hälfte der Bevölkerung ausmachten, habe mehr als halb Smyrna plötzlich in Flammen gestanden, die nach allen Seiten um sich griffen. — Eine neronische Abschiedsfackel. Keine Rachetat der Türken also, denn erst am dritten Tage nach dem Einrücken des Türkischen Heeres seien verabredet und auf einen Schlag die Feuersäulen emporgeschossen. Wahrheit oder Märchen? Jedenfalls eine von rührender Heimatliebe eingegebene Vorbereitung auf das kommende Stadtbild. Hart schlagen die Boote an die Landungsbrücke. Der Fuß betritt asiatische Erde. In dick bestaubtem, offenem Wagen, auf brennend heißen, ausgeblichenen Polstern fahre ich durch Smyrna. Weißlicher Sonnendunst macht alle Umrisse weich. Zunächst durch die große Kaistraße, die Marina, an der — wie an einem Fahnenmast — die ganze übrige Stadt flattert und Halt findet. Der Süden des Kais gehört dem arbeitenden Volk. Lastträger von unwahrscheinlicher Kraft, Schiffer und Hafenarbeiter, Kamele und Esel schieben sich farbig durcheinander. Der Norden des Kais hat noch das Villen-Gesicht der begüterten Händler-Bourgeoisie. Heute jedoch ein grauenhaft entstelltes Gesicht. Jedes zweite, dritte Haus niedergebrannt, mit zackigen Trümmern klagend und anklagend. Der ganze nördliche Kai — ein zahnlückiges Gebiß. Auch das Griechenviertel, das Armenierviertel — in Zerstörung erstarrt. Fünf Jahre sind vergangen, und noch liegt der große Brand wie ein Schandmal auf Smyrna. Unglaublich, daß eine Stadt das verwinden kann, die Vertreibung von mehr als zweihunderttausend seiner Bewohner. Aber Smyrna hat so vieles überlebt. Tatsächlich zeugt auch heute schon eine fieberhafte Bautätigkeit von ihrem Erneuerungswillen. Erhalten sind das Frankenviertel mit den europäischen Geschäften, das Türkenviertel mit seinem uralten Friedhof, das in Schmutz erstickende Judenviertel. Die jüdische Bevölkerung hat hier nicht hochkommen können wie an keinem anderen Orte, wo sie mit Griechen und Armeniern zusammentraf, die den Juden an händlerischer Begabung überlegen sind. Jetzt,

wo die Konkurrenz vertrieben ist, werden die Juden sich geschäftlich entwickeln. Es gibt daher in der Türkei auch keinen Judenhaß, wohl aber eine maßlose Erbitterung gegen die händlerisch geschickteren Armenier und Griechen, eine Erbitterung, die dem Antisemitismus in Europa entspricht. Der Wagen hält. Zu Fuß durchstreife ich den alten türkischen Bazar. Keine Spitzbogen wie in Konstantinopel. Aber auch nicht diese wuchernde Massenware. Unter freiem Himmel, oft in kümmerlichen Holzbuden, liegen die schweren Smyrna-Teppiche. Auch sie ein Stück Orient. In den träumenden Farben. Den vergleitenden Mustern. Der schwellenden Weichheit. Wenn der Körper hier zur Ruhe niedersitzt, versinkt der Alltag in farbigem Traumsee. Man sollte sie nicht mit harten Stuhlbeinen berühren, es ist sinnwidrig. Neben den Teppichen locken Stücke alter Stickereien und Silberarbeiten aus dem Innern des Landes. Während ich darin herumwühle, gleitet von oben ein kleiner Dolch gerade auf meine beiden Hände. Ich betrachte ihn. Es ist eine Frauenwaffe mit funkelnd geschwungener Schneide. Sie ruft mich an, und ich erwerbe sie. Langsam winde ich mich durch die engen Gassen — ab und zu einem Esel ausweichend, der, an jeder Seite einen gefüllten Korb, seinen zerlumpten Reiter vorwärtsschleppt. Sogar ein Kamel — mit langen Schritten tappend — tastet sich grotesk durch diese lärmende Enge. Die Händler schreien durcheinander — in allen Sprachen radebrechend —, mich am Aermel festhaltend. Die geborenen Anreißer. Auch die phantastisch-schmutzigen Kinder haben diesen händlerischen Sinn als deutlichstes Erbgut mitbekommen. Nur die Frauen in ihren Bastkleidern und schwarzen Tüchern bleiben scheu und still. Fez und Frauenschleier, die in Konstantinopel verschwunden sind, beleben hier noch die Straßen. Auffallend ist die Schönheit dieser Mischtypen aus türkischem, griechischem, jüdischem, armenischem, europäischem Blut. Zweifellos hat der osmanische Mensch seine ursprüngliche mongolische Fratzenhaftigkeit nur durch die Vermischung mit den griechischen, kaukasischen und jüdischen Frauen verloren. In den Gesichtern dieser Türken, die mit ihren roten und blauen Leibbinden eben vorüberkommen, sind die Merkmale vieler Rassen schon zu neuer Einheit gebunden. Durch enge Händlergassen schlendere ich dem Judenviertel zu. Ueberall diese orientalische Genügsamkeit an Raum. Als Verkaufsstände dienen vollgepackte Ecken und Vertiefungen der Häuserfront. Nur ein winziger Platz bleibt frei für den hockenden Verkäufer. Sonst nichts als Waren, Waren, Waren. Fast meint man noch den Uebergang von dem wandernden Hausierer zu diesen Händlern zu spüren, die zwar seßhaft sind, aber von ihrem Kram bedrängt und erdrückt werden wie einst. Die kleinste Erschütterung nur ist nötig, und ihr Besitz begräbt sie. So

sind sie selbst Teil ihres Besitzes geworden wie jeder händlerische Mensch. Ihr Leben ist — nach Shylocks Bekenntnis — unlösbar an ihren Besitz gebunden. Diese Genügsamkeit an Raum scheint allen händlerischen Typen im Anfang eigen zu sein. Mir fällt ein ostjüdischer Kaufmann ein, der noch mit Löckchen und Kaftan nach Berlin kam, mit dreizehn Personen zusammen in einem Zimmer der Grenadierstraße nächtigte, einen Stand in der Zentralmarkthalle eroberte und heute Haus- und Autobesitzer am Kurfürstendamm ist. Weiter. Bald stehe ich wieder am Kai. Hier gibt es noch Gummikaleschen und eine — Pferdebahn, die man wie ein Museumsstück anstarrt. In einem türkischen Café, vor dem sich einige Männer am Brunnen die Füße waschen, mache ich Rast. Erfrische mich an Smyrna-Feigen, Rosinen und Weintrauben, die ich an dem gleichen Brunnen gründlich reinige. Dann bringt mich der Tender zum Schiff zurück. Nacht wölbt sich — eine schwarze Wolke — über Smyrna herab. Das Auge ruht aus von stechender Sonne. Der weiße Staub lagert sich zur Ruhe. Die Lungen trinken Kühle. Ich liege im Deckstuhl. Ueber mir wirft der Mond ein breites Ordensband an den Himmel. Vor mir brennt der Lichterberg von Smyrna auf — ein gestirntes Gewebe in Tintenblau und Silber. Ich denke: Asien. Dreitausend Jahre. Und begreife plötzlich, was das ist: Kadar, Kismet. Vorherbestimmtsein. Nur das naturgegebene Wachsen durch ganze Menschengeschlechter hin birgt Ewigkeit und hat Bestand. Nicht die zur Leistung aufgepeitschte Energie. Alles rein bewußte Training schafft zwar Höhepunkte. Aber die Zeit läßt sie zerplatzen wie Seifenblasen. In Syrakus noch konnte ich den Gedanken der Vergänglichkeit europäisch abwehren. Hier nicht mehr. Hier ist Asien. Sinnfällig wird hier das Schicksal, unausweichlich die Macht des Islams. Islam bedeutet — Ergebung. Ergebung in die göttlich wachsenden Kräfte in uns und um uns. Man kann und muß sie spüren. Das ist alles. Man kann sich von ihnen tragen lassen, die eigenen Energien in ihren Stromkreis lenken. Nichts weiter. Nicht um ein Erobern der Welt geht es, sondern — wie der Muslim sagt — um ein „Sichaneignen". Aus solcher Haltung fließt die große Geduld des Orientalen, die viele Dinge reifen macht, denen das ungeduldige Abendland vergebens nachjagt. Es ist spät geworden. Smyrnas Lichter sterben am Horizont.

Das verheißene Land.

Am nächsten Tage irrt der Dampfer südwärts durch die sporadischen Inseln. Drei Tage und zwei Nächte auf See. Der Deckstuhl wird zur Einsiedelei. Der Mensch besinnt sich. Blickt zurück. Urteilt. Sammelt sich. „Sporaden." Das Wort haftet. Was heißt Sporaden? Die Zerstreuten. Da schwimmen sie un-

heimlich vorüber — jede ein anderes Gesicht. Zackige Ufer und verfließende. Rauhe und lockende. Kahle und grünende. Es ist mir, als ob ich noch einmal durch schon Erlebtes glitte. Durch Stücke meines gelebten Lebens. Mein Gott, wie wahllos verstreut war alles. Von eigenem Gesicht, gewiß. Doch wie sinnlos zerrissen. Ohne bannende, festhaltende Kraft und nun restlos verglitten. Da kommt — scharf umrissen — Rhodos heran — ein festes menschenaufbauendes Ziel. Bis in greifbare Nähe kommt es. Doch auch diese große Form verdämmert. Wie eine Hoffnung naht endlich Cypern, wo wir landen sollen. In die Erinnerung drängt sich die aus kypreischem Schaum geborene Aphrodite, der Cypern-Akt von Shakespeares Othello, die koloniale Macht der alten Venezianer und das neue England. Alle Sinne freuen sich auf Cypern. Da wendet das Schiff. Kapitänsentschluß: Wir landen nicht. Zu große Gegenströmung. Verdammt. Ziele, die man anlaufen könnte, vorbeilassen — gut. Aber Nicht-landen-können ist bitter. Dennoch vieler, aller Menschen Los. Nichts bedrückt den Europäer mehr als Bewußtsein der Ohnmacht. Als Erschütterung seiner zivilisatorischen Scheinmacht. Mißmutig und zerknirscht sieht man Cypern in ironisch lächelndem Nebel verschwinden. Das Schiffssteuer dreht auf Palästina. Die enttäuschte Seelenhaltung wird Vorbereitung auf das „verheißene Land". Denn nur das Herz des Enttäuschten öffnet sich — der Verheißung. In weißer Sonne steht der Häuserberg von Jaffa.

Jaffa und Tel-Aviv.

Dunkelhäutige englische Askaris rudern uns an Land. Die roten Feze wippen in dem heftigen Wellengang. Gut gewachsene Körper arbeiten in übermütiger Bewegung. Mit rhythmischen Schreien begleiten sie die Ruderschläge, rufen einander an, rufen Allah an, markieren Gefahr. Alles um des lieben Backschisch willen. Tatsächlich brodelt das Meer bedenklich. Trotz Sonnenscheins und milden Windes. Hafenklippen drohen. Kein idealer Landungsplatz, da jedem Unwetter preisgegeben. Unbegreiflich, wie hier seit salomonischer Zeit die Hafenstadt Jerusalems wachsen konnte. Hinter dem Kai klettert das alte Jaffa einen sechsunddreißig Meter hohen Felsen empor. Kamele und Esel in den Gassen. Semitische Rassekköpfe. Herrliche arabische Leiber. Der Gang der Beduinen — hochaufgerichtet, schwingend — hat den Atem der Wüste. Frauen mit weißen Mundschleiern, Münzengehängen über der Nase oder schwarz verhüllt, bewahren den Reiz des Verborgenen. Die Händler sitzen nicht so eng wie in Smyrna. Aber sie sind asiatischer. Reinstes, durch Jahrtausende erhaltenes Arabertum. Rötlichgelbe Früchte des Feigenkaktus, Weintrauben, die wie Cham-

pagner schmecken, Jaffa-Apfelsinen, leuchtend und narbig, häufen sich zu Bergen. Stechende Sonne. Weißer Staub. Ich wage es, mich einem arabischen Friseur ans Messer zu liefern. Ein Junge hält mir indessen mit schmierigem Fächer die Fliegen vom Leibe. Dafür fordert der Meister den zehnfachen Preis. An der Säulenfassade des englischen Regierungsgebäudes vorbei wandere ich nordwärts. Seit Englands Mandat für Palästina ist der High Commissioner Herr des Landes. Als einzige Vertretung des jüdischen Volkes haben die Engländer die Zionistische Exekutive in Jerusalem widerruflich anerkannt, mit dem Ziel — unter Mitarbeit aller Juden der Welt — aus dem Lande eine „nationale jüdische Heimstätte" zu machen. Nicht einen nationalen Judenstaat also mit irgendeiner erhofften Selbständigkeit, sondern lediglich a National Home for the Jewish people, wie es in der Balfour-Erklärung vom 2. November 1917 heißt, die ausdrücklich die Unantastbarkeit der bürgerlichen und religiösen Rechte der nichtjüdischen Gemeinschaften in Palästina hervorhebt. Trotz aller jüdischen Begeisterung und der anfangs starken jüdischen Einwanderung, England hat kein Zipfelchen seiner Macht preisgegeben. Zwei junge jüdische Siedler kreuzen meinen Weg. Ich frage sie nach Tel-Aviv. Sie begleiten mich bis an den Rand von Jaffa. Da baut sich übergangslos das saubere Tel-Aviv in die Ebene — die einzige rein jüdische Stadt der Welt. Vollkommen europäisch. Sachlich. Breite asphaltierte Straßen, zuweilen noch vom Dünensand durchbrochen. Häuser, denen man den schnellen Aufbau anmerkt. Autobus nach Jaffa. Privatwagen. Moderne Geschäfte. Magistrat und Polizei, Handwerker und Lohnkutscher, alles jüdisch. Im Inneren: moderne Kleinstadt, am Meer: Badeort hinter bewegten Wellen. Strand-Kasino voll Jazz-Musik, Boston und Slow Fox. Eine Mädchenschule ist aus. Mit Bubiköpfen und Wadenstrümpfen, mit schönen Ledermappen strömen gepflegte kleine Geschöpfe schwatzend auf die Straße. Man kann dabei an eine Schule in der Nähe des Berliner Kurfürstendamms denken. Sie plappern jiddisch, auch englisch miteinander. Soeben sind sie noch in der offiziellen Sprache unterrichtet worden: Hebräisch. Die Stadt ist in zehn Jahren bis zu 45 000 Einwohner angeschwollen. Amerikanisches Tempo. Die Bevölkerung zumeist ostjüdisch. Aber anders als man sie sich in Europa vorstellt. Bestechend sauber. Dem Galuth, der Verbannung und ihren bedrückenden Schikanen entronnen. Ostjuden in Freiheit. Auch eine bescheidene Industrie gibt es schon. Eine Ziegelei, eine Schokoladenfabrik, eine Seidenspinnerei und außerhalb der Stadt das Ruthenbergsche Elektrizitätswerk — allerdings noch mit zu teuren Strompreisen (etwa 1 Mark die Kilowattstunde für Beleuchtungszwecke, 0,50 Mark für Kraft).

Interessant ist es, daß in den lebenswichtigen Betrieben dieser jüdischen Stadt auch am Sabbath gearbeitet wird, ganz im Sinne Christi, der einer jüdischen Orthodoxie gegenüber darauf bestand, daß der Mensch nicht für den Sabbath, sondern der Sabbath für den Menschen da sei (Markus IV, 27). „Wovon lebt diese Stadt?" frage ich meine beiden Begleiter. Gibt es ein fruchtbares Hinterland, das sie erhält? Sie verneinen Die Handelsbilanz ist passiv. Industriestadt? Nein. Hafenstadt mit Durchgangsverkehr? Nein, die bessere Hafenmöglichkeit von Haifa hat die Zukunft, und die Einwanderung ist sehr gering geworden. Ja, wovon lebt also die Stadt? Da kommt es heraus: Tel-Aviv ist ein Wasserkopf — wirtschaftlich und moralisch. Unnatürlich aufgebläht von fiebernder Spekulation. Die Geldgeber — zumeist polnische Juden — oder der kleinen Händler-Bourgeoisie anderer Länder angehörend. Der wirtschaftliche Rückschlag ist schon da. Die Bautätigkeit versiegt. Fabriken und Geschäfte müssen schließen. Arbeitslosigkeit wuchert. Unruhen wacum. Fast die Hälfte der Bewohner hat sich in diesem Jahr am Pessachfest aus öffentlichen Mitteln unterstützen lassen müssen. Dieser Stadt eine gesunde wirtschaftliche Einordnung zu verschaffen, bleibt Aufgabe der Zukunft. Der eine meiner Begleiter — ein Rassekopf mit unbestechlichen Augen — bricht aus: „Diese Juden, die aus Spekulationstrieb in das Land ihrer Väter kommen, sind verflucht. Kein Segen kann von ihnen ausgehen. Sie sind im Galuth restlos verbürgerlicht. Mit unserer Hände Arbeit bebauen wir diesen Boden, ringen mit ihm wie Jakob mit dem Engel. Aus der Reinheit der Idee. Jede individualistische Privatexistenz muß ausgelöscht werden, damit wirtschaftliches und sittliches Gemeinwesen entstehen kann. Kommen Sie zu uns in die jüdischen Siedlungen, wenn Sie den neuen freien Juden sehen wollen. Diese Juden Tel-Avivs haben die Eigenschaften erniedrigter Galuth-Existenz in Palästina eingeschleppt (sogar das Jiddisch wollten sie zur Landessprache machen). Ja, was noch schlimmer ist, die Verderbtheit des bürgerlichen Kapitalismus ist mit ihnen eingezogen. Der Gegensatz von Unternehmertum und Arbeiterschaft, von Ausbeuter und Ausgebeuteten. Sie haben die Prostitution nach Tel-Aviv gebracht und die Kneipen mit der roten Laterne." Schweigen. „Wenn ich die jüdischen Siedlungen ohne offizielle Anmeldung und Führung sehen könnte, würde ich mir gern ein objektives Bild davon verschaffen." — „Das sollen Sie, wir werden Ihnen dazu verhelfen." Wir verabreden das Nötige. Bald sind wir wieder in Jaffa. Ich überblicke beide Städte, die so unorganisch aneinander kleben. Hier Asien, dort drüben Europa. Aber es steckt nicht die Substanz Europas darin — nur seine äußerlichste Form. Wie ein aufgegangener Blätterteig liegt Tel-Aviv neben der arabischen Schwere von Jaffa.

Nach Jerusalem.

Von Händlern belästigt, steige ich in den Zug nach Jerusalem. Das Abteil ist verstaubt. Augusthitze brütet. Die Zug-Schlange windet sich durch felsiges Land. Zwischen kahlen verkarsteten Bergen hindurch. Ueber Steine, auf die grell die Sonne prallt. Dürftiger Feigenkaktus schaut ins Zug-Fenster. Orangenbäume ohne Frucht. Ab und zu notleidende Dattelpalmen. Ganz selten ein armseliger Mais-Anbau. Nur Steine, Steine, Steine, die nach Wasser schreien. Felskuppen mit zerfallenen arabischen Dörfern. Das „gelobte Land", in dem Milch und Honig floß? Unmöglich. Ein Röstofen Gottes — zu steinerner Abhärtung geschaffen. Richtig, hier ist ja noch judäisches Gebirge, das — im Osten durch das Tote Meer begrenzt — den starken Stamm Juda wachsen ließ und mit ihm alle Unbedingtheiten und Härten des jüdischen Volkes. Anders war der Norden, die Jordanlandschaft, das Galiläische Meer, die fruchtbare Ebene Jesreel. Dort war „gelobtes" Land voll Süße — auch menschlich ohne Schärfe. Christus vereinigte beide Landstriche in sich — zu Bethlehem im harten Judäa geboren, zu Nazareth im lieblichen Norden aufgewachsen. So konnte der Menschen Sohn hart sein in der Idee wie die jüdischen Erzväter von Juda und weich wie die Blumen von Jesreel. Der Geist wendet sich der „heiligen" Stadt zu. Den Aegyptern schon 1400 vor Christus zinspflichtig als Urusalim. Geschlagen von der Härte der Geschichte wie keine Stadt sonst. Sechsunddreißigmal erobert, mehrere Male bis auf den Grund verwüstet. Sie selbst — eine große Kreuzträgerin wie der junge Rabbi, der vor ihren Mauern starb. Noch immer lebt diese Stadt — ewiger als Rom. Noch immer zieht sie die Menschen in ihren Bann — geheiligt durch tausendfältig erlittenes Leid. Durch christliches Kulturklima in allen Blutstropfen bestimmt, bebt das Herz in leiser Spannung dieser Stadt entgegen. Welches Gesicht wird lebendig werden: Jeruschalajim oder — Jerusalem? Pfeifend hält der verstaubte Zug.

Die heilige Stadt.

In sengender Mittagshitze arbeitet sich der Wagen auf den Oelberg im Osten der Stadt. Der Blick sucht ihr Gesamtbild. Tief schneidet das Kidrontal ins Land. Dahinter hebt sich Jerusalem — in Berge eingebettet —, Höhen aus sich herauswölbend. „Um Jerusalem her sind die Berge, und der Herr ist her um sein Volk", sagt der Psalmist. Das Kalkgestein brennt grell und dürr. Es ist eine weiße Stadt, die in den Halbkugeln der Dächer schwingt. Beherrschend strebt der Tempelplatz ins Licht. Die Stadt sammelt sich um ihren Tempel. Brandet an ihn. Hebt ihn aus sich heraus. Man sieht, was er ihr bedeutet: Halt und Auftrieb zugleich. Dieses Stadtbild wuchs aus der

Kalkwüste als eine Stadt der Andacht. Gesammelte Strebung beherrscht ihren Aufbau: Dienst am unsichtbaren Gotte. Man begreift, wie die Bibel nach diesem Anblick die Vorstellung eines „himmlischen" Jerusalem formen konnte. Ich wende mich. Spärlich mustert das Graugrün der Oelbäume den kahlen Grund. Leider ist die Einsamkeit des Bodens verletzt. Den Ort der Himmelfahrt Christi bezeichnet eine kleine arabische Moschee. Darin: der Fußabdruck Christi, als er gen Himmel fuhr. Es ist kein Fußabdruck, sondern eine unregelmäßige Vertiefung im Felsen. Der Evangelist Lukas hat einen anderen Ort der Himmelfahrt deutlich (als „gen Bethanien" gelegen) bezeichnet. Um die Himmelfahrtskapelle herum finden sich noch Mauerreste einer Konstantinischen und einer Kreuzfahrerkirche. Vor einem Monat sind auch diese Mauern nochmals geborsten bei dem Erdbeben, das Palästina heimsuchte. Die Erschütterung, die Nablus, das biblische Sichem, zerstörte, hat in Jerusalem nur geringen Schaden anrichten können. Immerhin ist die neugegründete hebräische „Universität" auf dem Skopus, die mit so lauter Weltpropaganda ins Werk gesetzt wurde, und die im wesentlichen aus Forschungsinstituten besteht, nicht unverschont geblieben. Während mich der Gedanke des Erdbebens noch gefangen nimmt, hält der stadtwärts fahrende Wagen. Ueber erstorbene Wüstenlandschaft glotzt starr das Tote Meer zu mir herauf. Von vierhundert Metern unter dem Meeresspiegel bis zu einer Höhe von achthundert Metern darüber, wo mein Wagen hält. Ein Hauch von Sodom und Gomorrha dringt herauf, die dort verwesen. Ein widerliches Blinzeln des Satans. Weiter. Entlastet und fröhlich sieht man das dunkelgrün gesäumte Band des Jordans ins Land laufen. Sieht fern inmitten der Moabiter Berge die heilige Höhe des Nebo, von der aus Moses vor seinem Tode noch den tragischen Blick ins verheißene Land tat. Weiter abwärts rollen die Räder. Halten vor dem Garten Gethsemane. Wie scharf stand dieser Garten in schattenspendender Einsamkeit vor dem geistigen Auge. An der weißen Festungsmauer des Eingangs zerbirst der Traum. Auch hier gebrochene, entheiligte Einsamkeit. Eine Franziskaner-Kirche (wenn auch auf die Kreuzfahrer zurückgehend) stört die Stille mit schwungvollen romanischen Fenstern. Davor ein kleiner Garten, fast schattenlos. Moderne Beete, ein langes Eisengitter, um die raubgierigen Fremden zu hindern, Erinnerungsblumen abzureißen (sie sind bei den Franziskanern zu kaufen). Immerhin einige Zypressen und in der Mitte ein paar verkrüppelte Baumriesen — aber keiner von ihnen zweitausend Jahre alt — keiner ein Zeitgenosse Christi. Rot jubiliert ein Königsblütenbaum in blaue Luft. Umschlossen von den Kirchenmauern zeigt man den Felsen, auf dem Petrus, Jakobus und Johannes geschlafen haben sollen — den Mahnungen Jesu

zum Trotz. Auch die Stelle ist da, an der Judas den Herrn verriet. Ich entfliehe. Draußen — etwas weiter oberhalb — errichteten sich die Russen, die das römisch-katholische Vorrecht nicht anerkennen wollten, ihr eigenes Konkurrenz-Gethsemane und haben es sich nicht nehmen lassen, es ihrerseits mit den Zwiebeltürmen einer griechisch-orthodoxen Kirche zu entstellen. So sind die Menschen. An keiner Stelle schweigt der Streit, überall wütet der kirchliche Machtkampf. Die Mauern der Stadt umschließen mich wieder. Zu Fuß folge ich der Leidensstraße Jesu, der via dolorosa, deren vierzehn „Stationen" in katholischen Kirchen und Wallfahrtsorten tausendfach nachgebildet sind. Sie beginnt nördlich vom Tempelplatz unter einem alten römischen Torbogen, der heute der Ecce-Homo-Bogen heißt. Hier soll in der römischen Burg Antonia Pilatus die Worte gesprochen haben: Sehet, welch ein Mensch! Man ist am Ecce-Homo-Bogen in großer Tiefe auf altes Römerpflaster gestoßen, das sicher stellt: die Straßen haben zu Christi Zeiten viel tiefer gelegen. So tief, daß keiner der heutigen Häuserzüge damals schon bestanden haben kann. Erst im 15. Jahrhundert taucht die via dolorosa in der Geschichte auf. Ich schreite den berühmten „Schmerzensweg" weiter, vorbei an den Stellen, wo Christus zum ersten Male, wo er zum zweiten Male niedergesunken, wo Simon ihm das Kreuz tragen half, wo Veronika ihm das Schweißtuch reichte. Die letzten fünf Stationen sind von der heiligen Grabeskirche überbaut. Wenn die Häuser nie die Tage Christi sahen, vielleicht — so sagt man sich — war doch der Weg selbst, der sich immer wieder auf den gleichen Straßenfundamenten aufbaute, wirklich der gleiche, den Jesu schritt. Es ist unmöglich. Die Straße läuft falsch. Sie endet innerhalb der Stadtmauer, während alle Kreuzigungsplätze der Zeit ohne Ausnahme außerhalb der umfriedeten Städte lagen. Zwar haben sich christliche Gelehrte im Schweiße ihres Angesichtes vergeblich bemüht, die alte Stadtmauer so zu rekonstruieren, daß die Grabeskirche mit dem umschlossenen Golgatha außerhalb bleibt. Undenkbar bleibt, daß das Grab des Joseph von Arimathia, das Christi Leichnam gastlich aufnahm, 25 Schritte von der Stelle entfernt lag, wo Verbrecher hingerichtet wurden. Größere historische Berechtigung hat es, jene einzige Kuppe im Norden des Damaskustors als „Schädelstätte", sowie das sogenannte „Grab Gordons" als letzten Ruheplatz des Leichnams Jesu anzusprechen. Die via dolorosa verliert sich in die Kirche des heiligen Grabes, deren zwei Kuppeln weithin sichtbar sind. Eine Doppelkirche hat hier von Anbeginn gestanden. Kaiser Konstantin errichtete hier den Rundbau einer Auferstehungskirche und eine fünfschiffige Basilika, das Martyrion. Seither haben nach den größten Zerstörungen alle Zeiten und Völker daran gebaut. Haben eingebaut und angebaut bis zum wildesten Stilwirrwarr. Nach der Einäscherung der Konstantinischen Bauten durch die Perser

kam der Erneuerer in der Gestalt des Abtes Modestus. Dann wuchs der umfassende Neubau der Kreuzfahrer auf. Ein gotischer Glockenturm — ursprünglich freistehend — wurde angesetzt. Griechen, Armenier, Lateiner überboten sich, ihre Stile an diesem Bauwerk zu erproben. Das Ergebnis ist — trotz schöner Einzelheiten — babylonische bauliche Sprachverwirrung. Vor dem Kreuzfahrertor des Eingangs stehen auf freiem Platze die Händler mit den Rosenkränzen aus Olivenholz oder Perlmutter und dem bunten Andenkenkram. Die engen Zugänge zu diesem Platze darf kein eingeborener Jude durchschreiten, wenn er nicht geprügelt werden will. Nur die fremden jüdischen Palästinafahrer dürfen es. Ich gehe durchs Tor. An den muslimischen Wächtern vorbei, welche die Schlüsselgewalt der Mohammedaner über das Gotteshaus bekunden. Auch sie verehren in Christus (wie in Abraham, in Moses) einen ihrer Propheten. Sechs übermenschliche Leuchter bedrängen den „Salbungsstein", auf dem der Leichnam Jesu die letzte Ehrung erfuhr. Verwirrend und unbescheiden stößt der Sonderbau des „Katholikons" in den spitzbogigen Langbau, dessen Chorumgang in der Außenmauer „die Säule der Verspottung" enthält. Kapellen und Kapellchen gliedern sich überall an wie Pilze. Kirche kämpft mit Kirche. Rasse mit Rasse. Stil mit Stil. Ein trübes Halbdunkel herrscht. Unmystisch. Eine Dämmerung wie von einem schlechten Gewissen. Geduckt gelange ich in die kleine Felsenhöhle, die das heilige Grab birgt. Zugleich Grabkammer und Grab. In felsiger Einbuchtung — eine Steinplatte. Darüber hängt eine Fülle ewiger Lampen in Gold und Silber. Das heilige Grab ist in den Händen der russischen Kirche. Ein dicker russischer Mönch, schwarzbemützt und vollbärtig, schwingt den großen Weihwedel. Vor ihm stehen dichtgedrängt sechs seiner Glaubensgenossen und halten Rosenkränze in den Händen, die der Mönch mit Weihwasser bespritzt. Kaum ist das geschehen, da zieht ein jeder sein Piasterstück und wirft es klingend auf die Grabplatte Christi, wo sich schon ein kleiner Berg von Geldmünzen häuft. Einen Augenblick durchzuckt es mich, diese Menschen beiseite zu stoßen, mit einer Handbewegung all diese Piaster von der Grabplatte wegzufegen. Doch ich besinne mich und fliehe. Ich betrete die Helena-Kapelle: Stätte der nach vielen Jahrhunderten noch gelungenen Kreuzauffindung durch die Mutter des Kaisers Konstantin. Da ist auch noch der Steinsitz, von dem aus sie der Kreuzesfindung zuschaute. Trotz dieser Legenden — der Raum hat frühchristliche Atmosphäre. Er gehört heute den Armeniern. Im Besitz der römischen Katholiken ist die Erscheinungs-Kapelle, wo Jesus seiner Mutter Maria erschien. Hier wird ein Stück der „Geißelungssäule" aufbewahrt, die man mit einem Stab berühren darf. Die Grabeskirche birgt — von Franziskanern betreut — auch die Waffen Gottfrieds von Bouillon. Sein Schwert, seine Sporen, sein Halskreuz.

Man berührt dieses Erz und glaubt ihm sofort. Jeder Pulsschlag des Glaubens jedoch erstarrt vor der Golgatha-Kapelle. Ueber einen kleinen Felshügel — eben Golgatha — wenige Schritte vom heiligen Grabe entfernt, haben die griechisch-orthodoxen Russen eine Kapelle gebaut. Man sieht im Felsen die Oeffnung, wo das Kreuz gestanden hat. Sie ist — mit Silber ausgelegt. Daneben die Vertiefungen der Schächerkreuze. Sogar den Riß im Felsen, der bei Christi Tode entstand, kann man zeigen. Aber über alledem gleißt ein Altar, der Millionen kostet. Getriebene Reliefs aus Silber und Gold. Brillanten überwuchern eine lebensgroße Madonna von edlem Metall. Ewige Lampen funkeln irdisch durch diese erdrückende Pracht. Hier also soll die einfachste göttlichste Seele, hier soll der schlichteste Mensch gestorben sein, der gebot, sein Gut den Armen zu geben. Es ist schamlos. Geschichte hin — Geschichte her — hier bricht Klarheit auf: an diesem Ort starb Jesus nicht. Denn wo er sein Leben verhauchte, da kann noch nach Jahrhunderten solche Leerheit des Reichtums nicht wachsen. Ehe ich die Kirche verlasse, drängt es mich noch einmal zur Grabkammer Christi. Gesammelt möchte ich die geistige Atmosphäre des Ortes erspüren. Ich steige hinunter. Gottlob, allein. Nur der breite Rücken des russischen Mönchs zeigt sich dem Auge. Als ich näher trete, dreht er sich um. Ich erstarre. Auf der Grabplatte Jesu hat dieser Mensch seine Piaster und Schillinge aufgezählt. In wohlgeordneten Reihen. Gutmütig blinzelt er mich an. Genug. In wenigen Minuten bin ich im Freien.

Das Auge — aus dem Halbdunkel kommend — schmerzt in der Sonne. Ich atme tief und bezwinge die Verwirrung, die von der Grabeskirche ausgeht. Kein wahrhaft Gläubiger — wenn er nicht ein Kind oder unmündig ist — sollte sie je betreten. Um seines Glaubens willen. Denn sie ist die größte Beleidigung des unsichtbaren Christus, die es gibt. Die Sadduzäer und Pharisäer seiner Zeit haben sich vertausendfacht und hadern und feilschen von neuem — diesmal mit seinem geistigen Gut. Eine neue Tempelreinigung täte hier not. Unerbittlich. Doch nur ein Gott könnte aus dieser Verfilzung machtbesessener Kirchen — aus diesem äußerlichen Legenden-Blendwerk — den reinen Christusglauben lösen.

Schwere Nacht — von Träumen zerrissen. Am nächsten Morgen beginne ich am Jaffator und bewege mich durch die Davidsstraße, ab und zu weit in stufige Nebengassen abbiegend. Das Araberviertel ist wie ein vorwärts drängender Bach in zu schmalem Bette. Unerbittliche Enge preßt die lebhaften Bewegungen ein. Eselstreiber machen sich schreiend Platz. Nur die mit Steinen, Holz und Kohlen hochbeladenen Kamele bewahren ihren Gleichmut. Die Farben brennen auf, wenn die Sonne sie streift. Schwarz und grau dagegen klagt das Judenviertel. Faulende Gerüche legen sich in die Kehle. Der Schmutz ist Generationen

alt. Hier ist noch Armut, die auf die Mildherzigkeit der Glaubensbrüder wartet. Trotz des englischen Mandats und des Zionismus. Ein jüdisches Mütterchen bettelt am Wege — zahnlos und vertrocknet. Neben ihr steht ein alter Araber — blind — mit seinem Führer. Alle Augenblicke reißt der Junge die Augenlider des Blinden hoch und schreit laut nach Backschisch. Das jüdische Weib — mattgesetzt — weicht nicht vom Platz, plärrt leise vor sich hin: Schalóm. Bald steige ich auf zum Tempelplatz. Auf dieser stadtbeherrschenden Fläche hat der Tempel Salomons, hat der große Herodes-Tempel gestanden, dessen Grundmauern noch leben. Ein herrliches Viereck in freier Lage, von Licht überspült, von Bergen umsungen, von Arkadenbögen und ihren Ruinen umsäumt. Beherrscht wird dieser schwingende Raum heute von dem Felsendom, den die Kreuzfahrer irrtümlich für den salomonischen Tempel hielten. Aus strengem achteckigen Unterbau schwingt sich — dreißig Meter hoch — eine kupferne Kuppel in palästinensische Luft. Eine strenge, reine Form. Ein atmendes Ebenmaß, das in keinem seiner Teile zu Einzelheiten und Verzierungen abirrt. Welch ein Gegensatz zur labyrinthischen Grabeskirche. Welch ein Gegensatz auch zu anderen islamischen Bauten mit ihren Minarets und wuchernden Einzelformen. Da geht es mir auf: Das ist überhaupt keine islamische, sondern eine byzantinisch-römische Grundform. Ein sogenannter „basilikaler Zentralbau", jene Verbindung der altchristlichen Basilika mit dem römischen Kuppelbau, eine Verbindung, die in der Aja Sophia mißlang. Hier im Felsendom ist sie gelungen. Nachdem einmal die Grundform rein gegeben war, hatte die islamische Ornamentik ein festes Bette, konnte nicht mehr wuchern. Ueber gemustertem Marmorband, rund um den Fuß des Achtecks, sind die Fenster mit reichen Gittern eingegliedert. Oberhalb von ihnen singen die Farben der Kischânis, der persischen Fayencefliesen. Ihr Blau beschämt den Himmel Palästinas. Nachdem meine Schuhe in Filz gehüllt sind, trete ich ein. Dämmeriges Dunkel. Die Farben der Suleiman-Fenster und der byzantinischen Glasmosaiken haben sich vollgesogen mit Licht. Für den Raum bleibt nicht viel übrig. Langsam erst unterscheidet das Auge zwei Umgänge aus Säulen und Pfeilern. Den äußeren im Achteck, den inneren, der die Kuppel stützt. Der ganze Innenraum unter der Kuppel ist — nach dem Umgang zu — abgeschlossen durch ein hohes, dichtes Schmiedeeisengitter. Hinter ihm ruht der heilige Felsen, jenes jüdisch-islamische Nationalheiligtum, das dem Dom den Namen gab. Die fromme Legende behauptet, er schwebe in der Luft. Richtig ist, daß er über einer Höhle lagert. Man steigt hinunter und sieht, was zu erwarten war: er ist seitlich gestützt. Hier hat der uralte Brandopferaltar der Juden gestanden, von dem wir wissen, daß er ein unbehauener Stein

war. Trotz der Stufen, die Kreuzfahrer in ihn geschlagen haben, dieser Steinkoloß in seiner rohen, zerrissenen Oberfläche hat Atmosphäre. Hier soll Abraham versucht haben, Isaak zu opfern. Von hier wurde Mohammed — zu Pferde — ins Paradies hinaufgehoben. Auf diesem Platze soll Gott der Herr sitzen beim Jüngsten Gericht. Zu viel. Zu viel. Solche Last von Legenden kann selbst der runzelige Leib dieses Felsens nicht tragen. Nachdem ich noch den Kopfabdruck Mohammeds im Felsen lächelnd betrachtet, werfe ich die Filzsandalen ab. Hinaus. Draußen lehnt sich im Osten — sechseckig und bekuppelt — der Kettendom an wie ein vertrauender jüngerer Bruder. Er trägt seinen Namen nach der Kette, an der in seiner Kuppel einst die Waage des Weltenrichters hängen soll. Drüben sammelt sich an einem Brunnen buntes arabisches Volk. Wasserträger, die aus den vorzeitlichen Zisternen, welche einen großen Teil des Tempelplatzes unterhöhlen, Wasser pumpen. Sie lassen es in schwarze Ziegenfelle fließen. Nehmen die geblähten Untiere auf den gekrümmten Rücken und verkaufen das kostbare Naß in den Häusern des wasserarmen Jerusalem. Es wird angenehm erwärmt sein, ehe der Käufer es erwirbt. Noch einmal überschaue ich rings den weiten Platz mit seinen überkleinen Kuppeln, Kapellen, Brunnen, Gebetsplätzen, Spitzbögen und Arkaden und verlasse ihn bei dem göttlichen Scherzo einer Freiluftmimbar, der „Sommerkanzel". Ein Blick fällt auf die basilikale Aqsa-Moschee, das „von Mekka entfernteste" Heiligtum, wohin Allah seinen Knecht Mohammed in einer Nacht von Mekka herüberführte. Dann steige ich langsam abwärts zur Klagemauer der Juden. Aus Besorgnis, unwissentlich das Allerheiligste ihres einstigen Tempels zu entweihen, betreten die Juden den Tempelplatz nicht. Seit Jahrhunderten klagen sie vor dieser Mauer über den Untergang Jeruschalajims. Klagen in starrem fanatischen Trotz und können nicht vergessen. Ihr Leid ist mächtiger als die Zeit. Die Klagemauer könnte wirklich vom großen Herodes-Tempel stammen. Ihre unförmigen Quadern haben herodeïsches Ausmaß. Aus der Enge der an sie gepreßten Sackgasse heraus türmen sie ihr steinernes Gefüge hoch über die zerknirschten Menschen. Einige alte Juden sind da — mit schmutzig-weißem Untergewand und schwarzem Kaftan. Gebückte Frauen und Kinder mit triefenden Augen. Sie wimmern. Plärren. Weinen laut auf. Wiegen den Oberkörper hin und her. Starren in speckige, schwarze Gebetbücher. Sie berühren den Fels, drücken das Gesicht hinein. An vielen Stellen ist der Stein blank gerieben und glänzt. Nicht alle Töne, die man hört, kommen aus dem Herzen. Vieles ist mechanisch, unecht. Oft eine kleine Komödie jüdischer Bettler — aber dennoch rührend. Worüber klagen sie? Ach, längst nicht mehr über den Fall Jerusalems und seines Tempels. Ueber das Schicksal des jüdischen Volkes — seine Zerstreutheit und Ver-

derbnis im Galuth. Ueber rein persönliches Los, über Armut, Krankheit, Schande. Diese Mauer ist der große jüdische Beichtstuhl, in dem das bedrückte Herz sich erleichtert. Ein junger Europäer beginnt soeben, sich auszuweinen. Ich erkenne ihn. Es ist einer der Jazzbandspieler auf meinem Schiff. Welche zähe Beharrlichkeit steckt in diesem Volke, von den Tagen der Erzväter an bis zur Verstreuung unter alle Völker der Welt. Es ist die gleiche Beharrlichkeit, die ein Menschenalter mit Moses in der Wüste zeltete. An dieser Stelle ist der alte unsichtbare Gott der Juden noch da. Kein Legendentrug. Lebendiger Mythos.

Bethlehem.

Nachmittag liegt sengend über dem Land. Das Auto fliegt durch das Hinnomtal. Steigt schnaufend höher und höher. Bleiern grinst das Tote Meer herauf. Davor erscheint auf hohem Gipfel Bethlehem, die Heimat Davids, die Geburtsstadt Christi, der den Tod überwand. Gierig trinkt das Auge — des kahlen Felsens müde — das üppige Grün, das Bethlehem umlagert. Segen liegt auf der kleinen Stadt, dieser grünenden Oase inmitten judäischer Steinöde, die in weißer Glut verdorrt. An dem Kuppelgrab der Rahel vorbei, dessen islamische Formen befremden, steigt das Auto auf, eine dichte Staubwolke hinter sich schleudernd. Ein kraterförmiger Berg droht am Horizont. Das Feld der Hirten, denen der Engel die Geburt Jesu verkündete — ein geneigter Weideplatz am Abhang —, zeigt seine schöne, offene Fläche. Das Auto hält vor der Geburtskirche. Schwer und lastend steht diese fünfschiffige Basilika da seit konstantinischer Zeit. Noch sind die großen Tore zugemauert, genau so wie die Kreuzfahrer es zum Schutz gegen die Sarazenen vorgenommen haben. Während ich durch die enge Eingangspforte schlüpfe, denke ich daran, daß denselben Weg einst die fränkischen Kreuzritter schritten, die in dieser Kirche ihren „König von Jerusalem" krönten. Im Innern die Formen der ältesten christlichen Baukunst — schlicht und stark. Heute gehört die Basilika den Griechen, Armeniern und Lateinern. Mit einem brennenden Lichtstumpf taste ich in die Krypta hinunter. Stehe in der engen Steinhöhle, in der Maria den Herrn gebar. Es ist keine Stallhütte, wie sie Millionen von Kinderkrippen zeigen. Sondern eine Felsenhöhle, die an eine Grabkammer gemahnt. Darin, dicht beieinander, der Geburtsplatz selbst, die Stelle, wo die drei Könige gekniet haben, sogar der Ort, wo der heilige Stern gestanden hat. Natürlich wieder der übliche Altar darüber. Ewige Lampen ohne künstlerische Kraft gleißen und zerschneiden den geheiligten Raum. Kerzen brennen. Kostbare Vorhänge prunken großgemustert. Schade. Der wahre Dunstkreis ist zerstört. Die abgelenkten Sinne hindern den Menschen, die geistigen Wurzeln dieses Ortes aufzuspüren und nachzuleben. Trübe

leuchtet der tropfende Wachsstumpf zu einer unterirdischen Rundhöhle, in der die bethlehemitischen Kinder abgeschlachtet sein sollen. Das Gehirn empört sich. Wenige Schritte vom Geburtsplatz Jesu — der bethlehemitische Kindermord? Unmöglich! Ein aufgesetzter, geschmackloser Effekt. Einen schlechten Geschmack auf der Zunge, trete ich in den unheimlichen Felsenraum, in dem der heilige Hieronymus die Bibel übersetzte. Seit langem liebe ich diesen Schriftsteller unter den Heiligen. Ein Barockbild von ihm hängt in meiner Wohnung, auf dem in steiler Diagonale göttliches Licht durch sein Hirn und seine schreibende Hand bis in das vor ihm liegende Bibelbuch dringt. Hier — in der Nähe des bethlehemitischen Kindermordes — finde ich ihn nicht wieder. Als ich ins Freie trete, ist die Kraft der Sonne gebrochen. Schneller entgleitet das Auto gen Jerusalem.

Die Landschaft Gottes.

Im federnden Wagen überdenke ich den giftigen Legendenwucher, der über diesem Lande liegt. Ein wildes, parasitisches Gewächs, das einen starken Baum zu ersticken droht. Nur einige Legenden habe ich hier gestreift, Hunderte habe ich *nicht* erzählt. Kennzeichnend ist es, daß jede Konfession die Legenden der anderen fast stets als „Aberglauben" brandmarkt, so daß die Gesamtheit der Legenden in konfessionelle Provinzen eingeteilt ist, die einander befehden. Not tut ein *Kreuzzug* gegen die Legende an sich — zugunsten der wenigen Orte, die noch heute wirklich Gott atmen. Dieser Kreuzzug wäre zugleich für die unberührte *Reinheit* der kultischen Plätze zu führen. Muß man denn jede heilige Stelle mit Kirchen und Kapellen überbauen, muß man unbedingt Altäre über sie setzen, die sich gleichen wie ein Ei dem anderen? So erhebend ein geschmückter Altar dem gläubigen Herzen sein mag, hier in dem Raum, wo Jesu geboren wurde, wo man ihn begrub, wird selbst ein Altar zum Gottesraub. Diese Räume sind ja selbst natürliche Altäre, die höchsten und göttlichsten, die es gibt. Gott selbst ist in ihnen gegenwärtig. Jede Ausschmückung von Menschenhand wirkt hier zerstörend und sakrilegisch. Warum hat der Tempelplatz, hat die Klagemauer noch religiöse Bannkraft? Weil man ihre Reinheit achtete, ihre Unberührtheit inmitten aller Zerstörung. Weil Gottes Luft über sie hinwehte. Vor dem langsamer fahrenden Wagen taucht in der Ferne Jerusalem auf. Die Kuppel des Felsendoms singt in den Abend. Die untergehende Sonne legt einen roten Strahlenkranz um das Haupt der leidenden Stadt. Menschenwerk ist verhüllt. Nur die Landschaft spricht ihre reine Sprache. Fast körperlich spüre ich plötzlich den Auftrieb dieser Landschaft, die drei Weltregionen wachsen ließ, die den einen unsichtbaren Gott erkannte. Solange das All-zu-Sichtbare den Sinn verwirrt, schweigt dieser große Unsichtbare. An diesem Gottabend spricht er. Aus allen Poren

steigt der Trieb, sich zu ihm zu erheben. Die Welt zu vergeistigen in seinem Sinne. Sein eigenes Leben hell zu machen durch ihn. Sein Blut durchströmen zu lassen von seinen Energien. Ihn zu verkörpern in Leistung und Werk. Als ich dieses legendenlose Erhobensein aus der abendlichen Stille in mich eindringen fühle, da weiß ich: hier ist heiliger Boden. Gelobtes Land. Verheißenes Land. Landschaft Gottes[1]). Das Auto hält. Die Wirklichkeit der Stadt verlangt ihr Recht.

Die Sonne ist hinunter. Noch im Banne der Gedanken gehe ich durch die spärlich beleuchteten Straßen. Vorbei an der mondänen kleinen Bristol-Bar, aus der laute Jazzmusik zum Tanze ruft. Bin plötzlich in einem abgelegenen türkischen Café. Kein europäisches Gesicht. Araber und Beduinen sitzen am Boden. Sogar ein Inder ist da. Sie rauchen. Schlürfen Kaffee. Würfeln. Träumen. Sprechen wenig. Einen Blick nur werfen sie auf mich, als ich eintrete. Staunen. Dann versinken sie wieder. Schweigend und ohne zu fragen bringt mir der Wirt die Nargileh-Pfeife und den Kaffee. Die dunkel brennenden Augen dieser gemeißelten Köpfe füllt Gleichmut. Leidenschaften schlafen. Geist vibriert. Die Stille tönt. In dieser Ruhe überdenke ich den Tag.

Die neuen Juden.

Am nächsten Morgen fahre ich in die jüdischen Siedlungen. Meine beiden Bekannten aus Tel-Aviv haben Wort gehalten. Sie erwarten mich, geleiten mich durch ihre neue Heimat. Der eine von ihnen ist von einem süddeutschen Gymnasium weg, der andere nach fünfsemestrigem Studium hierhergekommen. Länger als ein Jahr hat man sie beide als Tagelöhner beschäftigt. Mit Steineklopfen. Mit Hilfsdienst beim Hausbau. Dann erst sind sie zu „Siedlern" geworden. Arbeiten nun mit mehreren Hundert jungen Juden zusammen in dieser großen Farm. Beide sind Zionisten und Sozialisten. Verehren Herzl und Marx. Bekennen sich als Atheisten. Begeistert zeigen sie mir ihre Kwuzah, worunter man eine Siedlung auf gemeinwirtschaftlicher Grundlage versteht. Die Arbeit wird zugeteilt. Löhne werden nicht gezahlt. Für alle gemeinsam kocht man. Kleidung und Wäsche gehören allen zugleich. Die geborenen Kinder werden in beson-

[1]) Die schönsten Aufnahmen des palästinensischen Landes, die ich sah enthält das große Bilderwerk: „Palästina" von Karl Gröber: Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin. 300 Abbildungen in herrlichem Kupfertiefdruck suchen die Länder der hl. Schrift in ihren Baudenkmälern, in ihrer Natur und ihrem Volksleben einzufangen. Darunter sind köstliche Stücke wie das Bild von Tiberias und viele andere. Leider fehlt das neue jüdische Palästina ganz in diesem Werke. Nicht ein einziges Bild aus den interessanten jüdischen Siedlungen und aus Tel-Aviv ist zu finden. Die nächste Auflage wird sich nach dieser Richtung erweitern müssen.

deren Häusern aufgezogen. In den Beziehungen der Geschlechter herrscht Freiheit. Wer jedoch Nachwuchs erzeugt, ist zur Ehe verpflichtet. Nach der Arbeit besuchen die Eltern ihre Kinder. Fast alle Angelegenheiten (Einkauf, Verkauf, Arbeitsteilung) sind durch Selbstverwaltung geregelt. Die beiden Siedler führen mich stolz durch die Ställe, in denen sich etwa 30 Kühe, zahlreiche Maultiere, ein Stier und viele Pferde befinden. Das Vieh ist durchweg gut gepflegt. Bienenzucht gedeiht. Hühner werden gehalten. Um einen großen Hofraum reihen sich die Schuppen für die Vorräte aller Art. Man baut Weizen, Tabak, Orangen, Bananen, Mandeln, setzt Eukalyptus- und Oelbäume. Wagenschuppen gibt es und eine Schmiede. Anschließend den gemeinsamen Speiseraum mit Küche, ein Kinderhaus von vorbildlicher Hygiene, ein Spital und ein ärztliches Untersuchungszimmer. Getrennt von diesen Gebäuden der Gemeinschaft, die aus Beton, Holz und Ziegeln bestehen, liegen die Häuser der Siedler — meist aus Brettern zusammengeschlagen. Sehr viele von ihnen wohnen jedoch noch in Zelten wie die Juden zu Moses Zeiten. Auf nackter Erde leben sie, ohne hölzernen Fußboden. Schränke oder Verschläge für Wäsche gibt es nicht. Waschgerät, Bettstelle, Petroleumlampe und Bücher (Marx' „Kapital" und Herzls „Judenstaat") sind in jedem Zelt. Auch Reproduktionen von Kunstwerken. Die Menschen, die hier wohnen, sind meist jüdische Intellektuelle, die sich der Scholle neu verbinden wollen. Ein mehr als seltsames Bauernvolk — an nichts glaubend als an die Kraft des Bodens. Dennoch seit Jahren — nach harter Prüfungszeit —, aushaltend trotz des schlechten Bodens und der ungeeigneten Kräfte, die der Instruktoren leider noch entbehren und daher viele vergebliche Versuche anstellen müssen. Unbegreiflich, wie diese Intellektuellen sich umgestellt haben, wie sie — bei größter Gefahr des Fiebers — Sumpfland auszutrocknen ververstehen, wie sie in glühendem Sonnenbrand auf die abgeforsteten kahlen Berge Palästinas Erde schleppen und Bäume anpflanzen. All das ist nur möglich, weil diese junge Menschen von einer großen Idee getragen sind: Eroberung des palästinensischen Bodens durch ihrer Hände Arbeit. Verbindung mit der Erde, die man ihrer Rasse solange vorenthielt. Volkwerdung. Abstreifen der listenreichen künstlichen Galuth-Geistigkeit. Ausrottung der großstädtisch-jüdischen Mentalität. Einfach werden. Opfer werden ohne jede Hoffnung auf Ruhm, Opfer für die Volkwerdung. Das etwa ist die Ideologie[1]), die sie alle sachlich be-

[1]) Ein vortreffliches Bild der neu-jüdischen Ideologie bietet das Buch von Felix Salten: „Neue Menschen auf alter Erde." Paul Zsolnay Verlag, Berlin—Wien—Leipzig. Der Verfasser ist überzeugter Zionist und gläubiger Jude. Ihm wird daher das „Land der Väter" zu umfassendem Erlebnis. Und da er ein Dichter ist, so formt er aus glühender Innenschau in flutender Sprache, die aus dem Herzen kommt, seine Vision von Palästina. Ein rein

kunden. Kaum einer glaubt an Gott, an Palästina glauben sie alle. Auch diese Ideologie ist ein Stück Religion. Sie ist von echt jüdischem Trotz, von alttestamentlicher zäher Beharrlichkeit gegenüber allen Mißerfolgen. Denn niemand leugnet es hier, wieviel mißlungen, wieviel noch zu tun, wie gefährlich ungewiß die Zukunft ist. Besonders wirtschaftlich. Muß die palästinensische Idee nicht sterben, wenn die wirtschaftlichen Voraussetzungen zusammenbrechen? Wird man von der unrentablen „großen" Kwuzah nicht zur rentableren „kleinen" Kwuzah übergehen müssen? Werden die kapitalistischen Hilfsquellen des Keren Hajessod (des Palästina-Fonds), diese vielen Millionen, nicht eines Tages versiegen, von denen — im Grunde — diese kommunistischen Kwuzahs abhängig sind? Wie kann man den Ertrag erhöhen, um wirtschaftlich unabhängig zu werden? Muß man die Selbstverwaltung von Dilettanten nicht durch straffe Leitung langjähriger Fachleute ersetzen? Wie soll man die Brücke schlagen zu den verhaßten Bourgeoisie-Siedlungen des Barons Rotschild, die sogar arabische Arbeiter beschäftigen und so die jüdische Arbeitslosigkeit steigern? Wie wird das Verhältnis zu der erdrückenden Ueberzahl der arabischen Bevölkerung werden? Die klare Lösung dieser Fragen ist heute lebenswichtig für den Bestand des neuen jüdischen Palästina[2]). Trotz größter wirtschaft-

menschliches Bekenntnis aus einem Guß. Allerdings ist es ein vollkommen unkritisches Buch. Saltens bejaht — mit wenigen Ausnahmen — alles im neujüdischen Palästina. Wenn er den Gruß „Schalóm" hört, ist er schon entzückt. Wenn ein Hotelbesitzer an Palästina glaubt, vermerkt er es getreu. Vier überschwengliche Seiten allein widmet er seinem Chauffeur Chaim Mandelbaum. In dem einfachsten jüdischen Gärtner findet er „auserlesene Kultur". Raufende jüdische und arabische Arbeiter läßt er gar durch Psalmenworte aus dem Munde eines jüdischen Polizisten beschwichtigen. Alle Dinge im neuen Palästina sind ihm „ohne Beispiel in der Geschichte". Ein so restlos begeisterter Beurteiler muß der Objektivität ermangeln. Tatsächlich entsteht das falsche Bild, als ob das gesamte Palästina in einem einzigen ungeheuren Aufschwung begriffen sei und aller Schwierigkeiten aus der Idee heraus spielend Herr würde. Daß nur ein kleiner Teil der Juden Palästinas aus dieser Ideologie heraus hart und unter schweren Mißerfolgen anzufangen sucht, diese schlichte Wahrheit erscheint von Saltens allseitiger Begeisterung zurückgedrängt (trotzdem auch er gelegentlich von „Anfängen" spricht). Rührend ist es, wenn Salten hemmungslos den neuen Juden zum Idealmenschen an sich macht. „Durch Leiden weise, durch Weisheit gütig." Mitleidig, duldsam, ohne Selbstgefälligkeit, ohne hochmütige Feindseligkeit. Des „Dichters Aug, in holdem Wahnsinn rollend", schreckt sogar nicht davor zurück, schon jetzt die Möglichkeit einer neuen jüdischen Welterlösung zu schauen. Schade.

[2]) Eine sachliche, kritische Bestandaufnahme des jüdischen Palästina gibt Dr. Alfred Wiener in seinem Buche: „Kritische Reise durch Palästina." Philo-Verlag, Berlin. Mit 13 Karten und Zeichnungen. Wiener ist kein Anhänger des Zionismus, den er wegen seines nationalistischen Egoismus ablehnt. Er fühlt sich als Jude und Deutscher und gehört dem „Centralverein deutscher

licher Unsicherheit ist der Geist der Siedlungen unbeirrt. Der neue Jude marschiert. Zwar sind es nur etwa 8000 Menschen, die sich dennoch und trotzdem ihrem Volke opfern. Aber sie sind der geistige Sturmtrupp der jüdischen Menschheit, ihre stärkste ethische Substanz — selbst wenn ihr Wollen einmal tragisch enden sollte. Aus einem der Zelte dringt ein Streichquartett von Bach. Erst als der letzte Ton verklungen ist, jagt mein Auto davon.

Nach stundenlanger Staubfahrt erreiche ich Tel-Aviv. Europäisch prunkt das große, weiße Gymnasium mit längst brüchig gewordenem Bildungsgut. Behaglich stehen die Häuserreihen — starr und sicher. Da denke ich an die Zelte der Siedler, die draußen im Winde flattern. Welch ein Unterschied zwischen Jude und Jude, zwischen Mensch und Mensch.

Noch einmal brechen die schweren Farben Jaffas ins Auge. Um einen arabischen Limonadenverkäufer mit blinkendem Ziergefäß aus Messing drängen sich Kameltreiber. Trotzdem sie alle aus einem einzigen Glas trinken müssen. Das Auto stoppt. Ich bin am Kai. Scharf schlagen die Boote an die hohe dänische Schiffswand. Vorsichtig klettere ich an Bord. Der schwirrenden Eindrücke müde — sinke ich hin in tiefen Schlaf. Als ich erwache, ist Palästina zerronnen. Mit starrer Ehrenbezeugung grüßt mich der steinerne Ferdinand Lesseps, der Erbauer des Suez-Kanals, im Hafen von Port Said.

(Wird fortgesetzt.)

Staatsbürger jüdischen Glaubens" an. Gegen nationaljüdische Uebertreibung und übersteigerte Palästinapropaganda richtet sich sein Buch. Der Wert seiner Arbeit liegt nicht in seiner geistigen Haltung, sondern in dem dankenswerten Versuch, zum erstenmal den objektiven Bestand der neuen jüdischen Heimstätte statistisch und wirtschaftlich klarzustellen. Wir erfahren, daß ganz Palästina nur dreimal so groß ist wie Hessen, daß der gesamte anbaufähige Boden des heiligen Landes nur ein Drittel der Rheinprovinz beträgt. Der gesamte jüdische Bodenbesitz ist um 40 qkm größer als Groß-Berlin. Davon haben die Zionisten nur ein Fünftel in der Hand. Die Juden stellen 17,8 % der palästinensischen Gesamtbevölkerung dar, 72,27 % sind Araber. Von den 158000 Juden wohnt weniger als $^1/_5$ auf dem Lande, $^4/_5$ in den Städten. Nach der Hochflut der Einwanderung 1925, die 33800 betrug, hat ein wirtschaftlicher Rückschlag mit großer geschäftlicher Depression eingesetzt. 1927 hatte die Auswanderungsziffer die der Einwanderung bereits überholt. Die Einnahmen des allgemein-jüdischen Palästinafonds betrugen von 1920—1927 etwa 60 Millionen Mark, die des jüdischen Nationalfonds von 1902—1926 etwa 50 Millionen Mark. Mit diesen Mitteln wurde das jüdische Palästina aufgebaut. Die Handelsbilanz des Landes ist passiv. Ob Wieners Objektivität durch seine antizionistische Haltung getrübt ist, ist nicht nachprüfbar. Jedenfalls bedeutet sein Buch gegenüber den nur-begeisterten Werken (Salten) den Anfang realer Palästina-Erkenntnis.

***

Kommunale Neugliederung im Westen

von Syndikus Franz Effer, Düsseldorf

Das rheinisch-westfälische Industriegebiet ist eines der am dichtesten bevölkerten in Europa. Es kann höchstens mit den Industriezentren in England und Belgien verglichen werden. Rund 5 Millionen Menschen wohnen in diesem Bezirk, dessen Fläche durch das Dreieck Köln, Duisburg, Dortmund begrenzt wird. Kaum unterbrochen zieht sich eine Kette von Großstädten durch dieses Gelände hin. Darin unterscheiden sich deutlich fünf Gebietskomplexe, mit ganz besonderen Eigenarten und speziellen Wirtschaftsfunktionen. Im Norden erstreckt sich von Duisburg bis Dortmund die geschlossene Kette der Ruhrstädte. Hier bilden Steinkohle und Roheisen das Lebenselement einer unerhörten Konzentration von Kraft und Energie. Weiter südlich sind die Städte Elberfeld, Barmen, Remscheid und Solingen die Brennpunkte der Wirtschaft des Bergischen Landes. Textilindustrie, Färbereien und Kleineisenindustrie sind die Kennzeichen für ihre Eigenart. Im Süden bildet Köln als internationale Handelsstadt mit der immer stärker sich entwickelnden chemischen Industrie und den benachbarten Braunkohlenbergwerken die Grenze. Im Westen auf der linken Rheinseite konzentriert sich in M.-Gladbach, Rheydt und Krefeld die weltbekannte Textil- und Seidenindustrie. In der Mitte dieses ganzen Gebietes bildet Düsseldorf als Stadt des Eisens und des Stahls und als Sitz großer Konzernverwaltungen das fünfte Wirtschaftsgebiet des Gesamtkomplexes.

Ueberblickt man diese gewaltige Kraftzentrale ohne Rücksicht auf kommunalpolitische Grenzen und verwaltungsmäßige Organisation, so findet man über lange Strecken hin kaum eine Spur von Individualität im Sinne einer großzügigen städtebaulichen Disposition. Fast planlos hat sich in den letzten Jahrzehnten der Aufbau der Städte vollzogen, deren Zahl kaum der Einheimische genau kennt. Im Bereich des Siedlungsverbandes „Ruhrkohlenbezirk" liegen allein folgende Stadtkreise: Dortmund, Lünen, Witten, Castrop-Rauxel, Recklinghausen, Herne, Bochum, Wanne-Eickel, Wattenscheid, Gelsenkirchen-Buer, Gladbeck, Bottrop, Essen, Osterfeld, Sterkrade, Oberhausen, Mülheim, Hamborn, Duisburg. Daran grenzen oder schieben sich ein die Landkreise Hörde, Bochum, Recklinghausen, Hattingen, Essen, Dinslaken und Düsseldorf. Im Regierungsbezirk Düsseldorf allein gibt es zur Zeit 15 Stadtkreise und 15 Landkreise — jeder mit einer eigenen Verwaltung, jeder mit eigenen Rechten, jeder befugt, eigene Siedlungs- und Bebauungspläne ohne Rücksicht auf den Organismus des ganzen Gebiets durchzuführen. In welcher Weise der Aufbau vor sich ging, zeigt die

rasende Schnelle der Entwicklung. In der Periode von 1871 bis 1929 hat sich die Umstellung vom Agrar- zum Industriestaat in diesem Bezirk am radikalsten vollzogen. In dieser Zeit stieg der Anteil der Groß- und Mittelstädte von 11,5% auf über 40%; der Anteil der Landgemeinden und Landstädte verringerte sich von 76% auf 46%. Es gibt in dem Städtezug vom Rhein bis nach Dortmund Gemeinden, die ihre Einwohnerschaft in nicht 50 Jahren auf das Fünfzigfache gesteigert haben. Das typischste Beispiel ist Hamborn, dessen Einwohnerzahl i. J. 1871 2300, i. J. 1919 110 000 betrug. Essen vermehrte seine Einwohnerzahl in den letzten 50 Jahren (unter Einschluß von Stadterweiterungen) von 40 000 auf 470 000, Duisburg von 25 000 auf 270 000, Düsseldorf von 63 000 auf 435 000. Entsprechend der gesteigerten Menschenansammlung hat sich der Verkehr entwickelt. In Düsseldorf zum Beispiel stieg die Zahl der Personenbeförderung durch die Reichsbahn von rund 600 000 im Jahre 1883 auf 7 200 000 im Jahre 1913; die Güterbeförderung stieg von 500 000 Tonnen im Jahre 1883 auf 7 500 000 Tonnen im Jahre 1913. In der gleichen Stadt wurden durch die Vermittlung der Straßen- und Ueberlandbahnen im Jahre 1899 10 038 600 Personen befördert gegenüber 132 000 000 Menschen im Jahre 1926. Aehnlich ist die Kurve in fast allen anderen Städten dieses Gebietes.

Gegen diese amerikanische Entwicklung lassen sich zahlreiche berechtigte Gründe ins Feld führen — hindern oder hemmen kann man sie nicht. In einer Aufsatzreihe, die in der „Frankfurter Zeitung" über dieses Problem erschienen ist, wird richtig gesagt, daß die Massensiedlung in Industriegebieten Schicksal ist. Die Frage ist nur, was kann geschehen, um dieses Schicksal erträglich zu gestalten, um es nicht zum Verhängnis für das Gesamtleben der Nation werden zu lassen. Es ist kein unbedingter Vorwurf, wenn man feststellt, daß die kommunale Verwaltung und Organisation mit diesem unerhörten Tempo der Entwicklung nicht Schritt gehalten hat. Ein Gigant wäre notwendig gewesen, hätten die Lebens- und Siedlungsbedingungen vor 50 Jahren vorausschauend bestimmt werden sollen. Da er uns nicht beschieden war, müssen wir heute versuchen, Versäumtes nachzuholen und an die Riesenarbeit einer vollkommenen Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes heranzugehen. Den entscheidenden Schritt dazu hat der Düsseldorfer Regierungspräsident getan, als er am 12. Januar 1928 in Uebereinstimmung mit den Regierungspräsidenten von Münster und Arnsberg einen großzügigen Plan für die kommunale Neugliederung des Industriegebietes bekanntgab. Dieser Plan sieht eine regionale Verwaltungsreform in der Weise vor, daß die bisher bestehenden 15 Landkreise zusammengelegt werden zu 8 Kreisen, und daß an Stelle von 15 alten Stadtkreisen etwa 10 neue Stadtkreise treten. Der Reformplan geht von der Ueberzeugung aus, daß

im Herzen des Industriegebietes für Landkreise kein Raum mehr ist. Die letzten beiden Landkreise im Zentrum des Bezirks Essen und Bochum werden den beiden Städten angegliedert. Die Zahl der Landkreise im Regierungsbezirk Düsseldorf wird auf die Hälfte vermindert. Es bleiben linksrheinisch bestehen: Geldern, Cleve und Mörs. Zusammengelegt werden die Reste von Krefeld, Kempen, M.-Gladbach, Grevenbroich und Neuß zu zwei neuen Kreisen. Rechtsrheinisch fallen die Reste des Kreises Dinslaken und Rees zusammen. Die Reste der Kreise Solingen, Lennep, Düsseldorf und Mettmann werden zu zwei neuen Kreisen umgestaltet. In Westfalen wird aus den Resten von Hörde und Iserlohn der Ruhrkreis Ost, aus Hattingen, Schwelm und Hagen der Ruhrkreis West gebildet. Zu diesem Kreis wird das rheinische Radevormwalde aus dem Kreise Lennep geschlagen.

Damit würde die Basis geschaffen für eine Neuaufteilung und eine neue Abgrenzung der großen Städte, die hier nur im wesentlichen geschildert werden soll — unter Einbeziehung von Vorschlägen, die von der Gemeinschaft der sechs großen Städte gemacht worden sind.

Düsseldorfs Vorschlag trennt Arbeits-, Wohn- und Erholungsgebiete voneinander. Er unterscheidet drei Industriesektoren: den Sektor Nord in Richtung Unterrath—Rath—Ratingen, den Sektor Süd in Richtung Reisholz—Benrath, den Sektor West in Richtung Oberkassel—Heerdt—Lörick. Wohngebiete sollen ausgebaut werden für die im Nordbezirk Beschäftigten in Richtung Rath—Ratingen, für die im Südbezirk Beschäftigten in Richtung Unterbach—Erkrath und für die im Westsektor Beschäftigten in Richtung Oberkassel—Büderich. Besonders wertvolle Wohngebiete sollen entstehen: 1. in Richtung Lohausen—Kaiserswerth; 2. in Richtung Büderich; 3. in Richtung Ludenberg—Erkrath. Grünflächen und Erholungsflächen sollen den Uebergang zur aufgelockerten Bauweise von den Mietkasernen der heutigen Arbeiterviertel bilden. Für die kommende Stadtentwicklung Düsseldorfs ist entscheidend, daß der Rhein in die Mitte genommen wird und nicht Düsseldorfs Grenze ist. (Denkschrift der Stadt Düsseldorf „Von Dortmund bis Düsseldorf".)

Für Duisburg ist das Problem der Neueinteilung besonders schwierig, weil es besonders arm an Wohnbauland ist. Hier wird die Eingemeindung der Stadt Homberg erstrebt, die aufs engste mit dem Hafen zusammenhängt, sowie der Industriegemeinde Rheinhausen. Ferner ist die Einbeziehung der Stadt Hamborn vorgesehen. Das erwünschte Wohngelände wird nach Süden hin von dem Gebiet des Landkreises Düsseldorf erstrebt.

Essen hat seine Grenzen vor nicht allzu langer Zeit bereits regulieren können. Es erstrebt eine industrielle Ausdehnung nach Norden und Nordosten hin, während es im Süden Platz für neue Siedlungen braucht. Hier kommt in erster Linie das Gebiet des eigenen Landkreises in Frage, dazu ein Teil aus dem

Landkreis Hattingen. Die nach Westen hin an der Ruhr gelegene Stadt Kettwig wird gleichfalls erstrebt. Die beiden Städte Gelsenkirchen und Buer wurden erst in allerkürzester Zeit zu einer Stadtgemeinde vereinigt. Sie wünschen Teile des Landkreises Recklinghausen, sowie die Stadt Wattenscheid.

Bochum soll Teile der Landkreise Bochum und Hattingen als Wohngebiet erhalten. Die Frage der Zusammenlegung mit Herne und Wanne-Eickel ist ebenfalls aktuell.

Dortmund hat in diesem Jahre schon eine gewaltige Vergrößerung von 7500 auf rund 20 000 Hektar und eine Bevölkerungszunahme von 320 000 auf 450 000 erfahren. Wenn es jetzt noch den Landkreis Hörde erhält, wird seine Grenze bis an die Ruhr reichen.

Die Städte Elberfeld und Barmen, sowie Vohwinkel sollen zusammengelegt werden, ebenso wie die Städte Solingen, Wald, Gräfrath und Ohligs zu einem Groß-Solingen vereinigt werden sollen. Remscheid erstrebt die Vereinigung mit Lennep. Uerdingen soll zu Krefeld kommen, die Städte M.-Gladbach und Rheydt sollen zu einer neuen Stadt vereinigt werden.

Bei diesen Reformplänen muß die Kritik von dem ursprünglichen Grundgedanken ausgehen, wonach eine Neugliederung auf mindestens zwei bis drei Jahrzehnte hinaus vorgesehen ist. Wichtiger als die Frage der Vergrößerung nach Quadratmetern und Einwohnerzahlen ist daher das Problem der Menschen, die in diesem Gebiet zusammengeballt sind. Es geht bei der Neueinteilung um das Schicksal von 5 Millionen Menschen, die in diesem größten Zentrum der Arbeit wohnen; es geht um die Frage der Steuerverteilung und des gerechten Lastenausgleichs; es geht um die Frage einer Rationalisierung der Wirtschaft und der Verwaltung; es geht um die Frage der Planung und Siedlung für kommende Generationen. Wie sehr diese Neugliederung das ganze deutsche Volk angeht, hat der vormalige Essener Oberbürgermeister, der führere Reichskanzler Dr. Luther, schon betont, als er sagte, wenn es nicht gelinge, die arbeitenden Massen des Industriegebietes mit ihrem Schicksal auszusöhnen, dann könne niemand verhindern, daß ein gefährlicher Herd revolutionärer Umwälzungen entstehe. Der Düsseldorfer Oberbürgermeister Dr. Lehr stellte in einer Rede vor dem Provinzialkirchenrat der Rheinprovinz die Neugliederung im Westen als eine Aufgabe dar, deren Ziel es wäre, auf lange Sicht hinaus die kommunalen Grenzen so neuzugestalten, daß sie in diesem durch und durch industrialisierten Bezirk im Einklang ständen mit den Wirtschaftsgrenzen einschließlich der Arbeitsstätten. Für Wirtschaft und Verwaltung dieses wichtigsten Bezirks in Preußen sollte die größtmögliche Harmonie zwischen den kommunalen Aufgaben und den Wurzeln ihrer Kraft, der Wirtschaft, gefunden werden.

Eine solche Riesenaufgabe läßt sich natürlich nicht lösen, ohne daß scharfe Gegensätze in der Grundauffassung überbrückt

werden. Der schwierigste Faktor ist dabei der Kampf um die Selbständigkeit der Landkreise, der kleinen und der Mittelstädte. Es ist der gleiche Kampf, der sich bei früheren Eingemeindungen abspielte und der als zugkräftigstes Argument das Schlagwort von dem „Moloch Großstadt" ins Feld führt. Sieht man das Problem außerhalb des großen Zusammenhanges von diesem Standpunkt aus, so läßt es sich durchaus begründen. Man kann in den kleinen Gemeinden vor den Toren der Großstädte besser und bequemer leben als im Zentrum der Stadtgebilde. Vielfach ist sogar der Kostenanteil der Bevölkerung an den kommunalen Lasten im Verhältnis niedriger als in den benachbarten Großstädten. Nur übersieht man dabei, daß die Bewohner dieser Orte an allen wirtschaftlichen und kulturellen Einrichtungen der Großstadt teilnehmen — genau so, als wenn sie vollberechtigte Mitglieder dieser kommunalen Gemeinschaft wären. Straßenbahnen oder Ueberlandbahnen befördern sie in kurzer Zeit in den Mittelpunkt der Stadt. Die Kosten des Straßenbaues und der Wegeunterhaltung werden in der Hauptsache von der Großstadt getragen. Theater und Konzerte, höhere Schulen, Bildungseinrichtungen aller Art, Museen und Galerien, Badeanstalten und viele andere Einrichtungen stehen zur Verfügung. Die Großstadt wendet Millionenbeträge für deren Einrichtung und Unterhaltung auf — die Bewohner der Vorstädte haben die Möglichkeit der Benutzung, ohne zu den Kosten in irgendeiner Form beizutragen.

Auf der anderen Seite werden die Großstädte in ihrer städtebaulichen Entwicklung auf das empfindlichste gehemmt. Die rasende Bevölkerungszunahme verlangt gebieterisch eine Vergrößerung des notwendigen Siedlungsgeländes. Die Zeit der Mietskasernen und der armseligen Arbeiterkolonien im Schatten von Rauchfahnen und Schutthalden ist Gott sei Dank vorbei. Der Zug geht hinaus, in die Randgebiete der Städte, wo die Verbindung mit der Natur noch möglich ist. Gleichzeitig ist eine Umorganisation oder richtiger eine Neuansiedlung der Industrie in den großen Städten erforderlich. Dabei muß der Grundsatz vorherrschen, das Weichbild der Stadt vollkommen freizuhalten und auch die Zukunftsmöglichkeiten des Bebauungsplanes nicht zu stören. Wasserzufuhr und günstige Eisenbahnverbindung sind lebenswichtige Voraussetzungen für das Gedeihen der Industrie. In vielen Fällen ist bei der Bestimmung des Industriegeländes auch die Richtung der Rauchentwicklung ausschlaggebend. Manche Städte, die diese Ueberlegung früher unberücksichtigt ließen, haben heute darunter zu leiden. Große Flächen wertvollen Baugeländes sind dadurch entwertet worden. Bei all diesen Neugestaltungsplänen stoßen die großen Städte auf den Widerstand der selbständigen Vororte. Andere Schwierigkeiten kommen hinzu. So ist es unmöglich, bei dem Wirrwarr von mehreren hundert Gemeinden die Erhaltung der Grün-

flächen, die Beseitigung der industriellen Abwässer, die Belästigung durch Ruß, Rauch und Geräusch, die Erhaltung der Waldbestände planmäßig durchzuführen. Dabei wächst die Zahl der Menschen beständig, und das Wohnungsproblem ist noch nicht annähernd in einer zufriedenstellenden Weise gelöst. Daher darf der Staat nicht länger zusehen, wie hier unnötig Kräfte vergeudet werden, und wie bei der Fortdauer des jetzigen Zustandes die Schäden und das Unheil noch täglich vergrößert werden. Die Wirtschaft hat an einer Reform das gleiche Interesse. Von ihr geht die Forderung nach einer grundlegenden Verwaltungsreform am stärksten aus. Die Wirtschaft bringt durch die Sonderleistung der Gewerbesteuer den überwiegend größten Anteil zu den kommunalen Lasten und damit auch zu der überorganisierten Verwaltung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes auf. Sie braucht Luft und Bewegungsfreiheit für die kommende Entwicklung, sie braucht eine zufriedene und arbeitsfreudige Arbeiterschaft und damit Raum für großzügige Siedlungen in Verbindung mit der Natur.

Schließlich ist es nicht zuletzt auch eine Frage der Erhaltung und Förderung der Gesundheit, wenn sich das düstere, in Rauchwolken und Feuerschlünde gehüllte Land der Fabriken und Schächte lockert und umgestaltet, und wenn aus dem Chaos ein neuer lebendiger Organismus wird.

Der Vorschlag des Düsseldorfer Regierungspräsidenten soll für all diese Zukunftsmöglichkeiten die Basis sein. Er ist gedacht als eine Neuordnung auf die Zeit von 20 bis 30 Jahren. Er will also Stabilität für ein Menschenalter. Das ist eine lange Zeit — unübersehbar in dem, was sie an Aufbauendem und Umwälzendem bringen wird. Sie wird nach menschlichem Ermessen eine Zeit des weiteren Aufbaues und — im Zeitalter der Reparationsverpflichtungen — eine Zeit höchster Anspannung der Kräfte und stärkster Konzentration des Arbeitswillens sein. Sie muß eine Zeit weiterer Rationalisierung auf allen Gebieten der Wirtschaft und der Verwaltung werden, und sie wird zugleich eine Zeit des Ringens um die Erhaltung von Kultur und Menschentum gegenüber der Maschine sein. Wollte man bei der kommunalen Neugliederung diesem großen Fluge folgen, alle Möglichkeiten der Zukunft einkalkulieren, so wäre der Plan zu bescheiden und zu unvollkommen. Denn er ist noch keineswegs eine ausreichende Lösung — dafür ist er viel zu sehr das Produkt von Kompromissen und politischen Einflüssen. Und hier muß die Frage gestellt werden: Welche Instanz, welches Gremium in Preußen ist wirklich befugt, darf sich ehrlich für berechtigt halten, die Entscheidung in dieser schicksalbestimmenden Frage zu treffen? Der Instanzenzug, den der Vorschlag des Düsseldorfer Regierungspräsidenten bis jetzt durchlaufen ist, läßt große Fehlerquellen in diesem System deutlich werden. Denn erste Voraussetzung für jeden, der mitbestimmen oder begutachten will, ist

die eingehende Ortskenntnis des Gebietes und der Ueberblick über seine Organisation. Sie waren bei einem großen, wenn nicht beim größten Teil der mitwirkenden Kräfte nicht vorhanden. Schon die Provinziallandtage von Rheinland und Westfalen haben in ihrem Gutachten versagt. Politische Beweggründe und Argumente der Rivalität traten stark in die Erscheinung. Bei den Wirtschaftsvertretungen, namentlich bei den Handelskammern war eine objektive Stellungnahme in all den Fällen schwierig, in denen Subjekte und Objekte des Eingemeindungsplanes zum gleichen Bezirk gehörten. Läßt man in diesem Zusammenhange jene Aeußerungen und Entschließungen außer Acht, die aus den Kreisen der verschiedensten Organisationen wirtschaftspolitischen, sozialpolitischen oder religiösen Charakters gekommen sind, so trifft man auf eine Instanz von maßgebendem, wenn auch nicht endgültig entscheidendem Einfluß: den Preußischen Staatsrat. Er setzt sich aus Vertretern der verschiedensten Berufe und geographischen Bezirke Preußens zusammen. Die fehlende Kenntnis des Gebietes mit seinen tausendfältigen Eigenarten verschaffte er sich durch eine Rundreise von wenigen Tagen, die außerdem angefüllt waren mit Ketten und für- und gegensprechenden Vorträgen der Landräte, Oberbürgermeister und Bürgermeister. Das Ergebnis war eine offenkundige Fehlentscheidung insofern, als bei einzelnen Bezirken die restlose Erfüllung aller Wünsche und Forderungen unterstützt, bei anderen dagegen auch das Notwendigste versagt wurde. Hier läßt sich der Verdacht nicht vollkommen unterdrücken, daß neben sachlichen Erwägungen auch andere Einflüsse maßgebend gewesen sind, von denen diese wichtige Vorentscheidung hätte freibleiben müssen. Der Preußische Landtag wird als letzte Instanz die endgültige Entscheidung zu fällen haben. Es hat den Anschein, als ob sich das Preußische Abgeordnetenhaus ernsthafter mit diesem großen Problem befassen wollte, und man darf auch dem Preußischen Staatsministerium den ehrlichen Willen zugeben, nach Möglichkeit eine gute und großzügige Lösung zu finden.

Inzwischen wird man in der Ecke zwischen Rhein und Ruhr zu überlegen haben, wo nach erfolgter Neugliederung mit der praktischen Arbeit begonnen werden soll. Die Generalbebauungspläne der Städte können auf absehbare Zeit klar umrissen werden. Das erfordert Mut und Großzügigkeit zu manchem radikalen Eingriff in die gegenwärtigen Zustände. Bevor der neue Aufbau beginnen kann, wird eine Zeit des Abbruchs und des Niederreißens einsetzen müssen, die übrigens schon jetzt in einzelnen Städten, namentlich in Essen und Dortmund eingetreten ist. Die notwendige Nationalisierung der Verwaltung wird die Behörden vor große Aufgaben stellen. Erst jetzt wird man erkennen, wie anders die Entwicklung hätte verlaufen können, wenn die große Reform rechtzeitig erfolgt

wäre. Wie ganz anders hätte sich die heutige Umstellung vollziehen können, wenn beispielsweise eine Vereinigung der beiden Wupperstädte Elberfeld und Barmen dreißig Jahre früher erfolgt wäre. Jede der beiden, ungefähr gleich großen, zusammen rund 350 000 Einwohner zählenden Städte hat in dieser Zeit ein prunkvolles Rathaus errichtet und ein eigenes Theater geführt. Aehnlich liegen die Verhältnisse unter anderem auch in M.-Gladbach und Rheydt. Die Neuordnung wird neue Grundlagen für eine Rationalisierung schaffen, die auf die Dauer neben einer Vereinfachung auch wesentliche Ersparnisse mit sich bringen wird.

Unter den Städten wird eine weitgehende Verständigung und Zusammenarbeit in wichtigen gemeinsamen Fragen erfolgen können. Denn die neuen Städte haben in Zukunft eine weit größere Möglichkeit, ihre Eigenarten zu entwickeln und herauszustellen, als es bisher der Fall war. Bei gutem Willen könnte das Moment der Rivalität erheblich herabgemindert werden, ohne daß für die verschiedenen Städte Nachteile damit verbunden wären. In diesen Zusammenhang gehört die Forderung nach einer Verständigung über große Ausstellungspläne der Zukunft. Das Problem der Bewegung der großen Menschenmassen macht eine Verständigung über die Schaffung neuer großzügiger Verkehrsmöglichkeiten notwendig. Schon jetzt ist das Netz der elektrischen Bahnen ein überaus vielgestaltiges, die Entfernungen zwischen den Großstädten werden immer weiter überbrückt. Der Gedanke der Städteschnellbahn von Köln bis Dortmund wird in absehbarer Zeit zu einer positiven Lösung führen müssen. Darüber hinaus gilt es die großen Kulturaufgaben in einer Weise zu ordnen, die das Durcheinander des heutigen Zustandes vereinfacht und in neuen Formen größeres geben kann. Im Vordergrunde steht hier das Theater, das im rheinisch-westfälischen Industriegebiet viele Millionen im Jahre verschlingt. Die Zahl der Theater für diese fünf Millionen Menschen ist wesentlich größer als in Berlin. Der weitaus größte Teil dieser Theater wird städtisch geleitet, und diese Städte wenden für die Unterstützung ihrer Theater Summen auf, wie sie in Berlin nicht einmal zu einem Bruchteil aus öffentlichen Mitteln zur Verfügung gestellt werden. Trotzdem sind die Leistungen dieser städtischen Theater nicht etwa besser, als beim Durchschnitt der Berliner Bühnen. Der Grund ist einfach. Jedes einzelne Stadttheater verfügt über ein großes Personal und arbeitet infolge der hohen Zuschüsse, die zur Verfügung stehen, mit sehr kostspieligen Mitteln. Es kommt vor, daß in den benachbarten Städten ein und dasselbe Stück zehnmal und noch mehr in der gleichen Spielzeit inszeniert wird. Es wird also für eine Bevölkerungszahl, wie sie etwa Berlin aufweist, zehnmal die gleiche künstlerische Arbeit geleitet, es werden zehnmal die Kosten für die Dekorationen, die

Kostüme, die Propaganda ausgegeben, die Berlin nur ein einziges Mal nötig hat. Es werden schließlich zehnmal so viel künstlerische und technische Kräfte für eine Leistung eingesetzt, wie Berlin sie erfordert. Der große Unterschied ist nur der, daß eine Aufführung in Berlin durchweg künstlerisch abgerundeter zustande kommt, und daß sie dort hundert, zweihundert und noch mehr Aufführungen erlebt, während der größte Teil der westdeutschen Stadttheater in der fünften bis zehnten Aufführung stecken bleibt. Das heißt mit anderen Worten: Berlin kann eine Aufführung mit großen künstlerischen Mitteln zustande bringen und sie trotzdem wirtschaftlich ausnutzen, während die westdeutschen Städte in beiden Faktoren beschränkt sind. Hier muß eine Rationalisierung in der Weise kommen, daß sich die Städte über die Zukunft der Theaterführung verständigen. Der Ehrgeiz, unter allen Umständen ein eigenes Theater zu haben, muß zurücktreten hinter das Bestreben, eine große kulturelle Tat anzubahnen. Schon jetzt beginnt der Gedanke zaghaft und schüchtern sich vorzuwagen. Die Stadt Düsseldorf hat den ersten Schritt getan, indem sie ihr städtisches Schauspiel auflöst und sich auf die Oper und die Operette beschränkt. Damit läßt sie dem privat geleiteten Schauspielhaus unter der bewährten Leitung Dumont-Lindemann die Führung des Schauspiels unter Ersparung von Kosten, aber bei einer Steigerung der künstlerischen Leistungsfähigkeit. Das Düsseldorfer Schauspielhaus hat außerdem laufende Gastspielverträge mit verschiedenen Städten des Industriegebietes, darunter Gelsenkirchen und Mühlheim. Duisburg und Bochum unterhalten gleichfalls eine Theatergemeinschaft, und in der allerneuesten Zeit besteht in Essen großes Interesse an einer teilweisen Zusammenlegung des Theaterbetriebes, namentlich an einer Zusammenarbeit mit dem Düsseldorfer Schauspielhaus. Es ist bezeichnend, daß sich auch die Kölnische Zeitung — ebenfalls in jüngster Zeit — in eingehender Weise mit dem Problem der Theaterreform im Industriegebiet beschäftigt.

Aehnliche Möglichkeiten bieten sich auch auf dem Gebiete des Musikwesens und — wenn auch nach Ueberwindung größerer Schwierigkeiten — der Oper. Sicherlich ist die Förderung der geistigen und kulturellen Interessen der Millionenbevölkerung genau so wichtig, wie die Umstellung der kommunalen Grenzpfähle und die Sorge für ihr menschenwürdiges Unterkommen.

Wenn man also mit begründeten Hoffnungen und großen Erwartungen an diese Gestaltung der näheren Zukunft herangeht, dann muß man sich noch mit einer großen Frage auseinandersetzen, die zwar in den nächsten Jahrzehnten noch nicht zu entscheiden ist, deren Lösung aber schon heute in dem einen oder dem anderen Sinne beeinflußt werden kann. Es ist die Frage: Auf welche Form der kommunalen Gemeinschaft steuert die Entwicklung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes in

der weiteren Zukunft hin? Ist bei einer kommenden Vergrößerung der Stadtgebiete der Gedanke der Selbstverwaltung gefährdet, und wird dieser ganze Millionenkomplex einmal zu einer Riesenstadt restlos ineinanderwachsen? Man hat über diesen Gedanken viel diskutiert, und die Sorge um seine Verwirklichung ist ein wichtiges und ausschlaggebendes Argument bei den Gegnern dieser Verwaltungsreform. Der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung" sieht sehr klar, wenn er schreibt: „Das gesamte Industriegebiet ist überwiegend städtisch orientiert, städtisch mit allen Vorteilen und Nachteilen, städtisch auch in den „Landgemeinden"". Die unbestreitbaren Mißstände liegen nicht im Wesen der Stadt, der Großstadt, sondern sind Folgen einer ungeheuren Menschenmassierung, einer zum Teil notwendig überstürzten, nicht immer gemeisterten Stadtwerdung. Die Großstadt ist nicht gut oder schlecht, so wenig wie die Mittelstadt, die Kleinstadt, die Landgemeinde. Es kommt nur darauf an, was man daraus macht, wie man schöpferische Kommunalpolitik treibt. Daß Siedlungspläne über genügend große Räume in Zukunft Städte schaffen werden, in denen eine sinnvolle Verteilung von City, Industrie, Wohnbezirk, Verkehrsbändern und Grünflächen erfolgt, darf man erwarten. Es ist nicht einzusehen, warum eine aufgelockerte Großstadt mehr Gefahren bergen soll, als die vor den Toren der Großstädte liegenden Landstädte und Dörfer, deren Bevölkerung wie Städter fühlt und wirtschaftet. Es darf nicht vergessen werden, daß der Lebensstandard des „Großstädters" das zivilisatorische Ziel auch der Nichtgroßstädter ist.

In diesen Ausführungen ist die Linie und auch das Schicksal klar gezeichnet. Wo sich Millionen von Menschen ansammeln, da ist die Verantwortung für deren Wohl stets das gleiche ohne Rücksicht darauf, ob sie in hundert Einzelgemeinden dicht ineinandergeschoben oder in zehn Großstädten wohnen. Die organisatorische und technische Arbeit ist in hundert kleinen Orten ungleich schwieriger als in zehn Großstädten. Allerdings ist es fraglich, ob die Vereinigung des gesamten Gebildes zu einer „Mammutstadt" eine weitere Verbesserung der Organisation und der Lebensmöglichkeiten bilden würde. Man darf die Vollendung dieses Gedankenganges nicht durchführen, ohne mit dem Prinzip der Selbstverwaltung in ernste Konflikte zu geraten. Zwar ist die Annahme falsch, daß bei einem Wachsen der Städte die Idee der Selbstverwaltung vernichtet werde, und daß nur in kleineren und mittleren Orten eine wahre Gemeinschaftsarbeit zwischen Verwaltung und Bürgertum denkbar sei. In der Denkschrift der Stadt Düsseldorf wird mit Recht der Behauptung entgegengetreten, je kleiner der Gemeindebezirk sei, um so größer sei die Möglichkeit der Selbstverwaltung. In logischer Konsequenz wäre dann der östliche „Gutsbezirk" das Ideal des verfassungsrechtlich gewährleisteten Persönlich-

keitsrechtes des Staatsbürgers. Wer möchte bei einem Vergleich zwischen dem kleinsten und dem größten Verwaltungsbezirk Deutschlands, also zwischen dem östlichen Gutsbezirk und der Reichshauptstadt Berlin behaupten, daß der Berliner nichts „Eigenes", nichts „Persönliches" habe, daß der Berliner weniger am Leben seiner Stadt und ihrer Gestaltung teilnehme als der Bewohner eines östlichen Gutsbezirks. Wer die Verhältnisse in dem umstrittenen Gebiet kennt, der weiß, wie stark sich in den Großstädten an Rhein und Ruhr das Prinzip der Selbstverwaltung in der Mitarbeit der Bürgerschaft auswirkt. Der braucht auch nicht zu befürchten, daß durch eine Abrundung oder durch eine gewisse Vergrößerung der Stadtbezirke dieser Grundsatz ins Wanken kommt.

Schwieriger wäre die Frage zu lösen, wenn nach Jahrzehnten die Bildung einer großen kommunalen Gemeinschaft der sechs bis sieben Millionen Menschen in den Bereich der Möglichkeit gerückt würde. Ein solcher Ausgang könnte verhängnisvoll werden, weil dann die Befürchtung gerechtfertigt erschiene, daß die Individualität der bisherigen großen Gemeinschaften vernichtet würde. Die Einzelzusammenhänge ließen sich nicht mehr übersehen, und trotz einer scheinbaren Vereinheitlichung würde niemals ein wirklich einheitlicher Organismus entstehen können. Man muß sich hier vor dem naheliegenden Vergleich mit London hüten. London ist viel langsamer angewachsen, und die Bedingungen für diese Großstadtbildung waren wesentlich klarer und begründeter, als es im Westen Deutschlands der Fall ist. Wohl ist London dagegen ein hervorragendes Beispiel für die Notwendigkeit eines wirtschaftlichen Ausgleichs zwischen Stadt und Land. Ein maßgebender Kenner der englischen Selbstverwaltung, William A. Robson schreibt in der Zeitschrift „Der Deutsche Volkswirt" unter anderem folgendes: „Die Leute wohnen heute weit außerhalb der Gebiete, in denen sie arbeiten, und so haben wir um all unsere Großstädte einen großen Gürtel von Wohnsiedlungen. Die Flutwelle von Bevölkerungsmassen erreicht ungeheure Ausmaße und nimmt rasch zu. In London fluten z. B. an jedem Arbeitstage fast drei Viertel Millionen Menschen zu ihrer Arbeit in die Stadt. Während sie arbeiten, muß der Grafschaftsstadtrat für verschiedene kostspielige Einrichtungen sorgen: für Verkehrsmittel, die Reinigung, Beleuchtung und Pflasterung der Straßen, Kanalisierung, Feuerwehr usw. Aber gerade in dem Augenblick, wo dieser Verbrauch städtischer Einrichtungen zu Beiträgen für ihre Kosten herangezogen werden müßte, wandern sie über die städtischen Grenzen in ihre Wohnungen zurück und entschwinden der städtischen Steuerhoheit. Ist es also zu bestreiten, daß die Städte bei ihren Gesuchen, ihre Grenzen zu erweitern, um die Wohnsiedlungen — das heißt den Steuerbezirk — dieser Nomaden einzuschließen, einen gut-

begründbaren Standpunkt vertreten? Aber in dem Maße, als sich die Grenzen erweitern, ziehen diese Nomaden immer weiter und weiter hinaus, denn die Verkehrsmöglichkeiten verbessern sich ständig. Gleichzeitig haben sich der Londoner Grafschaftsrat und ähnliche Körperschaften bei der Ausführung ihrer Wohnbauprogramme durch die Raumnot gezwungen gesehen, Kolonisatoren zu werden und große Wohnsiedlungen außerhalb ihrer Grenzen anzulegen: das heißt, sie geben heute das Geld ihrer Bürger dazu aus, Steuerwerte für irgendeinen anderen lokalen Verwaltungskörper zu schaffen. Sie selbst werden keinen Pfennig dieses neuen Wertes auf dem Steuerwege hereinbringen können."

Das Londoner Beispiel zeigt die Notwendigkeit eines Ausgleichs zwischen Stadtverwaltung und Landkreisen in dichtbevölkerten Gebieten. Es ist ein schlagender Beweis für die Richtigkeit der Zusammenfassung oder der Umgestaltung zu erweiterten Stadtkreisen. Es ist aber kein Beweis gegen die Aufrechterhaltung und die Förderung des Gedankens der Kreisverfassung in den ländlich orientierten Bezirken des Landes. Man darf eine Idee nicht um des Prinzips Willen zu Tode reiten, sondern man muß den Mut haben, sie da aufzugeben, wo sie nicht mehr am Platze ist. Im Rhein-Ruhrgebiet gibt es keine Möglichkeit des Zurückgehens mehr. Also muß man mit dem Gegebenen rechnen und das Problem Großstadt-Landbevölkerung im großen Rahmen der Staatsgemeinschaft zu lösen versuchen.

Das westdeutsche Industriegebiet ist ein Weltbeispiel dafür, welche Verantwortung unsere Zeit für die Gestaltung des Schicksals kommender Generationen trägt. Eine vergangene Epoche konnte unser gegenwärtiges Schicksal nicht meistern; sie hinterließ uns ein Chaos in Organisation und Form da, wo zugleich die Zentrale der wirtschaftlichen Kraft des deutschen Volkes und ein bedeutsamer politischer Schwerpunkt liegt. Wir übernehmen es, mit schöpferischem Mut an eine Umgestaltung heranzugehen in dem Augenblick, wo unsere wirtschaftlichen Verpflichtungen aus der Liquidation des Krieges auf viele Jahrzehnte hinaus festgelegt werden sollen. Regierung und Parlament in Preußen haben die Verantwortung durch ihre Beschlüsse zu übernehmen. Sie müssen sich der Tragweite bewußt sein und dürfen nicht durch Mangel an Mut und Konsequenz im letzten Augenblick das große Werk gefährden. Wie großzügig auch uns dieser Plan der Umgestaltung erscheinen mag — eine nahe Zeit wird vielleicht schon die Tat als ein Stückwerk schelten und weit Größeres noch zur Verwirklichung bringen.

***

Hans Pfitzner und die Ästhetik des Musikdramas

von Conrad Wandrey

I.

Hans Pfitzner, der Meister deutscher Tonkunst und ausgezeichnete Schriftsteller, dessen sechzigsten Geburtstag am 5. Mai eine dankbare Gemeinde und mit ihr alle Volksteile feiern, denen Kunst noch eine nationale Angelegenheit und kein bloßes großstädtisches Zivilisationsamüsement ist, Hans Pfitzner hat mit den markanten, unverwechselbaren Zügen seines geistigen Profils bereits als Lebender einen festen Platz in der allgemeinen Kulturgeschichte: er ist der edle Nachfahre einer während seiner schaffenskräftigsten Mannesjahre versinkenden, nun aber, wo er die Schwelle des Greisenalters zu überschreiten sich anschickt, ganz versunkenen Epoche: der letzte echtbürtige Kronwalter im Reich der Romantik.

Romantik, wir meinen damit nicht jene vage Gestimmtheit des menschlichen Gemütes, die immer und allerorten statthaben kann, sondern die einmalige historische und in ihren bedeutendsten kulturellen Ausfruchtungen spezifisch deutsche Seelenbewegung, die, mit ihren Anfängen über die Grenze von 1800 noch zurückreichend, eine unerhört einflußreiche Kette von oft unterirdischen Wirkungen durch das ganze neunzehnte Jahrhundert gelegt hat, und in deren Abendrot, zwielichtig zwischen gestern und morgen, mit verdämmernden Farben eben das Gesamtwerk Hans Pfitzners steht. Es ist als wölbender Schlußstein romantischen Kunstwollens nicht zufällig ein Werk der Musik geworden, auch mit seinen der Sichtbarkeit und Gegenständlichkeit der Bühne angehörigen, operndramatisch intentionierten Schöpfungen noch. Denn in der Romantik hat eine Urmitgift deutschen Wesens: seine ruhelose, gestaltflüchtige Bewegtheit ihren reinsten Ausdruck gefunden, und wo hätte dieser Drang, der nur ein feindliches Prinzip kennt, das Feste im Raum, sich unmittelbarer künstlerisch auswirken können als in der Musik, deren Sonderstellung unter den Künsten ja darauf beruht, daß sie vom Raum und den Dingen im Raume nichts weiß, daß sie die reine Zeitkunst ist.

Als Musik hat sich die Romantik erfüllt und ist sie ihrerseits, als ausnehmend deutsche Gefühlslage, vom deutschen Musiker Hans Pfitzner ans äußerste Ziel geführt worden, bis zu jenem erhabenen Gipfelwerk der Palestrina-Legende, in deren Geisterszene die verstorbenen Meister der Tonkunst voll Sehnens sind, den letzten ihrer Reihe, Pfitzner-Palestrina, in den Kreis der Hochgestimmten eingehen zu lassen, nachdem er sein Erdenpensum getan, den Schlußstein zur schönen Kette des alten Weltenmeisters gefügt, zur Kette romantischer Tonkunst —

denn nur mit dieser Einschränkung legt das gleichnishafte Bühnengeschehen sich richtig und ohne Ueberheblichkeit aus.

Pfitzners persönliche romantische Note ist das Singen und Klingen der Sehnsucht. Schon Schumanns Werk lebt in seinen inspiriertesten Stellen von ihrem Atem, der Beginner der deutsch-musikalischen Romantik ist darum auch der geliebteste Vorfahr der Pfitznerschen Endschaft geworden. Aber erst in dessen herbstlicher Welt wird die Sehnsucht zum Generalbaß der Empfindung erhoben, in den Adagiosätzen seiner absoluten Kammermusik nicht nur, wenn auch dort mit unerhörter Intensität, sondern auch, wo die Welt des Sichtbaren angesprochen wird: im Lied und Bühnenwerk. Stoffliches Substrat dieser Lyrik: eine innige Hingabe an Weiten und Wälder, Glockenklang und Gipfelrauschen, an nächtige Einsamkeit und stilles Schwärmen, heimliche Brunnen und vollen Nachtigallenschlag, an die Welt Eichendorffs mit einem Wort und einem Symbol. Denn Eichendorff ist — Schumanns geniale Vertonungen in allen Ehren — doch von Pfitzner noch reicher und farbiger, wohl auch wesensnäher musikalisch interpretiert worden. Dazu dann im „Armen Heinrich" der unanalysierbare Tonzauber, der Rittertum und Kirche, schlichte Gefolgschaftstreue und fromme Einfalt, adlig stolzes Reckentum und christlich demütige Weltentsagung des Mittelalters zu neuem Leben weckt, nicht anders wie in der „Rose vom Liebesgarten" die Lichtasen, Elfen und Zwerge mit ihren Schimmern und Wundern.

Was all diese Verschwärmtheit durchklingt und zur Einheit bindet, ist und bleibt die „Stimme der Sehnsucht", die eben nicht nur als Ueberschrift eines Gedichtes von Karl Busse Pfitzner zu einem seiner charakteristischsten Lieder angeregt hat... Wo dann aber sein klingendes Seelentum das Auge aufschlägt und mit der Welt der Erscheinung sich mischt, da wird deutlich: diese Welt ist zu schön, als daß sie nicht bloß geträumt sein könnte. Sie ist Spiegelbild der Fantasie. Sie ist, nicht erst das „Lebenswerk" des Palestrina, Legende.

Dieses Erlebnis gehört artmäßig zum Geblüt des Romantikers. Seine rastlose Bewegtheit weiß und will das Glück immer nur dort wissen, wo er selbst nicht ist und nicht sein kann: in der Vergangenheit, die als verklärtes Wunschbild der Sehnsucht aufleuchtet, und von der der sentimentalische Romantiker in seiner innerweltlichen Schwärmerei doch naiv und stark genug ist zu glauben, daß sie auch als Gegenwart, die sie doch einmal gewesen sein muß, so schön, abgeklärt und harmonisch zusammengestimmt war, wie er sie jetzt sieht, aus dem Prinzip des Widerspruchs heraus sich träumt. Das Korrelat nämlich seiner rückgewandten Liebe ist freilich nicht nur die Gleichgültigkeit, sondern, je mehr, je ausschließlicher und leidenschaftlicher er Romantiker ist, der Widerspruch gegen, ja der Haß auf *diese* Zeit, in der er seinen Alltag zu leben gezwungen ist,

jenen frechen Tag im tötlich grellen Licht, von dem Pfitzner-Palestrina sagt, daß er feind sei „dem süßen Traumgewirk, dem Künsteschaffen".

Der romantische Mensch lebt sein eigentliches Leben als ein Mensch von jener Welt, mag er auch ein gut Teil seiner Kraft daran wenden, die Gegenwart nach seinem Bild einer schöneren Vergangenheit umwandeln zu wollen. Wenn sein Streben sich als edler aber unfruchtbarer Wahn herausstellt — und so war es noch immer —, dann fällt der Makel der Reaktion darauf, die gegenromantisch gesinnten Realisten, die mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde stehen, wollen nur einen Widerspruch ohne fühlbare Position in den Bemühungen des Romantikers um die Gegenwart sehen. Und er ist freilich auch immer in Gefahr und Versuchung, „diese" Zeit von vornherein dorthin zu verweisen, wohin Luthers Derbheit das Ganze der Welt herabwerten wollte — aus sehnsüchtiger Vorliebe für ein Jenseits, liege es nun vor der irdischen Lebensspanne in irgendeiner fantasieverklärten Vergangenheit oder als ein ewig geglaubtes in eine Zukunft entrückt, die nach dem irdischen Ableben sich öffnen soll.

Nun braucht aber diese Ablehnung der Gegenwart durch den romantischen Künstler nicht immer das Zeichen eines Bruches zwischen Wesen und Wille, Leistung und Charakter zu sein. Sie ist es bei Romantikern überaus häufig und war es beispielsweise bei Richard Wagner in so hohem Grade, daß seine Musik, die sinnlichste und sinnenfreudigste, die je in Deutschland gemacht wurde, die Bühne und ihre Vorgänge ständig Lügen straft. Wagner läßt, schon Nietzsche ahnte das, in den entscheidenden Augenblicken seine Helden eben der Welt entsagen, der seine Musik allüberall, auch in diesen Momenten noch, die Treue hält — für jedes Ohr, das unvoreingenommen genug ist, dieses betörende, üppige, Nerven und Sinne ständig agazierende Orchester sich nicht von der Bühne her interpretieren zu lassen. Wagner war mit seinem Wesen und seiner musikalischen Leistung ein ebenso wirkungssüchtiger, der Gegenwart und der Welt verfallener Mensch, wie sein auf die Bühne projizierter Wille dieser Gegenwart und dieser Welt glaubte entraten zu müssen.

Bei Pfitzner hat — der springende Punkt zum Verständnis seines Gesamtwerkes — ein solcher Bruch nicht stattgefunden. Schon die Tonsprache seines Orchesters, das so gern in fremden Harmoniefolgen, in leeren, gleichsam spirituellen Intervallen schreitet und den linearen (horizontalen) Kontrapunkt mit seinen schneidenden Härten dem sinnlichen Wohllaut der vertikalen Konsonanz vorzieht, schon diese Fraktur seiner Musik sagt dem Geschichtsmorphologen, daß es um Pfitzners Weltflucht und Gegenwartsabkehr anders bestellt sein muß als um die vermeintliche Askese Richard Wagners, dessen Musik jedenfalls, auch

im Tristan und Parsifal, eine Musik von dieser Welt bleibt, weshalb ihr denn auch der Beifall der Massen zugekommen und für alle Zeiten sicher ist.

Pfitzner dagegen ist nicht nur seinem Wollen, sondern auch seinem Instinkt nach ein Mensch von jener Welt, im romantischen Wortverstand sowohl wie recht eigentlich im christlichen. Man schreibt nicht als Zweiundzwanzigjähriger — ein Alter, in dem auch ein zarter, skeptischer, auf menschlichen Rang und seelische Würde bedachter Künstler sich billig noch manches von der Welt erhofft — man schreibt nicht als eben erwachter Jüngling, vor dem die Erde im Morgenglanz liegt, ein Werk wie den Armen Heinrich, von dieser gründigen Einsicht, diesem sicheren Wissen um das Leid, wenn man es nicht nötig hat und von der Natur dazu ausersehen und gezwungen wurde. Pfitzner ist ein Künstler, in dem das Weltleid, ein daraus objektiver Bestand der christlichen Aera, sich spiegelt, und er wirft diese Strahlung, zum Gebilde gerundet, in die Welt zurück. Die Zersplitterung der Wirklichkeit in ein dumpfes, triebhaftes, elementarisch umgetriebenes Stoffreich und ein helles, geistiges, in sich gefestigtes, übergeordnetes Reich der Werte, zu dem sich die Sehnsucht der in Erde und Körper verfangenen Seele spannt, sie beherrscht Pfitzners gesamte Bühnenkunst, vom Armen Heinrich über die Rose vom Liebesgarten und das Christelflein bis zum Palestrina. Sie ist keine bloße Entwicklungsphase seines inneren Weltbildes — etwa nachdem er beim Abspulen des irdischen Knäuels zu Schaden gekommen wäre —, sondern ein Instinkt, den er auswirkt, unbekümmert, ob Frau Welt und ihr geschäftiger Troß scheel dazu sehen.

Pfitzners Werke kommen daher auch wenig entgegen, sie sind ohne jeden praktischen Seitenblick auf die Wünsche, Schwächen und Gewohnheiten des großen Publikums, sie sind der Ausdruck eines ungewöhnlich reinen, konzessionslosen Künstlertums. Jahrzehnte, eh' ein später Ruhm ihn antrat, war dieser Mann, um es mit schönen Versen Georges zu sagen:

Nur stiller Künstler, der sein Bestes tat,
Versonnen wartend, bis der Himmel helfe.

Aber freilich werden die Stunden schöpferischer Arbeit stets eingesenkt bleiben in die grauen und qualvollen Tage, Wochen, Monde, wo der Gott nicht spricht, wo der Künstler der Zeitlichkeit verfällt und sich notgedrungen mit ihr auseinandersetzen muß. Und dieses allgemeine Künstlerschicksal hat Pfitzner, den Erben der Romantik, besonders hart betroffen, weil sein ganz auf Abseitigkeit und Innerlichkeit gestelltes Seelentum sich von außen durch einen ständig wachsenden Gegendruck gehemmt sah, eine feindliche Widerwelt, deren Andrang schließlich so stark wurde, daß der Meister aus der rein bildnerischen Sphäre heraustrat, um seinem Werk und seiner Gesinnung auch vom Ver-

stand her das Fundament zu stützen, das die neue Zeit untergrub. Pfitzner wurde zum Denker, zum Aesthetiker, ja zum Polemiker. Und wenn wir auch die aus Not und Schmerz der ersten Nachkriegsjahre hervorgereizten Worte des Polemikers ohne Not missen könnten oder doch wünschen möchten, sie wären im Rahmen der „Gesammelten Schriften" (zwei Bände, bei Filser in Augsburg verlegt) auf das besonnene Maß gebracht worden, das dieser vornehmen und zum Bleiben bestimmten Edition einer außerordentlichen musikschriftstellerischen Leistung angestanden hätte, so sind dafür die Einsichten und Funde des Denkers und Aesthetikers Pfitzner von so weittragendem Belang, daß mit Goethe zu warnen: „Bilde Künstler, rede nicht!" hier jedenfalls eine Mahnung am falschen Ort wäre. Auch dann noch, wenn sich herausstellen sollte, daß Pfitzner in wichtigen Punkten nur eine Aesthetik pro domo gegeben hat.

II.

Es ist nicht die Absicht dieser Ausführungen, auf das Ganze der Pfitznerschen Musiktheorie näher einzugehen. Sie wurde seinerzeit heftig bestritten und nicht immer aus sachlichen Beweggründen, wie denn umgekehrt auch Pfitzners Kunst, im Widerspruch zu ihrem innersten Gehalt, von Eiferern, die stets päpstlicher als der Papst sein wollen, zum Gegenstand einer mißlichen parteipolitischen Propaganda gemacht worden ist. Aber so wünschenswert jetzt, wo die aktuellen Kampfesleidenschaften verflogen sind, eine klärende Erörterung dieser Zusammenhänge wäre, und so interessant eine Abgrenzung der Tragweite sich gestalten könnte, die etwa Pfitzners wahrhaft geniale Erkenntnis von der aposteriorischen Natur des elementaren Wesensbestandteils „Harmonie" der abendländischen Musik besitzt, daß die Mehrstimmigkeit also kein Naturphänomen, sondern eine historische Gewordenheit ist und daher zu früherem oder späterem Untergange bestimmt — diese Darlegungen gehörten doch mehr in den Rahmen einer Musikzeitschrift. Uns soll hier nur jener Teil der Pfitznerschen Aesthetik mit seinen Hauptgedanken beschäftigen, der über das Musikalische ins allgemein Künstlerische hinausreicht — oder dorthin, wo die Künste sich mischen, wo Pfitzner zugleich Probleme der Dichtung, des Dramas und der Bühne erörtert.

Man wird das, was Künstler *über* die Kunst zu sagen haben, nie der wissenschaftlichen Einsicht gleichsetzen, aber auch solche Bekenntnisse (das sind sie meist mehr als Erkenntnisse) nie mit dem Dünkel abtun dürfen: sie wären wertlos, *weil* sie unwissenschaftlich, zu sehr der objektiven Gültigkeit ermangelnd sind. Von den zwei Arten der Aesthetik, deren eine vom Künstler und der Produktion ausgeht, die andere vom Publikum und der Rezeption, war die zweite infolge der Groß-

machtstellung Kants und seines volkstümlichen Jüngers Schiller im ganzen neunzehnten Jahrhundert herrschend. Erst in unserer Zeit, mit dem Ausschwingen des philosophischen Pendels von einem Endpol Kant zum anderen, Plato, hin und nicht zuletzt dank den Bemühungen der phänomenologischen Forschung ist das anders geworden. Aber erst, wo ein primär Schaffender selbst zugleich ein Wissender ist, wird die „Aesthetik vom Künstler her" ihrer logischen Forderung ganz gerecht werden, mag dieser Fall auch nur selten und nur annäherungsweise eintreten; nur dort, wo ein Künstler darüber Aufschluß zu geben vermag, nicht warum er produziert, und wie er sein Gebilde aufgefaßt zu sehen wünscht, sondern wie es in ihm entsteht, und was es, vom besonderen Inhalt abgesehen, eigentlich ist. Es stehen hier also letzten Endes formale Vorgänge und Erkenntnisse in Frage.

Um die Betrachtung auf das Feld des Dramas und Theaters einzuschränken: Schiller war kein primär Schaffender, sein Drama ist Gleichnis und kommt aus ethischen Spannungen. Hebbel bewegte sich in den konstruktiven Denkbahnen Hegels. Und Wagner hat, was auch Pfitzner verwunderlich findet, in der stattlichen Reihe seiner „Gesammelten Schriften" nicht an einer Stelle davon gesprochen, was sein „Musikdrama" als Formspezies vom Drama einerseits, von der Oper andererseits unterscheidet.

An der Bemühung, diese Lücke zu füllen und damit auch über das Wesen seiner eigenen Musikdramen Licht zu verbreiten, ist Pfitzners ästhetische Reflexion lebendig geworden. Daß sie den Dingen wirklich auf den Grund gehen will, in einem sehr lobenswerten Sinne radikal ist, kann man aus der Art ersehen, wie sie zur Wurzel, zum Keim des künstlerischen Werkes zurücktastet: sie geht aus von der Konzeption, vom „Einfall", von dem, was mit keinem noch so großen Talente zu erzwingen ist, sondern die Begnadung und das Vorrecht der genialen Naturen. Wie aus einem Samenkorn das organische Gebilde der Pflanze, aus einer befruchteten Zelle Tier und Mensch, so entfaltet sich im Künstler, der ganz ohne eignes Zutun mit Frucht gesegnet ist, ein Einfall, eine Idee, sei sie der bildenden, dichterischen oder musikalischen Zone angehörig.

Hier ist wirklich einmal mit allem Nachdruck der Finger gelegt auf das, was Kunst zur Kunst macht, und es geschah just im rechten Augenblick, daß diese Kluft aufgerissen wurde. Sie liegt zwischen den inspirierten, inkommensurablen, gewachsenen Werken aus Substanz und Blut, deren Menge stets in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Werte steht, und der Unzahl der heut zur jährlichen Legion anwachsenden klugen und feinsinnigen, geschmackvollen und gesinnungstüchtigen Produkte, die nur gekonnt und gemacht sind, mag sich sonst auch alle mögliche Tugend ihnen nachrühmen lassen. Pfitzner redet nicht etwa dem Opiumrausch und der Kritiklosigkeit das Wort, er gibt sehr

wohl zu, daß bloße Inspiration noch kein Kunstwerk ausmacht, daß die Ueberlegung notwendig an dem allmählichen Prozeß des Wachstums sich beteiligen muß, wenn aus einem keimhaften Einfall das Werk zur Vollkommenheit reifen soll. Aber er überschätzt dieses Einwirken der Verstandeskräfte auf das Geschenk der Idee nicht, er ist sich klar darüber, daß alles Wissen und Können nichts hilft, wenn man nicht „von Natur richtig ist" (Goethe), nicht ein solcher, in den Einfälle hineinfallen, statt daß sie, die Notdurft aller bloßen Talente, am Band der Willkür herangezogen werden.

Welche Gestalt hat nun aber eine solche Idee, die nach Pfitzner die Voraussetzung und der Ursprung jedes echten Kunstgebildes ist, in der Musik, und was für eine in der Dichtung? Denn es ist wahrscheinlich, daß der Unterschied zwischen beiden Künsten bis in diese elementare Schicht hinabreicht. Wir können Pfitzner auch hier noch ohne Einschränkung folgen. Der Unterschied ist, sagt er, der, daß jedes Dichtwerk erst in seinem Verlaufe vom ersten bis zum letzten Wort eine Einheit (Idee), und zwar eine an sich ungreifbare, darstellt, jene, von der es ausgegangen ist; während jede Komposition von einer sinnlich greifbaren, in sich schon vollendeten Einheit (Einfall) ausgeht, von deren Verlauf sie zehrt, oder deren er neue bringen muß ...

Pfitzners Scharfblick und die Präzision seiner Formulierung ist bewundernswert. Die sinnlich greifbare, in sich schon vollendete Einheit, um die kein Komponist herumkommt — auch der Unmusikalische kennt sie, auch der kunstfremdeste Straßenkehrer pfeift und summt als den neuesten Operettenschlager nur sie, freilich eine kleine, faßbare Einheit von sehr vulgärem Niveau, aber auch in dieser Sphäre gibt es eben Einfälle, nicht nur dort, wo ein Bruckner Symphonien plant. Und um auf die Dichtung zu kommen: wie umständlich ist es doch, jemandem klar zu machen, wovon ein Drama, ein umfänglicher Roman eigentlich „handelt", wie man zu sagen pflegt und worunter der, der kein bloßer Stoffhuber ist, eben nicht nur die empirischen Vorgänge und den vordergründlichen Verlauf, sondern die Idee des Ganzen meint, das, was das naturalistische Geschehen erst symbolfähig, kunstfähig in anspruchsvollerem Sinne macht. Pfitzner illustriert hier vortrefflich. Würde einer, nach der Idee des Faust gefragt, zu deklamieren anfangen: „Habe nun ach Philosophie ...?" Er müßte die ganzen zwölftausend Verse hersagen, wenn er sich an das sinnlich Greifbare des Werkes halten wollte, denn die ungreifbare Einheit der Idee, die sich nur mit eigenen Worten des Gefragten ausdrücken ließe, spricht sich eben erst im Verlauf der ganzen großen Dichtung vom ersten bis zum letzten Worte aus. Wie leicht dagegen, eine Sonate zu charakterisieren. Man braucht bloß die Themen und Nebenthemen der einzelnen Sätze zu singen, diese kleinen, in sich gerundeten Einfälle, von denen das Stück zehrt, dazu Tonart und Tempo angeben, und jeder

musikalische Mensch wird mit seiner Vorstellung von dieser Komposition jedenfalls in den Grundzügen nicht mehr in die Irre gehen können.

Es bleibt dabei: Pfitzners ästhetische Einsicht in den elementaren Unterschied alles Dichtens und Komponierens ist, was die in Frage stehenden Prozesse und ihren Ausgangspunkt betrifft, axiomatisch richtig. Und es will dem gegenüber wenig besagen und sei hier nur kurz angedeutet, daß er — romantisches Erbteil seines Geblütes und also auch seiner Ueberlegung — den Trennungsstrich zwischen Einfall und Ausführung beim musikalischen Werk wohl etwas zu scharf zieht. Daß Komponieren wirklich nur sei, was das Wort sagt: ein Zusammensetzen, daß der Verlauf eines Musikstückes „akzidentell", also unwesentlich bleibe, diese Folgerungen sind logische Ueberfolgerungen eines Künstlers, dessen musikalische Einfälle freilich in ihrer Mehrzahl so begnadet waren, daß er auf Schuberts und Schumanns lyrischen Pfaden nur immer sie hinhalten, feiern und sagen konnte: wie schön!

Aber es gibt auch Themen, deren Genialität nicht so unmittelbar ins Ohr fällt und das auch gar nicht will, es gibt sie sogar bei Pfitzner selbst. Wir meinen, allgemein gesprochen, das Themengeschlecht der klassischen Musik (erste Sätze!) im Gegensatz zur romantischen (Fantasie und Adagio!). Romantik schwärmt, Klassik baut. Die romantische Komposition mag „zusammensetzen", oder wem das zu prosaisch klingt, ihre Einfälle aneinanderfügen, so wie man schöne Blumen zu einem Strauß ordnet (der Fall von Pfitzners herrlicher Eichendorff-Kantate). Die klassische, in ihren obersten Beispielen, ist festes architektonisches Gefüge, ist Staat. Und im streng geordneten Staat kommt es weniger darauf an, was einer für persönliche Qualitäten hat, als wofür man ihn verwenden kann, was sich mit ihm „machen läßt". Der klassische Komponist verfügt über seine Themen, er springt mit ihnen um, während es die Tugend des Romantikers ist, sich von seinen Einfällen leiten zu lassen. Klassische Motive sind nicht zart und duftend, sondern plastisch und durabel, sie müssen etwas aushalten können. Davon hat der kürzlich verstorbene August Halm in seinem Buch „Von zwei Kulturen der Musik" sehr schön gehandelt. Pfitzners überschärfte Trennung von Einfall und Ausführung träte auch manchen seiner eigenen Werke zu nah. Was wäre der erste, bezeichnenderweise erstaunlich Brahms-nahe Satz des Klavierquintetts in Hinsicht der Motive und abzüglich des Baus? Was wäre das „Violinkonzert in einem Satz", dessen Einzigartigkeit ja gerade darin besteht, daß es nicht zusammengesetzt, sondern aus einem Guß von seltener Vollkommenheit ist, und dessen Variationsthema als kleine Einheit so gar nichts bedeutet gegenüber dem, was Pfitzner mit ihm anstellt, aus ihm hervorverwandelt!

Die Trennung von Idee und Niederschlag in der Dichtung anlangend, so wird davon, und ob sie nicht bloß eine Fiktion ist, gleich die Rede sein. Denn wir kommen jetzt auf Pfitzners eigentlichen Gegenstand, um dessentwillen er allein die Feder in die Hand genommen hat: das Musikdrama und die Frage der Operndichtung, des Librettos überhaupt. Um es gleich vorauszuschicken: hier können wir mit Pfitzner nicht einig gehen, wir sind vielmehr der Meinung, daß ihm der Blick auf Wagner, die Faszination durch dessen vermeintlich neue Kunstform das ganze Problem unter einen schiefen Gesichtswinkel gerückt hat.

III.

Schon die Basis, auf der dieser Teil seiner ästhetischen Untersuchung sich aufbaut, ist ein schwankender Boden. Denn wie steht doch da in Sperrdruck zu lesen? „Diese Basis wäre: Richard Wagner, bestätigt als Ahnherr einer neuen Kunstform: der musik-dramatischen Dichtung.“ Bestätigt? Und Ahnherr einer neuen Kunstform, ja eigentlich müßte es sogar heißen: Kunstgattung? Kann man voraussetzen, was erst bewiesen werden soll, daß es die Spezies: musik-dramatische Dichtung im Gegensatz zum bloßen Opernlibretto überhaupt gibt? Selbst bei willigstem Glauben an die Kraft des Genies — kann ein einzelner so stark sein, daß er eine neue Gattung schafft, sind Kunstgattungen nicht vielmehr etwas, *worin* Genies sich aussprechen, und ihrer Form, der langsam, historisch gar nicht recht faßbar herausgebildeten Form nach ein Produkt der Menschheit oder doch einer Völkergruppe?

Pfitzner muß denn auch gleich Einschränkungen machen. „Es ist eben zu unwahrscheinlich,“ sagt er mit ironischem Seitenblick auf die Kleingläubigen, „daß ein Mensch so groß sein kann,“ und später: „der wirkliche Unterschied zwischen Musikdrama und allem, was bisher da war, besteht letzten Grundes in nichts Formellem, kann nicht definiert, sondern nur beleuchtet werden“. Schon diese Resignation läßt aufhorchen, besonders da sie aus einem Munde kommt, der eben noch gerade die formalen Unterschiede von Musik und Dichtung so meisterhaft analysiert hat.

Aber sehen wir näher zu. Pfitzner will die musikalisch-dramatische Dichtung, das wäre also eine Dichtung *für* Musik, zur Vertonung bestimmt, wie sie zum erstenmal, solange gedichtet und komponiert worden ist, Richard Wagner gelungen sei, er will sie gegen die Dichtung im gewöhnlichen und hergebrachten Wortverstand einerseits und gegen das bloße Opernlibretto andererseits abgrenzen. Dies geschieht, indem er für die Dichtung den Terminus „Literaturdichtung“ und für den Dichter den Terminus „Fachdichter“ einführt. Trotz des Reservats, daß der Ausdruck „Fach“ nicht im geringschätzigen Sinn gebraucht würde,

ist diese Wortbildung überaus mißlich, und von „Literaturdichtung" zu sprechen ist es noch mehr.

Facharbeit nämlich — auch Pfitzner gibt das andrenorts zu — ist lediglich talentar. Auch wenn „neun Zehntel alles Kunstproduzierens ein Facharbeiten" wäre, das letzte, oder vielmehr das erste Zehntel muß eben doch, gerade im Sinne des Pfitznerschen Aesthetik, genial sein, es muß die Inspiration enthalten, ohne die kein echtes Kunstwerk, also auch eine wirkliche Dichtung nicht, entstehen kann. Von Fachdichtung reden heißt also nichts weniger, als bei der Begriffsbestimmung der Dichtung das Geniale, die Konzeption der „großen ungreifbaren Einheit" nicht berücksichtigen, und davor hätte gerade ein Pfitzner sich hüten sollen, dem der Einfall das A und O alles Kunstschaffens bedeutet. Was aber nun gar die Mißbildung „Literaturdichtung" angeht, so sind wir der Meinung, man könnte gerade so gut von einem weißen Raben oder schwarzen Schimmel sprechen, und wir berufen uns bei dieser Ablehnung der Pfitznerschen Terminologie auf keinen anderen als Pfitzner selbst.

Zwischen Dichtung und Literatur nämlich besteht der gleiche Unterschied, den Pfitzner zwischen aller primären, gemußten, und aller surrogativen, bloß gekonnten Kunst aufgezeigt hat, die Kluft, von der wir oben gerühmt haben, es sei das hohe Verdienst Pfitzners, sie in unserer Zeit fast nur noch gespiegelter Kunst aus zweiter Hand mit aller Deutlichkeit aufgewiesen zu haben. Dichtung ist genial, Literatur ist talentar. Pfitzner sollte das selbst zugestehen und gesteht es im Grunde auch zu, wenn er schreibt: „es wird immer Leute geben, auch von Fach, die Shakespeare nicht von Schiller, Kleist nicht von Grillparzer wesentlich unterscheiden können". Wesentlich. Ja, das ist es! Zwischen Dichtung und Literatur, auch der hochwertigen, besteht kein bloßer Grad-, sondern ein Artunterschied, wenn es auch Werke gibt, in denen beides sich mischt, wenn diese Mischwerke auch ganz so im Uebergewicht gegen die reinen Dichtwerke sind, wie die Kompositionen aus Inspiration *und* Kitt gegen die von der ersten bis zur letzten Note inspirierten.

Pfitzner hätte also besser nicht von „Literaturdichtung" gesprochen, und es wäre wohl auch unterblieben, wenn er, phänomenologisch, sein Augenmerk weniger auf den *Prozeß* des *Dichtens* und seinen Ausgangspunkt als auf das *Wesen* einer vollendeten *Dichtung* gelenkt hätte. Nur diese Einseitigkeit verschuldet, daß er auf der Bahn des logischen Schließens ausgleitet.

Worin soll „das Wesen des Musikdramas bestehen"? Darin, daß „es von beiden Künsten nur *das* Element herausgreift, welches das ihnen allein angehörende ist, und auf dieses allen Wert legt, zusieht, daß es *echt* ist: hier die allgegenwärtige dichterische Idee und dort der musikalische Einfall".

Nun, von einem musikalischen Einfall wird jeder wirklich musikalische Mensch, weil sie „kleine, ungreifbare Einheit" ist, sagen können, ob er echt sei, wenn es auch freilich keinen Apparat gibt, um diese Echtheit zu messen und zu beweisen. Aber die dichterische Idee? Sie ist doch — Pfitzner formuliert es selbst so — ungreifbar, nur allgegenwärtig, nicht gegenwärtig in jeder Szene, jedem Satz des Dramas, des, wie wir hinzufügen müssen, in und als Sprache sich entfaltenden Dramas. Hier sind wir auf dem kritischen Punkt, wo Pfitzners Theorie des Musikdramas durch ihre eigene Einsicht sich widerlegt, wo sich zeigt, daß es so etwas wie eine „musikdramatische Konzeption" gar nicht gibt und geben kann, sondern bestenfalls ein Nacheinander von dramatischer Konzeption (die auf musikalische Interpretation und Beihilfe verhindert) und von Vertonung dieser gleichsam embryonal gebliebenen dramatisch-sprachlichen Konzeption. Der Musikdramatiker sollte nur darauf sehen, daß seine dichterische Idee echt ist? Aber das kann er ja gar nicht! Er könnte es nur, wenn diese Idee von einem Anfang zu einem Ende dichtersprachlich, nicht bloß literatursprachlich sich entfaltet hätte, und diese Entfaltung ist ihr im Musikdrama nach Pfitzner selbst verwehrt, weil sonst der Musik nichts zu tun übrig bliebe, weil sonst ein reines Dichterdrama und kein halbschlächtiges Drama für Musik entstände.

Wir glauben wahrlich gezeigt zu haben, daß wir nicht zu den böswilligen und verstockten Gegnern von Pfitzners Einfallsästhetik gehören. Aber sie muß, aufs Dichterische und Dramatische hin angesehen, dahin eingeschränkt werden, daß „Echtheit der Idee" hier nur bedeuten kann: es liegt ein Werk, in reiner echter Dichtersprache gebildet, vor. Und nur dies hat auch ein Shakespeare vor Schiller, ein Kleist vor Grillparzer oder, um die Beispiele in die Gegenwart und ins scheinbar Prosaische weiterzuführen, ein E. G. Kolbenheyer, Hans Carossa, Friedrich Schnack vor Thomas Mann, Jakob Wassermann und all den anderen, gewiß hochkultivierten Intellektuellen der bloßen Literatur voraus. Alles was sich den Künstlern dieser zweiten Gruppe nachrühmen ließe: scharfe Charakteristik der Personen, Schürzung des dramatisch-tragischen Knotens zur unentrinnbaren Notwendigkeit, lückenloser Gang der äußeren und inneren Handlung, Zeitkolorit, sichere Beobachtungs- und Darstellungsgabe, psychologisches Feingefühl usw., all diese Fähigkeiten gehören, mit Pfitzner zu sprechen, in die talentare, lediglich literarische Zone, sie vermögen den Mangel an echtem Dichtertum, das heißt an echter Dichtersprache, nicht zu ersetzen oder zu verdecken. Denn Dichtersprache ist keine bloße gesteigerte Umgangssprache, wie jeder gewöhnliche Sterbliche sie spricht und in kleiner Münze des Alltags ausgibt, sondern sie hat teil am Geheimnis der Entstehung der Sprache, wo Rhythmus und Klang, Sinn und Bild noch eine ursprüngliche, ursprungnahe Einheit waren.

In solcher Sprache hat Kleist (wenn auch nicht immer, im Kätchen von Heilbronn zum Beispiel nicht, aber im Homburg, und unvergleichlich in der Penthesilea und dem Guiskardfragment) gedichtet, und diese Sprache ist freilich wesensverschieden von der oratorisch-pathetischen, dialektischen Sprache Schillers. Solche Prosa füllt jede Seite der „Kindheit des Paracelsus", der „Verwandlungen einer Jugend", der „Orgel des Himmels", artgegensätzlich zur Prosa des „Zauberbergs" oder des „Falles Maurizius", ohne daß wir den respektablen literarischen Qualitäten dieser Bücher irgend zu nahe treten wollten. Gänge es nach der Idee, oder wie man hier, mit Pfitzner, Schopenhauer anziehend, spotten möchte, nach der „Uedäh", so wäre Grabbe, der einen Don Juan auf einen Faust türmen wollte, ein größerer Dichter als Shakespeare oder Goethe. Aber der Wille, die Idee als bloßes Projekt macht den Dichter noch nicht, sondern nur die ausgeführte Idee, und rein ausführen läßt sie sich nur als reine Dichtung, in substanzieller Sprache hohen Karates, nicht also als „Dichtung für Musik", dann wäre sie bloße Literatur, denn sie wäre ohne Genialität, weil ohne inspirierte Sprache.

Es ist darum auch ohne weiteres verständlich, daß echtbürtige Dichter nie den Drang verspürt haben, musikdramatische Dichtungen zu verfassen, daß sie es höchstens einmal nebenher, aus Gelegenheit oder Gefälligkeit, Muße oder Spielerei versucht haben. Pfitzners Einwand: „das Genre der musikdramatischen Dichtung ist noch nicht legitim geworden, es fehlt der Stammbaum", hält nicht stich, und sein Vorwurf: „die Literaturdichtung sieht auf das Musikdrama herab wie der dekadente Adlige auf den in freier Liebe gezeugten Adligen der Natur" gibt ein ganz falsches Bild. Nein, wenn schon im Gleichnis gesprochen werden soll, liegt der Fall eher so, daß man einem gesunden, im Wohlstand lebenden Vater niemals wird zumuten dürfen, seinen legitimen Sprößling zu armen Pflegeeltern zu geben und ihn dort mit Magermilch aufziehen zu lassen. Eher ist es schon ein Zeichen von Dekadenz, von nachlassender Kraft, wenn ein wirklicher Dichter sich eines Tages dazu versteht, Operntexte zu schreiben. Hugo von Hofmannsthals gute Zeit war längst vorüber, als er für Richard Strauß zu arbeiten anfing, ein Weg, der dann bis zu einer so armseligen Nichtigkeit wie der Aegyptischen Helena führte. Wo ein Werk der Sprache und Bühne für die Vertonung bestimmt ist, wird es besser sein, auf den Anspruch dichterischen Ranges zu verzichten, dann werden wahrscheinlich wieder mehr gute und brauchbare Librettos entstehen, statt der mit falscher Prätention auftretenden Musikdramen, die weder den Gesetzlichen der Dichtung noch der hergebrachten Mischgattung der Oper gerecht werden.

Immer aber wird hier eines zum anderen kommen, die Textvorlage mit der Musik erst in eine Verbindung eintreten, aus Zwiefalt erst Einheit geschaffen werden müssen. Nie ist es so, daß eine konzeptionelle Einheit sich erst hinterher in die Zwiefalt von literarischer plus musikalischer Ausführung spaltet. Es ist darum auch gar nicht möglich, von „musikdramatischer Konzeption" in strengem Sinn zu sprechen. Und tatsächlich vermengt sich in Pfitzners Argumentation auch dieser Begriff ständig mit dem der „musikdramatischen Dichterkonzeption". Der letztere bezieht sich zweifellos auf eine Realität, wenn diese sich auch bei näherem Zusehen als die literarische Idee des alten Opernlibrettos herausstellt. Der erstere aber ist ohne jeden Rückhalt im realen schöpferischen Vorgang. Denn was war hier darzulegen? Pfitzner hätte, meinen wir, zeigen müssen, was der „Einfall" (Keim) beim Musikdrama ist, diesen Begriff aber nicht verstanden als „dramatische Dichtung *für* Musik" (denn damit ist schon der Primat des Dichterischen zugegeben, zu dem die Musik erst sekundär hinzutritt), sondern als künstlerisches Gebilde *aus* Drama *und* Musik. Wenn Pfitzner für das, was sich bei der Rezeption des fertigen Werkes in Musik und Drama auseinanderlegt, einen einigen und einzigen Quell- und Keimpunkt nachgewiesen hätte, dann wäre damit schon die Möglichkeit der problematischen neuen Kunstform erwiesen, wenigstens vom Werk und Schöpfer her, was immer das Wichtigere bleibt.

Dies aber tut Pfitzner nicht und kann es nicht, weil beim Musikdrama nicht ein Keim zwei Schoße treibt, eine Quelle sich in zwei Stromläufe spaltet, sondern ein fremder Schoß auf einen Baum okuliert wird, oder zwei getrennte Ströme ineinander münden. Das Musikdrama ist von seinem Ursprung her nicht organisch gewachsen, sondern eine Zwitterbildung, nicht Synthese, sondern Mischung, nicht wesenhaft, sondern nur gradhaft unterschieden von seiner älteren, anspruchsloseren Schwester, der Oper, die ihre illegale Zeugung naiv eingestand.

So wird Pfitzner gezwungen, sich allein auf den Begriff der „musikdramatischen Dichterkonzeption" zu stützen. Das aber hat zur unmittelbaren Folge die Erklärung: Wagner sei primär Dichter. Richtig ist daran nur die Selbstverständlichkeit, daß Wagner seine Texte zeitlich früher schreiben mußte, als er sie vertonen konnte; verhängnisvoll irrtümlich aber, diese literarischen Substrate als Leistung eines Dichters anzusprechen, sie als genial zu bewerten, wo dieser Akzent doch einzig auf die musikalische Seite des Wagnerschen Werkes gehört. Ueber das Formprinzip der Wagnerschen Musik mögen die Meinungen immer noch geteilt sein und bleiben, daß sie im Entscheidenden, in Hinsicht der Einfälle, der kleinen greifbaren Einheiten genial ist, darüber gibt es heute keinen ernstlichen Streit mehr. Darum wird man aber auch hier allein das künstlerisch Primäre in Wagner finden dürfen, das Lebendige und Lebensspendende,

wie es auch seine Texte allein auf ein höheres Niveau hebt, als ihnen aus eigener Kraft zukommt. Denn was Pfitzner beispielsweise dem Lohengrin im Vergleich zum Hans Heiling nachrühmt: die Notwendigkeit des dramatischen Verlaufes, sie ist, pfitznerisch gesprochen, lediglich talentar, gehört zur bloßen Literatur, sie kann niemals den Unterschied zweier verschiedener Verfahren, des dichterischen gegen das bloß librettistische abgrenzen, weil Notwendigkeit, zwingende Motivierung, noch auf keine dichterische Konzeption zurückschließen läßt. Wäre das so, dann müßten die Literaturdramatiker Ibsen und Hebbel größere Dichter sein als Kleist und Shakespeare. Aber was tut es der enormen dichterischen Kapazität Shakespeares für Eintrag, daß es mit der Motivierung, der psychologischen Glaubwürdigkeit seiner Handlungen und Helden oft hapert? Und so ist denn auch umgekehrt gar kein triftiger Einwand gegen den Hans Heiling, daß Pfitzner den Schluß der Oper zufällig findet. Was tut es? Er lebt wie das Ganze von Gnaden der genialen Musik, die Marschner dazu gemacht hat, ganz so wie Shakespeares psychologisch oft brüchige Dramen von Gnaden der dichterischen Sprache, in der sie geschrieben sind. Wollte nur Pfitzner von dem Irrtum sich freimachen, auf höhere literarische oder gar dichterische Qualitäten dort zu bestehen, wo sie erfahrungsgemäß gar nicht benötigt und vermißt werden: in der Oper und dem sogenannten Musikdrama!

Es fehlt hier leider der Raum, in eine nähere Untersuchung darüber einzutreten, was denn eigentlich mit dem gesprochenen Wort geschieht, wenn es gesungen wird, im Konzertsaal sowohl wie auf der Bühne. Es würde sich herausstellen, daß das Wort einer weitgehenden Verwandlung, um nicht zu sagen Entwertung anheimfällt. Es wird vom Gesang aufgezehrt wie der Brennstoff von der Flamme. . . . Sprache ist Anweisung auf Sichtbares und Denkbares mittels des Sprachklanges, sie ist also akustisches Phänomen mit der Tendenz auf Bild und Sinn. Wird nun die Schauspielbühne schon einer dramatischen Dichtung insofern nicht ganz gerecht, als sie den optischen Teil der dichtersprachlichen Leistung überfolgert, den Zuschauer, wonach er heißt, mehr schauen als hören und denken läßt, während er zu Hause als Lesender (darum zog das der alte Goethe vor!) bevormundet von keinem Regisseur und Schauspieler, sondern geleitet allein von der Sprache des Dichters hört, schaut und denkt ganz in dem abgestimmten Gleichgewicht, das die Dichtung fordert: so wird auf der Opernbühne, beim gesungenen Wort, die Sprache ihrer Kräfte so stark beraubt, daß eigentlich nur das Schauen noch übrig bleibt. Das Gehör ist überwiegend von Gesang und Orchester mit Beschlag belegt, und gedacht (man gestehe es ruhig erst einmal zu, ehe man über die Gründe und vielleicht gar das Recht zu solcher Abwesenheit ins Reine zu kommen sucht) wird in der Oper so gut wie gar nicht mehr.

Musik hat wohl Geist, aber sie kann ihn als absolute Musik nicht sagen, und wo sie als Opernmusik mit dem Logos sich einläßt, wird sie gut tun, die Führung nie aus der Hand zu lassen, sie wird ihren Ehrgeiz daran setzen müssen, die „Minderwertigkeit" (vom ungerechtfertigten dichterischen Standpunkt aus gesprochen) eines Textes vergessen zu machen (Zauberflöte), aber auch darüber keiner Täuschung sich hingeben, daß ein literarisch qualifiziertestes Opernbuch einen Mangel an musikalischer Genialität niemals wettmachen könnte. Denn die Oper und was sich Musikdrama nennt, lebt von Gnaden des Klanges, nicht des Sprachklanges, sondern des reinen, musikalischen Klanges. Man geht in Opernhäuser nicht, um das Schauspiel zu sehen, sondern um Musik zu hören — daran wird kein Wagner, kein Pfitzner etwas ändern können. —

Sind wir des Meisters eigenen musikalischen Bühnenwerken zu nahe getreten? Aber auch sie leben ja nur vom Zauber der Musik. Wenn es scheinen könnte, als gelte vom Text des Armen Heinrich (der ja gar nicht Pfitzner zum Urheber hat) was oben über die seelische Hoheit des Werkes, die überzeugende Vergegenwärtigung mittelalterlichen Lebens, die tiefergreifende Handlung gesagt wurde, so wird jetzt gewiß sein, daß wir nur den Musiker Pfitzner im Sinn hatten. Es ist die fast ans Wunderbare grenzende magische Fähigkeit der vollwertigen, wirklich inspirierten Opernmusik, daß sie den flachen, literarisch zweidimensionalen Gestalten, den lahmen Vorgängen ihrer Textbücher erst Blut, Atem und Kraft zuleitet. Damit mag es auch zusammenhängen, wenn ein Komponist, der von einem Textbuch sich angesprochen, zur Vertonung angeregt fühlt, dieses gar nicht als reines Erzeugnis der Sprache liest, sondern schon durch das verstärkende, aufhöhende Medium seiner musikalisch schöpferischen Erregung hindurch. Hätte sonst Pfitzner, dem wir so endgültige Worte über literarische und dichterische Gegenstände verdanken, wie sie in den beiden Bänden seiner Gesammelten Schriften zahlreich verstreut sind, die Operntexte James Grunes, seines Librettisten, so hoch bewerten können, wie er es tatsächlich in der Anwendung seiner Aesthetik auf die eigenen Werke tut? Er wird den Armen Heinrich und die Rose vom Liebesgarten als primärer Musiker gelesen, das heißt das Dichterische in sie hineingelesen haben, was nichts verschlug, weil seine eigene musikalische Kraft ihnen die Genialität einzuflößen vermochte, deren Grune ermangelte.

Und der Palestrina? Wäre er ein Musikdrama nach Pfitzners Theorie, so müßte dieser, der ein Lebensalter lang als Komponist sich höchst königlich bewährt hatte, primär trotzdem Dichter gewesen sein. Er ist aber nur, eingestandenermaßen, weil kein Librettist sich fand, der ihm seine Idee des Palestrina, die große ungreifbare Einheit, so ausgeführt hätte, wie er, Pfitzner, es haben wollte, selbst an die Arbeit der

literarischen Textvorlage gegangen. Aus Not wurde hier Tugend und geriet ein Opernbuch, das ganz der Ausdruck von Pfitzners Natur war, voll Tiefe, Lauterkeit, Schönheit. Aber die Genialität kommt dieser „musikalischen Legende" eben doch erst von der Musik zu, so sehr, daß zweifelhaft ist, ob wir nicht schon die Musik, die gekannte, geliebte, immer wieder gehörte, im Ohr haben, wenn wir den literarischen Wesensbestandteil des Palestrina eben schön, tief und lauter fanden.

Liegt nicht auch darin eine Bestätigung, daß Pfitzners Aesthetik des Musikdramas durch die willkürliche Basierung auf Richard Wagner um den vollen Ertrag geschmälert worden ist, den sie als Aesthetik der Oper hätte abwerfen können?

***

Inland und Ausland

Zeitschriftenschau.

I.

Unterm 6. Mai 1822 stand im Beiblatt der Warschauer Zeitung zu lesen, daß der Graf Titus Dzialinsky in Paris soeben außerordentlich bedeutsame Napoleon-Autographen erworben hätte, deren Echtheit ihm Männer wie Graf Montholon, der letzte Generaladjutant des Kaisers, Baron Monnier und der Herzog von Bassano bestätigt hätten. Es handelte sich u. a. um eine Denkschrift des damaligen Generals Bonaparte zur Reform der türkischen Artillerie und um Fragmente eines kleines Romans, der übrigens von des Kaisers dichterischen Fähigkeiten keine allzu hohe Meinung gebe. Aehnliche Zeitungsnotizen tauchten auch später noch gelegentlich auf, dann aber wurde es still, und schließlich waren der Eigentümer und seine Sammlung vergessen.

Nun sind die Napoleon-Philologen darüber gekommen: Simon Askenazy heißt der glückliche Wiederentdecker, der im zweiten Aprilheft der „Revue des deux mondes" über seine Funde bemerkenswerte Aufschlüsse gibt. Danach hat der Napoleon-begeisterte polnische Graf die Dokumente 1822 während eines Aufenthalts in Paris, der im wesentlichen der Vervollständigung seiner namhaften Sammlungen gegolten haben dürfte, von dem Italiener Antommarchi erworben, jenem viel bekrittelten Arzt, den Kardinal Fesch seinem Neffen nach St. Helena geschickt hatte. Mit den Gutachten der napoleonischen Minister und Sekretäre wanderten die Blätter ins Archiv des Schlosses Kornik in Posen, wo sie Askenazy über Studien zu seinem Buch Napoleon und Polen entdeckte. Die Mappe mit den 34 Blatt, davon 11 von Napoleons Hand herrühren, ist für die Aufhellung von Einzelheiten seiner Anfänge nicht unwesentlich. Askenazy nennt denn auch die Zeit von 1793 bis 1795, denen die Aufzeichnungen mit Ausnahme einer einzigen früheren angehören, die wenigst bekannte aus der Frühzeit Napoleons. Gleich die erste Aufzeichnung, eine Art Promemoria über die Republik Genua, bringt neues Licht in die politisch so unsicheren Tage, die der Eroberung Toulons gefolgt waren. Napoleon war daraufhin zwar bereits am 22. Dezember 1793 zum Brigadegeneral ernannt worden, indes brachte ihn schon der Auftrag der Volksvertreter, eine Besichtigung der Küstenplätze vorzunehmen, den er so gewissenhaft ausführte, daß er gar den Wiederaufbau der Festungswerke Marseilles nach der Stadtseite hin empfahl, in seltsamen Verdacht. Noch ehe man ihn deswegen — allerdings vergeblich — nach Paris zitierte, war er als General der Artillerie zur italienischen Armee versetzt worden, die damals unter dem Oberbefehl des Generals Dumerbion stand. Die Lage der Dinge, wie sie der „Bürger Bonaparte" vorfand, mag Friedrich Kircheisen skizzieren, um daran gleich am bündigsten den hohen Wert seines letzten Napoleon-Buches, das die Resultate einer fünfundzwanzigjährigen hingebungsvoll betriebenen Forschung in zwei gehaltreiche Bände einfangen will, zu erhellen (Napoleon I. Ein Lebensbild. In zwei Bänden. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart 1927 und 1928):

„Das Heer trug zu Unrecht diesen stolzen Namen, denn alle Bemühungen, in Italien einzudringen, waren bisher gescheitert. Man wollte jetzt wenigstens versuchen, die zwischen Nizza und Savona liegende Enklave Oneglia besetzen zu lassen, doch nach einigen kleinen Anfangserfolgen kam der französische Angriff ins Stocken. Bonaparte hatte verschiedene Pläne für den Einmarsch in Italien ausgearbeitet und ging in seinen Vorschlägen sogar noch weiter, denn er zog eine Mitwirkung der Alpenarmee in Betracht. Carnot aber, der die Oberleitung der gesamten militärischen Operationen von Paris aus in Händen hatte, war für eine Offensive in Italien nicht zu gewinnen.

Einer der Volksvertreter der Italienischen Armee war Augustin Robespierre, der jüngere Bruder Maximilian Robespierres, der übrigens durchaus nicht das blutdürstige Ungeheuer war, als das er immer hingestellt wird. Der jüngere Robespierre war ein menschenfreundlicher, sympathischer Mann, der eine aufrichtige Freundschaft zu Napoleon gefaßt hatte. Durch diese Beziehung wurde der 9. Thermidor (27. Juli 1794), der den Sturz der beiden Robespierre besiegelte, auch für Napoleon verhängnisvoll. Er war nämlich von den Volksvertretern Ricord und Robespierre dem Jüngeren mit einer geheimen Sendung nach Genua beauftragt worden, und diese Mission legt man Bonaparte jetzt so aus, als ob er mit Frankreichs Feinden in Verbindung getreten wäre. Auf Weisung der Volksvertreter Albitte, Saliceti und Laporte wurde der General seines Amtes enthoben und sollte zur Verurteilung nach Paris gebracht werden. Diesmal konnte Napoleon sich nicht retten, doch waren seine Adjutanten Marmont, Junot und Talin entschlossen, ihren General unter allen Umständen zu befreien, sollte man tatsächlich die Drohung ausführen und ihn unter Bedeckung nach Paris abführen.

Am Morgen des 9. August 1794 wurde Napoleon in Nizza verhaftet und nach dem Fort Carré bei Antibes gebracht. In einer höchst eigenartig abgefaßten Verteidigungsschrift suchte er die Volksvertreter von seiner Unschuld zu überzeugen, sie waren jedoch nach Durchsicht seiner Papiere bereits zu der Ansicht gekommen, daß die Verhaftung des Generals zu Unrecht erfolgt sei. Am 20. August wurde er deshalb aus der Haft entlassen, allerdings ohne vorläufig in sein früheres Amt wieder eingesetzt zu werden.

Das eigenartige Verhalten seines Freundes Saliceti in dieser Angelegenheit ist auch heute noch nicht aufgeklärt. Glaubte er Napoleon einen Dienst damit zu erweisen, daß er sich der Ansicht der beiden anderen Repräsentanten anschloß und seinen Landsmann und Freund verhaften ließ, um ihn dann, wenn der Sturm sich etwas gelegt hatte, wieder zu befreien? Oder schloß er sich der Ansicht der beiden Volksvertreter an, um selbst seine Stellung zu retten? Oder wollte er gar Napoleon, dessen schnelle Erfolge seinen Neid erregten, etwas auswischen? Man weiß es nicht. Jedenfalls trug Bonaparte ihm sein wenig freundschaftliches Benehmen in der Folge nicht nach.

Bald nach der Haftentlassung Bonapartes beschloß man in der Italienischen Armee, einen kleinen Vorstoß gegen die Oesterreicher und Piemontesen in der Richtung auf Dego zu machen,

um einer etwaigen feindlichen Offensive zuvorzukommen. Da man hierzu einen Mann brauchte, der auch die nötigen theoretischen Kenntnisse besaß, um einen brauchbaren Feldzugsplan zu entwerfen, es aber an tüchtigen Offizieren fehlte, so setzten die Volksvertreter Bonaparte am 14. September in sein altes Amt wieder ein.

Wegen der ablehnenden Haltung des Wohlfahrtsausschusses gegen eine Offensive größeren Stils mußten die Volksvertreter darauf verzichten, die von Bonaparte wiederholt entworfenen Pläne zur Eroberung Piemonts ausführen zu lassen."

Ueber diese Genueser Mission gibt nun Askenazy nähere Einzelheiten. Napoleon, meint er, wollte nicht bloß mit den französisch gesinnten Elementen der Stadt in Verbindung treten, er hatte die Absicht, sobald die Offensive gegen Piemont eröffnet sei, bei der ersten Gelegenheit sich überhaupt Genuas zu bemächtigen, wie er denn, als Corse bluthaft erklärter Gegner der alten Republik, 1797 den stolzen Namen Genuas in einem neuen Firmenschild aufgehen ließ und 1805 auch die ligurische Republik dem Königreich Italien einverleibte. Sein Bericht klingt zuversichtlich und einleuchtend, ohne durch staatsmännischen Weitblick zu bestechen; man muß in der Tat annehmen, daß seine Papiere in den Thermidor-Unruhen ihr Ziel verfehlten, da sonst die Verdächtigungen schwerlich hätten Boden gewinnen können.

Diese Unsicherheit seiner Stellung sollte aber in ganz andrer Weise folgenreich für ihn werden, und daran erinnert ein anderes Fragment dieser Sammlung. Das ist das Bruchstück eines kleinen autobiographischen Romans „Clisson und Eugenie", das Anlaß gibt, an Napoleons früheste Heiratsabsichten zu erinnern. 1794 hatte Napoleons älterer Bruder Joseph, damals Kriegskommissar, Julie Clary, Tochter eines sehr wohlhabenden Marseiller Seidenhändlers, geheiratet. Eine jüngere Schwester, Désirée, später Gattin Bernadottes und somit Königin von Schweden, hatte es damals dem jungen General angetan, und ihren Briefen nach hatte auch Napoleon der eben Sechzehnjährigen Eindruck gemacht. „Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, aber niemals werde ich es Dir so sagen können, wie ich es empfinde. Die Abwesenheit und die Entfernung werden die Gefühle, die Du mir einflößt, niemals verändern. Mit einem Wort: mein ganzes Leben gehört Dir." Trotz solcher Beteuerungen kam es nicht zur Heirat. Es wird ein Wort des Vaters Clary überliefert, daß die Familie an einem Bonaparte genug habe. Wenn es überhaupt gesprochen wurde, so gewiß nicht im Anfang der neuen Bekanntschaft, die der ursprünglich royalistisch gesinnten und mit der Gegenrevolution in lebhaften Beziehungen stehenden Familie nach dem völligen Mißlingen aller Gegenmaßnahmen, die einen jüngeren Sohn zum Selbstmord gezwungen, zwei adlige Schwiegersöhne auf Nimmerwiedersehn ins Ausland gejagt hatten, nur vorteilhaft sein konnte. Aber Napoleon, der gerade jetzt die ersten Sprossen der Ruhmesleiter erklommen, sah im Augenblick dringlichere Aufgaben, die seiner warteten. Als dann durch den Sturz Robespierres Napoleon kompromittiert schien, zeigte die Familie keinerlei Interesse mehr an ihm, und die Verlobung zwischen ihm und Eugenie-Désirée war nichts als eine geheime Abmachung unter vier Augen, die ihre Macht für die reizende kleine Provenzalin mit dem dunkelbraunen Gesicht,

aus dem zwei kohlschwarze Augen leuchteten, verloren hatte, sobald Napoleon wieder in Paris war. Und als die Familie Clary bei neu ausbrechenden Unruhen auf den Rat Josephs ihren Wohnsitz nach Genua verlegte, brach Désirée den bisher schon spärlichen Briefwechsel ganz ab, und kein offenes oder verstecktes Wort an den Bruder bewirkte eine Aenderung ihres Verhaltens, das der Einstellung ihrer Familie und ihres Schwagers nur zu entsprechen schien. „In solchem Zustand völliger Niedergeschlagenheit und Entmutigung schrieb er sich zum Trost, vielleicht aber auch noch für sie, die Geschichte der Liebe Clissons und Eugenies.

Zwischen Mitte August und Mitte September 1795 sind die verschiedenen fragmentarischen Blätter hingeworfen und überarbeitet worden, und zwar finden sich ganz ähnliche Gefühlsausbrüche, ja wortwörtliche Wendungen aus seinen Briefen darin wieder. In diesem seltsamen Bericht finden sich zwischen literarischem Klischee, das auf Rousseaus menschenfeindliche Deklamationen zurückgeht, die liebeswirren Ausbrüche Saint-Preux' oder den Heldentod des jungen Oskar, Ossians Sohn, sich zum Vorbild nimmt, doch auch sehr persönliche Züge des Autors: Depressionszustände, wie er sie selbst hatte erleben müssen, neben recht kriegerischen Zügen, die den geborenen Führer verraten." Und wenn er in der gesammelten Erzählung, ein tapferer Werther, den Schlachtentod suchend, die letzten Briefzeilen seiner Eugenie überbringen läßt, die im Gefühlsüberschwang ihr ein glücklicheres Leben wünschen als es ihrem unglücklichen Clisson beschieden gewesen, so verrät sich Napoleon, der weiter leben wird, durch den Anfang, dessen unbeirrbares Selbstbewußtsein mit der nachfolgenden schwächlichen Wendung der von seiner Leidenschaft schon Genesende nicht mehr in Einklang zu setzen vermochte: „Clisson war für den Krieg geboren. Bereits in seiner Jugend kannte er die Lebensläufe der großen Führer. Ueber die Grundsätze der Kriegführung meditierte er schon zu einer Zeit, da andre noch zur Schule gingen oder mit kleinen Mädchen tändelten. Noch als Jüngling hatte er die erste militärische Rangstufe erreicht. Dann blieb das Glück seiner Begabung stets treu zur Seite. Ein Sieg reihte sich an den andern, und sein Name war dem Volke bald so bekannt wie nur der eines seiner verdienstvollen Verteidiger." Der so schreiben konnte, hatte die Krise bereits überwunden, und die Heirat im März 1796 vermag danach nicht mehr zu überraschen. Sie überraschte aber nun doch, und zwar Désirée Clary, die eine lange Epistel voll vorwurfsschwerer Selbstanklagen und Eifersüchteleien gegen Josephine niederschrieb, aber nicht absandte. Damit endet diese Episode, die soviel mehr, nämlich Lebensentscheidung für ihn hätte werden können. Denn wer will sagen, wie die Geschicke gefallen wären, wenn Désirée ihm und nicht Bernadotte ihren ersten Sohn geboren hätte, so daß in den kritischen Jahren 1814/15 ein fast zwanzigjähriger Nachfolger dem französischen Volk zur Verfügung gestanden hätte?

II.

Nach den bekannt gewordenen Pressenachrichten ist die große Etatsrede des Reichsfinanzministers so wenig schöpferisch-weiterführend von den Parteien ausgelegt oder beanstandet worden, daß man um so notwendiger zu dem einzig selbständigen Promemoria greifen muß, das kenntnisreich und mit erfrischender Deutlichkeit der Sozialist Ludwig Quessel im Märzheft der von Joseph Bloch herausgegebenen „Sozialistischen Monatshefte" geboten hat. Indem er die leidige Finanzfrage mit dem Länderparlamentarismus zusammenrückte, kam er zu folgenden Auslassungen:

„Das schlimmste Kapitel unseres 19fachen Parlamentarismus (parlamentarische Reichsregierung + 18 parlamentarische Länderregierungen) ist seine Finanzwirtschaft. Man weiß, daß Parker Gilbert sie seinen Landsleuten und den Gläubigerstaaten in den schwärzesten Farben geschildert hat. Immer wieder wies er darauf hin, daß bei dem bestehenden Finanzausgleich, das heißt bei der Verteilung der Einkommen-, Körperschafts-, Umsatz-, Grunderwerbs-, Kraftfahrzeug- und Rennwettsteuer, die Länder zu viel erhalten, das Reich aber, das die Reparationen und Kriegsrenten (jetzt zusammen 4 Milliarden) zu zahlen und dazu auch noch die Finanzierung der Arbeitslosen, soweit sie nicht aus Versicherungsbeiträgen bestritten werden kann, zu gut 80 Prozent zu leisten hat, zu wenig. Sehr nachdrücklich gab Parker Gilbert seinen Besorgnissen im Juni 1928 Ausdruck. Damals, nach seinem erfolglosen Protest gegen die Belastung der deutschen Steuerpflichtigen mit 1,2 Milliarden Mark zugunsten der Beamten in Reich, Ländern und Gemeinden, und zwar ohne eine ausreichende Deckung durch neue Steuern, sagte er:

„Inzwischen wirken weiterhin die steigenden Ueberweisungen, die die Länder und Gemeinden im voraus nicht genau veranschlagen können, in gewissem Umfang für sie wie unverhoffte Glücksfälle, und anstatt die Sparsamkeit zu fördern, ermutigen sie vielmehr zu überflüssigen Ausgaben."

Auf dieses Thema, das der Springquell des zermalmenden Steuerdrucks in Deutschland ist, kommt Parker Gilbert auch in seinem letzten, unmittelbar vor dem Zusammentritt der Pariser Reparationskonferenz herausgegebenen Bericht zu sprechen, indem er sich da wie folgt äußert:

„In Hinsicht der Senkung der Realsteuern und der Gewerbesteuer scheint keine allgemeine Aktion in die Wege geleitet worden zu sein. De facto stieg nämlich der Ertrag dieser Steuern in den Ländern und Gemeinden mit über 5000 Einwohnern von 1350 Millionen im Jahr 1926—1927 auf 1586 Millionen im Jahr 1927—1928. . . . Anscheinend sind die zusätzlichen Ueberweisungen statt dessen zur Befriedigung der steigenden Ausgabeerfordernisse der Länder und Gemeinden verwendet worden, für die die Erhöhungen der Beamtengehälter und -pensionen zu großem Teil verantwortlich waren; machte doch im Fall Preußens die Erhöhung der Besoldungen und Ruhegehälter allein über 200 Millionen aufs Jahr aus."

Es ist natürlich leicht Parker Gilberts Kritik am Finanzwesen des deutschen Parlamentarismus mit der Bemerkung abzutun, er sei der „Geschäftsführer der Gläubigerstaaten", der „Sachwalter

des Feindbundes". Demgegenüber ist zu sagen, daß es keinen deutschen Finanzkenner gibt, der leugnen wollte, daß die Ausgaben der Länder und Gemeinden ein beunruhigendes Tempo angenommen haben. Hermann Fischer, der bei allen Parteien des Reichstags den Ruf eines gründlichen Kenners der öffentlichen Finanzen genießt, stellte das lawinenhafte Anwachsen der Besteuerung des deutschen Volkes zugunsten der Länder und Gemeinden im Berliner Tageblatt wie folgt dar:

Steuereinnahmen der Länder und Gemeinden (in Millionen Mark)	1925	1926	1927	1928	1929
Steuerüberweisungen vom Reich	2550	2597	2947	3158	3216
Eigene Länder- und Gemeindesteuern	3264	3249	3698	4020	4100
Zusammen	5814	5846	6645	7178	7316

Man glaube aber nicht, daß die riesenhaft aufgeblähten Einnahmen der Länder und Gemeinden irgend etwas an ihrer Defizitwirtschaft geändert hätten. Ueberall wird, namentlich bei den Gehältern und Pensionen, so recht aus dem Vollen gewirtschaftet. Parker Gilbert entwirft der Pariser Reparationskonferenz das folgende Bild dieses Systems:

„Die Bedeutung der von den Ländern und Gemeinden im öffentlichen Finanzwesen eingenommenen Stellung wird aus der Tatsache ersichtlich, daß zusammengenommen ihre Einnahmen und Ausgaben wesentlich größer als die des Reiches sind. . . . Pro Kopf der Bevölkerung beziffern sich die Einnahmen der Länder und Gemeinden sowie der Hansestädte auf 93,2 Mark. . . . Die Länderetats für 1928—1929 von Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden, den fünf größten Ländern, die rund 90 Prozent der Bevölkerung Deutschlands in ihren Grenzen aufweisen . . ., zeigen im allgemeinen erhöhte Einkünfte gegenüber dem Vorjahr, die sowohl auf größere Ueberweisungen vom Reich als auch auf größere Vereinnahmungen aus den Landessteuern zurückgehen. Sie (die Länderetats) weisen andrerseits auch gesteigerte Ausgaben auf, für die der Grund hauptsächlich in den höheren Besoldungen und Ruhegehältern der Beamtenschaft sowie in vermehrten Ueberweisungen an die Provinzen und Gemeinden zu suchen ist."

Nichtsdestoweniger herrscht nach wie vor bei Ländern und Gemeinden allgemein eine Defizitwirtschaft:

„In Summa deuteten ihre Etats auf ein laufendes Defizit von 200 Millionen hin. . . . Zu diesem laufenden Defizit müssen gewisse außerordentliche Verausgabungen hinzugerechnet werden, für die Deckung durch Kreditbeanspruchung gefunden werden soll . . . so votieren . . . die Länder jahraus jahrein Etats, die laufende Fehlbeträge aufweisen."

Um das Bild von der Finanzwirtschaft des 19fachen deutschen Parlamentarismus voll zu machen, sei erwähnt, daß, obwohl Länder und Gemeinden durch die Aufwertungsgesetze des Reichs von 85 Prozent ihrer Vorkriegsschulden befreit worden sind, sie 1928 rund 7178 Millionen Mark Steuern teils selbst teils durch das Reich erhoben, gegenüber 2422 Millionen Mark Steuer-

erhebung im Jahr 1913. Also eine Verdreifachung der Steuererhebung seit 1913. Kein Wunder, daß die Politiker, die diese Dinge kennen, Hilferding die Gefolgschaft bei der weiteren Erhöhung der Gesamtsteuermasse um 379 Millionen Mark versagen. Der frühere Reichsfinanzminister Peter Reinhold forderte, nach einem Bericht der Frankfurter Zeitung:

„Der Reichstag sollte den Haushaltsplan an die Regierung zurückgeben mit der Verpflichtung, die Ausgaben um 12½ bis 20 Prozent zu senken. Sowohl auf persönlichem wie auch auf sachlichem Gebiet könne viel gespart werden. . . . Steuererhöhungen führten nur zur Kapitalflucht, wie man das jetzt wieder mehrfach erlebt habe. Notwendig sei eine organische Reform der viel zu teuern Verwaltung, Ermöglichung der Kapitalbildung und ein unserm Lebensstandard entsprechender Verbrauch durch wirtschaftlich tragbare und sozial gerechte Steuern."

Noch schärfer ist die Absage, die der volksparteiliche Führer Ernst Scholz in einer Rede in Mainz an Hilferding richtete:

„Wir haben in immer steigendem Maß in den letzten Jahren erleben müssen, daß eine geradezu unverantwortliche Wirtschaft mit dem deutschen Steuerzahler getrieben worden ist; nicht nur, daß die Steuern in größtem Ausmaß insbesondere auf die am stärksten notleidenden Schichten des deutschen Volkes, auf den Mittelstand, gelegt worden sind, sondern es hat sich auch im Staat eine völlig unverantwortliche Finanzwirtschaft eingeschlichen. . . . Es ist höchste Zeit im Interesse der deutschen Wirtschaft und des deutschen Volkes Schluß zu machen mit der bisherigen Mißwirtschaft auf dem Gebiete der Finanzen und Steuern. Wenn das erzielt wird, und es scheint möglich zu werden, dann haben wir durch unsere Energie und starke Haltung einmal wirklich einen Wendepunkt in der Wirtschaftsgebarung des Reiches, der Länder und Gemeinden herbeiführen helfen, für den uns das deutsche Volk in seiner Gesamtheit dankbar sein kann."

Die Besorgnisse, daß die deutsche Wirtschaft unter der Steuerlast zusammenbricht, sind wahrlich nicht unbegründet. In wenigen Monaten sehen wir bei der Armee derer, die keine Arbeit finden können, eine Millionenzunahme. Wir zählen 1 500 000 Arbeitslose, die Unterstützung aus der Arbeitslosenversicherung beziehen, 750 000 berufsübliche Arbeitslose, deren Unterstützung zu ⅘ das Reich bezahlt, 150 000 Arbeitslose, die Krisen-, und wahrscheinlich 200 000 Arbeitslose, die Wohlfahrtsunterstützung (von den Gemeinden) beziehen. Durch Rationalisierungen, wie 1926, durch den harten Winter ist diese Massenarbeitslosigkeit nicht zu erklären. Sie stellt einen Zusammenbruch der schwachen Glieder unserer Wirtschaft unter der 13-Milliarden-Steuerlast dar. Sie kann nur behoben werden, wenn man in Reich, Ländern und Gemeinden ausreichende Abstriche an den Ausgaben vornimmt und den ganzen Verwaltungsapparat schnell und rücksichtslos verbilligt und vereinfacht. Daß die Dinge in der Tat einer Katastrophe zutreiben, zeigt die Kassenlage des Reichs. Das Bild, das uns die schwebende Verschuldung des Reichs bietet, ist trostlos. Obwohl, wie Parker Gilbert in seinem Bericht bemerkt, „die Angaben mit Bezug auf die Kassenmittel des Reichs und die Art ihrer Anwendung noch immer sehr dürftig" sind, kann man doch über sie die folgenden

Feststellungen machen: 1. Ausschöpfung des Schatzwechselkontingents 400 Millionen Mark, 2. Zwangsanleihe bei der Sozialversicherung 150 Millionen Mark, 3. Anleihe bei den Großbanken 155 Millionen Mark, 4. Anleihe bei der Preußenkasse 100 Millionen Mark, 5. Anleihe bei der Post 50 Millionen Mark. Nimmt man hierzu noch verschiedene Kredite des Reichs auf laufende Rechnung, so gelangt man zu einer schwebenden Schuld des Reichs von 1000 Millionen Mark, um die Ebbe in der Reichskasse zu überwinden. Nichtsdestoweniger besteht die ernste Gefahr, daß das Reich Ende März seine Zahlungsverpflichtungen, die dann über 1 Milliarde Mark hinausgehen, nicht voll wird erfüllen können. Daher ist der Gedanke aufgetaucht, den oberen und mittleren Beamten nur einen Teil ihres Monatsgehalts in bar, den andern aber in Reichsschuldscheinen auszuzahlen. Hilferding schildert in seinem finanziellen Ueberblick für 1929 die Kassenlage des Reichs so:

„Die Kassenlage ist so gespannt, daß es großer Anstrengungen, vielleicht auch noch besonderer Maßnahmen auf diesem Gebiete bedarf, um zur Erfüllung fälliger Verbindlichkeiten die erforderlichen Kassenmittel bereitstellen zu können. . . . Eine auch nur vorübergehende Zahlungseinstellung des Reichs würde nicht nur den Kredit des Reichs, sondern auch den aller anderen öffentlichen Körperschaften in verhängnisvoller Weise erschüttern."

Die Finanzwirtschaft unseres 19fachen deutschen Parlamentarismus hat also das Deutsche Reich an den Rand teilweise drohender Zahlungseinstellung gebracht. Die Tatsache, daß das Reich an die Sozialversicherung in Schuldscheinen statt in bar zahlt, ist ein sehr ernst zu wertendes Symptom. Die Zeit für eine Umstellung der deutschen Finanzwirtschaft von Grund auf drängt.

III.

In der von Max Cornicelius so unendlich aufschlußreich gestalteten Sammlung der Briefe Heinrich von Treitschkes findet sich auch jenes Kieler Schreiben vom 18. Mai 1867 an die Schwester Johanna Baronin O'Byrn, das erstmalig eingehender von der zu erwartenden Berufung nach Heidelberg spricht: er sei als Nachfolger Häußers trotz starker politischer Gegnerschaft in der Fakultät vorgeschlagen, stehe an zweiter Stelle auf der Liste, und da Sybel wohl schwerlich Bonn werde aufgeben wollen, sei mit seiner Berufung so gut wie sicher zu rechnen. Ein halb Jahr später dankt er dann von Heidelberg aus dem badischen Minister Karl Mathy für seine nicht zu bezweifelnde Mitwirkung an seiner Berufung. Uebrigens sei er von den Kollegen freundlich aufgenommen worden, was er zuvor auch schon seinem Verleger Hirzel mitgeteilt hatte, hinzusetzend, daß an eine Wiederholung der Kieler Bosheit nicht zu denken sei. Damals hatte die augustenburgische Presse den preußentreuen Professor mit allerlei Verdächtigungen empfangen. Wie war es diesmal zugegangen? Treitschkes günstigere Beurteilung der Dinge bestätigt nur, wie wenig er von dem wahren Sachverhalt wußte, in den jetzt der hochverdiente Rembrandt-Biograph Carl Neumann in einer weitausgreifenden und doch lebendig vorgetragenen Studie der „Historischen Zeitschrift" (Band 139, Heft 3) hineingeleuchtet hat. Der große Geschichtsschreiber des 19. Jahr-

hunderts steht uns als langjähriger Herausgeber dieser Jahrbücher so nahe, daß die wichtigsten Teile dieser Studie auch hier nicht fehlen dürfen, zumal sie gleichzeitig ein lehrreiches, jeden näheren Kommentar erübrigendes Kapitel einer mit solchem Freimut noch ungeschriebenen Geschichte unserer deutschen Hochschulen sind:

„Als Ludwig Häusser in der Sonntagsfrühe des 19. März 1867 starb, wurde eine große politische Professur erledigt. In den zwanzig Jahren, seit er mit Gervinus, Mathy, Dahlmann, Waitz, Droysen den Stab der ‚Deutschen Zeitung' gebildet hatte, seit 1847 pflegte er den preußischen Gedanken in Süddeutschland, verkündete ihn vom Heidelberger Lehrstuhl der Universität, und wenn ihm das zeitgenössische Preußen die Arbeit manchmal schwer machte, so stritt er gegen Onno Klopp für das Preußen Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege. Wohl hätte er 1866 einen friedlichen Austrag lieber gesehen, aber nun war er — mit Erich Marcks zu reden — im Angesichte des Sieges gestorben, der doch auch der seine war. Erst 48 Jahre war er alt.

Mit dem damals noch üblichen feierlichen Leichenzug bestattete ihn die Universität. Dies war in den letzten Tagen des Wintersemesters. Die Universität ging in Ferien.

In eben diesen Tagen veröffentlichten die Zeitungen die Geheimverträge, die Preußen nach dem Krieg von 1866 mit den süddeutschen Staaten abgeschlossen hatte. Aus Paris wurde von der Aufregung berichtet, die darüber in der Deputiertenkammer entstand. Just am 11. März hatte Graf Bismarck im konstituierenden norddeutschen Reichstag den Entwurf der Bundesverfassung vorgelegt und die Rede gehalten, die mit den Worten schloß: ‚Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel! Reiten wird es schon können.'

In den Ferien gingen mündliche und schriftliche Bemühungen, Erkundigungen hin und her. Der seit Jahren schwer herzkranke Häusser, der zuletzt die Vorlesungen in drei Zimmern seiner Wohnung zu halten und sie bis zum Semesterschluß am 11. März mit letzter Anstrengung durchzuhalten vermochte, hatte zu allem als Totgeweihter die Bürde des Dekanats getragen. Noch am 15. März steht seine klare Handschrift und seine Unterschrift in den Akten der Fakultät. Als Prodekan übernahm der Philosoph Eduard Zeller sein Amt. Historiker für mittelalterliche Geschichte war Wilhelm Wattenbach. Ihm fiel die nächste Aufgabe zu. . . .

Tatsächlich ging es nun um die Entscheidung, ob ein politischer Historiker oder ein Nur-Fachgelehrter und Forscher zu berufen sei. Die Parteien in Stadt und Universität waren durch die Klarheit, die das Jahr 1866 gebracht hatte, und aus der der Großherzog mit der Neuberufung Karl Mathys als Staatsminister sofort, noch im Juni 1866, die Folgen gezogen, keineswegs abgetan. Gervinus, immer mehr ins Schelten geraten, blieb Preußenhasser. Seine bekannte Aeußerung über den unanständigen Gebrauch des Zündnadelgewehrs lief um. Bei Häusser war es mehr die gewinnende und populäre Persönlichkeit gewesen, die sich überall durchgesetzt hatte. Sein Parteistandpunkt war, nachdem er die Ergebnisse des deutschen Krieges anerkannt, nicht der allgemeine. Es lautet wie ein Kompromiß, daß man sich in der Fakultät das Wort gegeben zu haben schien, den zu Berufenden auf seinen

‚guten Vortrag' und die mögliche Lehrwirkung, die über das Fach hinausgehen sollte, zu prüfen.

In diesem Sinn setzte ein Bericht Wattenbachs (7. April 1867 und Nachtrag vom 5. Mai) den Maßstab fest.

Zuerst werden Burckhardt und Anton Springer genannt. Aber Springers Oesterreichische Geschichte scheine eine Episode. Der glänzende Redner beschränke seine Bonner Vorlesungen auf Kunst- und Kulturgeschichte. So bleibe nach dem Ausscheiden von Burckhardt, auf dessen Ablehnung ausdrücklich verwiesen wird, und von Springer nur einer übrig, der Kieler Professor Heinrich von Treitschke. Zwar habe er sich als Forscher nicht bekannt gemacht, doch zeugten seine Aufsätze von großem Scharfsinn, geistreicher Auffassung und glänzender Kunst der Darstellung. Freilich sei er nicht unbefangen, um nicht zu sagen: ein Mann extremer Parteistellung; auch möchte seine Taubheit für Lehrwirkung wie Verkehr Uebelstände herbeiführen. ‚Dennoch glaube ich ihn als den einzigen bezeichnen zu müssen, von dem eine Anregung einer großen Zahl von Studenten zur Beschäftigung mit der neueren Geschichte mit Sicherheit zu erwarten ist, und sehe hierin das überwiegende Moment, um ihn zur Berufung vorzuschlagen.' Aus Kiel stimmten die Berichte, selbst seiner politischen Gegner (und deren gab es ja nicht wenige) in dieser glänzenden Auskunft überein.

Wattenbach besaß also genug weltmännische Selbstironie und Phlegma, um Treitschke vorzuschlagen. An die Hauptstelle des Berichtes schließen sich noch als Möglichkeiten die Namen von Pauli in Marburg, Adolf Schmidt in Jena und Th. Sickel in Wien an. Zwar habe der Letzgenannte nur mit paläographischen Vorlesungen aufzuwarten; doch sei es nicht seine Schuld und keine Grenze seiner Begabung; das Wiener Ministerium versage ihm als norddeutschen Protestanten die Erlaubnis, geschichtliche Universitätsvorträge zu halten. Zwei von diesen Namen schieden aus, Sickel, weil er mittlerweile einen Ruf nach Tübingen bekam und darauf mit Aufhebung der genannten Beschränkungen ein Wiener Ordinariat erlangte. Es blieben von Wattenbachs Vorgeschlagenen niemand als Treitschke und Reinhold Pauli übrig.

Inzwischen war die Berufungssache über eine Fakultätsangelegenheit hinausgewachsen. Denn die große Welt hinter den Fakultäts- und Fachkulissen hatte sich geregt. Der Staatsminister Mathy hatte von Häussers frischem Grab her (die Bestattung war Dienstag, 21. März) am nämlichen Tag an den Geheimrat Max Duncker nach Berlin einen Brief geschrieben mit der vorläufigen Frage namens des badischen Kultusministeriums, ob Duncker, wenn er von Heidelberg aus vorgeschlagen würde, diese Professur annehmen wolle. Hiermit bekam die Berufungsfrage einen sehr entschiedenen Umriß. Die Regierung in Karlsruhe brauchte angesichts des eigensinnigen und schwer belehrbaren politischen Dilettantismus in Baden und Süddeutschland einen Bundesgenossen in dem Professor für neue Geschichte an einer so sichtbaren Stelle wie der Heidelberger Universität."

Aus diesem Grunde hatte man noch zu Lebzeiten Häußers von seiten der Regierung den Versuch gemacht, den um ihrer austrophilen Politik Baden untreu gewordenen Professor wenn nicht

nach Freiburg, so doch nach Heidelberg zu holen. Damals hatten die Dinge so gelegen:

„Die Stellung in Freiburg als Professor der Staatswissenschaften — denn Geschichte las er nur von diesem Amt aus, eben wie man im Sommer 1865 in Heidelberg in langen Kommissionsberatungen zwischen Rau, Bluntschli und Häusser sich für Errichtung und Absonderung einer staatswirtschaftlichen Fakultät bemüht hatte, um dem allgemeinen Bedürfnis nach höherer politischer Bildung nachzugeben und Vorlesungen über neue Staatengeschichte zu empfehlen — diese Freiburger Stellung gab Treitschke in dem Augenblick auf, da Baden auf die Seite Oesterreichs trat. Er ging nach Berlin und kämpfte auf preußischer Seite mit den Preußischen Jahrbüchern. Der Großherzog von Baden trug ihm diesen schroffen Abfall eines badischen Beamten nicht nach. Als er Treitschkes großes deutsches Zukunftsprogramm in der Abhandlung: Bundesstaat und Einheitsstaat, gelesen hatte, äußerte er schon im Jahre 1864 zu Bluntschli, er habe genug Resignation, um die Wahrheit in diesem Programm zu erkennen. Kaum war dann der Krieg entschieden, so faßte er den Gedanken, Treitschke zurückzuholen. Es war die gleiche persönliche und versöhnliche Politik, aus der nachmals die Rückberufung Kuno Fischers in den Universitätsdienst Badens hervorging. Als nun Treitschke, der ungern in der Journalistenfron diente, in Berlin wartete, welches preußische Universitätskatheder ihm angeboten werde, schlug der Minister ihm mit allem üblichen Vorbehalt Königsberg und danach Kiel vor. Wir wollen die näheren Umstände sogleich erörtern: genug, mitten in die Kieler Anerbietungen traf Mitte August 1866 ein Brief aus dem Karlsruher Ministerium, worin Treitschkes Schwager Wilhelm Nokk (der spätere Minister) im Auftrag von Jolly, dem Präsidenten des Ministeriums des Innern, Kirchen- und Schulwesens, ihm eine Professur in Heidelberg antrug. Hinter diesem Brief stand der Wunsch des Großherzogs, Treitschke als ordentlichen Professor für Heidelberg — denn es war wohl bekannt, daß er nicht ‚für alle Schätze Indiens' nach Freiburg abermals zu bringen gewesen wäre — zu gewinnen und seine Bedingungen kennenzulernen. Diese Sache spielte durch die dritte Augustwoche 1866, bis Treitschkes Ueberlegung dahin kam, diese Berufung nach Heidelberg, die ohne jede Sanktion der Fakultät kam, abzulehnen. Aber wir kehren zur Ordnung der Erzählung zurück. Für Königsberg hatte Treitschkes Beschäftigung mit dem Ordensstaat Preußen gesprochen. In dem Augenblick, da K. W. Nitzsch, um dessen Stelle es sich handelte, erklärte, Königsberg nicht zu verlassen, trat Kiel als Ersatz hervor und, da die Politik das große Wort sprach: Graf Bismarck schien zu wünschen, für die neuen Provinzen (Schleswig-Holstein) gut preußische Lehrer zu gewinnen. Mit den Kieler Verhandlungen, den Briefen mit dortigen und anderen Freunden kreuzte sich jetzt dieser ungewöhnliche Antrag für Heidelberg. Treitschke empfand neben dem Stolz, gleichsam als Sieger nach Baden zurückzukehren, in die Heimat seiner Braut und deren stockkatholischer Familie, Hemmungen. Bei seiner Gewissenhaftigkeit sprach ein Doppeltes mit: das Bedenken, daß formell der Ruf nicht in Ordnung war. Einer ungefragten Fakultät ‚oktroyiert' zu werden, schien ihm

zuerst ein unmögliches Verhältnis. Sodann aber ebenso gewichtig die Rücksicht auf den schwerkranken, verehrten Häusser. Sollte er, der 33jährige, jugendlichere, sich neben den siechen Mann stellen, mit dem ihn, trotz vorgekommenen Häkeleien des Meinungsstreites, enge politische und persönliche Bande vereinigten, dessen Hauptwerk so ganz in seinem eigenen Sinn war, und über das er später schrieb: Das Buch war ebensosehr eine politische Tat als eine wissenschaftliche Leistung? Sollte er seinen Johannes den Täufer mit zu Tod bringen, um der Messias der erfolgreichen Politik und Lehre zu werden? Schließlich, welches Amt sollte ihm in Heidelberg zufallen? Die Nationalökonomie war ihm verleidet. Sie vertraten auch Rau und Knies, der sich besonders, schon für seine Freiburger Berufung als damaliger Karlsruher Oberschulrat, bemüht hatte und seitdem Mitglied der Heidelberger Fakultät geworden war. Treitschke sollte Bedingungen nennen. Die außerordentliche Professur für Staatswissenschaften hatte er in Freiburg nur angenommen, weil man ihm, den Protestanten, eine Freiburger Geschichtsprofessur nicht zu geben wagte. In der Tat betrachtete er jene Disziplin nur als Hilfswissenschaft für Geschichte. ‚Ich bin eine allzu ästhetische Natur für einen Nationalökonomen.' Also würde er die einstige Dahlmannsche Bezeichnung: Professor für Politik und neue Geschichte vorschlagen. In das alles spielte dann doch eine dankbare Empfindung für Großherzog Friedrich von Baden hinein, der Treitschkes ‚Brandschrift' vom Sommer 1866 (die Herm. Oncken die einseitigste und Erich Marcks die härteste und bitterste von Treitschkes Schriften genannt hat): über die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten, welche glatt die Annexion von Sachsen, Kurhessen, Hannover forderte, doch aber auch für die süddeutschen Staaten eine Lebensbedrohung enthielt, nicht nur verzieh, sondern ‚mit warmer Teilnahme' aufnahm. Just diesen Verfasser wollte der Großherzog als Helfer für die eigene schwierige Haltung, um nicht zu sagen Schwäche, an seine Universität rufen. Sollte Treitschke sich jetzt sofort in die süddeutsche Verwirrung begeben? Zwar ließ ihm das Berliner Ministerium freie Hand dazu. Denn wäre nicht auch Baden gleich einer ‚neuen Provinz' Preußens gewesen? Vielleicht war seine Lehrtätigkeit in Heidelberg politisch noch nützlicher als die in Kiel. Denn er hätte mehr Studenten bekommen, auf die zu wirken sich verlohnte. Was für Freiburg gegolten, würde auch für Kiel zutreffen. Vom ‚Philister-' oder Stadtpublikum der Vorträge versprach sich Treitschke wenig: ‚Der erwachsene Mann hört zu, unterhält sich und bleibt bei seiner Meinung.' Was Treitschke bestimmte, schließlich im August 1866 Heidelberg abzulehnen, war nur teilweise die Rücksicht auf das unkorrekte Verfahren der Regierung. Er war zu sehr Politiker, und ihm war schließlich einerlei, ob die Kollegen schreien würden. Die Rücksicht auf sein Verhältnis zu Häusser gab doch wohl den Ausschlag. Noch lebte der ausgezeichnete Mann, und so drängte Treitschke seinen ‚Traum' von Heidelberg zurück. Er konnte schreiben: ‚Unter den jüngeren Historikern wäre ich der einzige, der ihn ersetzen könnte.' Am 27. und 28. August schrieb er die Absage an die Minister Jolly und Staatsrat Mathy. Die ‚große Versuchung' war dieses Mal bestanden."

Nach einigen hier entbehrlichen Einzelheiten holt Professor Neumann zu einer Gesamtcharakteristik dieser Vorgänge und ihres menschlichen Anlasses aus, die gleichfalls hier ihre Stelle finden müssen:

„Es ist ein bemerkenswertes Kapitel unserer Universitätsgeschichte, daß sich in den großen Tagen der staatlichen Erneuerung die Wissenschaft den Geboten der Politik und des Lebens unterzuordnen verstand. Sybel war so wenig zu fatalistischer Ergebung in den Lauf der Dinge, wie sie gekommen sind, geneigt, daß er sich gewöhnte, Fehler der Geschichte anzuklagen. Bei Völkern von politischem Verstand und Selbstgefühl ist das nie anders. Bei uns war es für ein literarisch kultiviertes Volk etwas Neues. Was Sybel in kleindeutschem Sinn an der mittelalterlichen Kaisergeschichte tadelt, war in keinem anderen Sinn, als wenn sich Treitschke, da er Häussers Deutsche Geschichte von Heidelberg aus 1869 in vierter Auflage mit einem Vorwort versah, so aussprach: ‚Jedes Geschlecht hat das Recht, die Vergangenheit so zu schildern, wie sie seinen eigenen Blicken erscheint.' Im Grund ist der Unterschied lediglich der, ob man dabei besser oder ungeschickter sein Gesicht wahrt. Denn auch die Rankesche Geschichtsschreibung wie die ihrer Erneuerer hat unter der Maske ihr unverwechselbares Gesicht.

Von Max Duncker sagt Treitschke, er sei ein Publizist ersten Ranges gewesen. Aber er war nicht nur Publizist. Die wissenschaftliche Erziehung und Hemmung bezeichnet die Scheidelinie gegen den Literaten und Journalisten, und so wuchs auch Treitschke selber, der Erzpolitiker, aus den Befangenheiten zu reinerer Schau empor. Kühle Nurintelligenz wird diesem Künstler und seinem leidenschaftlichen Erleben nie gerecht werden. Die Freuden und die Leiden empfand er als ‚unendlich' ganz. Im Krieg von 1870 genoß er einen Glücksrausch wie wenige, aber ihm folgte in der Zeit der Versailler Verträge mit den Bundesstaaten eine schwere Depression. Das gleiche gilt von seinen Heidelberger Jahren überhaupt. Keine Schönheit des Landes konnte ihn zeitweise über die Widerwärtigkeiten des Universitätslebens und des ‚süddeutschen Verwesungsprozesses' trösten, und die Tonart seiner Briefe ist nicht freudiger als die des Kieler Jahres. Die wirkliche Fruchtbarkeit der bedrohten süddeutschen Verhältnisse, die wir jetzt aus der Erpresserpolitik Napoleons von 1866 bis 1870 seit Onckens Aktenveröffentlichungen genauer kennen, spürte das Völkchen nicht. Die alte Enge, Verärgerung und Verbissenheit politischer Stammtischgewöhnung malte den Hintergrund von Treitschkes Heidelberger Leben. Es lohnt nicht, die Geschichte der kleinlichen und lächerlichen Spaltung zu erzählen, die, in der Frage des Vorsitzes der Oekonomiekommission der Universität wurzelnd, das Universitätsleben seit 1871 vollends vergiftete und eine traurige Kleinspiegelung der Gehässigkeiten war, mit denen eine große Staatskunst ringen mußte. Schon im Juli 1866 urteilte Mathy, der Neckar fließe trüb bei Heidelberg, und über dem Schlamm müsse eine reinere Schicht sich abklären, in der es sich leben lassen wird. Die leidenschaftlich empfundenen Erlebnisse Treitschkes mag man sich vorstellen, wenn als ihr Niederschlag jenes Urteil sich einstellte: Hoftheater und Universitätssenate seien der klassische Boden eifer-

süchtiger Intriguen und knabenhafter Katzbalgereien; oder wenn er dem Kultusminister Adalbert Falk für den Posten des Berufungsdezernenten empfahl, statt eines Professors einen gebildeten Beamten anderer Herkunft zu nehmen, ‚weil das tiefverzweigte Koteriewesen unserer Universitäten die Personalfragen nicht unbefangen ansehen lasse'. Freilich war bei solchem Urteil und Rat für Treitschke und für damals die Voraussetzung selbstverständlich, daß die führenden Ministerialstellen an Leute von Bildung und Kaliber, und nicht an qualitätlose Parteimannequins kämen. Schließlich ist bei der reckenhaften Grobheit Treitschkes und seiner unvorsichtigen Deutlichkeit das alles doch nicht bösartig, sondern mehr zornig gesagt. In Heidelberg läuft noch der Spott um, mit dem er Bunsen, Kirchhoff und Kopp die drei Apotheker nannte. Ueber allen Aerger und strafenden Hohn des alltäglichen Daseins hob sich dann sein Prophetenblick, wenn er des Gottes voll war."

IV.

Friedrich Ratzel hat in seinem berühmten Buch „über Naturschilderung" auch die Vereinigung wissenschaftlichen und künstlerischen Beobachtens seiner so aufhellenden Untersuchung untergezogen und ist dabei zu diesen Feststellungen gelangt: „Der Naturschilderer muß seine Sinne ebenso weit aufmachen und ebenso rein von Trübung erhalten wie der Naturforscher, und wenn nun auch dieser zunächst nur Formen sieht, die man messen, zeichnen, sammeln, konservieren kann, so ist doch seine Art zu sehen, auf dem richtigen Weg. In dessen Fortsetzung mag der Naturschilderer Bilder sehen, und um die Bilder mag ihm etwas schweben, das dem Naturforscher Geheimnis bleibt: den Anfang muß doch jene einfache, ruhige, treue Beobachtung machen, die gar nicht darauf ausgeht, möglichst viel Unerwartetes, Geistreiches aus einer Naturschilderung herauszulesen. . . . Der landschaftliche Blick muß vor allem in den Bau der Bodenformen eindringen, und um dieses zu können, bedarf er wissenschaftlicher Schulung. Der große Abstand zwischen der scheinbaren Einfachheit des Bildes und der Verwickeltheit des inneren Erdbaues, besonders bei Gebirgen, muß ausgefüllt werden. . . . Wie ist die Gestalt der Erde selber geworden, wie hat sich ihr Antlitz gefurcht, sind die Lücken groß, sind sie klein? Was ist eingefurcht? Und was herausgewölbt?" An all diese schon durch ihre bloße Formulierung so ergiebigen Fragen wird man sich erinnert fühlen, wenn man die neue, in bestem Sinne populär gehaltene Zeitschrift „Atlantis" mustert, die der um unsere geographisch-künstlerische Blickweitung so verdienstvolle Verlag Ernst Wasmuth (Berlin) seit Januar herausgibt. Im Februarheft findet sich nämlich eine Betrachtung Walter Mittelholzers, des durch seine Großflüge nach Asien und Afrika rasch berühmt gewordenen Fliegers, der gleich einleitend das Wesentliche, das solche Flüge für diese Seite der Wissenschaft zu bieten haben, vollständig richtig angibt: „Der staunende Blick vermag in die versteckten Winkel eines Gebirgszuges einzudringen, das Geheimnis der Erdrinde offenbart sich dem fliegenden Menschen. Es ist, als ob die Erde ein neues Antlitz, der Mensch ein neues, vollkommeneres Auge gewonnen hätte." Die Erkenntnis ist also

bereits da, aber sie ist bisher lediglich den Fliegeraufnahmen anvertraut worden, noch hat ihre Entzifferung in die allen verständliche Sprache der Beschreibung anscheinend nicht begonnen. Denn Mittelholzers Ausführungen sind nach diesem Lichtblick weittragender Erkenntnis kaum mehr als feuilletonistische Skizze, und auch das mit Recht tatsachenstolze Buch Francesco de Pinedos (Amerikaflug. Im Flugzeug zweimal über den Ozean und über beide Amerika. Rascher & Cie., Verlag, Zürich 1928) hat mir nur den Grund nennen können, weshalb von der theoretischen Einsicht Mittelholzers, die vermutlich ja auch anderen Fliegern eignet, bisher so wenig in die Praxis umgesetzt wurde: es ist das technische Problem, das den Flieger noch vor allem beherrscht, so daß er sich wie auf dem Flug selbst nachher auch in seiner Beschreibung hauptsächlich mit seiner mehr oder minder geglückten Bezwingung bescheidet. Auch dafür ein Beispiel aus der in vieler Hinsicht lehrreichen Schilderung Pinedos:

„Savoia 55" ist ein eindeckiger Hydroplan mit zwei Kabinen und zwei Motoren Isotto Fraschini, Typus Asso 500HP.

Dieses kräftig gebaute Flugzeug war schon von unseren Militärfliegern, wie auch für eine Luftverkehrslinie verwendet worden.

Ich schaute vor allem darauf einen Apparat von größter Leistungsfähigkeit zu haben; er mußte daher mit Benzinbehältern ausgerüstet sein, die imstande waren, etwa 4000 Liter zu fassen. Bei den vorgenommenen Proben gelang der Start ohne Hindernisse bei einer Belastung von 3400 kg.

Dies allein genügte natürlich nicht, um die Leistungsfähigkeit des Apparates zu erweisen, wenn nicht auch noch ein sparsamer Verbrauch von Brennmaterial und Oel hinzukam.

Ich machte daher zahlreiche Versuchsflüge, um festzustellen, welches die beste Motortätigkeit und die größte Schnelligkeit bei den verschiedenen Belastungen war, um so die größte Sparsamkeit in Verbrauch zu berechnen. Bei diesen Probeflügen, bei denen ich die Kontrolle mit einem geeichten Benzinbehälter machte, ging hervor, daß die zweckmäßigste Schnelligkeit zwischen 160 und 165 Stundenkilometern war. Bei dieser Geschwindigkeit war der Benzin- und Oelverbrauch bei Berechnung einer mittleren Belastung etwa ein Kilogramm per Kilometer.

Dabei ist allerdings zu beachten, daß bei einer maximalen Belastung von 3400 kg ein Start nur möglich ist bei klimatischen und anderen Bedingungen, die dem Apparat und dem Motor die volle Leistungsfähigkeit lassen. Diese Belastung mußte um ein beträchtliches vermindert werden bei anderer Qualität des Benzins oder bei sehr hoher Lufttemperatur, da diese die Dichtigkeit beeinflußt und darum ihre Wirkung auf die Tragfähigkeit der Flügel und auf den Nutzeffekt des Motors hat. Ohne im übrigen damit zu rechnen, daß der Apparat bei längerem Ausruhen im Wasser, wie dies eben bei den Aufenthalten nötig wird, Feuchtigkeit in sich aufnimmt, was in einzelnen Fällen sein Eigengewicht um einige Zentner vermehren kann.

Alle Piloten, die längere Flüge in tropischen Gegenden durchgeführt haben, kennen dieses Phänomen, und ich selbst habe es bei meinem Fluge in Australien wiederholt konstatiert.

Der Start in Bolama zum Flug über den Atlantischen Ozean, der längsten von mir vorgesehenen Strecke, mußte daher zum Angelpunkt des ganzen Fluges werden.

Bei den ungünstigen klimatischen Verhältnissen Bolamas, die ich aufs genaueste studiert hatte, mußte ich mit einer Gewichtsverminderung von etwa 300 kg rechnen, doch hoffte ich etwa 50 kg davon wiederzugewinnen durch Vereinfachungen am Flugzeug, die noch im letzten Augenblicke gemacht werden könnten. Alles in Berechnung gezogen, glaubte ich in Bolama mit einer Belastung von 3150 kg rechnen zu dürfen. Setzte ich die Bord-Belastung auf 300 kg an, so blieben mir also 2850 kg für Benzin und Oel, und dies durfte unter günstigen Umständen ausreichen, den Ozeanüberflug von Kontinent zu Kontinent, zwischen Bolama und Port Natal in einer einzigen Etappe zu machen.

Um sicher zu sein, daß während der Konstruktion des Apparates dessen Eigengewicht nicht überschritten werde, versprach ich den Arbeitern eine Prämie für jedes Kilogramm Gewicht, das sich durch zweckmäßige Behandlung des Materials ersparen ließe.

Mit Rücksicht auf die feuchte Jahreszeit ließ ich das Flugzeug vor dem Anstrich einer energischen Beströmung mit heißer Luft unterwerfen, um aufs möglichste die während der langen Arbeit vom Holze absorbierte Feuchtigkeit zu eliminieren. So gelang es mir, etwa 60 kg Gewicht zu ersparen." . . .

Und nun seine Schilderung des Kampfes mit den Stürmen des Nordatlantischen Ozeans:

„Um 3.50 stieg ich auf, nach einer ziemlich langen Anfahrt im Innern der Bai. Diese und die andern in diesem Kapitel gemachten Zeitangaben beziehen sich auf den 45. Meridian westlich Greenwich, nach dem wir die Uhren an Bord eingestellt hatten.

Die Belastung betrug 3120 kg: 2380 kg Benzin, 220 kg Oel, 50 kg Reservewasser, 40 kg der Anker und das zugehörige Tau, 50 kg die Akkumulatoren, 180 kg Instrumente, Lebensmittel u. a., 200 kg die Bemannung.

Die Benzinbelastung war auf nur 2380 kg beschränkt worden; eine höhere Belastung wäre bei den herrschenden Winden und der Form der Bai nicht opportun gewesen.

Die zu durchfliegende Strecke zwischen Trepassey und Horta auf der Insel Fayal betrug 2220 km; aber nötigenfalls konnten wir in Santa Cruz auf der Insel Flores, der westlichsten der Azoren niedergehen, die bloß 2000 km weit von Trepassey entfernt war und wo ich eine kleine Benzinreserve angelegt hatte.

Wir hatten gegenüber dem ersten Ozeanüberflug als Mehrbelastung den Anker und die Akkumulatoren, sowie eine größere Menge von Reservewasser.

Ich überflog den Leuchtturm von Capo Race, den südöstlichsten Punkt von Neu-Fundland, um die Abweichung zu kontrollieren.

Wir hatten einen leichten Wind von West-Südwest. Der Himmel war heiter. Eine herrliche Ueberfahrt schien sich vorzubereiten, ganz entgegen allen pessimistischen Voraussagungen.

Ich flog in der Richtung von 113 Grad, wozu 5 Grad wegen der Abtreibung kamen. Um 4.30 Uhr erblickte ich einen Schoner, der nach Nordwesten fuhr. Wir hielten uns etwa 200 Meter hoch. Die Kälte war noch immer sehr empfindlich.

Die aufgehende Sonne ließ den östlichen Himmel in Orangenglut aufleuchten. Das Meer hingegen lag in einem Dunkelultramarin.

Um 5 Uhr begegneten wir einer Wolkenmauer, die aus dem Meere in die Höhe stieg, als ob wir uns den Weg verlegen wollte. Es war die Nebelbank des Golfstromes.

Ich stieg höher hinauf, um über sie hinauszukommen, mußte mich aber bis zu etwa 1000 Metern erheben. Da ich nicht wußte, welche Richtung der Wind über den Wolken haben würde, hielt ich mich genau an die Fahrtrichtung, ohne auf die Bewegung zu achten, die ein Abtreiben bringen konnte.

So flogen wir etwa zwei Stunden über der graudunkeln und dichten Nebeldecke hin. Während wir vorwärts gingen, verfinsterte sich der Himmel immer mehr, und ich war gezwungen, weitere zwei Stunden in Nebel und Wolken dahinzufliegen und zudem bis auf 2000 Meter zu steigen, um die immer höher werdende Nebelschicht zu vermeiden.

Um 10 Uhr lichtete sich der Nebel etwas und durch einige Risse erblickte ich da und dort das Meer. Ich stieg daher unter die Wolken hinab und hielt mich auf etwa 200 Meter Höhe über dem Wasser.

Aus der Oberfläche des Meeres, die unruhig schäumte, konnte ich erkennen, daß wir jetzt einen starken Südostwind hatten. Ich korrigierte die Fahrtrichtung um zehn Grad, um die Abtrift aufzuheben.

Aber je weiter wir vorwärts kamen, desto gefährlicher wurde der Wind. Ungefähr um 11 Uhr konnten wir die erste Sonnenbeobachtung anstellen, um umgefähr eine Vorstellung von der Größe der durchflogenen Strecke zu haben. Es ging daraus hervor, daß wir etwa 1000 km zurückgelegt hatten. Wir waren also seit der Abfahrt mit einer mittlern Stundengeschwindigkeit von 138 km geflogen.

Ich schloß daraus, daß wir über der Nebeldecke, über der wir vier Stunden geflogen waren, starke Gegenwinde gehabt hatten.

Der bedeckte Himmel verbarg uns die Sonne vollständig und verunmöglichte uns alle Berechnungen. Der Wind nahm immer zu. Er hatte sich nach Ost-Südost gedreht, wehte uns also direkt entgegen.

Gegen Mittag kam die Sonne hervor. Sie stand ungefähr in der Richtung unserer Fahrt. Aus unseren Beobachtungen ergab sich eine Abweichung von der genauen Fluglinie um etwa 18 Meilen. Diese Abweichung, zusammen mit der geringen Schnelligkeit bestätigte uns, daß wir während des Fluges über den Wolken einen starken Gegenwind von links gehabt hatten. Und obschon wir unseren letzten Berechnungen, der schlechten Witterungsverhältnisse wegen nicht allzu stark vertrauen konnten, entschloß ich mich doch, etwas mehr nach links zu halten, um die durch den Wind verursachte Abtrift zu korrigieren.

Um 13.02 und 13.29 stellten wir neue Berechnungen an, und ersahen daraus, daß auch in der Zwischenzeit die Schnelligkeit durch den Gegenwind stark vermindert worden war. Und wirklich hatten wir in einer Stunde und vierzig Minuten nur

220 km durchflogen, was einer mittleren Geschwindigkeit von 130 km gleichkam.

Um 13,30 erblickte ich einen Dampfer, der unsere Fahrtrichtung kreuzte und seinen Kurs gen Süden nahm.

Der Wind nahm immer mehr zu, und unsere Schnelligkeit dementsprechend ab. Um 15.40 Uhr waren wir noch 390 km von der Insel Flores entfernt. Durch einen raschen Ueberschlag stellten wir fest, daß wir noch etwa 430 kg Benzin hatten, was ungenügend war, die Insel zu erreichen, wenn wir mit einer Geschwindigkeit von bloß 130 km und einem Verbrauch von 140 kg pro Stunde rechnen mußten.

Unsere Lage wurde daher recht beängstigend, und unsere Hoffnung bestand nur noch darin, daß der Wind sich legen möchte.

Um 16.40 Uhr erblickte ich links von uns einen Segler, der gegen Westen fuhr. Ich machte eine neue Berechnung der Benzinvorräte und fand, daß sie noch für 290 km ausreichten. Wir waren zwar nur noch 280 km von Flores entfernt; aber unsere Geschwindigkeit betrug, des immer heftiger werdenden Gegenwindes wegen, nur noch 120 km.

So war es ganz ausgeschlossen, die Insel zu erreichen, wenn der Wind nicht abnahm, um so mehr, als wir noch mit der Zeit rechnen mußten, die nötig werden würde, die Insel zu rekognoszieren, für den Fall, daß wir stark von der Richtung abgetrieben würden. Anderseits aber war eine Landung auf dem bewegten Meere eine höchst gefährliche Sache!

Es war für mich ein schwieriger und ernster Augenblick. Denn ich mußte eine Entschließung treffen, um aus der heiklen Lage herauszukommen. Aber welche?

Ich entschied mich zu einer Landung.

Ich kreiste ein paarmal über dem Segler und ging dann in seiner Nähe nieder, in der Absicht, zu warten, bis der Wind sich gelegt haben würde, um dann von neuem zu starten und den Flug nach Flores fortzusetzen. Es gab keinen andern Ausweg!

Die Landung war keine leichte Sache. Das Meer war bewegt, aber nicht stürmisch. Der starke Wind wehte augenscheinlich noch nicht lange und hatte es daher noch nicht stärker aufgewühlt.

Ich näherte mich der Wasseroberfläche mit abgestellten Motoren, gab dann noch einmal Gas, um ein paar starke Wellen vorübergehen zu lassen, und landete gut, bei Wind- und Wellengang von der Seite etwa 70 Grad zum Bug."

Als seelische Konzentration auf den Sehprozeß wollte Ratzel in seiner Klimax das Schauen der Naturdinge bezeichnet wissen. Finden sich nicht ungewollt leise Andeutungen davon, die uns erahnen lassen, daß das Tagebuch des Fliegers uns nach größerer Vervollkommnung der technischen Fertigkeiten dem deutenden Verständnis kaum noch erkannter Zusammenhänge das lösende Wort wird zu sprechen haben? Walter Heynen.

Besprechungen

Literatur

Unter einigen neuen nordischen Büchern, die in Uebersetzung vorliegen, sei an erster Stelle das schwächste genannt: Laurids Bruun versucht die große Modebeliebtheit, die sich einst seine beiden europamüden Südseeschwelgereien errungen hatten, neu zu beleben durch ein drittes van Zanten-Buch, diesmal „Van Zantens wundersame Reise“ genannt (Grethlein & Co., Leipzig, Zürich). Nicht mit Unrecht scheint er dabei vorauszusetzen, daß bei allem weichen Reiz, den sein und seines Südseehelden Name auf viele von vornherein ausüben dürfte, doch mancher auch mit einem stillen Gruseln fragen könnte: noch einmal diese süßstreichelnden Lüfte, diese lieblich braunen Paradiesesleiber, diese sanft glänzenden Unschuldsaugen, dies verträumt schmatzende Bethelkauen? In der Tat wird statt dessen eine kleine Ueberraschung beschert. Van Zantens dritte — oder sollte uns eine inzwischen entgangen sein? — Reise verläuft sich aus der immer noch gleich buntfarbigen Korallenbucht vermittelst eines heftigen Schlages, den sein Kopf durch einen im Sturm der Ausfahrt fallenden Mastbaum eben noch beizeiten erleidet, höchst unerwarteterweise in ein weites Traumreich, aus dem der Leser in einer nicht gerade neu zu nennenden Weise mit dem Helden selbst knapp vor Buchschluß erwacht. In was für Traumreiche wir dank diesem rücksichtslosen Schlag auf ein empfindsames Kleinhirn geführt werden? Wo anders hin als ins seifenblasige Reich Utopia, aufgeblasen zu drei Inseln abgestufter Dämonie und Glückseligkeit, allwo der Mensch erfahren kann: erstens, was er normaliter für ein leidenschaftzerrüttetes Untier ist; zweitens, wohin ein Weltaufbau aus puren Verstandeskräften führen würde; drittens, wie himmlisch es da zu leben wäre, wo alle guten Seelenkräfte in reiner Harmonie den Menschen gestalten würden. Blaß schillernde Seifenblasen! Sehr poetisch — noli me tangere! Wer den Ton liebt, mag eine feine Musik drin finden, nur dazwischen knarrt dürre Konstruktionsmachinerie. Arbeitslose werden nicht satt davon, zerbrochene Staaten nicht aus solchem Stoffe neu erbaut. Aber es soll noch heute Menschen geben, die sich selig dran erbauen. Oder, wie die Bauchbinde uns kündet: „eine zauberische Dichtung von unerhörter Spannung, eine Traumfuge von hinreißender Größe, eine Menschheitsdichtung von visionärer Gewalt!“

Nun — Laurids Bruun ist Däne. In Dänemark kann man sich solches leisten. Eine Uebertragung in unsere Sprache scheint mir keine deutsche Lebensnotwendigkeit zu sein. Eine andere nordische „Robinsonade“ von Aage Madelung, Das Gut auf dem Mond (S. Fischer Verlag, Berlin), besagt uns mehr. Dieses Gut liegt nämlich gar nicht auf dem Mond, sondern irgendwo im hintersten Bezirk schwedischer Wälder und Seen, und der es sich mit Hand und Geist erobert, sich an Stelle einer zerstörten Welt eine neue daraus schafft mit dem Schweiß seines Körpers, dem Blut seines Herzens, ist ein deutscher Kriegsflieger nach dem Zusammenbruch. Hier ist nichts von substanzloser Träumerei, sondern ein

Mensch von Kultur trotz allem wandelt den Weg von Sehnsucht und Reflexion zur Tat, von Melancholie zur Kraft. Und doch ist dieses ganze Buch in jeder Zeile voll wirklicher poetischer Stimmung und zugleich voll köstlicher Betrachtung: Idyll und Aufruf in einem. Hier ist „Leben" hinter dem „farbigen Abglanz" — dort, bei Bruun: Seife.

Fürwahr, ein reizvoller Zufall, der uns zur selben Zeit Ole Edward Rölvaag „Das Schweigen der Prärie" (Grethlein & Co., Leipzig, Zürich) auf den Tisch legt. Denn dies ist noch einmal eine Robinsonade. Aber die grandioseste — das volle Wort sei gestattet — die grandioseste und erschütterndste, die man sich denken kann. Der Stoff dieses Buches ist erdrückende Wirklichkeit, mögen die paar Menschen, deren Kampf mit dieser Wirklichkeit geschildert wird, mehr oder weniger vom „Dichter" „erdacht" sein. Rölvaag ist Norweger, und was er hier geschaffen hat, ist ein Heldenlied auf die norwegische Kolonisierung der amerikanischen Steppe im Missourigebiet: so hart und derb, so unerbittlich und kantig wie der Granit, so unheimlich schwer und gottverlassen wie die Fjelde, so unergründlich tief und dunkel wie die Fjorde seiner Heimat. Wikingertum im 19. Jahrhundert: Pflug und Hacke das Schwert, der Wagen das Schiff, die Prärie das Meer! Ein Meer mit Hunger und Durst, Brand und Glut, Eis und Schnee, Wölfen, Bären, Heuschrecken — alle Trolle Skandinaviens verzehnfacht im wilden Westen! Das reißt auf zu gigantischer Leistung, übermenschlichem Opfer, langsam reifendem Lohn — die Kraft des Mannes, aber es zermürbt die Seele der Frau, zersetzt einfachen Gottesglauben und schafft ihn wieder neu. Schon Johan Bojers Auswandererroman war groß und kraftvoll, dieser ist gewaltig, niederschmetternd und aufrichtend. Denn am Ende ersteht doch aus Not und Leid das οὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει, und in Zukunftsferne winkt höchste Frucht menschlichen Mühens: ein neuer Staat.

Das ist die Robinsonade, die auch den Deutschen von heute zu lesen ziemt. Sie handelt nicht von warmen Südseelüften, und kein zivilisationsgefülltes Wrack steht helfend im Hintergrund. Sie handelt von den nackten Urbedingungen menschlichen Kulturwillens im leeren Raum. Sie handelt vom Heroismus schlechthin. Sie sagt, was möglich ist, wo die äußerste und letzte Kraft eingesetzt wird gegenüber einer Macht, die Verständigung mit eisigem Schweigen ablehnt und nur Kraft gegen Kraft gelten läßt. Und darum darf dieses Werk gepriesen werden, gepriesen einer phrasenumtönten Jugend, phrasentönenden Alten. „Denen aus meinem Volke, die bei der großen Landnahme dabei gewesen sind!", so schreibt der norwegische Verfasser aufs Titelblatt, und so mag es auch uns gelten, die wir die große Landnahme nur passiv erlebten.

Das zweibändige Original dieses Buches ist für die deutsche Ausgabe auf einen Band verkürzt; vermutlich wirkt es dadurch nur um so wuchtiger.

Von Olav Duuns zweibändigem Werk „Die Juwikinger" (Rütten & Löning, Frankfurt a. M.) ist inzwischen auch die deutsche Uebersetzung zum Abschluß gelangt. Das Interesse, das seiner Zeit der erste Band uns zu verdienen schien, gebührt dem abschließenden zweiten — „Odin" — doppelt. Er erscheint

in jeder Hinsicht als glanzvolle Krönung des Ganzen, indem in der Gestalt Odins das ganze Charaktererbe der langen Ahnenreihe zu vollem Adel heranreift. Durch diese krönende Zusammenfassung gewinnt das Gesamtwerk erst seinen Sinn, seine innere Ordnung und Konzentration, die dem ersten Band zunächst noch etwas zu fehlen schien. Es ist eine epische Dichtung von unendlichem Reichtum der Gestalten und Entwicklungen, von keuscher Zurückhaltung des seelischen Ausdrucks, voll von jener echt skandinavischen verschwiegenen Hintersinnigkeit scheinbar belangloser Gespräche und Beziehungen von Mensch zu Mensch. Odin ist der vollkommene Gegensatz eines Peer Gynt: der Norweger, der sich in Härte und Entsagung zum Mann und Führer seiner Landschaft erzieht, um zuletzt durch das wunderbarste Selbstopfer auch noch den schwierigsten und gefährlichsten Gegner zu überwinden und zu gewinnen. In grüblerischer Breite und dennoch unwiderstehlich packend, rollt sich diese bedeutsame epische Selbstzeichnung norwegischen Volkstums ab.

Auch Sigrid Undset hat ihren zweiten epischen Großkampf vollendet mit dem dritten und vierten Band ihres „Olaf Audunsohn", diesmal mit dem Zusatz „und seine Kinder" (Rütten & Löning, Frankfurt a. M.). Unabsehbar quillt die Fülle ihrer epischen Gesichte weiter, erhebend, aber auch quälend; bisweilen qualmend, dann wieder von herrlichen Blitzen durchzuckt. Wir kennen nun die unendliche Melodie dessen, was diese bedeutende Frau uns zu sagen hat und nur auf diese Weise sagen kann. Man hat, ohne von der tiefen Bewunderung dieses epischen Phänomens etwas preiszugeben, das Gefühl, ein drittes Werk dieser Art ginge über die Kraft — der Verfasserin und der Leser. Das monumentum aere perennius ist geschaffen in diesen zwei Werken von der sündigen Frau und vom sündigen Mann, von des Lebens vulkanisch herrlicher Verderblichkeit überhaupt. Größe und Schwäche dieser dichterischen Erscheinung bedürfen keiner weiteren Manifestierung mehr. Der wohl verdiente Nobelpreis sei ein würdiger Abschluß.

Zu deutschen Romanen neuester Zeit, denen man wünschen möchte, daß sie nicht wie neun Zehntel der gesamten Produktion schon in einem halben Jahr restlos vergessen sind, gehört Hermann Stegemann: „Das Ende der Grafen Krall" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Einer weiteren Lesewelt durch seine glänzende und deutschfühlende geschichtliche Schilderung des Weltkrieges und durch seinen „Kampf um den Rhein" bekannt, hat Stegemann sich in engeren, keineswegs engen Kreisen längst auch als Dichter hohes Ansehen erworben. Unter seinen Romanen mag leicht der eben genannte jüngste einer der besten sein. Seine tiefgründigen historischen Kenntnisse, alles weniger als wissenschaftlich-blutleer, vielmehr ganz getragen von innerer Anschauung und Einfühlungsfähigkeit in Geist, Sprache, Kostüm wechselnder Zeiten, scheinen Stegemann zum historischen Dichter von Rang zu prädestinieren. Das neue Werk zeigt ihn auf der Höhe historischer Romankunst: 17. Jahrhundert, Schicksalszeit der Pfalzverwüstung, Hof von Heidelberg und pfälzischer Hochadel in flackerndem Untergang, Menschen einer hochgezüchteten Kaste und doch von Fleisch und Blut, von Haltung zugleich und

von Leidenschaft, in den Ablauf der Geschichte verstrickt. Das Ganze ist mit feinster Kunst aufgebaut, zu edelster Spannung gewölbt und dennoch nicht marmorkühl geschnitten, sondern pulsierend von Leben, warme Anteilnahme erzwingend: sprühende Geschichte von einem straffen Gestalter zu hoher Form gebändigt.

* * *

Im Sinne seines durchdachten Kulturprogramms, das „nicht Lesebücher, sondern Lebensbücher" geben will und auch diejenigen literarischen Schätze versunkener Zeiten heben und wieder zugänglich machen will, die geeignet sind, der „religiösen Neubildung" zu dienen, gibt der Verlag Eugen Diederichs ein Kleinod religiöser Frömmigkeit der Frührenaissance in deutscher Sprache heraus: Die Legende der heiligen Maria Magdalena. Sie ist nach einem seltenen italienischen Text des Trecento verdeutscht von E. v. Némethy, der anschmiegsam die liebliche Naivität jener fernen Frömmigkeit in Wortwahl und Satzbau spüren läßt, ausgestattet mit stilsicher nachempfundenen Holzschnitten von E. Ege und entsprechend auch in Lettern und Einband dem Ursprung aus liebevoller Mönchshand gar köstlich angepaßt, so wie man es von diesem Verlag gewohnt ist. So mag diese Ausgrabung nicht nur suchender Frömmigkeit von heute und geistesgeschichtlicher Forschung, sondern auch dem bibliophilen Sammler eine Freude sein. G. Stecher.

Reisen

Dr. Dr. Tzschirner: Südamerika, Madeira, Kanarische Inseln, Azoren, Westindien. Zweite erweiterte Auflage mit elf Karten und zwölf Stadtplänen, 1929. Verlag R. Eisenschmidt, Berlin NW 7.

Das Reisehandbuch Dr. Tzschirners für Südamerika, das 1925 in erster Auflage erschien und damals bereits berechtigte Anerkennung fand, ist soeben in zweiter erweiterter Auflage im Verlag R. Eisenschmidt neu herausgekommen. Es ist nunmehr vollkommen auf die Höhe der Zeit gebracht worden. Acht kleine Feuilletons bereiten den Leser einleitend auf die ibero-amerikanische Welt vor (darunter besonders interessant: „Die Giftschlangen von Butantan"). Dieses Reisehandbuch ist ein scharfer kleiner Spiegel aller südamerikanischen Realitäten. Nur durch strengste Systematik und straffste Gliederung des Stoffes war das auf 304 Seiten zu erreichen. Von allen südamerikanischen Ländern behandelt Verfasser: Lage, Größe, Verfassung, Bevölkerung, Sprache, Währung, Klima, Pflanzenwelt, Tierwelt, Geographie, Küstenschiffahrt, Bodenschätze, Viehzucht, Landesprodukte, Handel, Industrie, Nationalgerichte, Straßen, Eisenbahnen, Luftverkehr, Geschichte, Siedelung, Literatur, Kunst, Statistik, Hauptplätze, Schiffsverbindungen. All das wird so genau und mit so vielen zahlenmäßigen Unterlagen geboten, daß man verblüfft ist über die unglaublich mühevolle Arbeit, die in diesem Reisehandbuch steckt. Der Verfasser war früher Major im Preußischen Generalstab. Das merkt man nicht nur an dem Kartenmaterial und den Stadtskizzen, sondern vor

allem an der vor keiner Mühe zurückschreckenden, konzentrierten Sachlichkeit seiner Arbeit. Seit 1922 Südamerika den großen wirtschaftlichen Aufschwung nahm, machte sich das Fehlen eines neuzeitlichen Reise-Handbuches empfindlich bemerkbar. Da schloß Tzschirners Buch die Lücke. Gleichzeitig wuchs es über den Rahmen des üblichen Reiseführers hinaus zu einem kleinen Nachschlagewerk von großer Vertrauenswürdigkeit. Die südamerikanischen Länder selbst haben seine Objektivität und Brauchbarkeit anerkennen müssen. Der Baedeker als Typus eines Reiseführers ist seit Tzschirner überholt. Denn der Baedeker ist das Buch der Bildungsreisenden und lediglich auf ihre Bedürfnisse eingestellt. Tzschirners Handbuch bietet einem moderneren Typus des Reisenden die nötigen Unterlagen, nämlich dem Praktiker, dem es um Kenntnis der Realien zu tun ist (neben den Kulturgütern). Darüber hinaus zielt Tzschirners Buch auf den Industriellen, den Geschäftsreisenden, den Auswanderer, den Forscher, den Sportsmann, den Jäger, den Südamerikaner. Kurz, auf alle die Menschen, welche Südamerika nicht nur betrachten, sondern irgend etwas praktisch dort anfangen wollen. Eine zeitgemäße und fruchtbare Einstellung.

Felix Emmel.

Theater

Berliner Theater

Wenn der weiße Flieder wieder blüht, gibts meist auch eine Jeßner-Krise. Das letzte Mal hat man sich darüber unterhalten, als die peinlichen Vorgänge um die „Penthesilea"-Inszenierung bekannt wurden. Diesmal hat die Angelegenheit eine erheblichere und tiefere Bedeutung, denn Jeßner verlangt eine Verlängerung seines Vertrages, der am 31. August abläuft, um zehn Jahre. Das aber überlegt sich der preußische Kultusminister doch ganz gehörig, ob er das preußische Staats-Theater auf zehn Jahre an Jeßner verkaufen soll. Der Minister hat seinen General-Intendanten bisher immer gedeckt und alle Angriffe gegen Jeßner, gegen seine Arbeit oder Nichtarbeit, gegen sein System, gegen sein Defizit und alles andere begütigend abgebogen. Aber nun greift auch die Presse, die ihrerseits schon aus Gesinnungsgemeinschaft Jeßner an die Seite gesprungen ist, den General-Intendanten mit allerhand Deutlichkeiten an, und es wird ihm ganz allgemein zum Vorwurf gemacht, daß trotz des großen Defizits doch eigentlich im Grunde herzlich wenig in der letzten Spielzeit geleistet worden sei; daß man teure Gäste engagiert, um ein Stück wie „Karl und Anna" herauszubringen, das im übrigen nicht einmal ein Kassenerfolg gewesen ist; daß also das Star-Unwesen auch auf das Staatstheater übertragen wird, das sich viel mehr die Erarbeitung eines Ensembles und die Entdeckung junger Begabungen zur Aufgabe machen sollte. Man weiß auch, daß ein Vertrag von zehn Jahren die höchst unerwünschte Folge haben könnte, daß die Erschlaffung und der Energiemangel Jeßners, den man als entschuldbaren Augenblickszustand eine Zeitlang hat übersehen wollen, ein Dauerzustand werden könnte. Und schließlich ist auch das kein Geheimnis, daß der Generalintendant sein Theater willig unter den Generalissimus-Intendanten Kortner gestellt hat. Also wird das Ministerium sich nicht auf zehn Jahre ver-

heiraten, sondern eine Kameradschaftsehe mit dem General-Intendanten eingehen, für die es sich Garantien geben lassen wird. Hoffentlich ist darunter auch die Zusicherung anständiger Klassiker-Aufführungen, denn wenn die „Egmont"-Inszenierung ein großer Mißerfolg war, so liegt das nicht an den Klassikern. Was Ihering über den Klassikertod und den Silberstreifen einer neuen Klassik orakelt, ist ja nur eine höchst private, für kein Theater maßgebende oder interessante Kaffeehaus-Angelegenheit, um die sich, wie um sein ganzes „Zeit-Theater", außerhalb Berlins niemand kümmert.

Im September macht Piscator von neuem sein Radau-Theater auf; höchste Zeit also, daß er auf den Abonnentenfang ausgeht. Die Sonderabteilung der „Volksbühne", die das gesinnungstüchtige und geistig arme Proletariat zusammenfaßt und Gott sei Dank in der Volksbühne selbst eine belanglose aber schreierische Minderheit bildet, die verächtlich auf das „kleinbürgerliche" Publikum dieses Theaters herabsieht, hat ihren Genossen Piscator zu einem Rechenschaftsbericht aufgefordert. Piscator ließ auf dem Rollbande seine Vergangenheit, einschließlich Schützengrabendienst und lyrischen Gedichten, vorüberziehen und tat alles, sein treues Mitgefühl mit den armen Proletariern zu erhärten, da doch vielleicht seine Gesinnung ins Wanken kommen mochte, weil er eben in einem der von ihm so furchtbar geschmähten Geschäftstheater mit einer Inszenierung auch sein Geschäft gemacht hatte. Die eingetretene Pleite gestand er ein und gab auch zu, daß die Abwanderung des Publikums unter dem Druck „der bürgerlichen Presse" erfolgt sei. Der Zusammenbruch seiner Bühne war aber, so meint er, durchaus kein Beweis gegen seine Bühne, sondern war nur eine „Zufälligkeit". Nicht uninteressant war die Mitteilung, daß er bisher kein einziges Stück gefunden habe, das den Anforderungen an einen proletarischen Stoff und an die aggressiven, aufhetzenden Tendenzen entspräche. Aber er habe etwa 40 Stücke, von denen einige sehr „ausbaufähig" seien. Es kommt immer nur darauf an, das Niveau eines Leitartikels innezuhalten. Piscator ist auch der Meinung, daß auf seinem laufenden Band (das gar nicht einmal seine Erfindung ist) nun jeder Roman in ein Drama umgewandelt werden könne. Dieser Unsinn dokumentiert die von Piscator gefundene Wandlung des Kunstbegriffs. Er bekommt darin einen Bundesgenossen in Jeßner, der in einem Vortrage kürzlich es ausgesprochen hat: ein Drama werde heute überhaupt erst auf der Bühne zu Ende geschrieben. Der Regisseur und der Autor übernehmen das Kind in einem embryonalen Zustand und erwecken es in dem Brutkasten ihres Intellekts zum eigentlichen Leben; ein Verfahren, das uns die Erklärung dafür gibt, daß diese dramatischen Gebilde dann auch im zarten Säuglingsalter mit raschem Tode abgehen.

Das „Zeit-Theater" hat's im Augenblick mit der Todesstrafe. Statt dreimal Hochzeit spielt man dreimal Todesstrafe. Die „Liga für Menschenrechte" nimmt sich der Sache an und täte doch viel besser daran, uns vor solchen unliterarischen Belanglosigkeiten zu bewahren, womit sie viel besser für die Menschenrechte einträte; denn was wir in den drei Proben über uns haben ergehen lassen müssen, ist von Todesstrafe nicht allzu weit entfernt. Es be-

gann mit einer Nachtvorstellung von Alfred Wolfensteins „Nacht vor dem Beil“[1]). Ich habe meinerseits gar nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Massenmörder in ein besseres Jenseits befördert wird. In allen anderen Fällen wird die Verurteilung heute bereits so milde durchgeführt, und bekanntermaßen der Ermordete und nicht der Mörder als schuldig erklärt, daß mir um den Mörder nicht so bange ist, wie um die vielen eventuellen Opfer. Mich hat der bei Wolfenstein zum Tode verurteilte Mörder Jank (in der Aufführung im „Theater am Nollendorfplatz“ durch Ferdinand Hart dargestellt) kalt gelassen, und die törichten Bemühungen des jungen Abel, der sich entsetzlich aufregt, weil Menschen tanzen, während gleichzeitig der Mörder eine Nacht vor dem Beil verlebt, können nur Mitleid erregen, besonders wenn er so gottverlassen einfältig handelt, auf einen Scharfrichter den Revolver zu richten, in dem Glauben, dadurch die Hinrichtung Janks aufzuhalten. Wenn man gegen die Todesstrafe kämpfen will — und wer von uns hätte nicht Respekt genug vor einer sachlich und ernst verteidigten anderen Meinung!! — soll man nicht an dem Theater Notzucht begehen, und es muß ein großer Künstler sein, dem die Gestaltung eines Problemes gelingt. Das Wolfensteinsche Stück aber ist einfach Mache, bei aller unterstellten guten Gesinnung. Viel schlimmer war im „Neuen Theater am Zoo“ ein Artikel derselben Branche, der angepriesen war unter der Marke „Unter einem Apfelbaum steht die Guillotine“. Der Verfasser dieses Schauspiels ist der Schweizer Eduard Behrens, der die eingebrockte Suppe als Darsteller des eigentlichen „Mörders“ mit auslöffeln mußte. Indizienbeweis unter den kindlichsten Voraussetzungen, so daß schließlich ein Gerichtsdiener diesen Fall richtig und sachgemäß entscheiden könnte. Als ob ein Gericht einen Ermordeten nicht von einem durch Auto überfahrenen unterscheiden könnte!! Der Autoführer mit seiner Geliebten macht die Nacht vor dem Beil mit, zu der er aus Asien heimgekommen ist, meldet sich aber erst nach dem Niedergehen des Fallbeils, das man aus einem Museum hatte kommen lassen. Der Unvorsichtige!!! Vorher hat ihn die Geliebte nicht zu Wort kommen lassen! Dieses sehr schnell anderwärts untergekommene Weib ist außerdem — Herr Behrens läßt sich die Sache etwas kosten — noch die Angebetete des falschen Mörders, der aus purem Liebeskummer einen anderen Namen angenommen hatte. Acht Bilder in plattestem Dilettantismus, dem sich eine „Arbeitsgemeinschaft Neue Truppe“ glänzend anpaßte.

Und drittens: Der „Josef“ von Eleonora Kalkowska, wiederum unter dem Protektorat der „Liga für Menschenrechte“, in einer Studio-Aufführung der „Volksbühne“. Offenbar legt die Liga bei der Uebernahme des Protektorats großen Wert darauf, daß ein Stück nur ja keine künstlerischen Qualitäten besitzt. Frau Kalkowska hat den Mut, von „dichterischer Reportage“ zu sprechen. Das Stück enthält auch nicht eine einzige Zeile, in der etwas Dichterisches wäre, und was sie an Reportage leistet, ist in sich verlogen, plump und dumm. Man rechnete bei der Aufführung offenbar mit einem hohen Prozentsatz geistig Armer; denn nur völlige

[1]) Buchausgabe: Stuttgart 1929. Deutsche Verlags-Anstalt.

Ahnungslosigkeit kann sich (ohne Unmut und mit Zustimmung) Gerichtsverhandlungen von so gehäufter Unmöglichkeit und so banaler Wirklichkeitsferne vorflunkern lassen, wie sie hier aufgeschichtet sind. Der „Fall Jakubowski", wie ihn Frau Kalkowska mit beneidenswerter Treffsicherheit zu entscheiden weiß. Dieser Josef ist ein Engel, eine Seele, ein Goldjunge; der Richter, der Staatsanwalt, die Geschworenen sind kaltschnäuzige, oberflächliche, böswillige, widerwärtige Subjekte, wie sie für die agitatorischen Zwecke der in Menschenrechten machenden Liga notwendig sind, damit eine unorientierte Masse ihren Spaß hat. Wenn jemand ein Juristenstück schriebe, das den Rest menschlicher Unvollkommenheit auch an einem zu Entscheidungen gezwungenen Richterkollegium mit dichterischer Kraft zeigen würde — man sollte es überall und immer wieder spielen — „Zeit-Theater" aber ist, wenn einer nichts kann. „Zeit-Theater" deckt die Unfähigkeit zu. „Zeit-Theater" kann man nicht ernst nehmen. Nach der Szene, in der dieser seelenkeusche Josef auf das Schaffot geführt wird, fiel der Vorhang, und der Schauspieler Ernst Karchow, der den Josef mit Wärme und Innerlichkeit auf ein bedeutendes darstellerisches Niveau gehoben hatte, und der immer stärker in die ersten Reihen sich hineinspielt, hatte sich mit den übrigen Darstellern schon verneigt, als durch die Tür des eisernen Vorhanges, die als Dichter verkleidete Eleonore Kalkowska hurtigen Schrittes gestürzt kam, vom Regisseur Trostler erfolglos zurückgehalten, und in hysterischem Gejammer ein Klagelied sang, über den Größenwahn der heutigen Regisseure, von denen einer ihre Dichtung um ganze eineinhalb Szenen gekürzt habe. Oh! Ueber den Grausamen! Sie müsse protestieren! „Wir Dichter!" Eineinhalb Szenen, man denke!, und sie behauptete, es seien die schönsten gewesen. Die arme Frau, mit diesen Sorgen belastet, war gar nicht zu beruhigen und rief für die Schönheit ihrer Szenen Zeugen im Publikum auf, und nun begann ein immer lebhafterer Schreiverkehr zwischen Madame Kalkowska und dem Publikum, das sich wiederum gegenseitig anschrie und die Gelegenheit benutzte, um den Vorstand der Volksbühne „nieder"zuschreien, den man am liebsten der eben bekämpften Todesstrafe ausgeliefert hätte. Mit einmal erschien Piscator auf der Bühne (was hat Piscator auf der Bühne dieses Theaters zu suchen? Nebenregierung?) und versprach mit der Autorität, die er unter den geistig Armen besitzt, daß weitergespielt würde. Der Vorhang ging auf, es war bereits umgebaut, und es erschien ein Schupo auf der Bühne; aber weder die Polizei noch die Zensur wollten eingreifen, denn er gehörte zum Stück. Schließlich versprach jemand, man werde das Stück *mit* den gestrichenen Szenen ein andermal wiederholen. Wir aber geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß dieses in jeder Beziehung belanglose Stück das Schicksal der übrigen teilen und nach einmaligem Spiel dem wohlverdienten Todesschlaf anheim fallen möge. Zu bemerken ist nur noch, daß sicherem Einvernehmen nach die preußische Dichterakademie alles tun wird, um das an der „Dichterin" Kalkowska durch Beschneidung verübte Unrecht wiedergutzumachen. In der Tat: das „Zeit-Theater" ist nicht mehr ernst zu nehmen.

In einer gut zwanzigjährigen Arbeit vor dem Vorhang, ist man in den Berliner Theatern an allerhand gewöhnt worden;

man ist auch nicht prüde, und hat auch Verständnis; was aber eine junge Dame mit Namen Marie Luise Fleißer in ihrem Spiel von Soldaten und Dienstmädchen, unter dem Titel „Pioniere in Ingolstadt", aufgeführt im „Theater am Schiffbauerdamm", unter der Regie von J. Geis an Beiträgen für geschlossene Herrengesellschaften bietet, das hat man in Berlin denn doch noch nicht erlebt. Dieser Hause von derbster Schweinerei, der hier zusammengetragen ist, war denn auch dem Polizeipräsidenten zuviel, und so ist er gegen das Stück, das weniger durch seine antimilitaristische Tendenz, als durch seine Langeweile aufreizend wirkt, eingeschritten. Marie Luise Fleißer möchte das nicht ganz neue Geheimnis aufdecken, daß Pioniere und Dienstmädchen, wo auch immer und wie auch immer, ihre Verkehrsformen haben. Unter den Dienstmädchen ist dann gewiß auch eine, der das Gefühl wichtiger ist, als das geschlechtliche Erlebnis, und dieses Mädchen wurde von Hilde Koerber mit Zurückhaltung und großer Innigkeit gespielt, und ferner ist in Ingolstadt ein blöder Bürgerssohn, den ein in Berlin neuer Schauspieler: Peter Lorre gab, der offenbar mehr kann, als diese Rolle fordert. Dieser Jüngling unterhält sich mit zwei anderen über Spezialfälle des Geschlechtsverkehrs, die loszuwerden, sich Fräulein Fleißer eine andere Stelle aussuchen sollte. Außerdem hat es mit Recht auch dem Polizeipräsidenten mißfallen, daß die Kirchhofsbänke dem anspruchsvollen Geschlechtsverkehr der Pioniere und Dienstmädchen dienten. Gegen so eine öde Szene, in der ein Feldwebel seine Leute schindet, protestierte bereits das Premièren-Publikum; es hätte auch gegen die überdumme Szene sich wenden sollen, in der die Soldaten den blöden Bürgerssohn in einen Sack stecken. Die Herrschaften, die eine Zensur drohen sehen, werden sich über den Eingriff in das Stück gewiß aufregen. Wo aber bleibt die Aktion des Ausschusses gegen die Theaterzensur in dem Falle des Theaters in Köln, wo ein Stadtrat gegen das Stück „Die Laterne" von dem sehr begabten W. Ilges eingeschritten ist? Was gedenkt der Ausschuß dagegen zu tun, daß ein Stadtrat ein Stück absetzt, in dem Napoleon Ruhe schafft vor ausschreitenden Revolutionären? Was gedenkt der Ausschuß zu tun, daß ein Stück abgesetzt wird, weil es den Kommunisten mißfällt? Ich bin gegen eine Zensur, aber ich bin für Gerechtigkeit!! Wenn der Zensur-Ausschuß von den Kölner Dingen keine Notiz nimmt, so soll er sich nicht aufspielen und so tun, als ob er heilige Güter zu wahren hätte. Es ist viel schlimmer, daß ein Theaterdezernent dem Intendanten befehlen darf, ein Stück abzusetzen, als alles andere, was bisher zensurverdächtig gewesen ist. Der Ausschuß wird eingreifen.

Unser Theater-Konfektionär Rehfisch, der mit seinen Frühjahrsmoden so wirkt, als käme er aus Limburg a. d. Lahn, hat mit seinem Schauspiel „Pietro Aretino" im Schiller-Theater gezeigt, wie er sich in seinem Köpfchen die Renaissance und einen ihrer interessantesten Vertreter vorstellt. Wenn er nicht selbst in einer Einführung davon gesprochen hätte, daß er mit der Gegenüberstellung von Aretino und Calwins Tochter Perina die Gegensätzlichkeit von materieller Lebensgebundenheit und überirdisch unsinnlicher Sehnsucht darstellen wollte — darauf hätte

bestimmt niemand kommen können. Dieses Stück ist unter den schlechten Rehfischs wohl das langweiligste, weil ihn hier auch seine sonst manchmal spürbare Theatersicherheit verlassen hat. Schade, daß ein Regisseur vom Range Hoffmann-Harnischs im Staats-Theater mit solchen von vornherein verlorenen Aufgaben betraut wird. Der Beifall eines befreundeten Premièren-Publikums kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Ablehnung allgemein war. Paul Wegener, der sprachlich immer mehr versagt, ist in der Ausdruckskraft immer noch so stark, daß er in seinen Szenen das Interesse auf sich lenken konnte — trotz der unmöglichen Rolle. Eleonora von Mendelssohn ist in der kleinen, unergiebigen Rolle der Calvinistin von sehr feiner Verhaltenheit und findet einen gesteigerten Ton für die lebensferne, überirdische Luft, in die der Verfasser sie hat stellen wollen. Es ist anzunehmen, daß wir von der Produktion des Herrn Rehfisch eine längere Zeit verschont bleiben werden.

Da lobt man sich den Schmiß der Aufführung in der „Volksbühne", wo Fritz Holl die „Trojaner" von Curt Corrinth zur Uraufführung gebracht hat. Eine Revolte in der Unter-Sekunda. Zwar versichert Corrinth, daß er durch schwere persönliche Erlebnisse acht Jahre lang zum Schweigen, aber auch zu einer gründlichen Wandlung gebracht worden sei. Indes: sein Stück ist trotzdem recht altmodisch geblieben. Wir folgen gern und erregt den Sekundanern, die aus anständigem, gekränktem Gerechtigkeitsgefühl und (romantisch verbrämter) Kameradentreue mit allem jugendlichen Temperament für ihren jüdischen Klassenkameraden eintreten, der von einem soldatischen Leuteschinder als fremdstämmig in der Klasse gehöhnt und beleidigt wird. Die Jungen wandern in den Wald aus, der Führer der „Trojaner" sieht aber sehr schnell seine Idee durch Verrat, Feigheit, Nützlichkeitsüberlegungen zertreten und gibt sich, Karl Moor und Kohlhaas in einem, selbst den Tod. Schluß und Schuß stammen natürlich von Schiller. Alles andere ist sehr alter Naturalismus und oft plump, übertriebene Schwarz-weiß-Zeichnung, die in der lebendig durchgearbeiteten Aufführung, offenbar für das Herz der Volksbühnenbesucher, noch stark unterstrichen war. Schwannecke spielte den Professor einfach auf Eckstein, und Thormann mußte den Leute-Schinder auf deutsch-völkisch frisieren. Sehr gut und begabt ein paar junge Darsteller: Wolfgang Helmke und Viktor de Kowa.

Das „Theater in der Stadt" hatte sich eine Schonzeit von vier Wochen ausgebeten. Ohne Zweifel: die Uraufführung von Robert Musils „Schwärmer", also eines Autors, der den Kleist-Preis erhalten hat, ist etwas Literarisches. Aber diese verirrten Leute, die aus Schnitzlerscher Luft kommen, die mit Strindberg vermischt ist, interessieren nach fast zehn Jahren mit ihrer schwachen Sehnsucht und ihren Hemmungen so gut wie gar nicht mehr. Jo Lhermann bemüht sich mit den Schauspielern Paul Günther, Sonja Bogs, Hans Halden, Gillis von Rappard das mutig zusammengestrichene Stück so lebendig wie möglich zu machen; ein vergebliches Bemühen. An gleicher Stelle hatte vorher Ilja Motylew das Stück eines Russen Dimitri Schtscheglоff „Kampf im Schnee" inszeniert, das in verschneiter Einsamkeit eine Frau zwischen zwei Männer stellt und auf diesem Boden

Bürgertum und Bolschewismus ankämpfen läßt. Ein im Grunde harmlos gestelltes Stück, das Motylew in seiner sauberen, eindringlichen Art herausarbeitete.

In den „Kammerspielen" erwies sich Ossip Dymows Tragikomödie „Jusik" vielmehr als ein jiddisches Volksstück, in dem freilich die Romantik so gekünstelt und die gewollte Einfachheit so unecht wird, daß das Stück nur ganz laue Aufnahme fand. Jusik, der Sohn des Wassermanns aus dem Dorfe, liebt ein Mädchen und schenkt ihr seinen Lotteriegewinn, und das Mädchen, nun wieder begehrt, geht mit dem ersten Liebhaber durch. Den Charakter der beabsichtigten Traumwelt wahrte vor allem Frida Richard, in Kostüm und Sprache der Hühnerfrau fast schon selbst zum Tier geworden; dagegen blieb Tscherchoff als Jusik und Dagny Servaes als dem umworbenen Mädchen noch ein ganz Stück Erdenschwere bei der unglücklichen Anlage des Stückes zu tragen.

Im „Deutschen Theater" versuchte Karlheinz Martin Franz Werfels „Paulus unter den Juden" aus dem Undramatisch-Lyrischen ins Aeußerlich-Bewegte hinüberzubringen. Gehalt wird nicht Gestalt, Philosophie bleibt pointiertes Schlagwort. Man setzte auf diese die Akzente und ließ Friedrich Kayßlers Ethos und Wärme mit Ernst Deutschs Ekstase und schon leicht anklischierter Besessenheit zusammenstoßen. Erwin Faber hatte für den intellektuellen Revolutionär unter den Juden auch die zerarbeiteten Gesichtszüge. Theodor Loos spielte in großer Würde den Hohen Priester, Kurt Gerron spitzte als Marullus die Shawschen Bosheiten zu. Alle darstellerische Höhe verdeckte aber nicht den undramatischen Charakter dieser Legende.

Ein früher schon unter dem Titel „Skarabäus" gespieltes Lustspiel von Z. von Kraft kam bei der „Großdeutschen Theatergemeinschaft" im „Neuen Theater am Zoo" unter neuer Ueberschrift: „Drei wetten um Eva" heraus. Der Regisseur Dr. Kurt Raeck, der das Stück leicht und elegant nahm und Bewegung in den drei Akten hielt, hätte für die unschuldig-schuldige Eva nicht mit Erika Dernburg belastet sein müssen, der jedes Faserchen Leichtigkeit und anmutiger Koketterie ganz fehlte; ihre schleppende Bürgerlichkeit im Spiel gefährdete geradezu das Stück eben an dieser Stelle.

Ein ganz großes Theaterereignis ist noch festzuhalten: die Steinrück-Feier im Staatlichen Schauspielhaus. Man plaudert ja kein Geheimnis aus, wenn man davon spricht, daß der große Schauspieler Albert Steinrück bei seinem Tode seine Familie in nicht gerade günstigen Verhältnissen zurückgelassen hat. Es haben sich deshalb mit rascher Entschlossenheit und schönem Solidaritätsgefühl die Berliner Schauspieler zusammengetan, um ihren verstorbenen Kollegen zu ehren und durch eine Nachtvorstellung seiner Familie Hilfsmittel zufließen zu lassen. Man spielte Wedekinds „Marquis von Keith", Steinrücks Lieblingsstück und -rolle. Kein Zweifel, daß soviel prominente Schauspieler noch niemals zusammen auf der Bühne des Staatlichen Schauspielhauses gestanden und gespielt haben. Fritzi Massary begnügte sich mit einer stummen Dienstmädchenrolle. Elisabeth Bergner spielte den Pagen Sascha, Käte Dorsch die Simba, Konradt

Veidt den Komponisten Zamrjaki, Mady Christians die Freifrau v. Rosenkorn, Paul Wegener einen Metzgerknecht, Trude Hesterberg und Tilly Wedekind geben die Bäckerweiber, Gisela Werbezirk spielt die Frau Ostermeier, Werner Kraus den Konsul Kasimir, Max Pallenberg den Sommersberg, Max Hansen den Raspe, Karl-Heinz Martin übernimmt das Amt des Hilfsinspizienten — und damit sind nur wenige herausgehoben. Als im dritten Akt der Marquis von Keith seine Gäste begrüßt, da kommt in der Tat die Elite der prominenten Schauspieler auf die Bühne. Der Vorhang fällt, und als er nach lautem Beifall sich wieder hebt, tritt aus diesem Kreis der namhaftesten Künstler der greise Arthur Krausneck hervor und dankt dem Berliner Publikum für die Unterstützung eines Liebeswerkes der Berliner Schauspieler an einem Kollegen, der selbst immer ein hilfsbereiter Mensch gewesen sei. Das war ein großer starker Augenblick, und das Publikum ehrte stehend in stillem Gedenken den toten Schauspieler Albert Steinrück.

Natürlich: das Wedekindsche Stück wird in einer solchen Wiedergabe nicht herausgearbeitet, sondern zerspielt. Fritz Kortner hatte im letzten Augenblick die Titelrolle abgegeben, die ihm zwar nicht fremd ist, die er aber in der kurzen Vorbereitungszeit nicht glaubte bewältigen zu können. Er begnügte sich mit einem Knecht und überließ den Marquis an Heinrich George, der ihn scharf, brutal, ein wenig zu ungeistig anfaßte und sehr sauber erledigte. Um ihn herum: Karola Neher, Tilla Durieux, Eleonore v. Mendelssohn, Lothar Müthel und Jakob Tiedtke.

Der Preis der Plätze betrug M. 60.—, die Presse saß bescheiden in den letzten Reihen, weil man die vorderen Plätze denen überlassen wollte, deren Geld man brauchte, und die in der Gesellschaftspause Albert Steinrücks Gemälde kaufen sollten und auch gekauft haben, da er doch auch hier mit dem Pinsel ein gültiger Künstler war. Diese schöne und würdige Steinrück-Feier ist das bedeutendste Ereignis des ausgehenden Winters gewesen. Es ehrt die Berliner Schauspieler, daß sie sich selbstlos in den Dienst eines guten Werkes gestellt haben, das ihnen denn auch voll geglückt ist. Hans Knudsen.

Politische Korrespondenz

Die Wahlen zum britischen Parlament und das Empire — Die Kämpfe in der Vorbereitenden Abrüstungskommission — Snowden und Schacht.

Die englischen Wahlen, die Ende dieses Monats stattfinden, können die internationale Lage von Grund aus verändern. Man hört allerdings oft sagen, wenn es sich um nationale Interessen handle, seien alle englischen Parteien einig, aber das ist ein Irrtum; man kann jenen Satz geradezu umkehren und die Behauptung aufstellen, die englischen Parteien kämpften hauptsächlich darum, wie die außenpolitischen Interessen des Landes zu verstehen seien. Der radikale Umschwung, den die englische Politik 1880 erfuhr, als Beaconsfield von Gladstone am Staatsruder abgelöst wurde, war kein exzeptionelles Ereignis in der englischen Geschichte. Diese Tatsache ist vor den Augen des deutschen Publikums nur dadurch verdunkelt worden, daß die Politik Wilhelms II. eine Einheitsfront der englischen Parteien hervorrief. In der heutigen Welt existiert keine überragende Persönlichkeit, gegen die die britische Nation in ihrer Gesamtheit sich zusammenballt. Die englische Politik rechnet mit drei großen Ambitionen außerhalb des eigenen Reichs: der amerikanischen, französischen und russischen. Gewiß ist keine der englischen Parteien gewillt, die Welt außerhalb des Empires jenen drei Rivalen restlos auszuliefern; insofern besteht Einigkeit in der Auffassung der nationalen Interessen. Aber jenseits dieser Grenze herrschen Meinungsverschiedenheiten, die leidenschaftlich empfunden werden. Der amerikanische Ehrgeiz erweckt bei der Hauptmasse der Tories eine Gegnerschaft, die zwar nicht zu Markt getragen, aber in der Stille um so intensiver gepflegt wird. Zäh halten diese Kreise, indem sie sich um die Admiralität gruppieren, an dem Seerecht fest, das im Kriegsfall den Handel der Neutralen von dem guten Willen Großbritanniens abhängig macht, und dessen Anwendung während der Revolutionskriege Goethe die Verse eingab: „Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“ Nachdem die seerechtlichen Ansprüche des Kabinetts von St. James im Weltkrieg England noch größeren Nutzen gebracht haben als in früheren Zeitaltern, erklärt Amerika, sie in Zukunft nicht mehr ertragen zu wollen. Das hatte es schon 1812 erklärt, machte England den Krieg und verlor ihn. Heute haben sich jedoch die Machtverhältnisse gewandelt, und viele Engländer bezweifeln, ob ihr Land aus einem neuen Krieg mit Amerika als Sieger hervorgehen würde, ja sie glauben, überhaupt nicht hineingehen zu können, ohne sofort die Gefahren des Staatsbankrotts, der kommunistischen Revolution und der Auflösung des Empires zu laufen. Diese Gedanken sind von den Liberalen und Arbeiterparteilern, ja auch von manchen Konservativen aufgenommen worden und haben sich zu dem Entschluß verdichtet, das piratenartige Seerecht der Vergangenheit fallen zu lassen. Ist es wirklich ein Entschluß oder nur eine Velleität? Das wird sich mit Sicherheit erst ausmachen lassen, wenn die Wahlen der Opposition zur Macht verhelfen und ihr zu Unterhandlungen mit Amerika Gelegenheit

geben sollten. Dann würde sich wohl herausstellen, daß es schwer ist, mit den Yankees Kirschen zu essen, aber noch schwerer, einen Rechtskodex zustande zu bringen, wie ehrlich auch immer der gute Wille sein würde, den die englischen Unterhändler mitbrächten. Jedenfalls sind aber Labour Party und Liberale heute, wo die praktischen Schwierigkeiten erst trübe durch den Dunst der Zukunft schimmern, entschlossen, wenn die Geschicke des Empires ihren Händen anvertraut werden, eine englisch-amerikanische Entspannung auch um den Preis sehr empfindlicher Opfer anzustreben. Den Wählern tragen sie vor, diese Opfer seien eigentlich nur sentimentaler Natur, insofern Traditionen aufgegeben werden müßten, die dazu beigetragen hätten, England groß zu machen, heute aber sei keine Macht für den Fall eines Krieges so stark auf den Handel der Neutralen angewiesen wie gerade England. Denn eben die Neutralen würden England die lebenswichtigen Nahrungsmittel und Rohstoffe zuführen müssen; es sei denn, daß die englisch-amerikanische Verständigung über die Sicherheit des Privateigentums zur See in noch weiterem Ausmaß gelinge und auch die Handelsschiffe der kriegführenden Länder selber umfasse.

Die britische Opposition möchte um so lieber durch Aufgabe von Ansprüchen, die sie für Vorurteile, von Werten, die sie für illusorisch erklärt, den Streit mit Amerika aus der Welt schaffen, als dadurch der Weg zur Verminderung der unproduktiven Ausgaben des britischen Staats geöffnet werden könnte. Die Höhe der englischen Steuern trägt zur Lähmung der Wirtschaft, die sich in der Arbeitslosigkeit der Massen offenbart, bedeutend bei. Große Ersparungen lassen sich nur am Marine-Etat durchführen. Die Konservativen lehnen die Einschränkung der Flotte im Hinblick auf das Flottenprogramm der Amerikaner ab. Manche Mitglieder der Opposition verlangen, man solle die englische Marine vermindern, auch wenn die Amerikaner die ihre vermehrten; irgendeine Macht müsse doch einmal mit der Abrüstung den Anfang machen; die moralische Wirkung eines solchen Vorgehens würde unermeßlich sein und die noch aufgerüsteten Nationen zur Nachfolge zwingen. Daß eine arbeiterparteilich-liberale Regierung diesen Sprung ins Dunkle wagen sollte, ist nicht wahrscheinlich. Wohl würde sie einige Streichungen in den Aufwendungen für die Wehrmacht vornehmen; es sei z. B. an die Debatten über den Ausbau des Kriegshafens von Singapore erinnert, aber dergleichen schlägt nicht genügend zu Buch, um die Mittel für soziale Reformen großen Stils freizumachen. Dieser Zusammenhang zwischen britischer Sozialpolitik und amerikanischen Flottenrüstungen darf nicht aus den Augen gelassen werden, wenn man die Parteikämpfe jenseits des Kanals verstehen will. In dem Jahrzehnt vor dem Krieg lagen die Dinge in dieser Hinsicht ähnlich; nur daß damals die Bedrohung der maritimen Machtstellung Englands von Deutschland ausging. Zwischen 1905 und 1914 führten die englischen Liberalen die Altersversicherung der Arbeiter in einer Form ein, die für den Staat sehr kostspielig ist, und auf ihrem Programm standen noch andere soziale Reformen, z. B. „The free breakfast table" das heißt die Abschaffung des Tee-Zolls, die jetzt von konservativer Seite als Geschenk an die neuen Wählerinnen — Baldwin hat durch den Ausbau des Frauen-

stimmrechts die Radikalisierung des Wahlsystems vollendet — zur Wirklichkeit gemacht wird. 1905—1914 stießen die sozialpolitischen Pläne der Campbell—Bannermann, Asquith und Lloyd George auf die schwersten Hindernisse, weil die britische Admiralität, um mit dem Bau deutscher Kriegsschiffe gleichen Schritt zu halten, alle verfügbaren Geldmittel für sich in Anspruch nahm. Da die liberale Regierung sich nicht gehalten haben würde, wenn nicht wenigstens ein Teil der versprochenen sozialen Reformen verwirklicht worden wäre, sahen die Minister sich zu den gewaltigen Steuererhöhungen genötigt, die 1910 den Konflikt mit dem Oberhaus hervorriefen, eine gefährliche, in ihrer Auswirkung auf Irland bis zum Kriegsausbruch fortdauernde Verfassungskrise. Ebenso eng wie damals sind auch heute wieder innere und äußere Politik Englands ineinander verschlungen. Eine arbeiterparteilich-liberale Regierung würde erst Luft bekommen, wenn sie sich einen namhaften Teil des Marine-Etats abbürdete. Lloyd George will die Arbeitslosigkeit durch eine staatssozialistische Wirtschaftspolitik bekämpfen. Der Staat soll Unternehmungen finanzieren, die nicht gleich rentabel sind, wie Entsumpfungen, Wohnungsbauten an Stelle der „Slums", der Elendsquartiere, Autostraßen, Telephonnetze usw.; alles Projekte, die in einem das augenblicklich vorhandene Bedürfnis übersteigenden Maß forciert werden sollen, so daß ohne Staatsbeihilfe das Privatkapital dafür nicht zu interessieren ist. Die öffentlichen Subventionen — in der Form von Zinsen für die Notstandsanleihen — würden aber in ein Budget eingeschrieben werden müssen, das durch den Dienst der Kriegsanleihen schon überfüllt ist. Darum folgt auch Lord Grey, der ein entschiedener Liberaler ist, in diesem Punkt Lloyd George erklärtermaßen nur widerwillig. Der gegenwärtige Schatzkanzler Churchill hat sich schon im vorigen Jahr genötigt gesehen, die Amortisation der Staatsschuld auf ein geringes Maß zu beschränken. Ohne eine Sozialpolitik, die die öffentlichen Kassen immer stärker in Anspruch nimmt, kann sich keine Regierung im modernen England behaupten, mag sie sich konservativ, liberal oder arbeiterparteilich nennen. Baldwin hat die Witwen- und Waisenversicherung mit Staatszuschuß einführen müssen. In der parlamentarischen Session, die eben zu Ende gegangen ist, hat ein Gesetz über die Reform der Lokalsteuern einen Teil der bisher von der Industrie getragenen Lasten für die Erwerbslosenfürsorge auf die Schultern des Staates gelegt. Unter dem immer stärker demokratisierten Wahlrecht ist England, das früher auf seinen Individualismus stolz war, ein durch und durch staatssozialistisches Gemeinwesen geworden. Nach den Revolutionskriegen war die Erwerbslosenfürsorge, die damals die Form von Armensteuern hatte, ebenso drückend wie heute, zumal die Versorgung der Notleidenden nach einem menschenfreundlichen Gesetz der Königin Elisabeth geschah. Als aber die Reformbill von 1832 einem hochkapitalistischen Liberalismus zur Herrschaft verholfen hatte, wurden die Erwerbslosen in Arbeitshäuser verwiesen, und da viele die Unterstützung in dieser abschreckenden Gestalt nicht haben wollten, minderte sich der Druck der Armensteuern. Diese Neuordnung, die wir heute als brutal empfinden, wurde damals als großer Fortschritt gepriesen. Das moderne England geht andere Wege; es kann sich in der Hebung der unteren Klassen nicht genug tun. Auch Baldwin, der die von Lloyd George empfohlene

Milliardenanleihe zugunsten der Arbeitslosen, weil sie die Staatsschuld vermehre und das ohnehin spärliche Kapital von seiner natürlichen Betätigung im Dienste der Wirtschaft ablenke, entschieden verwirft, hat doch in seiner programmatischen Wahlrede eine Reihe von kleineren Reformen versprochen, die summiert neue staatliche Aufwendungen in nicht geringer Höhe nötig machen würden. Die Massen verlangen vom Staat niedrigere Abgaben und höhere Leistungen; um diese harte Tatsache kommt keine der drei Parteien herum, die sich um die Stimmen der Wähler bewerben. Der Schlüssel zur Lösung des Widerspruchs liegt im Pazifismus; das haben Arbeiterparteiler und Liberale begriffen, während die Konservativen in Anbetracht ihrer Traditionen und ihrer engen Beziehungen zur Admiralität diese Erkenntnis nicht aufkommen lassen dürfen. Ohne prophezeien zu wollen, wird man auf diesen schwarzen Punkt in den Wahlaussichten der Tories, die einer Mehrheit von 50 Stimmen sicher zu sein glauben, hinweisen müssen.

Daß die Opposition auf die werbende Kraft des Pazifismus, der nicht nur brotlose Ideologie ist, sondern für jeden Angestellten und Arbeiter direkten materiellen Nutzen bedeutet, die stärksten Hoffnungen baut, zeigt der Vorstoß des Arbeiterparteilers Snowden gegen die britischen Schulden-Abkommen mit Frankreich und Italien. Fraglos vermag eine Opposition durch nichts tieferen Eindruck auf den Wähler zu machen, als wenn sie ihm sagt, die Regierung habe dem Steuerzahler Lasten aufgebürdet, die zu tragen dem Ausland gebühre. Nun ist nicht zu erwarten, daß die Oppositionsführer, wenn sie zur Macht gelangen, die Abkommen mit Frankreich und Italien anullieren werden. Eine ernsthafte Verpflichtung gegenüber dem Wähler haben sie nicht übernommen, denn Snowden beanstandet in der Balfour-Note nur das Versprechen, daß England, wenn Amerika die englischen Zahlungen teilweise erlassen sollte, auf ebensoviel von Frankreich und Italien verzichten würde. Außerdem ist das Abkommen mit Italien bereits perfekt; nur das mit Frankreich weist insofern eine Lücke auf, in die hineingestoßen werden könnte, als die französischen Kammern es noch nicht ratifiziert haben. Aber die Franzosen zahlen trotzdem schon, und Englands Versprechen ist gegeben. Wenn England in der Sozialpolitik kein kapitalistisches Land mehr ist, beruht seine Weltstellung doch noch immer auf den Finanzmännern der City und deren Prestige auf dem Glauben an englische Vertragstreue in Geldgeschäften. Um dieses moralische Kapital zu retten, hat der konservative Schatzkanzler unter schweren Opfern der britischen Wirtschaft den durch Inflation geschädigten Goldwert des Pfundes Sterling wiederhergestellt, und ein arbeiterparteilicher Schatzkanzler, mag er als nichtverantwortlicher Oppositionsmann noch so beunruhigende Reden geführt haben, wird immer honorieren, was andere Nationen von Großbritannien zugestanden erhalten haben:

„The duke can not deny the course of law;
For the commodity that strangers have
With us in Venice, if it be denied,
Will much impeach the justice of the state;
Since that the trade and profit of the state
Consisteth of all nations."

Im übrigen weiß Snowden, daß er auch kaum jemals imstande sein würde, Poincaré und Mussolini erhöhte Zahlungen abzuzwingen. Doch hat seine Drohung bis dahin ihre Wirkungen auf die englischen Wahlen ausgeübt, und außerdem verfolgt die Arbeiterpartei mit ihrem Vorgehen gegen die französische und die italienische Regierung nicht bloß wahlagitatorische, sondern auch außenpolitische Zwecke. In der Schuldenfrage hat sich MacDonald mit Snowden nicht identifiziert, aber in der Außenpolitik sind sie einig, und es kann kaum ein Zweifel daran obwalten, daß Snowden im Einvernehmen mit dem arbeiterparteilichen leader of the opposition seinen Torpedo lanciert hat, um die Entente cordiale zum Sinken zu bringen. Nicht als ob die Arbeiterparteiler der französischen Sympathien entbehrten. Die Haltung MacDonalds gegenüber dem berüchtigten Genfer Protokoll hat zur Genüge erwiesen, daß für den internationalen Demokratismus der Kanal längst untertunnelt ist. Aber Frankreich ist nicht nur die Mutter der europäischen Demokratie, sondern auch der Hort des Militarismus in unserem Weltteil. Neben Amerika belastet auch Frankreich den englischen Staatsschatz mit unproduktiven Ausgaben, und das gleiche gilt von den italienischen Faschisten, aber die französischen Rüstungen wiegen schwerer. Die französischen Häfen sind zu eng geworden, um die Marine des Landes zu fassen. Konstruktionen modernster Art ersetzen die überalterten Schiffe. Frankreich hat 24 Tauchboote von solchen Abmessungen gebaut, daß die Nationalisten an der Seine sie stolz als Mammuth-Schiffe bezeichnen, die einen Monat auf See bleiben könnten, um die Hochstraßen des Weltverkehrs „abzupatroullieren". Wenn diese Patrouillengänge mit den 10 000-Tonnen-Kreuzern eines Frankreich verbündeten Amerikas zusammenwirkten, würde die englische Lebensmittel- und Rohstoff-Versorgung schwierig werden, und das „Rule Britannia, rule the waves!" aus heiseren Kehlen erklingen. Daß die britische Diplomatie Frankreich und Amerika um jeden Preis auseinanderzuhalten strebt, ist das Kernstück der internationalen Lage. Wenn Großbritannien zu diesem Zweck entweder für Paris oder für Washington optieren muß, optieren die Ins, um das englische Seerecht aufrechtzuerhalten, für die französische, die Outs, die ein reformiertes Seerecht mit der englischen Sicherheit vereinigen zu können glauben, für die amerikanische Hauptstadt. Da vorläufig die Konservativen noch im Sattel sitzen — vielleicht nur noch für vier Wochen —, ist von den Arbeiten der Vorbereitenden Abrüstungskommission nichts zu erwarten. Sehr beachtenswert ist aber der Vorstoß gegen das englisch-französische Marine-Abkommen, das der amerikanische Delegierte, Botschafter Gibson, im ausdrücklichen Auftrag Hoovers gemacht hat. Diese starke Persönlichkeit[1]) ist ein neuer unberechenbarer Faktor in dem Gewirr der Aspirationen der Völker und Parteien. Wenn in Genf Gibson und Litwinow parallel gehen, obgleich die Vereinigten Staaten von Amerika die Vereinigten sozialistischen

[1]) Vgl. über ihn das interessante Buch seines Freundes Will Irvin, übersetzt von E. Mellinger. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin 1929. Irvin behandelt die Tatsachen oft cavalièrement (vgl. z. B., was er S. 214 über Ungarn unter Bela Khun sagt), aber den Charakter seines Helden versteht er vorzüglich herauszuarbeiten.

Sowjet-Republiken noch nicht einmal anerkannt haben, ist diese Wendung in der Weltpolitik, vor der England und Frankreich als Kolonialmächte erzittern — ich komme auf diesen Punkt ausführlich zurück —, durch die breit ausladende russische Geste des östlichen Kellog-Pakts von langer Hand her vorbereitet worden. Das englisch-französische Marine-Abkommen ist nach den französischen Zeitungen an der Abominable Campagne, die die gewissenlosen Feinde der französischen Politik gegen diese nur dem Heile der Menschheit dienende Abmachung geführt haben, gescheitert. Doch gilt die alte Erfahrung, daß Totgesagte am längsten leben, auch von dem englisch-französischen Marine-Abkommen. Sein Leib mag dahin sein, aber seine Seele lebt, und wenn in London Herr Chamberlain ewig regiert, wird sie unsterblich sein. Kommt aber ein Außenminister aus einer der beiden anderen Parteien, dann wird er den Versuch machen, im Bunde mit Amerika die internationale Abrüstung in Gang zu bringen, damit die sozialen und wirtschaftlichen Reformen, die MacDonald und Lloyd George in dicken Flugschriften den Wählern schwarz auf weiß gegeben haben, marschieren, nachdem die demokratischen Stiefel mit dem Marinismus und Militarismus entzogenem Fett geschmiert worden sind. Freilich haben wir schon oben dem Zweifel Ausdruck gegeben, ob es, wenn nicht hochfliegende Propagandareden sondern nüchterne Staatsgeschäfte an der Zeit sind, so leicht sein würde, die englische Politik von der französischen loszureißen und an die Stelle des englisch-französischen Marine-Abkommens eine angelsächsische Verbrüderung zu setzen, die auf Flottenabrüstung und ein modernisiertes Seerecht gebaut ist. Das Empire hat neben den Vereinigten Staaten und der französischen Republik noch andere Rivalen, die minder mächtig aber doch auch zu fürchten sind. Auf der Vorbereitenden Abrüstungskonferenz hat die Entente cordiale neben den Amerikanern mit den Russen und den Türken zu kämpfen, die, obgleich sie gesondert auftreten, doch an einem Strange ziehen. Die Sowjet-Republiken und das Osmanische Reich sind weder zu Lande noch zu Wasser zu den Militärstaaten zu rechnen. Ihre Flotten- und Kriegsindustrien zählen nicht; ebensowenig wie die Ziffern der ausgebildeten Offiziere und Mannschaften, die ihnen zu Gebote stehen. Die Offensivkraft dieser Mächte liegt im wesentlichen in den Ideen, die sie in der Welt repräsentieren. Der Diktator Kemal regiert einen türkischen Nationalstaat, der sich im Freidenkertum eine unorientalische moralische Grundlage gegeben hat. Das sind empfindliche Hemmungen für eine Expansionspolitik, die auf die Erwerbung arabischer und kurdischer Landesteile gerichtet sein müßte. Aber unüberwindlich dürften diese Hindernisse schwerlich sein, denn trotz aller Verfolgungen, die das aufgeklärte Angora über Derwische und Mollahs verhängt, ja in gewissem Sinne eben ihretwegen, bleibt die Atmosphäre des Osmanenstaats eine orientalische. Die Mohammedaner, die in Syrien unter französischer, in den anderen Arabisch sprechenden Ländern unter englischer Flagge leben, fühlen sich ihren abendländischen Herrschern fremder als den Türken und würden unter Umständen geneigt sein, diese als Befreier zu begrüßen. Wenn die Türken die panislamischen Tendenzen Abdul Hamids in das Schlagwort: „Asien den Asiaten!“ umgießen,

haben sie eine Waffe in der Hand, mit der sie die Nationen der Entente cordiale empfindlich treffen können. Mit den Franzosen haben sie bereits an der cilizischen Grenze Gebietsstreitigkeiten, der Irak, um den sie vor einigen Jahren beinahe mit England Krieg geführt hätten, lebt wie Aegypten in ständiger nationalistischer Gährung. Der türkische Minister des Auswärtigen, der sein Land auf der Vorbereitenden Abrüstungskonferenz persönlich vertritt, und der von Genf aus einen Abstecher nach dem gleichfalls abrüstungsfreundlich gesinnten Berlin gemacht hat, war vorher in Belgrad. Hier hat er betont, daß die Türkei keinerlei Absichten auf die Balkanhalbinsel mehr hege. Um so stärker dürfte sich der türkische Ehrgeiz auf Asien konzentrieren. Eine gewisse Annäherung zwischen Angora und Rom gibt den türkischen Staatsmännern das Gefühl, daß Pisidien einstweilen vor dem italienischen Zugriff ziemlich sicher ist. Die Verbesserung ihrer Beziehungen zu dem Faschismus ist von den Türken sofort dazu ausgenutzt worden, um durch die Vermittlung Italiens ihre alten Streitigkeiten mit Griechenland auszuräumen, und die Unterhandlungen sind im Zuge.

Viel werbekräftiger als die türkische ist die russische Propaganda. Die Franzosen, die in Syrien mit den Türken, nirgendwo aber mit den Russen gemeinsame Grenzen haben, meinen, gleichwohl die bolschewistische Propaganda in allen ihren Kolonien zu spüren. Ein Teil der Russophobie, die in der französischen Presse zutage tritt, ist unzweifelhaft gemacht: Man will durch Aufpeitschung ihrer antikommunistischen Instinkte die Briten bei dem herzlichen Einvernehmen mit Frankreich festhalten. Doch braucht man bloß die Verfolgungen ins Auge zu fassen, denen der Kommunismus im französischen Mutterland unterliegt, um zu erkennen, daß die Franzosen das Schreckgespenst der Dritten Internationale nicht nur aus diplomatischer Taktik benutzen, sondern selber von diesem Alpdruck heimgesucht werden. Sie fürchten die Ideen Moskaus sowohl im Mutterland als auch in den Kolonien und bekämpfen sie hier wie dort durch Polizeimaßregeln und Richtersprüche schonungslos. Mit diesen Waffen gegen Ideen zu Felde zu ziehen, gilt im modernen britischen Empire nicht mehr für klug; man wendet sie erst an, wenn die Gesetze handgreiflich verletzt werden. Daß der Liberalismus ein wirksames Heilmittel gegen die bolschewistische Zersetzung ist, auch wenn der russische Einfluß unzufriedene Kolonialländer ergreift, wird englischerseits nicht bezweifelt. Trotzdem England mit dem russischen Nachbarstaat Indiens so verfeindet ist, daß es die diplomatischen Beziehungen zu ihm abgebrochen hat, wird hieraus in London nicht etwa ein Vorwand entnommen, um die Ausdehnung der indischen Selbstverwaltung zu vertagen. Das konservative Kabinett hat 1927 die Simon-Kommission nach Indien geschickt, in der alle drei Parteien, Konservative, Arbeiterparteiler und Liberale, vertreten sind. Die gegenwärtige Verfassung Indiens beruht für die Provinzen auf dem Prinzip der sogenannten Dyarchie. Die Engländer verstehen darunter nicht eine Teilung der Gewalten, wie sie in Deutschland zwischen den Regierungen und Volksvertretungen obwaltete, bis die Novemberrevolution die Selbständigkeit der Regierungen über den Haufen warf. Wenn Indien ebenso regiert würde wie Deutschland bis 1918, würden

dem herrschenden angloindischen Beamtentum Volksvertretungen gegenüberstehen, die die Verwaltung zu kontrollieren, ihre Zusammensetzung aber nicht zu bestimmen haben. Anstatt dessen beruft man, getreu dem Prinzip des reinen Parlamentarismus, die Führer der Parteien in die Regierung, das heißt nicht für Alliindien, sondern in den Provinzen, wo unterhalb des Reichsparlaments lokale Legislaturen bestehen. Aber dieser Parlamentarismus beschränkt sich einstweilen nur auf diejenigen Zweige des öffentlichen Dienstes, die mehr kulturelle als politische Bedeutung haben; die Machtpositionen sind nach wie vor in den Händen der Gouverneure und ihrer Ausführenden Räte, die nicht von den Legislaturen abhängen. Dem Reichsparlament stehen keine parlamentarischen Minister gegenüber, sondern der Vizekönig sucht sich seine obersten Räte sämtlich nach eigenem Ermessen aus. Uebrigens bestehen sämtliche indischen Kammern zum großen Teil aus ernannten Mitgliedern, und die gewählten gehen aus einem so komplizierten Wahlsystem hervor wie die russische Duma von 1914. Auch steht dem Vizekönig und den Gouverneuren in weitgehendem Maß die Befugnis zu, Gesetze auf dem Verordnungswege zu erlassen. Man sieht, daß von dem parlamentarischen System nur der Anfang existiert, wenn auch die farbigen Provinzialminister eine Anzahl Stellen ziemlich unabhängig vom Gouverneur besetzen mögen. Neben der Simon-Kommission in Indien tagte in London die Butler-Kommission, deren Bericht am 17. April dem Parlament vorgelegt worden ist: „Zwei Monate nach dem dramatischen Eintritt der Fürstenkammer in die indische politische Arena", wie die „Times" schreiben. Nun besteht die Fürstenkammer schon seit 1921, solange wie die konstitutionelle Verfassung. Aber acht Jahre haben sich die Fürsten nicht gerührt; erst durch die Aufrüttelung von bolschewistischer Seite her sind die indischen Dinge ins Rollen gekommen. Die Fürsten, die einen großen Teil Indiens regieren, können sich nicht an die Spitze der nationalen Bewegung stellen, weil sie unitarisch ist, ähnlich wie in China. Natürlich sehen die Engländer die Aktivität der Fürsten oben ebenso gern wie die leisen Anzeichen von Unruhe unter den depressed classes, den Parias, unten. Zunächst Teil und herrsche, dann vielleicht auch, wenn die Simon- und die Butler-Kommission Erfolge sind, Verein und leite! Im Vergleich mit der Simon-Kommission, die die Reform der nationalen und provinziellen Verfassung mit dem Endziel des Dominion-Status zu erwägen hatte, war der Butler-Kommission nur eine bescheidene Aufgabe gestellt: Neuregelung der fürstlichen Beziehungen zur Paramount Power, zur suzeränen Gewalt. Das Ergebnis, zu dem dieses Gremium gekommen ist, ist ein sehr interessantes. Die Kommission schlägt vor, daß der Vizekönig nicht wie bisher als der Untergebene des dem britischen Parlament verantwortlichen indischen Staatssekretärs in London mit den Fürsten verhandeln soll, sondern als richtiger Vizekönig, als Alter Ego des Königs. Das würde ein weiterer Schritt auf der Bahn sein, die die britische Reichskonferenz von 1926 eingeschlagen hat. Auf ihr setzten die Dominions durch, daß ihre Generalgouverneure von dem britischen Staatssekretär für die Kolonien so unabhängig wurden, wie nach den Anregungen der Butler-Kommission der Vizekönig von Indien als Anwalt der Fürsten

von dem Staatssekretär für Indien werden soll. Schon spricht man davon, daß es in der Konsequenz der Beschlüsse von 1926 liege, Prinzen als Generalgouverneure in die Dominions zu schicken, die hier dann vielleicht Sekundogenituren gründen und so dem im Empire vereinigten Angelsachsentum gegenüber dem der Vereinigten Staaten einen eigenartigen Charakter erhalten könnten. Für Indien paßt das monarchische Prinzip offenbar noch besser als für Australien, Neuseeland, Südafrika und Canada.

Aber auf Indien fällt der Schatten Rußlands. Im August vorigen Jahres erklärte der Kongreß der Dritten Internationale in Moskau, er beabsichtige, „eine starke eingeborene Kommunistenpartei" in Indien zu begründen. Es folgten oder gingen unmittelbar voran schwere Arbeiterunruhen in den verschiedensten Teilen des Landes. In Südindien erstreckten sie sich auch auf die Eisenbahnen, und in den Baumwollfabriken von Bombay, in denen rationalisiert wurde, gingen 120 000 Streikende mit dem Ruf: „Sieg der roten Fahne!" der Polizei und dem Militär zu Leibe. Geldunterstützungen aus Rußland und England ermöglichten den Ankauf von Reis und Mehl, so daß die Streiks, die sogar auf das sonst so ruhige Ceylon übergriffen — hier stürzten sich die Straßenbahner von Kolombo auf die Polizei — das Wirtschaftsleben viele Monate störten. Die städtische Arbeiterschaft ist in Indien verhältnismäßig wenig zahlreich, aber gleich nach jener Verlautbarung der Dritten Internationale in Moskau gründete der Brahmane Jawahar Bal Nehru eine neue Partei, auf deren Programm nicht nur „Abschaffung des Reichtums und der Armut" im allgemeinen stand, sondern auch die Enteignung des Großgrundbesitzes und die Annullierung der Bauernschulden. Trotzdem bekommen, wie „Manchester Guardian" hervorhebt, die kommunistischen Literaten das Geld für ihre Agitation: „von Kaufleuten, Geldverleihern, Industriellen und sogar Großgrundbesitzern". Zur Lösung dieses Rätsels genügt ein Blick auf den Januskopf der russischen Politik, die nicht nur kommunistische, sondern auch nationalistische Auslandspropaganda treibt. Vor einem Monat erließ die Dritte Internationale ein neues Manifest, das „die Befreiung Indiens vom Joch des Imperialismus" ankündigte. Zugleich meldete man russische Truppenkonzentrationen an der Grenze Afghanistans, das sich inmitten seines Bürgerkrieges durch die Absichten des Schahs von Persien auf Herat bedroht fühlte und von dem pazifistischen Rußland durch Rasseln mit dem Säbel geschützt wurde. In der Zeit zwischen den beiden Manifesten der Dritten Internationale haben sich nicht nur jene sozialen Unruhen ereignet, die Indien so noch nicht gekannt hatte, sondern auch die separatistische Bewegung hat einen Aufschwung genommen wie kaum je zuvor. Am 28. Dezember 1928 forderte der Allindische Kongreß in Kalkutta die Trennung des Landes vom Empire und als Vorstufe den Dominion-Status vom 1. Januar 1930 an, widrigenfalls an diesem Tage die allgemeine Steuerverweigerung einsetzen würde. Die Resolutionen dieser Versammlung wurden so ernst genommen, daß die Fürsten ihre acht Jahre geübte vornehme Zurückhaltung aufgaben und, um die Ausdrücke der „Times" zu wiederholen, ihren dramatischen Eintritt in die indische politische Arena vollzogen. Die in Delhi versammelte Fürstenkammer

protestierte am 29. Februar 1929 einstimmig gegen den Allindischen Kongreß vom Dezember 1928, insoweit er die Trennung zwischen Indien und dem Empire gefordert hatte. Ueber die Stimmung, die seit dem Allindischen Kongreß im Lande herrscht, sagt ein Londoner Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" ganz richtig: „daß die Sympathien für den Kommunismus ebenso rasche Fortschritte machen wie die Begeisterung für Rußland in seiner Eigenschaft als möglicher Feind Englands von morgen. Fakire und Studenten ziehen durchs Land und predigen und prophezeien: ‚1932 kommt der neue Weltkrieg zwischen Rußland und den asiatischen Staaten gegen England. 1932 wird Indien frei.' . . ."

Die Studenten und Fakire würden der angloindischen Regierung geringere Sorge bereiten, wenn nicht im indischen Land der Rubel rollte und erstaunlicherweise neben dem Rubel und zahlreicher als er das Pfund Sterling. Denn das Sicherheitsgesetz, das zu dem Bombenabwurf im Reichsparlament führte, ist weniger gegen russische als gegen englische Kommunisten gerichtet, die neben den Studenten und Fakiren durch das Land ziehen und es aufhetzen. In England selber sind die Kommunisten trotz der großen Arbeitslosigkeit wohl kaum zu fürchten, aber die subversive Agitation in Indien kräftigen sie durch die Zuführung der beiden Waffen, an denen sie Mangel leidet: Geld und die zielstrebige Beharrlichkeit der Menschen der Hochkultur. Aus den gleichen Gründen fürchten auch die Franzosen ihre weißen Kommunisten; im Mutterlande haben diese noch weniger Aussicht als in England, aber in den Kolonien scheinen sie alles unsicher zu machen.

Die Politik sei ein flüssiges Element, hat Bismarck gesagt. Wer kann heute sagen, wie morgen die internationalen Machtverhältnisse gelagert sein werden, wie die diplomatischen Gruppierungen aussehen werden angesichts der nationalistischen, kommunistischen und pazifistischen Ideenströmungen? Die deutsche Vorkriegspolitik hat einen großen Fehler begangen, als sie durch die ungeduldigen Flottenbauten die Parteikämpfe auf den britischen Inseln unschädlich machte, die nach der Warnung aus dem Mund des britischen Königs den Ausbruch des Bürgerkriegs befürchten ließen. Dadurch, daß er nicht zu warten verstand, hat Kaiser Wilhelm II. den friedlichen Uebergang des plutokratischen England zu einer Staatsform, in der die Arbeiter und Angestellten regieren, als blindes Werkzeug des hohnlachenden Weltgeists selber herbeigeführt. Auf der Pariser Reparationskonferenz scheinen wir solche verderbliche Ueberstürzung zu meiden und vorzeitigen Bindungen klug auszuweichen, damit allmählich zerfallen könne, was uns heute drosselt und ein renversement des alliances Deutschland den Weg ins Freie öffne. Bis dahin werden unsere Wirtschaft und unsere Nerven Prüfungen ausgesetzt sein. Möge es unseren Ultras rechts und links mißlingen, die Kontinuität der Staatskunst des Reichs zu zerreißen! Emil Daniels.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor.)

Böhmer, Leo. Die rheinische Separatistenbewegung und die französische Presse. Verlag: Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Böhmer, Bezirksamtmann Rudolf. Das Erbe des Enterbten. J. F. Lehmann, Verlag, München.

Bonnet, Francis. Europes only Hope an International Verdict. Cecil Palmer, London.

von Brandenstein, Béla Freiherr. Grundlagen der Philosophie, Band III. Max Niemeyer, Verlag, Halle a. d. Saale.

Braun, G. Deutschland und die Kultur der Ostsee, Heft 10 von Deutschtum und Ausland. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. Westf.

Breitling, Richard. Paul de Legarde und der großdeutsche Gedanke. Wilhelm Braumüller, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Wien.

Brepohl, Friedrich Wilhelm und Fugmann, Wilhelm. Die Wolgadeutschen im brasilianischen Staate Parana. Auslands- und Heimatsverlag, A.-G., Stuttgart.

von Brockhusen-Justin, Landrat a. D., Dr. H. J. Der Weltkrieg und ein schlichtes Menschenleben. Verlag: Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald.

Brutzkus, Professor Boris. Die Lehren des Marxismus im Lichte der russischen Revolution. Verlag: Hermann Sack, Berlin.

Buber, Martin und Rosenzweig, Franz. Das Buch Jehoschua. Verlag Lambert Schneider, Berlin.

Buber, Martin und Rosenzweig, Franz. Das Buch Schmuel. Verlag Lambert Schneider, Berlin.

Buchfink, Generalmajor a. D. Ernst. Feldmarschall Graf von Haeseler. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Bünau, Margarete, Gräfin. 39 Jahre Hofdame. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Burggraf, Waldfried. Landschaft und Gesichte, 1928. Geb. 2 Mk. Verlag Kurt Scholtze Nachf., Leipzig.

Burggraf, Waldfried. Weh um Michael. Verlag Kurt Scholtze Nachf., Leipzig.

Butz, Friedrich Carl. Der englische Januskopf. Zaberndruck-Verlag, Mainz.

Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden. Wirtschafts- und Sozialpolitik des Weltkrieges. Verlag: Hölder-Pichler-Tempsky A.-G., Wien.

Chopin. Gesammelte Briefe. Georg Müller, Verlag, München.

Clauß, Max. Das politische Frankreich vor dem Kriege. Verlag G. Braun, Karlsruhe.

Conrad, Dipl.-Volkswirt Erich. Die gegenwärtige Verschuldung der deutschen Landwirtschaft und ihre Bekämpfung unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Pommern. Verlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald.

Cornely, Verbandsvorsteher Cornelius. Die Wirtschaft im Zweckverband Leuna. Verlag Friedrich Stollberg (Ernst Schnelle) Merseburg a. S.

Cremers, Paul Joseph. Peter Behrens. Verlag G. D. Baedeker, Essen.

Cysarz, Herbert. Von Schiller zu Nietzsche. Max Niemeyer, Verlag, Halle a. d. Saale.

Damaschke, Adolf. Aus meinem Leben. Neuauflage. Verlag Reimar Hobbing, Berlin.

Dannemann, Dr. Friedrich. Vom Werden der naturwissenschaftlichen Probleme. Wilhelm Engelmann, Verlag, Leipzig.

von d. Decken, Burghard. „Die Wirtschaft der Tschechoslovakei". Verlag Duncker & Humblot, München.

von Degenfeld-Schomburg. „Geist und Wirtschaft". Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. „Volkstümliches Büchereiwesen im Regierungsbezirk Liegnitz". Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen. „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen volkstümlichen Bücherei". Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

Deutsch-Persische Gesellschaft. „Die Persisch-Russischen Verträge". Verlag: Deutsch-Persische Gesellschaft.

Diebold. „Anarchie im Drama" 1928, brosch. Mk. 6.—, geb. Mk. 8,50. Verlag Heinrich Keller, Leipzig.

Donner, Dr. Hermann. „Die Vorgeschichte des Weltkrieges". Einzelschrift zur Politik und Geschichte. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Berlin.

Drascher, Dr. Wahrhold. „Geopolitische und geoökonomische Chronik". Heft 3/4 der Unterrichtsbeiträge der Reihe B. Verlag Fleischhauer & Spohn, Stuttgart.

Dressler, Bruno. „Geschichte der englischen Erziehung". Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Drews, Arthur. „Die Marienmythe". Verlag Eugen Diederich, Jena.

Driesch, Hans. „Der Mensch und die Welt". Verlag Emanuel Reinicke, Leipzig.

von Drygalski, Irma. „Juliane von Krüdener". Verlag Eugen Diederich, Jena.

Duhr, S. J. Bernhard. „Deutsche Auslandssehnsucht im 18. Jahrhundert". Ausland- und Heimat-Verlags-Akt.-Ges., Stuttgart.

Dunkmann, Professor Karl. „Der Kampf um Othmar Spann". Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

Eckert, Christian. „Die Neuformung Europas". Heft 1 des III. Bandes der Kölner Vorträge. G. A. Gloeckner-Verlag, Leipzig.

Eiswaldt, Dr. Erich. „Die Wirtschaft Griechenlands" Verlag Duncker & Humblot, München.

Ernst, Paul. Geschichten von deutscher Art. Leinen geb. RM. 10.—. Georg Müller-Verlag A.-G., München.

Ernst, Paul. „Saat auf Hoffnung" 1928. Leinen geb. RM. 9.—. Georg Müller-Verlag A.-G., München.

Exner, Professor Dr. Franz. „Krieg und Kriminalität in Oesterreich" Verlag Hölder-Pichler-Tempsky-Akt.-Ges. Yale University Press, New Haven.

Fabre-Luce, Alfred. „Locarno ohne Illusionen". Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Berlin.

Faesi, Robert. „Die Ernte schweizerischer Lyrik". Verlag Rascher & Cie., Zürich.

Feder, Ernst. „Paul Nathan". Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Berlin.

Feldkeller, Paul. „Verständigung als philosophisches Problem". Verlag Kurt Stenger, Erfurt.

Felsart, Dr. A. und Phönix, E. „Das A B C des Angeklagten". Linser-Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin-Pankow.

Fiedler, Kuno. „Die Stufen der Erkenntnis". Verlag Georg Müller. München.

Fischer, Dr. Otto. „China und Deutschland". Heft 12 vom Deutschtum im Auslande". Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster (Westf.)

Foerster, Normann. „American". Verlag Hougthon Mifflin Company.

Franz, Dr. Die Selbstverwaltung in Bayern. Volksvereins-Verlag, München-Gladbach.

Freudenthal, Dr. Max. Leipziger Messegäste. Verlag J. Kauffmann, Frankfurt a. Main.

Friedländer, Paul. Platon, Eidos, Paideia, Dialogos. Verlag Walter de Gruyter, Berlin.

Fuchs, Gustav. Der deutsche Pazifismus im Weltkrieg. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart.

Gehre, Ludwig. Die deutsche Kräfte-Verteilung während des Weltkrieges. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

von Gentzkow, Liane. Es ziehen die Dämonen. Verlag B. Behrs, Friedr. Feddersen, Berlin und Leipzig.

Geyer, Professor Dr. Bernhard. Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie II. Teil. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Glockner, Hermann. Vorwort zur Neuausgabe von Hegels Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß (1817). Verlag Fr. Frommans (H. Kurtz), Stuttgart.

Gogarten, Friedrich. Glaube und Wirklichkeit. Verlag Eugen Diederich, Jena.

von der Goltz, Generalfeldmarschall Colmar Freiherr. Denkwürdigkeiten. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Gottschalk, Rudolf. Spitteler. Verlag Rascher & Cie A.-G., Zürich.

von Gallwitz, General der Infanterie a. D. Dr. Max. Meine Führertätigkeit im Weltkriege 1914—16. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Göring, Helmut. Tocqueville und die Demokratie. Verlag R. Oldenburg, München.

Gratz, Minister Dr. Gustav und Schüller, Prof. Dr. Richard. The Economic Policy of Australia-Hungory During. Yale University Preß-New-Haven.

Griewank, Dr. Karl. Staat und Wissenschaft im deutschen Reich. Heft 17/18 der Schriften zur deutschen Politik. Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br.

Groethuysen, Bernhard. Die Entstehung der Bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich. I. Band: Das Bürgertum und die katholische Weltanschauung. Verlag Max Niemeyer, Halle.

Groos, Kapitän zur See, Dr. Otto. Seekriegslehren im Lichte des Weltkrieges. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Guggenheimer, Dr. Walter. Bringt der Sozialismus den Frieden. Verlag J. Dewitz, Bad Tölz.

Guillebrand, C. W. The Works Counal. Yale University-Preß, Cambridge

Gundolf, Friedrich. Shakespeare, sein Wesen und Werk. Verlag Georg Bondi, Berlin.

Günther, Hans F. K. Platon als Hüter des Lebens. J. F. Lehmann Verlag, München.

Haack, Friedrich. Albrecht Dürer. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

Haber, Dr. Franz. Oesterreichs Wirtschaftsbilanz. Verlag Duncker & Humblot, München.

Hahne, Hans. Edda-Spiele. Verlag Eugen Diederich, Jena.

Hallgarten, Wolfgang. Studien über die deutsche Polenfreundschaft. Verlag R. Oldenburg, München.

Häpke, Prof. Dr. R. Wirtschaftsgeschichte I. Teil. Verlag G. A. Gloeckner, Leipzig.

Hatzfeld, Johannes. Westfälische Volkslieder mit Bildern und Weisen. Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung, Münster i. Westf.

Haushofer, Dr. Karl. Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung. Verlag Kurt Vowinkel, Berlin-Grunewald.

Heberle, Dr. Rudolf. Die Deutschen in Litauen. Band 19 der Schriften des Deutschen Auslands-Instituts, Stuttgart. Verlag Ausland und Heimat A.-G., Stuttgart.

Hennig, Prof. Dr. Richard. Geopolitik. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Herrfahrdt, Landgerichtsrat Dr. Heinrich. Reich und Preußen. Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald.

Herzog, Oberbürgermeister Karl. Verwaltung und Wirtschaft. Verlag Friedrich Stollberg (Ernst Schnelle), Merseburg.

Hettner, Alfred. Englands Weltherrschaft. Verlag B. G. Teubner, Berlin.

Hildebrandt, Kurt. Staat und Rasse. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.

Hinrichs. Sicht der Heimat. 1928 M 6,— geb. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.
His, Prof. Dr. Rudolf. Geschichte des deutschen Strafrechts bis zur Karolina. Verlag R. Oldenburg, München.
Hofmeister, Adolf. Das Leben des Bischofs Otto v. Bamberg. Verlag Dyckſche Buchhandlung. Die Geſchichtsſchreiber der deutſchen Vorzeit. Verlag der Dyckſchen Buchhandlung.
Hoehne, Edmund. Die Reportage Gottes. Verlag Eugen Diederich, Jena.
Hora, Leonhard. Jenſeits der grauen Tage. 1928. Fritz Fink Verlag, Weimar.
Hunziker, Rudolf. Kleinere Erzählungen. 16. Band des Werkes „Jeremias Gotthelf." Verlag Eugen Rentſch, Erlenbach.

Iretzki, V. Spiel gegen Gott. Ring-Verlag, Berlin.
Italicus. Italiens Dreibundpolitik 1870/1896. Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer, Verlags-Geſellſchaft m. b. H., München.
von Jahn, Miniſterialrat Heinrich. Bayern zur Reichsverfaſſungsreform. Verlag R. Oldenburg, München.
Janſſen, Theodor B. Demetrius von Schiller. Verlag H. Hof.
Jeze, Gaſton. The war Expenditure of France. Yale Univerſity Preß, New Haven.
Jöel, Karl. Wandlungen der Weltanſchauung. Lieferung 3, 4 und 5. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.
Jung, C. G. Ueber die Energetik der Seele und andere pſychologiſche Abhandlungen. Verlag Raſcher & Cie., Zürich.

Kapp, Dr. Max. Thomas Manns novelliſtiſche Kunſt. Drei Masken-Verlag, München.
Kaſſpohl, Major a. D. Dr. Hans. Die Soziologie der Revolution. Verlag J. F. Lehmann, München.
Kaula, Rudolf. Der Liberalismus und die deutſchen Juden. Verlag Duncker & Humblot, München.
Keetmann, Kammergerichtsrat Ernſt. Die avoirs en numeraire im Vertrage von Verſailles. Heft 23 der Sammlung „Völkerrechtsfragen". Verlag Ferd. Dümmler, Berlin.
Keiper, Prof. Dr. W. Der Deutſche Brunnen in Buenos Aires. Ueberſandt vom Württ. Kultusminiſterium, Stuttgart.
Köhler, Dr. Julius Paul. Die Hindenburg-Linie und die Herrſchaft der Mitte. Xenien-Verlag, Leipzig.
Koehne, Prof. Dr Karl. Die Streitfragen über den Agrarkommunismus der germaniſchen Urzeit. Weidmannſche Buchhandlung, Berlin.
Kolbenheyer, E. G. Heroiſche Leidenſchaften. 1928, Halbleinen M 6,70. Georg Müller Verlag A.-G., München. Lyriſches Brevier. Geſammelte Gedichte 1928, Halbleinen geb. M 5,50. Georg Müller Verlag A.-G., München.
Kollbach, Dr. jur. Paul. Die deutſche Handelsflotte und der Verſailler Vertrag. 24. Heft der Sammlung „Völkerrechtsfragen." Verlag Ferd. Dümmler, Berlin.
Kopp, Studienrat Dr. Joſeph. Der Neuhumanismus in der Pfalz. Weidmannſche Buchhandlung, Berlin.
Koſch, Wilhelm. Eichendorff-Kalender 1927/28. Ein romantiſches Jahrbuch. Lothar Schütte Verlag, Aichach.
Koydel, Dr. Karl. Phoenix-Kreiſe. Egerland-Verlag, Eger.
Kroner, Richard. Die Selbſtverwirklichung des Geiſtes. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.
Kruſe, Dr. Albert. Der Völkerbund. Ziele, Organiſation und Tätigkeit. Verlag Moritz Dieſterweg, Frankfurt a. M.
Kuſſerow, Wilhelm. Friedrich Nietzſche und Stefan George. Verlag „Der weiße Ritter", Potsdam.
Kynaſt, Prof. Reinhard. Kant, ſein Syſtem als Theorie des Kulturbewußtſeins. Verlag Ernſt Reinhardt, München.

van Langenhove, Fernand. l'Action du Gouvernement Belge pendant la guerre. Verlag Les presses universitaires de France, Paris.
Länge, Dr. Chr. L. Die interparlamentarische Union und die Entwicklung des Völkerrechts. Verlag des Instituts für internationales Recht, Kiel.
Lederle, Dr. Alfred. Die Donau und das internationale Schiffahrtsrecht. Verlag Ferd. Dümmler, Berlin.
Leibbrandt, Dr. Georg. Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816/1823. Ausland und Heimat Verlag A.-G., Stuttgart.
Leisegang, Hans. Deutsche Philosophie im 20. Jahrhundert. Verlag Ferd. Hirt, Breslau.
Lenin, N. und Plechanow, G. L. N. Tolstoi im Spiegel des Marxismus. Verlag für Literatur und Politik, Wien.
Lerche, Otto. Deutsches Richtbuch. Verlag Dr. Otto Schmidt, Köln.
Liebert, Arthur. Geist und Welt der Dialektik. Pan-Verlag, Kurt Metzner G. m. b. H., Berlin.
Linnebach, Karl. Rheinische Schicksalsfragen. Schrift 18/20. Verlag Rheinischer Beobachter, Berlin.
Loos, Arnim Fr. Der Gold-Hypotheken-Pfandbrief der deutschen Hypothekenbanken. Verlag Justus Naumann, Dresden.
London, Jack. Der Sohn des Wolfs. Verlag Universitas A.-G., Berlin.
Loening, Landgerichts-Dir. Dr. Otto. Die Rechtsstellung der freien Stadt Danzig. Verlag Ferd. Dümmler, Berlin.
Ludowici, August. Denkfibel 1928. Verlag F. Bruckmann A.-G., München.

Maeder, Dr. med. A. Die Richtung im Seelenleben. Verlag Rascher & Cie. A.-G., Stuttgart.
Malinowsky, Dr. J. A. Die deutschen katholischen Kolonien am Schwarzen Meere. 1927. Ausland und Heimat Verlags-A.-G., Stuttgart.
Marburg, Dr. E. Ungarisch-rumänischer Optentantenstreit. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin.
Maß, Konrad, Oberbürgermeister. Die deutsche Staat- und Selbstverwaltung. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach.
Mayer, Gustav. Bismarck und Lassalle. Verlag J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b H., Berlin.
Meesmann, Dr. rer. pol. Paul. Grundfragen der Wirtschaft. Verlag des Mittelrheinischen Fabrikanten-Vereins, Mainz.
Meier, Dr. Ernst. Handbuch der deutschen Reparation. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.
Meinecke, Friedrich. Weltbürgertum und Nationalstaat. 7. Auflage. Verlag R. Oldenbourg, München.
Meisner, Archivrat Dr. Heinrich Otto. Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Waldersee. 1928. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
Menzel, Adolf. Friedrich Wieser als Soziologe. 1927. Verlag Julius Springer, Wien.
Metz, Rudolf. David Hume. Verlag Fr. Frommann (H. Kurtz), Stuttgart.
Meyer, Eugen. Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. Westf.
Meynen, Dr. Otto und Reuter, Dr. Franz. Die deutsche Zeitung. Verlag Duncker & Humblot, München.
Michaelis, Karin. Familie Worm. Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.
Michels, Prof. Dr. Robert. Betrachtungen zur alten und neuen Welt. III. Band, Heft 2 der Kölner Vorträge. Verlag G. A. Gloeckner, Leipzig.
— „ — Die Verelendungs-Theorie. Alfred Kröner Verlag, Leipzig.
— „ — Sittlichkeit in Ziffern. Verlag Duncker & Humblot, München.
Mietzel, Agnes. Spiele. 1927. Verlag Eugen Diederichs, Jena.
Molden, Berthold. Ist Religion in Zukunft möglich? Verlag Moritz Diesterweg, Wien.
Molnár, Franz. Die Dampfsäule. Verlag Paul Zsolnay, Berlin.
Moltke, Graf. Die deutschen Aufmarschpläne 1871/1890. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Morocutti, Camillo. Groß-Deutschland — Groß-Südslavien. Verlag Wilhelm Braumüller, Wien.
Mugler, Edmund. Gottesdienst und Menschenadel. Verlag Fr. Frommann (H. Kurtz), Stuttgart.
von Müller, Hans. Zehn Generationen deutscher Dichter und Denker. Frankfurter Verlagsanstalt, Berlin.
Müller, Prof. Dr. Ing. W. Der Faschismus als soziale Wirtschaftsmacht. Verlag Julius Springer, Berlin.
Müller-Marquardt, Dr. F. Das Wandern. 1927. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.
Münzner, Dr. Gerhard. Oeffentliche Meinung und Presse, eine sozialwissenschaftliche Studie. Verlag G. Braun, Karlsruhe.
Müsebeck, Ernst. Schleiermacher in der Geschichte der Staatsidee und des Nationalbewußtseins. 1927. Verlag Reimar Hobbing, Berlin.
Nawiasky, Prof. Dr. Hans. Grundprobleme der Reichsverfassung. Verlag Julius Springer, Berlin.
Nestriepke, Siegfried. Das Theater im Wandel der Zeiten. Verlag der Deutschen Buchgemeinschaft, Berlin.
Neumann, Alfred. Guerra. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
Niebergall. Im Kampf um den Geist. Verlag F. Bruckmann A.-G., München.
Ninck, Martin. Hölderlin-Eichendorff. Verlag Niels Kampmann, Heidelberg.
Olden, Peter Hans. Napoleon und Talleyrand. Verlag Ullstein & Co., Berlin.
O'Neill, Eugene G. Der haarige Affe. S. Fischer-Verlag, Berlin.
Opocensky, Jean. Der Untergang Oesterreichs und die Entstehung des tschechoslowakischen Staates. Verlag Orbis, Prag.
Otczipka, Hugo. Das Wesen Gottes im Lichte der Philosophie. Verlag G. A. Hugo Franz Nachf. Hedrich, Berlin.
Overbeck, Hans. Mulaiische Weisheit und Geschichte. Verlag Eugen Diederichs, Jena.
Pallière, Aimé. Das unbekannte Heiligtum. Welt-Verlag, Berlin.
Papert, Friedrich. Die deutsche Revolution im Kulturspiegel der Presse. Verlag C. V. Engelhard & Co., G. m. b. H., Hannover.
Papini, Giovanni. Ein fertiger Mensch. Allgem. Verlagsanstalt, München.
Paul, Jean. Sämtliche Werke. Erste Abtlg. Band I, II und Band VI. Zweite Abtlg. Band I. Verlag Hermann Böhlhaus Nachf., Weimar.
Pfister, Bernhard. Die Entwicklung zum Idealtypus. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.
Picard, Roger. Le Mouvement Syndical durant la Guerre. Les Presses Universitaires de France, Paris.
Pieper, Dr. August. Der Staatsgedanke der deutschen Nation. Volksvereinsverlag, M.-Gladbach.
de Pinedo, Francesco. Amerikaflug. Verlag Rascher & Cie. A.-G., Zürich.
Platzhoff, Prof. Dr. Walter. Geschichte des europäischen Staatensystems 1559—1660. Verlag R. Oldenbourg, München.
Pleyer, Kleo. Die Politik Nikolaus V. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart.
—„— Jugend und Reich. Eigenverlag des Bundes Jungdeutschland e. V., Berlin.
Pohl, Prof. Dr. Heinrich. Die belgischen Annexionen im Versailler Vertrage. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart.
—„— Philipps Zorn als Forscher, Lehrer und Politiker. Verlag J. B. C. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.
Pokrowski, W. N. Historische Aufsätze. Verlag für Literatur & Politik, Wien.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Heynen in Berlin W 10.
Für den Anzeigenteil: Erhard Fuchs, Potsdam.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW, Dorotheenstr. 65.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S 14, Dresdener Str. 43.

Die Schuldfrage in Frankreich während des Krieges

von Dr. Artur Rosenberg, Paris

Die französische Regierung tritt in diesen Tagen mit dem ersten Band ihrer Urkundensammlung zur Vorgeschichte des Krieges vor die Oeffentlichkeit. Wenn Frankreich nach langem Zögern — mit Ausnahme Italiens als letzte der großen Mächte — sich nun entschlossen hat, an die Oeffnung seiner Geheimarchive zu schreiten, ist dies auf zwei Umstände zurückzuführen: das Zwingende, das in dem Beispiel der anderen Staaten lag und die Wirksamkeit einer öffentlichen Meinung im eigenen Lande, die aktenmäßige Aufhellung der Entstehungsgeschichte des Krieges forderte.

Das Verlangen nach urkundlicher Klarstellung der Kriegsursachen, das in weiterer Folge zur Forderung nach Erschließung der Archive geführt hat, ist teils selbständig, aus Forschungs- und Wahrheitsdrang, ungleich häufiger jedoch im Zusammenhang mit den gegen den Krieg selbst gerichteten Bestrebungen erwachsen. — Der Krieg wurde von einem nicht unbeträchtlichen Teil der Bevölkerung, weiten Schichten der proletarischen Massen, im Gegensatz zu einem bereits tief verwurzelten politischen Anschauungsgebäude empfunden und nur in der Ueberzeugung hingenommen, daß er ausschließlich zu Abwehr und Verteidigung geführt werde. Die Bestrebungen, die sich gegen den Krieg selbst richteten, mußten also, um auf die Masse zu wirken, notwendigerweise danach trachten, die Vorstellung des defensiven Charakters des Krieges zu zerstören, mithin in den Beginn ihrer Tätigkeit die Frage nach den Ursachen des Konfliktes, nach der Kriegsschuld, verlegen.

Aus Anlaß des Beginnes der französischen Urkundenveröffentlichung soll nun ein erster Versuch[1]) unternommen werden, der Entstehung jener öffentlichen Meinung nachzugehen, die in ihrer späteren Entwicklung wesentlich zum Erscheinen der Publi-

---

[1]) Die Stellung der französischen Opposition zur Schuldfrage war bisher nicht Gegenstand zusammenfassender Untersuchung. Die als Quellen benutzten Flugblätter, Broschüren und Zeitungen meist im Kriegsarchiv von Vincennes vorhanden; Wichtiges, namentlich nichtzensurierte Presseexemplare nur im Privatbesitz der Beteiligten erhalten.

Wegen der zahlreichen Berührungspunkte sind die Darstellungen der gegen den Krieg gerichteten Bewegungen heranzuziehen: Jean Maxe, De Zimmerwald au Bolchevisme ou Le Triomphe du Marxisme pangermaniste, Paris 1920; Betrachtungsweise chauvinistisch, Darstellung nichtig, Quellenhinweise wertvoll. — Vom kommunistischen Gesichtspunkt die kleine Schrift Henri Guilbeaux', Le Mouvement socialiste et syndicaliste français pendant la Guerre 1914—1918. Préface de N. Lenine, Petrograd 1919.

kation beigetragen hat. Neben der Darstellung der Auffassungen, die der offiziellen Schuldthese entgegengesetzt wurden, soll die Bewegung gegen den Krieg selbst, die damit vielfach verbunden ist, Berücksichtigung finden, soweit dies zum Verständnis der ersten Erörterungen der Schuldfrage unerläßlich ist.

I.

Die kriegsfeindliche Bewegung in Frankreich war in den Jahren, die dem Krieg vorangingen, mächtig. Bedeutsame Auswirkung dieser Gesinnung für den Fall eines Krieges wurde gerade in unterrichteten Kreisen erwartet: Der französische Generalstab rechnete mit einem Ausfall bei den Einrückungen von 13 v. H. (Daß dieser Abgang sich auf nur $1^3/_4$ v. H. beschränkte, wird dem Umschwung in der Haltung der früher kriegsfeindlichen Schichten zugeschrieben.)

Träger der gegen den Krieg gerichteten Bestrebungen waren die beiden proletarischen Organisationen, Gewerkschaftsverband und sozialistische Partei[1]). Größere Wichtigkeit kam dem Gewerkschaftsverband zu; dies nicht so sehr wegen seiner zahlenmäßigen Stärke, als vielmehr wegen der — an französischen Parteiverhältnissen gemessen — straffen Zusammenfassung seiner Kräfte, vorzüglich aber wegen der unbedingten Eindeutigkeit und Schärfe seiner bisherigen Stellungnahme gegen den Krieg.

---

[1]) Für die militärfeindliche Bewegung der Vorkriegsjahre wichtig: Gustave Hervés „La Guerre Sociale". — Stellungnahme gegen den Krieg (bis einschließlich 1912) von Gewerkschaftsbewegung und sozialistischer Partei übersichtlich bei: L. Gravereaux, Les Discussions sur le Patriotisme et le Militarisme dans les Congrès socialistes, Paris 1913.

Gewerkschaftsbewegung. Quellen: Kongreßprotokolle (Confédération Générale du Travail. Compte rendu des travaux). Dazu die Sammlung von Dokumenten, zum dreißigjährigen Bestand der C.G.T. herausgegeben: La C.G.T. et le Mouvement syndical, Paris 1925, 699 Seiten. — Presse: „La Voix du Peuple", offizielles Organ des Gewerkschaftsverbandes, bei Kriegsbeginn eingestellt. „La Bataille Syndicaliste, seit 3. November 1915 als „La Bataille" weitergeführt. — Darstellungen: Roger Picard, Le Mouvement syndical durant la Guerre (Veröffentlichung der Carnegie-Stiftung), Paris 1927; grundlegend, auch für die Vorkriegszeit wichtig. — Paul Louis, Le Syndicalisme français d'Amiens à Saint Etienne (1906—1922), Paris 1924.

Sozialistische Partei. Quellen: Kongreßprotokolle (Parti Socialiste, S.F.I.O., Compte rendu sténographique). Die Protokolle über die während des Krieges abgehaltenen Kongresse sind nicht im Druck erschienen; gegenwärtig im Besitz der kommunistischen Partei. — Eine Sammlung der Beschlüsse und Erklärungen der Partei (jedoch nur der Mehrheit) vom 28. Juli 1914 bis 31. Dezember 1917 enthält: Pendant la Guerre. Le Parti Socialiste, „la Guerre et la Paix, Paris 1918. — Presse: „Humanité", Organ der Mehrheit. „Le Populaire" (seit 1. Mai 1916), Organ der Minderheitssozialisten. Wichtige Beiträge sozialistischer und gewerkschaftlicher Führer überdies in „Le Bonnet Rouge", „Le Journal du Peuple" (seit 9. Februar 1916) und „La Vérité" (seit 11. Dezember 1917). — Darstellung: Paul Louis, Historire du Socialisme en France, Paris 1925, grandlegend.

Am 1. Januar 1914 waren nach den Ausweisen, die von den Organisationen dem Arbeitsministerium vorgelegt wurden, 1 026 000 Arbeitnehmer gewerkschaftlich organisiert; von diesen wurden 803 000 in den Listen des Gewerkschaftsverbandes, der „Confédération Générale du travail" (C.G.T.) geführt. Doch wird die Zahl der wirklichen Mitglieder auf nur 400 000 geschätzt.

Die C.G.T. war seit ihrer Gründung, 1895, von revolutionären und anarchistischen Elementen stark durchsetzt. Mit dem Kongreß von Bourges, 1904, gewannen die revolutionären Einflüsse das Uebergewicht. — Schon seit der Tagung der Arbeitsbörsen von Nizza, 1901, bildete Bekämpfung des Krieges Gegenstand der Verhandlungen auf den gewerkschaftlichen Kongressen. Damals bereits wurde der allgemeine revolutionäre Ausstand als wirksamstes Mittel zur Verhinderung von Kriegen empfohlen. Verschiedene Entschließungen in diesem Sinne wurden auf den folgenden Kongressen gefaßt (Amiens 1906, Marseille 1908, Toulouse 1910, Le Havre 1912). Eine eindeutig bestimmte und für jedes Mitglied bindende Verpflichtung jedoch wurde erst auf dem außerordentlichen Kongreß in Paris, 14. und 15. November 1912, festgelegt: „Pflicht jedes Arbeiters ist es, dem Einberufungsbefehl nicht Folge zu leisten und sich bei seiner Organisation einzufinden, um von hier aus den Kampf gegen die einzigen Gegner, die Kapitalisten, aufzunehmen."

Als im Juli 1914 die Kriegsgefahr brennend wurde, stellte das führende Blatt der Gewerkschaftsbewegung „La Bataille Syndicaliste", der bisherigen Haltung getreu, sich an die Spitze der Bewegung gegen den Krieg. Am 26. Juli veröffentlichte es in großer Aufmachung unter der Ueberschrift „Nous ne voulons pas de guerre!" die Kampfansage gegen den Krieg: „Die Kongreßbeschlüsse treten in Kraft im Augenblick, da der Krieg erklärt ist. Pflicht der Arbeiterschaft ist es, jede Kriegserklärung unverzüglich mit dem allgemeinen revolutionären Ausstand zu erwidern!" — Am 27. Juli veranstaltete die „Bataille Syndicaliste" eine Straßenkundgebung gegen den Krieg. In dem Bericht heißt es: „Das Volk von Paris, das gesunde Volk, ist Herr der Straße!" (Augenzeugen bestätigen diesen Eindruck!) — Aehnliche Kundgebungen fanden gleichzeitig in allen größeren Städten Frankreichs statt. Einfluß dieser Bewegung auf den Gang der Ereignisse lag zweifellos im Bereich der Möglichkeit.

Doch in diesen Tagen setzte eine Fühlungnahme zwischen Regierung und Führern der proletarischen Kreise ein[1]). Der Ministerpräsident Viviani, früher viele Jahre Führer der sozialistischen Partei, mehr noch der freigesinnte Innenminister Malvy, beide anpassungsfähig und geschickt, waren geeignete

[1]) Vgl. L. J. Malvy, Mon Crime, Paris 1921.— François Albert, Le Procès Malvy, Paris 1919. — Raymond Recouly, Les Heures tragiques d'avant-guerre, Paris 1922 (Abschnitt Messimy).

Mittler. — Die Regierung bewilligte den Vertretern des Proletariats gewisse Forderungen, vor allem die bekannte Rücknahme der Truppen von der Grenze. Bei den Verhandlungen hatte das Kabinett ein wirksames Hilfsmittel zur Verfügung, den Hinweis auf das Carnet B.; diesem zufolge sollten am Tag der Mobilmachung 3000 Kriegsgegner, meist Führer der Gewerkschaftsbewegung, verhaftet werden. — Die Vertreter der proletarischen Organisationen erklärten, aus diesen Besprechungen die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Regierung einen Krieg nur führen werde, wenn dies zur Verteidigung des Landes unerläßlich wäre.

Ein völliger Stellungswechsel erfolgte. Am 30. veröffentlichte der Gewerkschaftsverband eine Kundgebung, die der neuen Haltung Bahn schaffen sollte: „Die Regierung hat das französische Volk hinter sich, wenn sie, wie es heißt, aufrichtig für den Frieden arbeitet." Die veränderten Umstände ermöglichten es Malvy am 31. Juli, als die Mobilmachung beschlossen wurde und damit gleichzeitig auch die Wirksamkeit des Carnets B. in Kraft treten sollte, mit Unterstützung Vivianis, vom Ministerrat die Aufhebung des Verhaftungsbefehls zu erreichen. Am folgenden Tage veröffentlichte der damals von Malvy unterrichtete „Bonnet Rouge" die Mitteilung von diesem Beschluß mit dem Hinzufügen, daß „die einwandfreien Erklärungen der entschlossensten Revolutionäre für die Regierung vollständig beruhigend sind". — Auch „La Bataille Syndicaliste" änderte ihre Haltung. Am 5. August schrieb das Blatt: „Das ist nicht ein Krieg eigensüchtiger Staatsmänner, die ahnungslose Herden gegeneinander treiben. Es ist der heilige Krieg überfallener Völker, die sich einmütig zur Verteidigung gegen die verhaßte Herrschaft des kaiserlichen Säbels erheben!"

Die wenigen treugebliebenen Kriegsgegner unter den Gewerkschaftern bezeichneten Furcht und Einschüchterung der Führer als Ursache des Gesinnungswechsels. Der Sekretär des Verbandes, Dumoulin — zwischen beiden Richtungen stehend —, erklärte in seiner Schrift „Les Syndicalistes Français et la Guerre" den tieferen Grund des Versagens der Bewegung damit, daß ihre Anhänger zwar zum Widerstand gegen den Militärdienst erzogen wurden, daß ihnen aber jene tiefere Schulung gegen den Geist des Krieges völlig mangelte, die allein zu Opferbereitschaft für die Friedensidee die nötige innere Kraft hätte bieten können. Jedenfalls aber hat die französische Gewerkschaftsbewegung, die den Kampf gegen den Krieg, jeden Krieg ohne Rücksicht auf seinen Charakter, in den Brennpunkt ihres Programms gestellt hatte, im entscheidenden Augenblick kapituliert.

Zahlenmäßig stärker als der Gewerkschaftsverband war die sozialistische Partei; sie verfügte 1914 in der Abgeordnetenkammer über 103 Stimmen, die 1 398 000 Wähler vertraten.

Doch diese Macht war mehr Schein, Ausdruck allgemeiner Unzufriedenheit und Ergebnis von Kompromissen. Auf zuverlässige Gefolgschaft, namentlich für radikalere Beschlüsse, konnten die Führer bei ihren Wählern nicht rechnen.

Auch war die Stellungnahme der Partei weder gleich einheitlich, noch gleich bestimmt wie die des Gewerkschaftsverbandes. Die verschiedenen Entschließungen gegen den Krieg, in denen der Wille der französischen Sozialisten Niederschlag und Ausdruck finden sollte, waren, in ihrer Gesamtheit betrachtet, widerspruchsvoll; im einzelnen waren sie, um überhaupt Annahme zu finden, so abgefaßt worden, daß sie der Ausdeutung weitesten Spielraum ließen. Schon deshalb konnten diese Beschlüsse nicht Grundlage für ein zielbewußtes Vorgehen bilden. Ueberdies zeigten die Abstimmungen meist starke Minderheiten für gemäßigtere Tendenzen.

Auch auf dem außerordentlichen Kongreß, der angesichts der bereits drohenden Kriegsgefahr, 14. bis 16. Juli 1914, in Paris zusammentrat, um Maßnahmen zur Abwendung des Krieges zu beschließen, wurde eine unverbindliche Formel zum Leitsatz erhoben: „Unter allen Mitteln, den Krieg zu verhindern und den Regierungen die Inanspruchnahme eines Schiedsgerichtes aufzuzwingen, erkennt der Kongreß als das geeignetste den allgemeinen Ausstand, der gleichzeitig in allen beteiligten Ländern ins Werk zu setzen ist — dazu die Agitation unter der Bevölkerung in ihren wirksamsten Formen.“ Der Hinweis auf die Gleichzeitigkeit der Aufnahme des allgemeinen Ausstandes in *allen* beteiligten Ländern war geeignet, im entscheidenden Augenblick den Rückzug zu ermöglichen. Doch auch diese von Jaurès verfaßte Resolution, die schon bei der Beschlußfassung vielfach nur als platonische Gebärde empfunden wurde, konnte nicht mehr als 1690 Stimmen auf sich vereinigen gegenüber 1174 Stimmen, die auf die weit gemäßigtere Fassung Compère-Morels entfielen.

Nicht stärker bindend war die Formel der internationalen sozialistischen Kongresse, wie sie 1907 zum ersten Male in Stuttgart beschlossen, 1910 in Kopenhagen und 1912 in Basel wiederholt wurde: „... Im Falle ein Krieg droht ... alles aufzubieten, um den Ausbruch mit allen jenen Mitteln zu verhindern, die je nach Schärfe des Klassenkampfes und der allgemeinen politischen Lage als die geeignetsten erscheinen; für den Fall aber, daß der Krieg dennoch ausbrechen sollte, für dessen rascheste Beendigung einzutreten ...“

Die Beschlüsse der führenden sozialistischen Organisationen in den letzten Julitagen zeigen, daß die französische Partei sich unbedingt zum Standpunkt nationaler Verteidigung bekannte und überzeugt war, daß die Regierung diese Grenze nicht überschreite: Am 27. Juli 1914 erklärte der ständige Parteirat in einer von Jaurès verfaßten Kundgebung: (Die Sozialisten)

„wissen, daß die französische Regierung in der gegenwärtigen Krise in völlig einwandfreier und aufrichtiger Weise Sorge trägt, die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zu vermeiden oder einzuschränken". Am folgenden Tage wiesen die sozialistischen Mitglieder der Kammer in einer Resolution darauf hin, daß der deutsche Imperialismus „seine Stunde für ein Unternehmen von beispielloser Brutalität als gekommen erachte". — Und am 2. August beschloß eine vieltausendköpfige Versammlung der sozialistischen Partei in Paris einstimmig eine Resolution, in der es hieß: „Wie wir immer erklärt haben, werden wir uns mit ganzer Macht und mit aller Willenskraft gegen einen Angriff auf das republikanisch und friedlich gesinnte Frankreich wenden; ein solcher Angriff wäre eine Gefahr für Menschheit und Zivilisation."

Gewerkschaftsverband und sozialistische Partei hatten für den nationalen Verteidigungskrieg Stellung genommen und damit jene Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg wieder aufgerichtet, die aus ihren Reihen früher mit der Begründung abgelehnt worden war, daß die Unmöglichkeit klarer Sonderung die Bekämpfung des Krieges überhaupt vereiteln würde. — Die Erwartungen, die sich an die frühere kriegsfeindliche Stellung der beiden proletarischen Organisationen knüpfen konnten, hatten sich als falsch erwiesen.

II.

Bei Kriegsausbruch war nicht nur jeder Gedanke an Widerstand gegen den Krieg geschwunden; mehr noch: restlose Einigkeit schien auch über die Ursache der Katastrophe zu herrschen, darüber, daß Frankreich überfallen wurde, die Mittelmächte, Deutschland vor allem, allein die Schuld am Kriegsausbruch trügen. In allen Kreisen wurde immer wieder erklärt — und die früheren Kriegsgegner empfanden besonders stark das Bedürfnis, es zu wiederholen —, daß der Krieg Frankreich „aufgezwungen" worden sei; es sei der „Krieg für die Freiheit", „für Zivilisation gegen Barbarei", „ein Kampf ums Recht", „ein Krieg, um den deutschen Militarismus zu zerschmettern", „den Völkern das Selbstbestimmungsrecht, den kleinen Nationen die Freiheit zu sichern"; vor allem aber sei es „der letzte Krieg, um den Krieg für ewige Zeiten zu vernichten".

Wochenlang erhob sich keine, auch keine einzige Stimme öffentlich gegen die Behauptung der deutschen Alleinschuld.

Wohl irrten damals schon einzelne Zweifler umher, die nach Gleichgesinnten suchten. Sie fanden jedoch nicht zueinander. Ueberschwang von Haß und Begeisterung zusammen mit der Wirksamkeit der Regierungsmaschinerie schuf einen Wall, der vorerst jeden Versuch eines Ausblicks scheitern ließ. Die Qualen seelischer Vereinsamung mitten im Taumel allgemeiner Begeiste-

rung, die oft zu Vorstellungen eigenen Wahnsinns führten, kehren in den Erzählungen aller Kriegsgegner der ersten Stunde wieder.

Eine einzige Gruppe erhielt sich von allem Anbeginn an, wenn auch zahlenmäßig stark zusammengeschmolzen, doch einheitlich und geschlossen gegen Krieg und Kriegsdoktrin; es war ein Kreis von Syndikalisten, die in der Monatsschrift „La Vie Ouvrière" ihren Mittelpunkt hatten. Monatelang waren es nur wenige Männer, unter ihnen Pierre Monatte, Alfred Rosmer und A. Merrheim. Auch sie waren vorerst zu Stillschweigen verurteilt; ihre Zeitschrift hatten sie bei Kriegsbeginn eingestellt; wochenlang blieben sie in völliger Unkenntnis gleichgerichteter Bestrebungen.

Ende September bot sich ihnen ein erster Ausblick auf zwei Kundgebungen gegen den Krieg: Im „Journal de Genève" vom 22./23. September hatte Romain Rolland seinen wunderbarmenschlichen Aufruf „Au-dessus de la Mêlée" erlassen. Am 24. stellte Martow in Hervés „Guerre sociale" fest, daß die sozialistischen Dumaabgeordneten einstimmig die Bewilligung der Kriegskredite verweigert hätten.

Rolland, den der Kriegsausbruch in der Schweiz überrascht hatte, konnte als erster Franzose es wagen, öffentlich zu erklären: „Jedes Volk hat mehr oder minder seinen Imperialismus." — Von dem Augenblick an, da Rolland seinen Aufruf veröffentlicht hatte, bildete er den Mittelpunkt einer wachsenden Gemeinde rein geistig gegen den Krieg gerichteter Menschen. Diese pazifistische und unpolitische Bewegung wurde jedoch überaus fruchtbar im gesamten Kampf, auch im politischen, gegen Krieg und Kriegsdoktrin. Die ersten Auseinandersetzungen für und gegen den Krieg wurden vielfach „für" und „gegen Rolland" ausgetragen[1]).

Die Zuschrift Martows entdeckte den Männern der „Vie Ouvrière" die Anwesenheit eines kleinen Kreises russischer Sozialisten in Paris, die gleich ihnen entschlossen waren, den Kampf gegen den Krieg aufzunehmen. Führer der Gruppe war zuerst Martow; als Ende November 1914 Trotzky nach Paris kam, wurde sein Einfluß vorherrschend. Die russische Gruppe gab seit 1. September 1914 unter ungeheuren Opfern eine Tageszeitung „Golos" heraus, die nach wiederholten Einstellungen unter verschiedenen Bezeichnungen, „Nasche Slowo", „Natschalo", „Nowaja Epoka", weitergeführt wurde.

„Rolland und Trotzky haben uns damals vor Ekel und Verzweiflung gerettet", erklärte Rosmer nach dem Kriege (Ankündigung des Wiedererscheinens der „Vie Ouvrière"). Die

[1]) Kennzeichnend: „L'Ecole (Emancipée)" in Marseille, Wochenschrift der Lehrergewerkschaft, die erste periodische Druckschrift, die im Kriege pazifistische Beiträge veröffentlichte (seit 3. Oktober 1914).

beiden Ereignisse gaben den Männern der „Vie Ouvrière“ neue Kraft. Sie konnten nun daran denken, den Kampf für ihre Ideen aufzunehmen. Als der Vorstand des Gewerkschaftsverbandes anfangs Dezember 1914 beschloß, eine Einladung zu einer Konferenz von Sozialisten der neutralen Staaten unbeantwortet zu lassen, erklärte Monatte seinen Rücktritt aus dem Vorstand. Seinen Schritt begründete Monatte in einem — mit Umgehung der Zensur — gedruckten Flugblatt, das er an alle beteiligten Kreise zur Versendung brachte. Hier heißt es: „Dieser Krieg, der von uns vorausgesehen und gefürchtet wurde, dieser Krieg, der von unseren nationalistischen Politikern gewollt und vorbereitet wurde, soll nun nach dem Wunsch der Mehrheit im Vorstand des Verbandes als Krieg für die Befreiung Europas gelten, als ein Krieg, der Deutschland die Freiheit und republikanische Verfassung bringen und den Militarismus in der ganzen Welt ein für allemal abschaffen soll! Welche Täuschung! — Dieser Krieg, für den der Mord in Sarajewo nur einen Vorwand bildet, hat seine wirklichen Ursachen im wirtschaftlichen Wettbewerb zwischen Deutschland und England und in der deutsch-slawischen Rivalität. — Das Bündnis mit Rußland, früher schon ein Schandmal für die französische Republik, hat unser Land in diesen Abgrund gestürzt, das Bündnis mit Rußland und die Marokkowünsche unserer ‚Kolonialisten‘! Der Kaiser hat den Zusammenstoß nur beschleunigt, seine Schuld ist größer als die irgendeiner anderen Regierung; doch auch die Regierungen von Frankreich, Rußland und England tragen keinen geringen Teil an der Schuld!“ — Es war das erstemal, daß in Frankreich in einer Druckschrift gegen die These der deutschen Alleinschuld Einspruch erhoben wurde. Welches Maß an Mannhaftigkeit und Geistesfreiheit in dieser Tat lag, kann nur ermessen, wer die ganze Haßleidenschaft jener Zeit sich wachzurufen vermag. Die Regierung zog es vor, um den Schein der „Union Sacrée“, der heiligen Einheit, zu bewahren, von einer Verfolgung abzusehen. Die Behörden beschränkten sich darauf, Monatte wenige Tage später für kriegsdiensttauglich zu erklären.

Ungefähr zur gleichen Zeit fand ein alleinstehender Zweifler der ersten Stunde den Weg in die Oeffentlichkeit: Georges Demartial. Weder pazifistische noch politische Gesinnung wirkte hier mit. Demartial, Direktor im Kolonialministerium, war bei den letzten Wahlen Vorsitzender eines Wahlausschusses für Poincaré. Im Kampf um die Verlängerung der Dienstpflicht trat er für die dreijährige Militärzeit ein, die als Vorbereitung für den Krieg betrachtet wurde. Lediglich die Beobachtung der Ereignisse weckte in Demartial von der ersten Stunde an Bedenken gegen die Richtigkeit der offiziellen These über die Kriegsursachen.

Monatelang konnte er nirgends Verständnis oder auch nur Gehör für seine Zweifel finden. Als die „Union pour la Verité“,

die durch die Freiheitlichkeit ihrer Diskussionen bekannt war, zum ersten Male nach Kriegsausbruch im November 1914 sich versammelte, glaubte Demartial hier das Forum zur Erörterung seiner Bedenken gegeben. Entrüstung antwortete ihm. Doch sein Versuch war nicht völlig fruchtlos geblieben. In Charles Gide, dem großen Nationalökonomen der Pariser Universität, fand er hier einen Mitkämpfer. Aus dieser Gemeinschaft entstand ein Jahr später (im Zusammenwirken mit anderen Faktoren) eine Gesellschaft zur wissenschaftlichen Erforschung der Kriegsursachen, die einzige Stätte vorurteilsfreier Behandlung der Schuldfrage während des Krieges in Frankreich.

So zeichneten sich Ende 1914 bereits die Anfänge jener Bewegungen ab, die sich gegen die offizielle Schuldthese wandten: die politische, die die Behandlung der Schuldfrage in den Dienst des Kampfes gegen den Krieg stellte, und die wissenschaftliche. Beide Bewegungen waren durch persönliche Bindungen vielfach verknüpft; hinter beiden stand in befruchtender Wirksamkeit jener pazifistische Idealismus, der in Rolland seinen Mittelpunkt hatte.

III.

Die bisherigen Versuche, die Schuldfrage aufzuwerfen, waren auf wenige Menschen beschränkt geblieben; die Oeffentlichkeit hatte davon keine Kenntnis erhalten. Erst durch die sozialistische Konferenz der Verbandsstaaten in London, 13. bis 14. Februar 1915, erfuhren weitere Kreise in Frankreich, daß eine Mitschuld des eigenen Landes überhaupt in Frage gezogen werden konnte.

Die französischen sozialistischen und gewerkschaftlichen Organisationen hatten in den wiederholten Kundgebungen, in denen sie bisher das Problem der Verantwortlichkeit berührten, ausnahmslos die deutsche Alleinschuld betont. Nun beschloß die Londoner Konferenz eine Resolution, in der es unter anderem hieß: „Die Konferenz verkennt durchaus nicht die allgemeinen tieferen Ursachen des europäischen Brandes. Er ist das ungeheuerliche Ergebnis jener Gegensätze, die die kapitalistische Gesellschaft zerfleischen, und jener aggressiven kolonialen und imperialistischen Politik, die die sozialistische Internationale ohne Unterlaß bekämpft hat, und für die alle Regierungen einen Teil der Verantwortung tragen.“ Für die Entschließung traten neben den russischen und englischen Delegierten von den Franzosen nur die Gewerkschafter Merrheim und Bourderon ein. Die übrigen Franzosen konnten gleich den Belgiern erst nach schweren Kämpfen und nur angesichts der Gefahr, die sozialistische Einheit selbst in dem engen Rahmen der Verbandsstaaten zertrümmert zu sehen, zur Annahme der Resolution gebracht werden. Schließlich aber trug diese Kundgebung doch die Unterschriften der führenden Sozialisten und Gewerkschafter Frankreichs, neben

anderen auch die des sozialistischen Ministers Marcel Sembat. (Der zweite sozialistische Minister, Jules Guesde, war durch Krankheit an der Teilnahme verhindert.) — Als der Inhalt der Resolution bekannt wurde, erhob sich in ganz Frankreich ein Sturm der Entrüstung; man schrie Verrat. Die Ablehnung des Grundsatzes der deutschen Alleinschuld bildete neben der Stellungnahme zur Frage Elsaß-Lothringens die Hauptursache der allgemeinen Empörung.

Sofort empfanden die sozialistischen Führer die Notwendigkeit, von der ohnedies nur aufgezwungenen Stellung wieder abzurücken. Einstimmig beschloß der Landesparteirat am 15. Juli 1915 eine Kundgebung, mit der die Londoner Resolution ausdrücklich widerrufen wurde: „In bezug auf die Londoner Erklärung... stellt der Landesparteirat vor der sozialistischen Welt neuerdings fest, daß Frankreich keine Schuld an dem Konflikt trägt, der den Krieg über Europa heraufbeschworen hat. Frankreich hat sich lediglich gegen einen vorbedachten Angriff des deutschen Imperialismus verteidigt..."

Doch die Londoner Erklärung war nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Die hier enthaltene Formel über die Verantwortlichkeit für den Krieg traf die These vom Verteidigungskrieg, jene Konzeption, die nach Vorstellung der Beteiligten für die Stellungnahme zum Kriege entscheidend war. Die Formel kam der mit zunehmender Dauer des Krieges wachsenden Kriegsmüdigkeit eben zurecht: sie bestärkte die Entschlossenen unter den Kriegsgegnern; für die Zaghaften bildete die Erklärung, mehr noch die Tatsache ihrer Fertigung durch einen aktiven Minister eine Deckung, die ihre Angriffe erleichterte. So stand die Londoner Formel längere Zeit im Ausgangs- und Brennpunkt der Kämpfe gegen Krieg und Kriegsdoktrin, bis später neue und kräftigere Impulse sie ablösten.

Im Frühjahr 1915 zeigten sich in beiden großen proletarischen Organisationen die ersten Anfänge eines Zersetzungsprozesses, rascher und tiefer wirksam in der Gewerkschaftsbewegung, langsamer und schwächer in der sozialistischen Partei. Ueberall setzte eine Gegenströmung ein, vorerst kurzweg als Minderheitsbewegung bezeichnet, für die Anerkennung der „geteilten Kriegsschuld" ein grundlegender Programmpunkt war.

Nach Einberufung Monattes war Merrheim Führer der gegen den Krieg gerichteten Bewegung im Gewerkschaftsverband. Am 1. Mai 1915 ließ er das Blatt des Metallarbeiterverbandes, dessen Sekretär er war, „L'Union des Métaux" zum ersten Male nach Kriegsausbruch wieder erscheinen. Im einführenden Aufsatz erklärte er: „Dieser Krieg ist das Ergebnis der aggressiven kolonialen und imperialistischen Politik (von der Zensur unterdrückt: an der alle Regierungen mitschuldig sind), so wie dies die Konferenz von London am 14. Februar 1915 selbst anerkennen mußte... Wenn man uns erklärt, daß nur der preußische

Militarismus Ursache des Krieges sei, so erwidern wir, daß es einen imperialistischen Militarismus in ganz Europa, in der ganzen Welt gegeben hat, der aus den Bestrebungen aller Regierungen hervorgegangen ist. Sie alle tragen gleiche Schuld am Kriege!" — Eine gleichkühne Sprache war bisher in der Presse Frankreichs nicht versucht worden.

Zusammen mit Bourderon vermochte Merrheim im Ausschuß des Gewerkschaftsverbandes die Einberufung einer Gewerkschaftskonferenz für 15. August 1915 zu erwirken. Hier schlug er eine Resolution vor, in der es hieß: „Wenn es gegenwärtig auch offenbar ist, daß Oesterreich und Deutschland den Angriff unmittelbar eröffnet haben, kann die Konferenz doch nicht übersehen, daß der Krieg das Ergebnis der wirtschaftspolitischen Kämpfe ist, die seit langem im Schoß der kapitalistischen Gesellschaft heranreiften. An diesen Kämpfen hat jeder der kriegführenden Staaten ein erdrückendes Maß unmittelbarer Schuld: Frankreich durch sein Marokkoabenteuer..." — Diese Entschließung konnte bereits 27 Stimmen gegenüber den 75 der Mehrheitsresolution erreichen.

Als die erste internationale sozialistische Konferenz während des Krieges, 5. bis 8. September 1915, sich in Zimmerwald versammelte, waren es wieder nur die beiden Gewerkschafter Merrheim und Bourderon, die Frankreich vertraten. In einer gemeinsamen Kundgebung der deutschen und französischen Teilnehmer wurde erklärt, daß der Krieg durch die „imperialistische und Kolonialpolitik aller Regierungen" verschuldet worden sei. Eine gleiche Erklärung wurde auch in der allgemeinen Kundgebung der Konferenz wiederholt[1]).

Im November suchten die Herausgeber der „Vie Ouvrière" ihre Anhänger wieder zu sammeln. Alfred Rosmer brachte seit 1. November 1915 an Stelle der Zeitschrift „Briefe an die Abnehmer der Vie Ouvrière" zur Versendung, die unter Umgehung der Zensur gedruckt wurden. Im ersten dieser Briefe schrieb Rosmer: „Die Erklärungen die (die Regierungen) dem Kriege gaben, waren falsch... Auch wenn man sich an die unmittelbaren Kriegsursachen hält, kann doch die Prüfung der diplomatischen Urkunden der Verbandsstaaten die Behauptung nicht rechtfertigen, Deutschland allein habe den Krieg gewünscht und herbeigeführt."

In der sozialistischen Partei nahm die Gegenbewegung ihren Ausgang vom Verband des Departements Haute-Vienne. Mit einer Kundgebung vom 15. Mai 1915 erklärt sich diese Organisation gegen die Haltung der Parteileitung. Rasch breitete sich die Bewegung in den südlichen Provinzen aus, die seit je durch

[1]) A. Balabanoff, Die Zimmerwalder Bewegung 1914—1919, Leipzig 1928. — Dazu: La Conférence socialiste internationale de Zimmerwald. Compte rendu officiel précédé d'une introduction signée Merrheim et Bourderon, „Pourquoi nous sommes allés à Zimmerwald?"

ihre revolutionären Neigungen bekannt waren. Neben dem „Populaire du Centre“ in Limoges, der Hauptstadt des Departements Haute-Vienne, wurden „Le Droit du Peuple“ in Grenoble und „Midi Socialiste“ in Toulouse Sammelstellen der gegen den Krieg gerichteten Kräfte. Als Ende Dezember der erste sozialistische Parteitag seit Kriegsbeginn zusammentrat, verfügte die Minderheitsbewegung, die unter Führung von Longuet und Pressemane stand, bereits über ein Drittel der Stimmen. Doch ein letztes Mal noch gelang es vermittelnden Einflüssen angesichts der Gefahr einer Spaltung der Partei, die bereits tief reichenden Gegensätze nach außen zu verhüllen. Die Anhänger der Minderheitsbewegung stimmten mit der Mehrheit für eine Resolution im Sinne des Kriegssozialismus.

Das Jahr 1916 brachte Höhepunkt und Verfall des Interesses für die Schuldfrage. Die Beschäftigung mit dem Problem übte eine Anziehungskraft aus, die mit Gründen rationeller Art nicht restlos erklärt ist; für manche schien die Frage außer dem Reiz des Neuen auch „das Geheimnis des Krieges“ zu bergen. Die Erörterung der Schuldfrage drang aus engen Grenzen in die weite Oeffentlichkeit.

Die Scheidung zwischen Gewerkschaftern und Sozialisten verlor an Schärfe. Stellungnahme zu den durch den Krieg aufgeworfenen Problemen wurde vielfach, namentlich in radikalen Kreisen, das zusammenfassende Merkmal. Unter der Nachwirkung der Zimmerwalder Tagung gründete Merrheim im Januar 1916 das „Comité pour la Reprise des Relations Internationales“, auch kurzweg Zimmerwalder Komitee, das unterschiedlos Gewerkschafter und Sozialisten umfaßte. Im Sinne der Zimmerwalder Bewegung stellte das Komitee sich zur Aufgabe, die Beziehungen zwischen den Proletariern aller Länder wiederherzustellen, den Klassenkampf zu erneuern und den Krieg zu bekämpfen. Hier war alsbald der Sammelplatz der aktivsten gegen den Krieg gerichteten Kräfte.

Auch die Zimmerwalder stellten in den Beginn ihrer Tätigkeit die Beschäftigung mit der Schuldfrage. In der ersten Schrift einer Reihe „Les Socialistes de Zimmerwald et la Guerre“ wurde erklärt: „Aus den Urkunden geht hervor, daß Frankreich unter allen Umständen angegriffen hätte. Frankreich ist also nicht gegen seinen Willen durch die deutsche Kriegserklärung in den Krieg hineingezogen worden, vielmehr durch seine imperialistische Politik, die es zusammen mit den Anleihen an Rußland gebunden hatte. Weil Deutschland mit Sicherheit wußte, daß Frankreich nicht neutral bleiben werde, mußte es mit schicksalhafter Notwendigkeit aus militärischen Gründen einen Schritt unternehmen, dessen Aufschiebung ihm verhängnisvoll werden konnte.“ — Hier jedoch diente die Behandlung der Schuldfrage nicht so sehr der Klarstellung der Verantwortlichkeit für den Krieg, als vielmehr, im Sinne der Zimmerwalder Gedanken-

gänge, der Beweisführung, daß einwandfreie Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg unmöglich sei, und daß mithin auch der Verteidigungskrieg zu verwerfen sei, soll die Kriegsgefahr wirksam bekämpft werden.

Wenn die Zimmerwalder zu propagandistischen Zwecken fallweise auch später noch auf die Schuldfrage zurückkamen (zu vergleichen Abschnitt IV), war ihre Doktrin gegen den Krieg doch so durchgebildet, die geistige Atmosphäre ihrer Anhänger bereits soweit vorbereitet, daß sie auf die Erörterung der Frage als eines Hilfsmittels zur Bekämpfung des Krieges verzichten konnten. Die Behandlung des Schuldproblems ging auf gemäßigtere Kreise der proletarischen Bewegung, die Minderheitssozialisten (im engeren Sinne) über.

Der Versuch, die tiefen Unstimmigkeiten in der sozialistischen Partei zu verschleiern, hielt nur kurze Zeit vor. Bereits wenige Tage nach dem Kongreß, am 11. Januar 1916, veröffentlichte Longuet im „Bonnet Rouge" einen Aufsatz „Das Erwachen des Sozialismus", in dem der Bruch zwischen Mehrheits- und Minderheitssozialisten auch nach außen Bekundung fand. Von nun ab stimmten die beiden Richtungen getrennt. Während die Minderheitssozialisten bei der ersten Abstimmung nach der Spaltung erst über ein Drittel der Mandate verfügten (Landesparteirat, 9. April 1916; 960: 1996), konnten sie zu Ende des Jahres die Mehrheitssozialisten an Stimmenzahl fast erreichen (Landesparteitag, 29. Dezember; 1467 : 1537).

Die Minderheitssozialisten waren für den Krieg der nationalen Abwehr; sie waren jedoch auch für seine rascheste Beendigung, sobald die Erfordernisse der Landesverteidigung es zuließen. Solche Begrenzung erforderte Beschäftigung mit der Schuldfrage, doch auch Auseinandersetzung mit dem Begriff des Verteidigungskrieges in den verschiedenen Phasen der Entwicklung. Die weiten Möglichkeiten der Ausdeutung liegen klar zutage. Mit Leidenschaft wurde die Diskussion geführt; selbst in den kleinsten Teilverbänden nahm die Behandlung der Schuldfrage weiten Raum ein. Zusammenfassenden Ausdruck der Minderheitsbestrebungen gab ein Rundschreiben, das 31 Abgeordnete der Bewegung im November 1916 zur Vorbereitung für den bevorstehenden Landesparteitag veröffentlichten; dieses Dokument besitzt programmatische Bedeutung. Hier erklärten die Abgeordneten der Minderheit: „Wir sind nicht einverstanden mit der Mehrheit: Erstens in der Schuldfrage. . . . Wir wiederholen heute das, was auf der Londoner Konferenz mit völliger Zustimmung derjenigen Männer erklärt wurde, die die Partei als ihre Vertreter in die Regierung entsandt hat."

Mit den Vorgängen in Rußland brachte das Jahr 1917 der Minderheitsbewegung eine mächtige Erstarkung. Verwirklichung ihrer Bestrebungen schien in greifbare Nähe gerückt.

Doch in dem Maße, in dem ihre Politik reale Formen annahm, verlor sich — wie früher in der Zimmerwalder Bewegung — jetzt auch hier das Interesse an der Erörterung der Schuldfrage.

Das Problem, das kurze Zeit zuvor die Gemüter so leidenschaftlich erregt hatte, wurde kaum mehr erwähnt. Die einzige Gelegenheit, bei der die Frage einmal noch eingehende Erörterung fand, wurde durch äußere Umstände veranlaßt: es war, als das skandinavisch-holländische Komitee, das die internationale Sozialistentagung in Stockholm vorbereitete, die Landesorganisationen zur Stellungnahme in der Schuldfrage aufforderte. Die französische Partei berief sich nun, im August 1917, in ihrer Gesamtheit auf jene Londoner Formel, die sie zwei Jahre zuvor einstimmig widerrufen hatte.

Die politische Bewegung der Schulderörterung war für den Rest des Krieges verstummt. Nach dem Kriege flammte sie mit vervielfachter Kraft empor, auch jetzt wieder in jäh ansteigender Heftigkeit. Ganz Frankreich war 1922 von ihrer Diskussion erfüllt. Doch auch jetzt wieder verlor sich sehr rasch das politische Interesse an der Frage.

IV.

An Umfang ungleich geringer als die politische war die wissenschaftliche Opposition in der Schuldfrage. (Die Bezeichnung wissenschaftlich im Hinblick auf die Methoden angewendet; Berufshistoriker gehörten der Bewegung nicht an.)

Nach dem mißglückten Versuch in der „Union pour la Verité" verlegte Demartial seine Bemühungen um Klarstellung der Schuldfrage in den Rahmen der Liga für Menschenrechte. Die Voraussetzungen waren hier günstiger. Die Erörterung des Schuldproblems nahm in der Tätigkeit der Liga weiten Raum ein. Eine Anzahl der Mitglieder war bestrebt, in ihren Diskussionen sich von den herrschenden Vorurteilen freizuhalten, am eifrigsten Mathias Morhardt, Sekretär und Mitgründer der Liga, Redakteur des „Temps". Als jedoch diese Gruppe sich von der großen Mehrheit in ihrer freien Entfaltung beengt fühlte, gründete sie auf Anregung Morhardts unter initiativer Mitwirkung Demartials und Gides im Januar 1916 eine Gesellschaft, die sich ausschließlich der Behandlung des Problems widmen sollte, die „Société d'études documentaires et critiques sur la guerre". Eine Anzahl führender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ohne Unterschied der Parteistellung (so General Percin, Universitätsprofessor Prenant) gehörten der Gesellschaft an. Morhardt war ihr Präsident. In den regelmäßigen Diskussionen (die nur im Sommer 1917 durch polizeiliche Maßnahmen eine Unterbrechung erfuhren) wurden die Probleme der Verantwortlichkeit für den Krieg mit einer Ein-

dringlichkeit und Unbefangenheit behandelt, von der die erhaltenen Protokolle Zeugnis ablegen. Zusammenfassenden Ausdruck dieser Erörterungen gibt eine Schrift „Qui a entraîné la France dans la guerre", die Michel Alexandre, Sekretär der Gesellschaft, im Dezember 1916 in der Schriftenreihe des Zimmerwalder Komitees (anonym) erscheinen ließ. Während des Krieges blieb es auf französischer Seite der wichtigste Versuch unbefangener Darstellung der Schuldfrage. Alexandre führt aus: „Seit zweiundeinhalb Jahren gilt es bei uns als Glaubenssatz, daß der Krieg durch einen Angriff Deutschlands, zuerst gegen Rußland, dann gegen Frankreich verursacht worden sei. Dank der Zensur, dank der Willfährigkeit der Presse und der offiziellen Wissenschaft ist jede ernsthafte Erörterung der wahren Kriegsursachen dem französischen Volke verboten. Man verbirgt ihm sogar, daß es ein solches Problem gibt. Doch eine redliche Prüfung der Urkunden in allen freien Ländern, besonders in England, hat die vorurteilsfrei Denkenden zu einigen sehr klaren Schlußfolgerungen geführt, deren Kenntnis uns in frivoler Weise vorenthalten werden soll.

„Wie schwer auch Deutschlands Schuld sein mag, so ist doch weder Frankreich noch Rußland durch einen deutschen Angriff in den Krieg gezogen worden. Bis zum letzten Tag stand es der französischen Regierung frei, dem Krieg fernzubleiben. Doch vom ersten Tag an hat es den Weg gewählt und sich dafür entschieden, in den Krieg einzugreifen, um Rußland zu unterstützen. Es war mithin keineswegs der militärische Angriff Deutschlands, der frühestens am 2. August erfolgt ist, sondern unser Geheimvertrag mit dem zaristischen Rußland, unser russisches Bündnis, und dieses allein, das den Eintritt Frankreichs in den Krieg verursacht hat.

„Wenn Rußland aufrichtig nur die Rettung Serbiens gewünscht hätte, hätte es sicher nicht an einen Angriff gegen Oesterreich gedacht. Nach den Zusicherungen, die Oesterreich bereits gegeben hatte, hätten die Großmächte in friedlicher Weise es erreichen können, daß Boden und Unabhängigkeit Serbiens geachtet werden. Doch am 31. Juli, mitten während der Verhandlungen, befiehlt die russische Regierung plötzlich — der französischen Unterstützung gewiß — die allgemeine Mobilmachung, ohne daß irgendein Umstand diese Maßnahmen rechtfertigen oder auch nur erklären konnte. Diese Mobilmachung ist gegen Deutschland gerichtet, das an dem Konflikt bisher überhaupt noch nicht unmittelbaren Anteil genommen hat.

„Die österreichische Kriegserklärung an Serbien war das erste Attentat auf den europäischen Frieden; doch das zweite, weit schwerere, war die allgemeine russische Mobilmachung. Und dieses Attentat wurde wissentlich begangen. Bereits am 25. Juli hatte der englische Botschafter amtlich die russische Regierung verständigt, daß im Hinblick auf die strategischen

Vorkehrungen Deutschlands eine allgemeine russische Mobilmachung wahrscheinlich das Zeichen für den Ausbruch des europäischen Krieges wäre. Obwohl die russische Regierung über die Folgen ihres Vorgehens unterrichtet war, kehrte sie sich nicht daran; dies geschah scheinbar, ohne daß die Regierungen Frankreichs und Englands befragt worden wären.

„Unter dem Druck Deutschlands gibt Oesterreich am 31. Juli nach und erklärt sich endlich einverstanden, den Streitfall mit Serbien einem Schiedsgericht zu unterwerfen, wenn Rußland demobilisiert. Der Friede ist gesichert. Serbiens Schicksal liegt in den Händen Europas. Die russische Regierung hat auch nicht den Schatten eines Vorwandes mehr, die Mobilmachung, besonders gegen Deutschland, aufrechtzuerhalten. Will es aus Prestigegründen dem eben überreichten deutschen Ultimatum nicht nachgeben, braucht es nur die Aufforderung der englischen Regierung aufzugreifen, die ebenfalls zu erwägen bittet, ob Rußland nicht demobilisieren könnte, jetzt, nachdem Oesterreich doch die Vermittlung angenommen hat. Nichts dergleichen. Die Regierung des Zaren lehnt ab, die Mobilmachung einzustellen und wählt so mit Ueberlegung für Rußland, Frankreich und Europa den Krieg.

„Von der Gefahr eines Zweifrontenkrieges beeinflußt, hat Deutschland ein Verbrechen begangen, indem es auf die allgemeine russische Mobilmachung mit der Kriegserklärung erwiderte. Doch die russische Regierung hat bewußt sich das Verbrechen zuschulden kommen lassen, diese Kriegserklärung herauszufordern. Die Zuhaltung des Geheimvertrages mit Rußland hat Frankreich in den Krieg gestürzt." — Methode und Ergebnisse der „Société d'études" werden aus dieser Zusammenfassung deutlich.

Nach Aufhebung der Zensur, Oktober 1919, nahm die Tätigkeit der Gesellschaft beträchtliche Entfaltung. Doch hat die wissenschaftliche Bewegung an Intensitätskapazität niemals die politische erreicht. Unabhängig aber von der Gunst politischer Verhältnisse war die wissenschaftliche Forschung stetiger in der Wirksamkeit; ihre wichtigsten Führer sind bis zur Gegenwar für ihre Ueberzeugung tätig geblieben. In ihrem Radikalismus konnte die Bewegung niemals unmittelbar Berührung zu den Regierungskreisen gewinnen; doch dieser Radikalismus nährte mit seinem Feuer jene gemäßigten Tendenzen, die ihren Einfluß auf die Erschließung der Archive später erfolgreich geltend machten[1]).

* * *

[1]) Wirkungsvoll, vielleicht entscheidend war die Agitation der Liga für Menschenrechte; ihr gehörten die führenden Mitglieder der Société d'Etudes an. Über die Interventionen der Liga bei Regierung und im Parlament bieten reichliches Material die „Cahiers des Droits de l'Homme", 1920 bis 1927.

So verschieden beide Bewegungen in Ursprung und Entwicklung waren, eine gemeinsame Antriebskraft liegt ihnen zugrunde: Die Sorge um den Menschheitsgedanken. — Merrheim, der beiden Bewegungen angehörte, hat es am einfachsten zum Ausdruck gebracht (Sitzung der Société, 30. April 1916): „Jene, die immer wieder behaupten, Deutschland allein sei schuld am Kriege, begehen ein Verbrechen. Sie entfesseln den Haß für Gegenwart und Zukunft." — Wenn nun, nicht zuletzt als ferne Auswirkung der ersten Kämpfe gegen die Schuldthese, die Pforten der französischen Archive sich öffnen, ist zu wünschen, daß das Ziel jener Bestrebungen Erfüllung finde: Klärung der Schuldfrage im Interesse einer Befriedung der Völker.

***

Probleme des internationalen Verkehrsrechts

von Geh. Justizrat Dr. Heinrich Dove

Der Staat ist in unserer modernen Kulturwelt der Hauptträger der Rechtsentwicklung. Aber sein Wirkungskreis ist örtlich umgrenzt. Die Wirtschaft dagegen gestaltet sich besonders unter dem Einfluß der technischen Vervollkommnung der Verkehrsmittel immer mehr international, so daß der Begriff der Weltwirtschaft uns immer geläufiger wird. Das bedingt dann wieder rechtliche Entwicklung, die von einheitlichen Gesichtspunkten beherrscht wird. Zwischen souveränen Staaten bedarf es dazu vertragsmäßiger Vereinbarung unter ihnen. Es können aber auch die Wirtschaftskreise selbst, sofern sie international oder nach Ländergruppen organisiert sind, Vereinbarungen treffen, die sie durch sozialen und wirtschaftlichen Zwang durchsetzen, soweit ihnen die Mittel dazu zur Verfügung stehen. Hier ist natürlich wieder die Entwicklung der Verkehrsmittel durch Ausgestaltung der Technik von wesentlichem Einfluß. Aber die Zerreißung des normalen Zusammenhangs zwischen den Einzelgebieten durch kriegerische Zusammenstöße stellt immer wieder die Durchführung der vereinbarten Maßnahmen in Frage. Damit gewinnt das Völkerrecht erhöhte praktische Bedeutung. Kurz: eins greift ins andere. Werfen wir einen Blick auf das Meer! Es entzieht sich der einseitigen Beherrschung, aber seit Hugo Grotius sein „mare liberum" zur Verteidigung des freien Handels nach Ostindien veröffentlichte, ist die Freiheit der Meere ein vielumstrittener und in Kriegszeiten mit immer verschärften Mitteln der Technik in sein Gegenteil umgewandelter Begriff. Schon am 24. Juli 1870 veröffentlichte Rudolf Löwenstein im Kladderadatsch ein Gedicht, das mit dem Verse beginnt:

„Verlöscht die Leuchten, die mit mildem Lichte
Vor Klippen warnten und zum Hafen riefen!
Nacht überm Meere! — Mit grinsendem Gesichte
Der Opfer harrt die Gottheit schon der Tiefen."

Aber erst der Weltkrieg hat uns die Furchtbarkeit einer vor keiner rechtlichen wie moralischen Schranke zurückschreckenden Seekriegführung zu Gemüte geführt, und wenn auch seitdem die Stimmen für international-rechtliche Abmachungen unter den Seemächten sich stärker haben vernehmen lassen, so ist es doch richtig, was Professor Dr. Hans Wehberg in der Morgenausgabe der Nr. 725 der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 17. April d. J. des näheren ausführt, daß das Problem der Freiheit der Meere heute noch genau so umstritten ist wie vor dem Weltkriege. Im letzten Kriege erklärte die britische

Admiralität am 3. November 1914 die ganze Nordsee als Kriegsgebiet; vom 18. Februar 1915 ab Deutschland die Gewässer um Großbritannien und Irland einschließlich des englischen Kanals ebenso. Dann begann der U-Boot-Krieg. Damit war der noch in der Londoner Deklaration von 1909 näher umgrenzte und geregelte Unterschied zwischen absoluter und relativer Kontrebande bedeutungslos geworden. Auch die Eindämmung des Seebeuterechts durch die Pariser Deklaration von 1856 war damit praktisch aus den Angeln gehoben. Aber auch in Friedenszeiten ist die Abgrenzung der „See" besonders gegenüber den Flußmündungen, Watten, Föhrden, Bodden in Theorie und Praxis bestritten und zweifelhaft, und auch die „Verkehrsanschauung" der Seefahrerkreise, auf die die Rechtsprechung des R.G. in einzelnen Fragen zurückgreift (Entsch. 13, 72, 32, 106), durchaus nicht einheitlich. Will man sich die Fragen vergegenwärtigen, für die die Abgrenzungen in Betracht kommen, so braucht nur beispielsweise auf das Frachtrecht, die Seeversicherung und ähnliche Materien verwiesen zu werden. Aber auch der Fischfang der Grönlandfahrer und der Südseefahrer für Walfischfang und Robbenschlag gelten als Seeschiffahrt und ihre Fahrzeuge als Kauffahrteischiffe (R.G. 32, S. 106). Das ist vor allem für die Behandlung der Seeunfälle wesentlich. Auch hier reichen sich internationales und nationales Recht die Hand. Die Ratifikation des Uebereinkommens zur einheitlichen Feststellung von Regeln über die Hilfeleistung und Bergung in Seenot und zur einheitlichen Feststellung von Regeln über den Zusammenstoß von Schiffen vom 23. September 1910 durch Deutschland ließ lange auf sich warten, sie erfolgte erst im Februar 1913. Denn sie bedurften der Ergänzung durch ein deutsches Reichsgesetz, das wesentliche Aenderungen des vierten Buchs des Handelsgesetzbuchs vorsah.

Gehen wir nun von der staatlichen und zwischenstaatlichen Betätigung der Staatsgewalten auf die Abmachungen der privaten Wirtschaftskreise über. Hier mag das Gebiet der Befrachtung als Beispiel herausgegriffen werden. Wie weit gehen die Verpflichtungen des Verfrachters, des Schiffers, des Verkäufers und Käufers bei der Uebergabe und Empfangnahme der Güter, ihrer Unterbringung an Bord, ihrer Versicherung usw. Der Verkehr liebt kurze schlagwortartige Vereinbarungen durch Klauseln, er nimmt sich nicht die Zeit zu ausführlichen Abmachungen. So haben sich im internationalen Verkehr eine Reihe von Klauseln eingebürgert. Die wichtigsten sind im internationalen Seeverkehr die cif- und die fob-Klausel („Kosten, Versicherung und Fracht" und „Frei an Bord"). Dazu kommen andere wie „Franko Waggon", „franko Bestimmungsort". Man ging davon aus, daß die Auffassung der Fachkreise in den verschiedenen Ländern über die Umgrenzung der beiderseitigen Rechte und Pflichten, welche diese Klauseln auferlegten, sich

im wesentlichen deckten. Aber weit gefehlt! Unzählige Rechtsstreitigkeiten zeigten die Verschiedenheit der nationalen wie der berufsmäßigen Auffassungen. Das bezieht sich nicht nur auf den Verkehr zwischen verschiedenen Ländergebieten. Ich fand bei Verhandlungen mit den maßgebenden Hanseatischen Wirtschaftsorganisationen, daß ihre Auffassung in manchen Punkten der englischen näherstand als der binnen-deutschen. Man kam zu dem Resultat, daß vor allem eine wissenschaftlich-praktische Vorbereitung nötig sei. Von den bestehenden internationalen Vereinigungen waren es vor allem die International Law Association und die Internationale Handelskammer, die durch Rundfragen, Verhandlungen der Landesgrupppen, gemeinsame Beratungen auf ihren Kongressen eine Klärung und Einigung herbeizuführen suchten.

Aber das Resultat war die Feststellung zahlloser örtlicher wie wirtschaftsberuflicher Differenzen in der Auffassung. Die Internationale Handelskammer hat dann in verdienstlicher Weise in Tabellenform die Resultate ihrer Erhebungen zusammengestellt und veröffentlicht. Der Wiener Kongreß der International Law Association von 1927 hat den Entwurf eines staatsvertragsmäßigen Uebereinkommens besonders über die Frage, welches territoriale Recht im Einzelfall entscheiden soll, entworfen. Prinzipiell hat man sich für das Recht des Verkäufers entschieden, für das des Käufers in dem Falle, daß die Ware sich in seinem Lande befindet, oder der Verkäufervertreter dort eine Niederlassung hat und im eigenen Namen kontrahiert. Die Haager Konferenz zur Kodifizierung des internationalen Privatrechts von 1928 hat einen ihrer Ausschüsse mit der Ausarbeitung eines Entwurfs für einen internationalen Vertrag beauftragt.

Gehen wir vom See- zum Binnenschiffahrtsrecht über. Auch die Flüsse kümmern sich in ihrem natürlichen Lauf nicht um die Landesgrenzen. Anderseits sind sie dem Einfluß der Staatshoheit und der technischen Einwirkung auf die Fahrstraße ihres Bettes in weit höherem Grade zugänglich als das Meer. Die Verbesserungen der Fahrrinne kommen aber auch den Ober- und Unterliegern zugute. Damit ergeben sich Schwierigkeiten in bezug auf die zu erhebenden Abgaben. Der Begriff der natürlichen und künstlichen Wasserstraße kann nach verschiedenen Merkmalen abgegrenzt werden. Auch der innere Verkehr wird von diesen Unterscheidungen berührt. Der Streit um die Erhebung von Schiffahrtsabgaben in Deutschland beweist es. Von der Eisenbahn unterscheidet sich die Wasserstraße dadurch, daß sie keinen Monopolbetrieb bedingt. Kurz, es wimmelt auch hier von Zweifels- und Streitfragen. Aber bleiben wir beim internationalen Recht. Auf Veranlassung des Völkerbundes hat sich die commission consultative et technique des communications et du transit mit der Vereinheit-

lichung der Binnenschiffahrtsrechte beschäftigt. Für die Rheinschiffahrt gab es bereits eine internationale Zentralkommission, bestehend aus Vertretern der Anliegerländer. Auf deutscher Seite war es vor allem der verstorbene Oberlandesgerichtspräsident Dr Mittelstein in Hamburg, der sich für die Internationalisierung des Binnenschiffahrtsrechts einsetzte. Die Zentralkommission hat 1927 den Entwurf einer Uebereinkunft über die Schiffszusammenstöße im Binnenverkehr zusammengestellt; ebenso über die dinglichen Rechtsverhältnisse an Binnenfahrzeugen, bei denen die Registereintragung von entscheidender Bedeutung, besonders für die Frage, welches Recht zur Anwendung kommen soll, ist. Das für den Frachtvertrag wichtige Konnossementsrecht harrt noch der Behandlung.

Inzwischen hatte sich in unserm Jahrhundert die drahtlose Telegraphie entwickelt, und jeder Tag fast bringt neue Resultate. Auch hier hat die international-rechtliche Behandlung Platz gegriffen. Zunächst standen die Beziehungen zur Seeschiffahrt und des Rettungswesens zur See ausschließlich im Vordergrund. Auf dem Berliner Funkvertrag von 1906 baut sich der Londoner internationale Funkentelegraphenvertrag vom 5. Juli 1912 auf, an dem eine große Zahl von Staaten in allen Erdteilen beteiligt ist. Er unterscheidet Küsten- und Bordstationen. Zu ersteren werden auch die auf dauernd verankerten Schiffen befindlichen gerechnet. Die Kontrahenten verpflichten sich zum Austausch der Funktelegramme und der Verbindung der Küstenstationen mit den Landtelegraphennetzen. Notanrufe haben in der Aufnahme und Beantwortung unbedingten Vorrang. So wird der Verkehr zwischen Land und Schiff und den Schiffen untereinander geregelt. Er steht auch in der weiteren Entwicklung im Vordergrund. Aber die Technik entwickelte mehr und mehr auch die Luftschiffahrt. Und hier ist das Rettungswesen und der Verkehr mit dem Land ebenfalls von entscheidender Bedeutung. Vom 4. Oktober bis 25. November 1927 fand in Washington eine Weltkonferenz statt, auf der 76 Staaten und 65 Gesellschaften vertreten waren. Aus ihr ging der Weltfunkvertrag vom 25. November 1927 nebst zwei Zusatzvollzugsverordnungen hervor. In letzteren befindet sich der Wellenverteilungsplan. Für den inneren Funkdienst steht an sich jedem Land die Wahl der Wellenart und Wellenlänge frei, soweit der Verkehr anderer Länder nicht gestört wird. Im übrigen ist der Dienst zwischen Land und Schiffen dem zwischen Schiffen und Luftfahrzeugen und diesen untereinander gleichgestellt. Wesentlich erweitert sind die Bestimmungen über die Notzeichen und ihre Abkürzungen durch ein Schlüsselsystem. Für Fälle der kleinen Havarie und Hilfsbegehren für Einzelpersonen ist ein Dringlichkeitszeichen neu eingeführt, der Wetter- und Warnungsdienst, dessen Dringlichkeit die Eisverhältnisse des letzten Winters besonders haben erkennen lassen, ist in

der Vollzugsordnung berücksichtigt. Für die Ausbildung und Prüfung der Funker sind einheitliche Grundsätze vereinbart. Ein ständiger zwischenstaatlicher beratender Ausschuß ist namentlich für technische Fragen vorgesehen. Dem Mißbrauch mit aufgefangenen Funknachrichten und unbefugtem Privatbetrieb verpflichten die Kontrahenten sich, entgegenzutreten. In Deutschland ist das schon durch Reichsgesetz vom 12. Januar 1928 geschehen.

Es ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Komplex der internationalen Verkehrsfragen. Er zeigt aber, wie schwierig und umfangreich das Gebiet ist.

***

Karl III. von Spanien

„le meilleur des maîtres"

mitgeteilt von Leopold v. Schlözer

Der 1794 verstorbene dänische Gesandte und kurfürstlich pfälzische Geheime Rat Graf Woldemar Friedrich von Schmettow, ein Großneffe des Generalfeldmarschalls Reichsgrafen Samuel von Schmettow, war ein vorurteilsfreier Mann von freiem Geist. Auf seinen diplomatischen Posten in Dresden, Warschau, Madrid und auf seinen Reisen durch fast sämtliche Länder Europas hatte seine Persönlichkeit „jene Gewandtheit und Abgeschliffenheit, sowie sein Verstand jenen Scharfblick, jenen richtigen Takt, in Beurteilung von Menschen und Begebenheiten erhalten, den der bloße Stubengelehrte, vollends der ganz ungereiste, nie erwirbt".

Er pflegte viel zu schreiben, das meiste aber selbst wieder zu vernichten. Dasjenige jedoch, was veröffentlicht wurde, zeichnet sich durch Klarheit des Stils, durch Geist und richtiges Urteil aus. Seinem Wahlspruch „Frangor non flector" getreu, haßte er nicht nur die Unterdrückung des Schwachen, sondern suchte sie rücksichtslos aufzudecken und zu bekämpfen. Das verschaffte ihm natürlich viele Feinde.

Unter seinen noch nicht herausgegebenen Briefen an meinen Urgroßvater August Ludwig von Schlözer, den Staatsrechtslehrer und durch die erste deutsche politische Zeitschrift großen Stils — „Briefwechsel" und „Staatsanzeigen" — berühmt gewordenen Publizisten, befindet sich folgender, durch einen Bericht des „Briefwechsels" veranlaßter Aufsatz vom 10. Oktober 1780, dem Schmettow die Worte voranschickte:

IV. Teil Ihres Briefwechsels heißt es pag. 161: „Ses fautes (d'Olavides) sont sans doute bien graves puis quelles n'ont pu trouver grâce auprès du meilleur des maîtres."

* * *

Ob Karl III.[1]) der „meilleur des maîtres" ist, das mag die Nachwelt entscheiden, und das wird sie. Karl IX. und Ludwig XIV. haben ebenso selten wie Augustus und Nero bei ihren Lebzeiten die Wahrheit gehört. Den jetzt lebenden Monarchen geht es nicht besser, wenn man Friedrich von Preußen ausnimmt, der vom Cap de bonne espérance bis nach Vardoehuus und von Boston bis Konstantinopel der „Große" genannt wird.

Der Historiograph künftiger Jahrhunderte wird, wenn er Karl III. seinen Prozeß macht, die Bevölkerung der Sierra Morena, die Verbesserung der Wege, die Abschaffung runder

[1]) Karl III. regierte von 1759—1788. Unter ihm wandte sich Spaniens äußere Politik von England ab und Frankreich zu. (Die Anmerkungen sind vom Herausgeber.)

Hüte, die jeden Matador wie eine Larve unkenntlich machten, die Reinigung der Hauptstadt, die Expulsion der Jesuiten[1]), in die eine Wage legen; in die andere den Aufruhr, den Squilaci durch seine Gelderpressungen veranlaßte, die ängstliche Flucht des Königs nach Aranjuez bei dieser Gelegenheit, vorzüglich aber die Auferstehung der Inquisition.

Diese Daten sind alle notorisch. Wir können sie erzählen, zergliedern und beleuchten wie wir wollen. Urteilen, welche Schale der Wage sinkt, dürfen wir nur in petto; unsere Enkel werden es drucken lassen.

Bekanntermaßen vermag der König von Spanien nicht die Sentenzen der Inquisition zu mildern, da er sie auch nicht konfirmiert. Die ganze Inquisition aufheben, wäre tunlich; sie aber zugleich stützen und revidieren, das kann er nicht[2]). Ihrer Verfassung nach kann sie den König selbst exkommunizieren, wenn er ein Ketzer wird. Ein von ihr Verurteilter kann also nicht begnadigt werden, weil das jus agratiandi des katholischen Königs hier seine Grenzen hat. Also ist das Nichtagratieren auch kein Beweis, daß der Verurteilte graves fautes begangen hätte. Autoritätsbeweise gelten überhaupt nicht viel; am wenigsten da, wie ich oben bemerkt habe, es jetzt noch nicht entschieden werden kann, ob Karl III. der meilleur des maîtres ist oder nicht.

Die Inquisition ist nie abgeschafft gewesen. Die Stelle des Großinquisitors ist kein Jahr vakant geblieben. Das ganze Tribunal hat unter Karls III. Regierung beständig existiert und auch manchem den Prozeß gemacht. Nur enthielt sich die Inquisition, angesehene Leute, besonders Militärpersonen, anzutasten, weil der damalige Präsident von Kastilien, Graf Aranda, die Inquisition von ganzem Herzen haßte, ein tapferer Mann war und die Armee auf seiner Seite hatte. Nachdem er entfernt und als Ambassadeur nach Paris[3]) geschickt worden, änderte sich das. Der König ließ einst (1777) den Großinquisitor kommen und sagte ihm: Qu'on adore mon Dieu et surtout qu'on le craigne. Olavides und ein unglücklicher Advokat waren die ersten Opfer. Ach wäre doch damals Aranda in Madrid gewesen!

Die Reinigung der Hauptstadt, die abgeschafften runden Hüte, viele gute Polizeianstalten hat Spanien diesem Minister[4]) zu danken. Aranda ist tapfer und frei von den Vorurteilen,

[1]) 1767.

[2]) Die Inquisition wurde in Spanien erst 1808 von Joseph Napoleon aufgehoben, lebte dann 1814—1854 noch einmal wieder auf.

[3]) 1773.

[4]) Graf von Aranda war 1765—1773 Präsident des Rats von Kastilien, bis 1787 Gesandter in Paris, 1792 in seiner früheren Stellung, wurde aber wegen seines Freimuts 1793 nach Andalusien verwiesen. Er starb 1799.

die Europas südliche Hälfte tyrannisieren, arbeitsam, Gerechtigkeit liebend, unerschütterlich. Als Präsident von Kastilien war seine Gewalt so groß, daß er jeden Spanier exilieren oder gefangennehmen konnte, ohne lettres de cachet, ohne des Königs Bewilligung. Nur post factum mußte er dem König melden, wenn der Gefangene ein Vornehmer war. Seinem Herzen macht es Ehre, daß er diese Gewalt nie mißbrauchte. Bei alledem läßt es sich noch bezweifeln, ob er bloß ein guter, redlicher und verständiger oder auch zugleich ein großer Mann ist. Den weitaussehenden, alles umfangenden Geist des Choiseul hat er wohl nicht, aber gewiß ein besseres Herz.

Aranda war in seinem Departement allmächtig, Grimaldi war es in politischen, der vormalige Beichtvater des Königs, Pater Osma, in geistlichen Sachen. Squilaci war noch 1766 gleich mächtig im Finanzwesen. Keiner von allen hat regiert wie Pombal in Portugal, wie vormals Mazarin und Richelieu in Frankreich. Nur Squilaci mischte sich als Liebling des Königs auch zuweilen in fremde Departements. Er hatte das Herz seines Fürsten und den öffentlichen Schatz in seiner Gewalt. Er war ein Staatsblutigel. Das gepreßte Volk griff zu den Waffen, schoß auf sein Haus, in seine Fenster. Er rettete sich beizeiten ins königliche Schloß. Der verstorbene holländische Gesandte in Madrid, Mr. de Doublet, verbarg Madame Squilaci in seinem Hotel; das Volk wurde also keines von beiden habhaft. Der König tat verschiedene fruchtlose Versuche, seinen Favoriten zu erhalten; wie er aber sah, daß es mit dem Aufruhr Ernst wurde, flüchtete er durch die Souterrains des neuen Schlosses in Madrid nach Aranjuez, ließ alle Brücken um dies Real Sitio (Königliches Lustschloß) abbrechen und schickte seinen lieben Squilaci nach Sizilien. Man wußte nicht, wem man in diesem kritischen Augenblicke die Finanzen anvertrauen sollte, weil der rebellierte Pöbel schlechterdings einen Spanier dazu verlangte. Die Wahl des Hofs traf den Marquis de Musquiz, der erster Kommis dieses Departements war. Dieser Mann besitzt nichts als Routine und würde in seinem Posten nicht geblieben sein, wenn es nicht an Konkurrenten fehlte, weil der König einen Fremden zu berufen nicht wagen darf.

Ich habe oben gesagt, daß jeder Minister in seinem Fache regierte; im ganzen aber regierte Choiseul von Versailles aus die spanische Monarchie.

Den großen Einfluß des französischen Hofes muß man weder in der Blutsfreundschaft noch in einem wechselseitigen Interesse beider Könige suchen. Daß Philipp V. ein Enkel Ludwigs XIV. war, ist eben kein Umstand, der den Spaniern gefällt[1]). Dergleichen Konsiderationen erlöschen ohnehin mit

[1]) Mit ihm kamen die Bourbons auf den spanischen Thron, den bisher das Haus Habsburg inne gehabt hatte.

der Zeit, wie die Verwandtschaften selbst. Ueberhaupt haßt der Spanier die französische Nation. Kein Wunder! Sie hat ihm einen König aufgedrungen, sie hat spanisches Blut in Menge vergossen. Der Pyrenäische Frieden[1]) ist jedem Don, jedem Cavallero ein Dorn in den Augen. Der „Pacte de famille“[2]) aber ist der politische Knoten, der die beiden Höfe verbindet. Ganz zum Vorteil Frankreichs ist dieser Traktat. Das ist jetzt auch a posteriori bewiesen. Spaniens Neutralität erkaufte England gerne in diesem Augenblicke mit Gibraltar. Das Sprichwort: „La paz con la Inglaterra y la guerra con todo il mundo“, ist eine wahre Staatsmaxime für Spanien. Die Pyrenäen schützen es von einer, die See von zweien, Portugals Schwäche von der vierten Seite. Jetzt muß es einem stärkeren Alliierten folgen. Der Staat, der neun Millionen Menschen und zwanzig Millionen harte Piaster Einkünfte hat, ist an das Schicksal seines Bundesgenossen gefesselt, der über zwanzig Millionen Einwohner und vierhundert Millionen Livres disponiert. So lange der „Pacte de famille“ besteht, bleibt Spanien in Frankreichs Vormundschaft, ja wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, es muß immer mitlaufen, ohne allein nach seinem Interesse handeln zu dürfen.

Acquiriert Spanien auch in diesem Kriege das wahrlich nicht so importante Gibraltar, welches doch so ganz ausgemacht noch nicht ist, so wird es diesen Felsen immer teuer genug bezahlen müssen. Frankreichs Vorteile können glänzender werden. Großbritanniens Erniedrigung erhebt es von Stund an zum präponderanten Staat unseres Erdballs. Dann wird es noch mehr Spaniens Vormund, das sich selbst Ketten schmiedet, von denen nur eine ganz neue Politik, eine ganz neue Balance und blutige Kriege es befreien können. Es würde eine glänzendere Rolle spielen, wenn es ohne Teilnehmung die Britten und Gallier zur Entkräftung kämpfen ließe und den Frieden diktatorisch vermittelte.

Der „Pacte de famille“ ist das Meisterstück des Choiseul. Durch diesen Traktat wurde Grimaldi, der ihn als spanischer Botschafter in Paris schloß, und zwar zur Belohnung, Minister der ausländischen Affairen. Ihn regierte Choiseul nach Willkür, jeder politische Schritt Spaniens wurde im Kabinett von Versailles beschlossen. Als Genuesischer Gesandter, als Abbé kam Grimaldi nach Madrid. Er gefiel den Bonnets, trat in spanische Dienste, legte, weil er nicht Priester war, den petit Collet ab, ging als Gesandter nach Schweden, von da nach dem Haag, von

[1]) Der Friede beendete 1659 den seit 1635 geführten Krieg zwischen Frankreich und Spanien und begründete Frankreichs Übergewicht.

[2]) Zu diesem bourbonischen Familienbündnis (offensiv-defensiv), das am 15. August 1761 zu Paris von Choiseul und Spinaldi unterzeichnet wurde, traten auch Parma und Neapel als bourbonische Hausmächte.

da nach Paris als Ambassadeur. Er war immer ein Freund der Franzosen und ihrer Minister. Diese konnten nicht klüger handeln, als sie taten, wie sie den Herrn de Wahl, einen Irländer, der den Engländern günstig war, stürzten, und Grimaldi an seine Stelle brachten.

Aranda hat die Jesuiten aufgehoben, aber den ganzen Plan, wie sie aufgehoben werden sollten, hat Choiseul gemacht. Die pünktliche Ausführung gehört jenem, diesem die Erfindung. findung.

Ein Domikaner war der courrier, der den Plan des Choiseul nach Madrid brachte. Die Jesuiten, die sich in Frankreich aufhielten, — und deren sind noch die Menge, nur nicht in Konventen und Ordenskleidern — witterten, daß etwas gegen sie im Werke wäre. Sie schickten Spürhunde auf die Fährte des eilenden Mönchs, aber er entkam ihnen. Für so arg, wie die Sache wirklich war, hielten sie die Jesuiten nicht; so heimlich, so schnell ihren ganzen Orden aus Spaniens Schoß zu reißen, das schien ihnen eine unwahrscheinliche und schwere Unternehmung. Hätten sie indes den Dominikaner erreicht und seine Depeschen entziffert, so möchte wohl die Revolution so stille nicht abgelaufen sein. Am wenigsten hätte ich das Trinkgeld mit dem courrier teilen mögen.

Sie fragen mich, wodurch Choiseul so mächtig geworden ist und warum er die Jesuiten so unversöhnlich haßte? Ich will es Ihnen sagen.

Er ist ursprünglich ein armer Edelmann. Er hatte mille écus Einkünfte und einen Läufer, dessen Anzug gerade mille écus kostete. Daher sagten die Bonmotisten oder Calembouristen damaliger Zeit in Paris: „Mr. de Choiseul est bon oeconome, il a une année de revenu devant lui.“ Ein Marschall von Frankreich entdeckte ihm einstmals, daß ihm eine zum Soldaten sehr wesentliche Eigenschaft mangelte. Choiseul gefiel der Madame Pompadour und wurde (1753) Ambassadeur in Rom[1]). Mr. de la Borde, nachmaliger banquier de la cour, half ihm aus Freundschaft mit Geld aus, obgleich er selbst damals nicht reich war. Durch Madame Pompadour wurde Choiseul Staatsminister. Als ihm das bureau des affaires étrangères übergeben werden sollte, fand ein frotteur, der nicht lesen konnte, bei Reinigung der secrétairie ein Papier hinter dem Spiegel. Er ergriff die Gelegenheit, vielleicht ein Trinkgeld zu verdienen, und präsentierte es dem neuen Minister. Dieses Papier enthielt eine herbe Klage der Jesuiten gegen ihn, die, von seinem Vorgänger hinter den Spiegel gesteckt und vergessen, gleichwohl aber dem Herrn von Choiseul als Ambassadeur in Rom einen harten Verweis zugezogen hatte[2]). Diese Klage bezog sich auf eine

[1]) Hierüber: „Choiseul und seine Zeit“ von Kurd v. Schlözer (Schlözers „Jugendbriefe“ 1920, S. 202).
[2]) S. „Choiseul“ S. 36.

negociation, bei welcher er den Jesuiten zu nah getreten sein soll. Kaum hatte er das so sonderbar an ihn gekommene Dokument gelesen, so beschloß er, sich zu rächen. Und er hielt Wort.

Wie der letzte Frieden geschlossen wurde, war Choiseul schon Minister und Herr de la Borde banquier de la cour. Dieses war eine herrliche Gelegenheit, letzterem seine vormaligen Dienste zu vergelten. Ihm wurde das Geheimnis des bis zur Ratifikation fertigen Friedens eröffnet. La Borde kaufte die in London sehr niedrig stehenden Stocks auf; diese stiegen plötzlich nach Publikation des Friedens, und beide Herren teilten brüderlich Millionen.

Noch eine Anekdote zum Beschluß. Viele kluge und große Männer behaupten, daß der Prinz von Asturien, der bekanntlich die Franzosen und also auch ihre Freunde nicht liebt, sowohl dem Graf Aranda als dem Marquis Grimaldi jedem eine Maulschelle manu propria gegeben habe. Ebenso viele kluge Leute behaupten das Gegenteil. Ich kann nicht entscheiden, aber das weiß ich, daß der Thronfolger Spaniens zu einer solchen algerade heftig genug ist. Denn zwei Tage nach seiner Vermählung mit der liebenswürdigen Prinzessin von Parma, verbrannten sich seine Königliche Hoheit mit der zum Frühstück servierten Chocolade. Sein zorniges Temperament zog dem Kammerdiener die härteste Begegnung zu. Die Prinzessin wollte ihn besänftigen und fand die Chocolade doch nicht so sehr heiß. Darauf schüttete ihr der Prinz eine ganze Tasse voll ins Gesicht. Den Duc de Bajar, seinen Obristhofmeister, der ihm darüber Vorstellungen machte, hieß er einen becco cornuto; und wie die Sache vor den König kam, sagte der Monarch: „Das wird sich schon mit den Jahren legen. Ich war in meiner Jugend ebenso.“ Mir fiel dabei ein: „Rectius vive Licine neque altum etc.“ und ich dankte Gott für meine aurea mediocritas, daß ich weder der Prinz von Asturien noch seine Gemahlin war.“

***

Der Mensch des Barock

von Martin Winkler

Fast scheint es ein gefährliches und unnützes Unterfangen, den Versuch zu machen, die Züge des Menschen einer bestimmten Epoche auf einige, wenige Merkmale festlegen zu wollen. Allein, es dünkt uns, als ob diese Anschauung vielleicht doch nicht das Richtige träfe. Es ist nun einmal das Schicksal des Historikers, daß er versuchen muß, das unendlich komplizierte Leben einzufangen und zu vereinfachen, wenn er nicht überhaupt von vornherein an seiner Arbeit verzweifeln will. So scheint uns — und das sei besonders betont — als Hilfskonstruktion für die Erkenntnis historischer Wahrheit auch dieser Versuch erlaubt zu sein, der einesteils die Unterschiede deutlich machen will, die den Menschen des Barock von dem anderer Kulturperioden trennen, der andererseits aber auch erst die Mannigfaltigkeit offenbaren kann, die wieder das einzigartige Wesen dieses zeitlich begrenzten Menschentyps ausmacht. Freilich wird man dabei niemals vergessen dürfen, daß eine solche Arbeit eben immer — selbst bei den zartesten Abtönungen — auf eine Typisierung hinausläuft, die notwendig die feineren Schattierungen höchstens andeuten kann. Das menschliche Auge ist nicht empfindlich genug, zutiefst in die einzelnen letzten Regungen hineinzublicken, das menschliche Wort zu ungelenk, die letzten feinsten Unterschiede ausdrücken zu können. Mit diesen wichtigen Vorbehalten allein darf ein Versuch wie der vorliegende gewagt werden.

* * *

Die Ereignisse am Ausgange des 15. und am Beginne des 16. Jahrhunderts haben eine Entwicklung weiter der Vollendung entgegengeführt, die seit der Renaissance unaufhaltsam geworden war. Durch Luthers gewaltige Tat war der Mensch jetzt auch aus der letzten, stärksten Fessel gelöst worden: aus der zäh verteidigten Bindung durch die römische Kirche. Gewiß hatte schon in den Renaissancemenschen die Wertung der eigenen Person sich ungemein gesteigert. Man war nicht mehr kirchlich-befangen gegenüber den Freuden dieser Welt. Allein darüber hinaus war es nun doch das Verdienst der Reformatoren, daß man den Bruch mit Rom nicht mehr scheute, um endgültig die sittliche und religiöse, verantwortungsfreudige Autonomie zu erwerben und auf ihr das neue Leben aufzubauen. Man war der mangelhaft gewordenen Mittlerschaft der Kirche überdrüssig und fühlte sich kräftig genug und berechtigt, den Versuch zu machen, um ein persönliches Frömmigkeitsverhältnis zu Gott zu ringen. Trotz aller

Schlacken, die auch den sich nun bildenden protestantischen Kirchen anhafteten, war doch der Akt der Loslösung so stark, daß sich — je nach dem Temperament des einzelnen und den ihn umgebenden Bindungen — der Weg zu gänzlicher Freiheit der Person aufzutun schien.

Ein zweites Moment zur Stärkung des persönlichen Kraftbewußtseins aber — im engsten Zusammenhang damit — war es, daß für das neu sich entwickelnde Menschentum keinerlei Schranken mehr zu bestehen schienen. Mit der sich jetzt auf allen Lebensgebieten immer stärker durchsetzenden Ratio schien ein Boden gefunden zu sein, auf dem der Mensch aus eigener Kraft, ohne Gott weiter zu benötigen, aufbauen konnte. Diese Ratio, die jetzt endgültig ihr stolzes, eifersüchtiges Haupt erhob, schien in ihrem Siegeszug keine Grenzen zu kennen, sie schien den Menschen zum Beherrscher der Welt und ihrer Kräfte ausersehen zu haben.

Begünstigt mußte diese Steigerung des menschlichen Selbstbewußtseins besonders dadurch werden, daß doch gerade in diesen Jahrhunderten, nachdem grundlegende Erfindungen vorausgegangen waren, es gelang, die bis dahin bekannten Grenzen der Welt zu überfliegen. Mit den Schiffen des Columbus, des Magelhaes, wurde der Begriff der mittelalterlich-christlichen Welt, des Orbis christianus, durchbrochen und der Horizont so stark geweitet, daß es keine Grenzen für das Vordringen des Menschen zu geben schien.

* * *

Wenn wir nun heute den Versuch machen, die Eigenschaften des Menschen des Barock herauszuarbeiten, so stoßen wir sofort auf eine Schwierigkeit: die zeitliche und räumliche Abgrenzung dessen, was man unter dem Begriff Barock zusammenfassen kann. Zunächst ergeben sich geographisch wesentliche Unterschiede für den Zeitpunkt des Anfangs. Am frühesten, selbstverständlich, finden wir seine Eigenarten in seinem Ursprungsland, in Italien, ausgeprägt, wo wir das Wesen der neuen Zeit am Beginn des 16. Jahrhunderts feststellen können. Wenn wir uns bei den folgenden Betrachtungen bewußt einer starken Beschränkung schuldig machen — es kann in diesem kurzen Vortrag unmöglich unsere Aufgabe sein, alle Unterschiede von Italien und Spanien bis hin nach Rußland herauszuarbeiten, wir müssen ihrer nur bewußt bleiben —, so verschiebt sich damit, daß wir nur den Menschen Mitteleuropas in unsere Untersuchung einbeziehen, auch die zeitliche Begrenzung. Aber selbst für dieses Gebiet kommen zwischen Ost und West, Nord und Süd noch Spannungen von Jahrzehnten in Frage, so daß wir uns mit einer ungefähren Abgrenzung von der Mitte des 16. Jahrhunderts etwa bis zum 4. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts begnügen müssen, da wir außerdem das

Zeitalter des Rokoko trotz seiner reichen Barockerbschaft bei unserer Betrachtung ausschalten wollen.

* * *

Reaktion des stärker an Rom gebundenen Südens gegen die Befreiungsbewegungen des Nordens ist der Grundzug des Barock. Kräftiger denn je erwacht noch einmal die alte Kraft in den von römischer Kultur und römischem Glauben durchdrungenen Teilen Europas. Gegen die Ratio erhebt, wenn auch stark von ihren Methoden beeinflußt, die alte Kirche sich in machtvoller Abwehr, die nur zu bald zu siegreichem Angriff übergeht. In Deutschland scheiden sich klar zwei große Gebiete, deren eines stärkster Träger der Gedanken der Gegenreformation wird, während das andere in stiller Abwehr das eben Errungene zu verteidigen sucht. Geographisch gesehen, wird der Süden und Westen der Boden, auf dem die neuerwachende Reaktion ihren Angriff vorbereitet, während das Kolonialland — grob gesprochen — jenseits der Saale und Elbe nun seine soeben bezogenen Stellungen zu wahren sich müht. Soweit in der Vorzeit antiker Einfluß gesessen hatte, soweit er dann durch ein engmaschiges Klosterkolonisationsnetz bis ins 12. Jahrhundert erweitert worden war, so weit findet die Gegenreformation williges Ohr und kann verlorenes Land wiedergewinnen. Jenseits dieser Grenze jedoch im Lande der Kolonialmenschen herrscht anderer Geist, dem südliches Wesen fremd geblieben ist, wenn er sich zunächst auch oft seinen Formen nicht zu entziehen vermocht hatte.

* * *

Skizzieren wir jetzt zunächst kurz die Eigenarten der einzelnen Menschentypen in dem von uns zu betrachtenden Zeitraum.

An erster Stelle muß dabei der „Religiöse Mensch" stehen, da man auch bei den anderen Lebensgebieten nicht wird vergessen dürfen, daß gerade in diesem Zeitabschnitt überall noch einmal ein religiöser Grundakkord — teils lauter, wie in den katholischen Landen, teils stiller, wie in den Gegenden der neuen Lehre — mitschwingt, daß gerade hier noch einmal im Hintergrunde die großen religiösen Bekenntnisse stehen und das Leben durchdringen, bis sie — eben an der Grenze dieser Zeit in der Aufklärung — stärker dahinschmelzen.

Der katholische Mensch des Barock, unter unmittelbarerem Einfluß südeuropäischer Kultur, in den Landen des gesunderben bayerischen Volkstums insbesondere, getragen von der frischen, durch Luthers Vorstoß ausgelösten Kraft der Gegenreformation, meist ungrüblerischer als der nordeuropäische Protestant, ganz eingetaucht in die jetzt erst, besonders durch die süddeutschen Fürstenhöfe sich ganz durchsetzenden Wirkungen

der Renaissance und ihrer reichen Erbschaft aus der Antike, vermag ganz anders als sein evangelischer Zeitgenosse trotz der auch gerade bei ihm ständig zunehmenden rationalen Einstellung im Leben das innerste Heiligtum seines Glaubens vor den Einflüsterungen der Ratio zu schützen. Der Religionskampf schärft verstandesgemäße Kritik, schärft überhaupt die Waffen des Verstandes, wie sie in den Regeln des Ignatius von Loyola, in dem jesuitischen Streiter ihre zeitgenössische Vollendung finden. Es ist — und bleibt — ein Zeichen der gewaltigen und unerschütterlichen Kraft und Elastizität der römischen Kirche, daß sie es wagen darf, die Ratio so weit hereinzulassen, ohne fürchten zu müssen, daß sie Schaden nähme an ihrer Seele. Häufige Zwangskommunionen, strenge Beichtvorschriften, Exerzitien — das alles Wünsche der jesuitischen Erzieher —, dazu stärkerer Heiligenkult, neue Heiligsprechungen unterwerfen den einzelnen, dem doch der Glaube an die alleinseligmachende Kraft der Kirche letzte Weisheit und Zuflucht bleibt, mag er im täglichen Leben noch so sehr zum Rationalisten werden. Auch in den schwersten Kämpfen — denken wir an den Jansenismus — bleibt Rom doch Sieger. Alle Lebensgebiete werden bewußte Waffen in seiner Hand: Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Kunst. Die Inquisition mit ausgeklügelter Methode kennt keine Toleranz, wie das bei einer ecclesia militans nur selbstverständlich ist.

Daneben jedoch — stets aber im Rahmen der Kirche — erlebt das Gefühl im Gegensatz zu der sich ausbreitenden Ratio eine neue Blüte. Katholische Mystik, mit den *Mitteln* feinster verstandesbegründeter Analyse, mit dem *Ziel* innigster Vereinigung im Gefühl, ist eine der köstlichsten Blüten des Barock. Frühe Meisterwerke psychologischer Analyse gibt etwa eine heilige Theresa, die ein Franz von Sales dann in der Kunst der Konversation der französischen Gesellschaft nutzbar macht. Natürlich aber ist es schließlich, daß selbst Rom solchen Regungen individuell-innigster Frömmigkeit gegenüber stets mißtrauisch bleibt.

Das Verhängnis des evangelischen Menschen des Barock mußte es werden, daß die Ratio, die ihm seine Befreiungsarbeit von Rom so erleichtert hatte, sich nun gegen ihn selbst richtete. Ob sich der evangelische Mensch dieser Zeit der strengkirchlichen, immer starrer werdenden Theologie zuwandte, ob er der transzendentalen Theologie in der Art der Täufer huldigte, oder ob er sich zur religiös-moralischen Kritik in der Nachfolge des Erasmus bekannte: alle diese unterschiedlichen Anschauungen gründeten sich auf der Ratio, einer Ratio freilich, die man sich noch nicht als antigöttlich vorzustellen vermochte. Auf ihr baut sich ein weiteres wesentliches Streben der Zeit auf: das Suchen nach der einen, ewigen Wahrheit, das von der — aus altchristlicher Wurzel stammenden —

Hoffnung gespeist wird, daß hinter den wilden Zerklüftungen der Zeit eine alle einigende Wahrheit stehen müsse. Aus der gleichen Einstellung heraus werden die unzähligen eschatologischen Betrachtungen dieser Zeit — denken wir z. B. an Gottfried Arnold, Amos Comenius — verständlich, die — Ueberbrückung der durch die zunehmende Individualisierung geförderten Gegensätze suchend — für das Zeitbild so charakteristischen Prophetien über das baldige Kommen des ewigen Reiches, die utopistischen Phantastereien eines erdumfassenden Gottesstaates. Mit dem Verstand sucht man diese ewige Wahrheit zu ergründen, die ein Melanchthon unter Ciceros und der Stoa Einfluß im lumen naturale, ein Herbert von Cherbury in den notitiae communes, ein Bacon in einem innerlich angeborenem Licht sieht, der die lutherische Theologie in ihren Fundamentallehren entgegenkommt. Mit der weiteren Entwicklung — man denke an Miltons Anschauung, daß in allen Konfessionen ein Körnlein ewiger Wahrheit sei — verbindet sich ein dritter Wesenszug: die Entwicklung der Toleranz. Während Luther, wie neuerdings Johannes Kühn fein herausgearbeitet hat, aus seiner prophetischen Einstellung heraus intolerant sein mußte, geht nun der Weg, unterstützt von den Staatsbedürfnissen der Zeit, zu zunehmender Duldung, besonders seitdem neben die Natur als Norm ebenbürtig die Natur als Erfahrungswelt getreten war und so die relativistische Einstellung gesteigert wurde.

Unfertig allein würde das Bild des evangelischen Menschen dieser Zeit bleiben, wollte man nicht von einer starken Reaktionsbewegung gegen die Rationalisierung sprechen, die — teils von katholischen Einflüssen angeregt — jetzt auch in den evangelischen Kirchen Platz und in der Mystik und dann im Pietismus ihre Formen fand. Gerade aus der grüblerischen Geistigkeit, wie sie dem Bewohner des nördlichen Europa eignet, und wie sie schon in der evangelischen Glaubensform an sich offenbar wurde, sollte tiefste Verinnerlichung geboren werden. Ohne Jakob Böhme, ohne David Joris, ohne die mystischen Regungen eines Gottfried Arnold bliebe das Bild unvollständig. Mit dem Ziel einer ewigen Wahrheit, lag in dem Weg der evangelischen Mystiker eine folgerichtige Entwicklung des Gedankens von der Autonomie der Persönlichkeit. Allgemeine „Meinungen", um mit Jakob Böhme zu reden, sind gottlos und damit auch die darauf beruhenden Konfessionen. Individuelle Vereinigung mit Gott in der Liebe fern kalter Verstandesreflexion ist dem Mystiker das Höchste, eine Lehre, die nicht zufällig sich in erotischen Bildern gefällt. An die Stelle der vor nichts haltmachenden Kritik tritt hier die andere Hauptrichtung der Zeit: die Sehnsucht nach Verinnerlichung. Beide Strömungen aber bieten gerade im Barock schillernde Abtönungen, wie sie selten zu einer Zeit so reich

zu finden sind, und wie sie nur erklärlich werden aus der mannigfaltigen Welt ungelöster Fragen, die sich nach der Auflösung nun auch der kirchlichen Lebenseinheit vor dem jugendlichen Menschen des Barock auftürmten und außerdem daraus, daß noch keine der beiden Strömungen ein vernichtendes Uebergewicht bekommen hatte.

Am stärksten vielleicht wird uns die Kraft barocken Lebensgefühles klar, wenn wir uns erinnern an die Verbreitung des — von christlichem Standpunkte aus gesehen — Nichtglaubens, des Aberglaubens, wie er im 16. Jahrhundert neu erwachte und besonders dann in und nach den vernichtenden Stürmen des großen Krieges hervorbrach. Der Glaube an die Mittel der Magie, wie er in Goldmachern und Alchimisten der Höfe zu wuchernder Pflanze erwuchs, der Hexenwahn, der sich erhob gegen das, was nicht gemeinem Verstande klar war, die Chiromantie, die das Geschick des Menschen enträtseln zu können glaubte, schließlich die Astrologie, in der der sich von Gott loswindende Mensch, noch mißtrauisch gegenüber der eigenen Kraft, die ihm gesetzte Lebensrichtung in den Sternen lesen möchte — sie alle sind letztlich doch Zeichen dafür, wie stark in diesen Menschen noch das Bedürfnis war und der Zwang, nicht allein der Ratio ihr Leben und Seelenheil anzuvertrauen.

Der „politische Mensch“ des Barock dankte es Machiavellis Lehren, daß er vollbewußt das Wesen des staatlichen Egoismus, den staatlichen Selbsterhaltungstrieb zu durchschauen verstand, der ihm den Staat zum Selbstzweck werden ließ. Die letzte Freiheit mußte ihm aber auch hier versagt bleiben. Wir sehen, wie in den anderen Lebensgebieten, so auch hier in der Politik, das Bestreben, aus den Wirrungen des Tages herauszukommen, durch Konstruktion eines, allen irdischen Erscheinungsformen zugrunde liegenden, natürlichen Staates, wie ihn etwa Jean Bodin in seiner Lehre von der Souveränität fordert, wie er dann aber schon bei Botero und Boccalini durch individuelle Unterscheidungen der einzelnen Staaten realistischer geschaut wird. Aber auch in der Politik macht der barocke, phantastisch-beschwingte Verstand hier nicht halt, sondern baut utopische Staatsgebilde auf, wie sie neben Campanella, neben Thomas Morus unzählige Zeitgenossen konstruierten, deren Werke heute noch der Untersuchung harren. Erst mit dem 17. Jahrhundert, mit den Erfahrungen im Dreißigjährigen Kriege, erkannte nun auch der sich in gegenseitigem Ringen schwächende Deutsche, daß starke Kräfte unter Zertrümmerung des Reiches sich in ihrer eigenwilligen Entwicklung nicht mehr hemmen ließen. Endlich war wach, was in Deutschland durch die zähe Kruste der Privilegien und Gewohnheiten zu seinem Schaden, besonders seinem westlichen Nachbar gegenüber, so lange hatte harren

müssen: ein starkes, egoistisches Staatsgefühl, das dennoch noch lange auf seine Verwirklichung sollte warten müssen. Die die Zeit erfüllende Lehre der Staatsräson klärte die Erkenntnis, daß der dem Reiche einst zugrunde liegende Gedanke geschwunden sei, daß vielmehr jeder starke deutsche Einzelstaat sein eigenes Ziel zunächst erkennen und unbekümmert um Gefühlsregungen, kalt-egoistisch durchzuführen versuchen müsse. Weg von den papierenen toten Lehren der Vergangenheit, hin allein zu den Tatsachen des Tages, wie es Herzog Heinrich von Rohan verfochten hatte, mußte die Lösung werden. Gewiß entstehen nun gleichzeitig mit der nationalen Isolierung — meist im Innersten doch wieder, wie etwa bei Hugo Grotius, von den besonderen Interessen eines bestimmten Landes aus — in Anknüpfung an die Basis des Naturrechts völkerversöhnende Gedankengebilde wie das Völkerrecht und die — eben für das jetzt von England zunehmend bedrohte Holland wichtige — Theorie der Freiheit der Meere. Allein, dem sich gewaltig regenden Nationalbewußtsein gegenüber mußten derartige Versuche zur Ohnmacht verurteilt sein. Der politische Mensch dieser Zeit — denken wir etwa an Moritz von Sachsen, an den Großen Kurfürsten — setzt seine frische Arbeits- und Willenskraft strupellos ein, einzig und allein zum Wohle seines Staates, dem gegenüber dieses ethische Pflichtbewußtsein erwacht, wie es besonders die evangelischen Fürsten und unter ihnen vornehmlich die großen preußischen Herrscher auszeichnet. Gleichzeitig mit der nationalen Selbstbeschränkung beginnt sich, durch die Erlebnisse des Dreißigjährigen Krieges gefördert, der Blick anderseits für die großen Zusammenhänge vorzüglich europäischer Politik aufzuhellen. Man fühlt sich einbezogen in die große Politik und versucht, teils von wirtschaftlichen Theorien mitbeeinflußt, bei der Aufteilung der übrigen Welt seine Ansprüche geltend zu machen, wie es uns die brandenburgische Kolonialpolitik des 17. Jahrhunderts zeigt. Pflege eines stehenden Heeres für die Außenpolitik, Bildung eines pflichttreuen Beamtentums im Innern sind die beiden Grundpfeiler der jungen Nationalstaaten. Zentralistisch von der jetzt große Bedeutung erlangenden, deshalb mit Liebe gepflegten und mit Prunk geschmückten Residenz aus, regiert man sein Land. Allein, zu sehr übersteigern darf man gerade in dieser Zeit diese rationale Färbung noch nicht. Wie oft wurde sie — wir denken an des Großen Kurfürsten Testamente — noch durchbrochen durch patriarchalisch-dynastische Regungen des Gefühls. Und wenn wir von führenden Staatsmännern übergehen zu den Vertretern des Landes, den Ständen, dann sehen wir — gerade auch in Brandenburg-Preußen —, wie Provinzen und Stände die Stimme der neuen Zeit nicht verstehen. Zunächst war gerade in Preußen z. B. die nationale Zusammenfassung

noch ein künstliches Produkt, das die Glieder noch nicht von seiner Unabänderlichkeit zu überzeugen vermochte.

In der Praxis oft stärker von Gefühlsregungen beeinflußt, temperamentvollerem süddeutschem Volkstume verwandt, unterscheiden sich die katholischen Politiker von den evangelischen nicht zuletzt dadurch, daß sie das Aeußere — südlichem Hange zu theatralischer Schaustellung gemäß — stärker betonen. Der Name August des Starken läßt vor unserem Auge den ganzen Gegensatz klar werden. Die repräsentative Aufmachung von Fürst, Hof und Residenz, besonders auch der geistlichen Fürsten, das Zur-Schau-Stellen der Frömmigkeit, der Macht und des Reichtums in Bauten, Hoffesten, Lustlagern, die Freude an breitester Prachtentfaltung jeglicher Art trennt die Mehrzahl der katholischen süddeutschen Fürsten. Dazu kennen sie eine viel größere persönliche Ungebundenheit, ein minder tiefes Pflichtbewußtsein, ein stärkeres Wissen des Selbstwertes. Ein viel ausgebildeteres Bestreben einem theatralischen Cäsar-Ideal nachzuleben, als Cäsar sich besonders auch dem Volke darzustellen, beherrscht ihr Auftreten. In ihnen ist barocke kraftgeschwellte Explosivkraft des Gefühls viel weniger gehemmt. Rasender Zorn in Liebesleidenschaft, persönliche Rivalität, eitles, persönliches Prachtstreben, sinnliche Verschwendungsfreude, Genießen dunkler Machenschaften schlauer Goldmacher in der Hoffnung, ihren stets leeren Staatssäckel durch ein Wunder plötzlich gefüllt zu sehen, Jagen nach Gefühlskitzeln mannigfaltiger Art — und in all dem Wirbel ungezügelter Leidenschaft wieder eine letzte, oft nagende, heimliche Angst vor den Beschlüssen des Himmels, die einen Wallenstein in der Astrologie eine Stütze begehren, die in einsamen Stunden ausbrechend in haltloser Zerknirschung beim Beichtiger Hilfe suchen läßt. Kalte rationale Berechnungen werden durchbrochen von auflodernder Leidenschaft, von gefühlsmäßigen Bedingtheiten. Luftige Schlösser, die nur zu oft realer Hilfsmittel entbehren, baut ihnen eine Phantasie auch häufig in der Politik, wenn wir etwa der Träume gedenken nach dem deutschen Kaiserthron, die eines Karl Emanuel von Savoyen Politik 1619 beeinflußten.

Und wenn wir die Porträts dieser Fürsten insgesamt betrachten mit ihren klugen, berechnenden Augen, in der Pose cäsarischen Heroismus', in eisernem Harnisch mit feinster Ziselierungskunst, mit Schärpen von kostbarstem Stoffe, vor einem Hintergrunde oft, der uns den Fürsten als ruhmreichen Cäsar in Erinnerung bringen soll, diesen Fürsten, der — denken wir wieder an August den Starken — oft wie ein Uebermensch, wie ein Halbgott sich fühlte, dann haben wir das Fürstenideal dieser Zeit vor uns, dem groß und klein nacheiferte.

Der „wirtschaftliche Mensch" sollte sich in unserem Zeitabschnitte noch immer in der Entwicklung seiner persön-

lichen Kräfte gebunden fühlen. Nicht mehr den engen Regeln der Stadtwirtschaft unterworfen, sollte er im weiteren Rahmen des jungen Nationalstaates noch immer dem regierenden Willen untertan bleiben. Nicht international wie später, nicht mehr städtisch-ständisch, sondern national-patriotisch wurde zunächst die Einstellung des Wirtschaftsmenschen. Der Staat übernimmt die Oberleitung, um nach seinen egoistischen Wünschen, vom Verstand bestimmt, das Wirtschaftsleben zu lenken. Allein, der noch bis in das 18. Jahrhundert hinein verbreitete Traditionalismus — man denke daran, daß noch Friedrich der Große fremde Meister werben mußte, um die Seidenindustrie in Preußen einzuführen — zeigt, wie weite Gebiete doch noch der Herrschaft des Verstandes sich zu entziehen wußten.

Dem politischen Ziel nationaler Selbständigkeit entsprach jetzt das Streben nach wirtschaftlicher Autarkie, ohne die — wie der schnelle Absturz Spaniens offenbar drohend zeigte — eine wahre Blüte des Staates unmöglich oder doch nur von kurzer Dauer war. Aus dieser Lage erklärt sich die äußere und innere Wirtschaftspolitik des Staates, seine Maßnahme zur Förderung der Ausfuhr von Fertigfabrikaten und der Einfuhr von Rohstoffen, seine Hinderung der Ausfuhr von Rohstoffen und Einfuhr von Fertigfabrikaten. Damit verbunden, in Frankreich von größtem Erfolg, in Preußen erst 1818 durchgeführt, die Schaffung eines einheitlichen Zollgebietes durch Aufhebung der Binnenzölle. Die Einrichtung der Staatsbanken wie der Bank von England von 1694. Unterstützung eigener Industrie, um unabhängig von der Gnade des Auslandes zu werden. Maßnahmen zur Steigerung der Bevölkerungszunahme, damit nicht durch Mangel an Arbeitskräften die Löhne und damit die Preise steigen. Versuche, durch Verbesserung der Verkehrswege — erinnern wir uns der preußischen Kanalbauten — die Einheit des Landes zu fördern; durch gesetzliche Monopolstellung im überseeischen Schiffsverkehr wenigstens die dem eigenen Lande zukommenden Waren den eigenen Schiffen zu sichern, wie es das Bestreben der englischen Navigationsakte von 1651 war. Als Abschluß schließlich, wie erwähnt, der Versuch, durch Erwerbung von Kolonien auch für den Bedarf an Kolonialwaren sich frei vom Auslande zu machen.

Waren das alles Maßnahmen, mit denen der Staat in kluger Berechnung die konkreten Verhältnisse zu meistern suchte, so können wir auch auf dem Gebiet der Wirtschaft wieder beobachten, wie man auch hier aus der ungeklärten Wirklichkeit heraus nach ewigen Gesetzen suchte, wie man hinter den vielfältigen Erscheinungen eine „wahre Wirtschaft" erkennen zu dürfen glaubte. Die „Lehre vom besten Staat" in den unzähligen Staatsromanen der Zeit ist meist verbunden mit einer „Lehre von der besten Wirtschaft", die im Glauben an eine

natürliche Interessenharmonie in einem von egoistischen Erwerbsstreben gereinigten Zustand in mehr oder weniger kommunistischen Formen das Ideal erblickt. Auch hier wieder stellt die dem Barock eigene Phantastik, oft mit starken Hinweisen auf einen bestimmten vorhandenen Staat, wenn wir etwa der Utopia des Thomas Morus gedenken, ihre Idealbilder vor uns auf.

Große Unterschiede in der Vorliebe für bestimmte Wirtschaftsgebiete können wir bei den Angehörigen der einzelnen Nationen feststellen, wenn etwa die Engländer und Holländer mehr der Handelspolitik, die Deutschen, fern dem Weltmeer, mehr dem berechnenden, bewahrenden Haushalten zuneigen. Auch in der nun einsetzenden nationalökonomischen Literatur können wir — wie Fritz Karl Mann es nachwies — die durch die verschiedenen Interessen bedingten Unterschiede erkennen, so daß man trotz gleicher Ziele, die denen des absolutistischen Staates engstens verknüpft sind, bei den verschiedenen Wegen, die sich die Völker dahin erwählten, stärker die einzelnen Bedingtheiten wird im Auge behalten müssen.

Gehen wir jedoch zurück auf die Einstellung des Individuums zum Wirtschaftsleben, so wird man ebenfalls regional wichtige Unterschiede in der allgemeinen Entwicklung aufweisen müssen. Denn unter dem allgemeinen Staatsinteresse blieb dem Verhalten des einzelnen doch immer ein gewisser Spielraum. Aus den Untersuchungen Max Webers und Ernst Troeltzschs beginnen wir jetzt — nachdem Werner Sombarts Kritik manches ergänzt hat — zu ahnen, wie stark gerade in dieser Zeit die Entwicklung des neuen rationalistischen Geistes des Kapitalismus auch von der verschiedenen Einstellung der einzelnen Konfessionen zu den Sorgen dieser Welt beeinflußt wurde, wie darüber hinaus aber Gruppen, die durch irgendwelche Sonderschicksale von der Teilnahme am Staatsleben ausgeschlossen waren, bei der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsform eine bevorzugte Rolle spielten. Gewiß ist zuzugeben, daß gerade in unserem Zeitabschnitte das Tempo ungemein zunimmt mit dem sich der rationalistische Geist das Wirtschaftsleben unterwirft. War nun aber nicht schließlich doch die breite Masse viel weniger verstandesmäßig orientiert, als wir es auf den ersten Blick vermuten? Die Menschen des Simplizissimus etwa, die gefühlsstarken Fürsten und Staatsmänner der Zeit sind sicherlich von ihrer rationalen Berechnung auch in wirtschaftlichen Dingen — wenn auch hier naturgemäß am seltensten — abgedrängt worden, wenn ein Gefühlsmoment, etwa eine Verwandtschaft, eine dynastische Gebundenheit oder die kostspielige Laune einer Maitresse sie beeinflußte. Im ganzen wird man sich, wie wir glauben, hüten müssen gerade im Barock das Mitbestimmungsrecht des Gefühls auch in wirtschaftlichen Fragen zu gering zu veranschlagen.

Wenn man den „künstlerischen Menschen" des Barock allein betrachten wollte, würde sich leicht ein falsches Bild ergeben. Hat man bei jeglicher Benutzung der Kunst als Quelle zur Kulturgeschichte im Auge zu behalten, daß sie doch meist, aus verschiedenen Gründen, ein einseitiges Bild gibt, so kommt bei der Mehrzahl der Barockkunstwerke hinzu, daß sie in den kunstfrohen, unmittelbar von der Antike und ihren Nachwirkungen beeinflußten katholischen südlichen Landen ihre Heimat haben, während in Anlehnung an Luthers Ansicht auf deutschem Kolonialboden weniger Sinn und weniger Geld für Kunst vorhanden war.

Trotz dieses Vorbehaltes bleibt uns die Kunst eine wichtige Quelle gerade der Barockzeit. Bei dem Dichter, den wir zuerst skizzieren möchten, prägt sich stärker als auf den bisher erwähnten Lebensgebieten der Kampf zwischen antikem Formwillen und mitteleuropäischem Wesen aus. Gewiß schwingt in ihm — lauter bei dem Katholiken, einfacher bei dem Protestanten — ein religiöses Bewußtsein stark mit. Vordergründbetonter ist aber doch eine verstandesmäßige Anlehnung an die Antike, wie sie natürlich auf altrömischem Boden im Süden vornehmlich anzutreffen ist. So bleibt der Dichter — wenn wir von wenigen Ausnahmen, wie dem Simplizissimus etwa, absehen — doch bei einer didaktischen Poeterei, als Zeitvertreib bei Picknicks und Zusammenkunft, besonders in der ersten Zeit, als man teils in Opitzens Art an ewige Gesetze in „der" Kunst glaubte und sie aufzustellen suchte. Schon bald aber sucht innerer Drang — bisher von Regeln eingeschnürt — sich zu befreien, so daß in manchen unter diesen Dichtern schon bald ihre Sonderart sich nicht mehr bannen läßt, daß in den verschiedensten Gauen sich Eigenarten herausbilden. Den kleinbürgerlichen Dichtungen Zesens mit seinem den Zoten abgeneigten Gottvertrauen, steht die mehr idyllische, anmutiggeselligere Kleinkunst der Pegnitzschäfer gegenüber, während in Sachsen und besonders in Leipzig mit seiner händelsüchtigen, grobmanierlichen Studentenschaft mehr realistische Burschen- und Saufslieder in Greflingers Art ihren Niederschlag finden.

Den Uebergang zur katholischen Hof- und Jesuitendichtung des südlichen Deutschland und besonders des Kaiserhofs an der Donau bilden die Schlesier, durch ihre Kultur der Ostmark eng verbunden, bei denen Heroisch-Theatralisches, das dann in Wien seine Triumphe feiert, schon stark hervortritt. Weltgewandt steht ein Hofmannswaldau vor uns. Oesterreich dann ist die Heimat der bombastischen, effektsicheren, an das Massengefühl sich wendenden Werke. In großen Theatern für mehrere Tausend Zuschauer wollte man die platte Schaulust der Menge befriedigen mit knalligen, bühnensicheren Theatereffekten. Mit Prunk und Blutrünstigkeiten, mit Hanswurstiaden und Teufeleien will man die Massen durch die Pracht der reichen Kirche

betören, für den Kaiserhof dadurch unermeßlichen Glanz gewinnen. Es ist nur selbstverständlich, daß hier das dichterische Wort unter dem Wust der Bilder untergeht, daß es zu einem Mittel neben und unter die anderen im großersonnenen und durchgeführten Gesamtkunstwerk herabsinkt, das sich an so viele wendet. Nicht mit der Dichtung, sondern mit der Kulissenkunst zuerst rührt man hier an die Instinkte der Massen. Daneben aber — und das sei nicht vergessen — leben doch wieder gerade in dieser Welt Menschen, die an der Entwicklung der Sprache großen Anteil nehmen, wie z. B. der Schwabe Ulrich Megerle, der — katholischem, südlichem Sinn für Schönheit folgend — sich Abraham a Santa Clara nannte. Antike und Renaissance werden um Rat gefragt bei den szenischen Experimenten, die man versucht, und antikes Erbe wird jetzt — nicht mehr sklavisch nachgeahmt — schöpferisch dienstbar gemacht der neuen Zeit. Auch der Gottesdienst füllt sich mit szenischem Beiwerk, wie es die gleichzeitige Ausgestaltung, besonders der Fronleichnamsprozession, beweist.

Es ist selbstverständlich, daß die sich an alle Sinne wendende katholische Kirche im Kampfe der Gegenreformation zur Augenweide den Gläubigen reiche Kunst des Bildwerks bieten wollte. Vergeblich würde es sein, Grenzen zu suchen zwischen Bühnenwerk und bildender Kunst. Eintagsschöpfungen, für Triumph- und Hochzeitszüge geschaffen, beschäftigen in schnellverfallendem Material große Meister. Nachdem wir heute nicht mehr die griechisch-römische Antike als absoluten Wertmaßstab für die Kunst aller Zeiten anerkennen, öffnen sich uns auch diese Kunstwerke, die noch Jakob Burckhardt als Erzeugnisse barbarischen Wesens erscheinen konnten. Würzburg mit dem Maintal, Passau-Wien und das Donautal, deutsche Residenzen: Wien, Dresden; Klöster: Banz, Melk (um nur Beispiele anzudeuten). Blutvolle, sinnvolle Kunst überall. Gegenreformation und Absolutismus verbinden sich in diesen Landen, um — jeder zu seinem Ruhme — die Kunst aus freigebigsten Händen zu unterstützen. Die klassischen Formen der Renaissance, auch hier verwertet, platzen von innerem Blutdruck geschwellt. Eine mannigfaltige Vielheit wird emporgewirbelt, die sich wie Muscheln an das klare Gerüst ansetzt. Man sucht rational das überkommene Formengut zu beherrschen, kehrt zu den Lehrbüchern der Altvorderen zurück, sucht dabei aber das Individuelle auszudrücken, wie es die großen Spanier, geschult an psychologischen Mystikerbetrachtungen, so ausgezeichnet verstanden. Aber in allem zutiefst lag doch wieder ein Wille zur Vereinheitlichung — wie es die Neubelebung der Regeln Vitruvs zeigt —, zur Organisation eben des Gesamtkunstwerks unter einem menschlichen Willen. Alles wird dem Gesamtkunstwerk untergeordnet, wird um eine Hauptachse gruppiert, um eine Kirche, ein Schloß geordnet.

Wir bewundern erstaunt heute die Geschlossenheit der Pläne, nach denen ganze Klosterstädte entstanden, den Willen des Herrschers, der — wie in Karlsruhe — Städte baut, deren Straßen strahlenförmig von dem Schlosse als dem Wohnsitz der Sonne des irdischen Lebens auslaufen. Die Gartenkultur der Zeit schafft die Umgebung um nach dem Willen des Architekten. Aus polyphoner Mannigfaltigkeit heraus erwächst das geschlossene Gesamtkunstwerk, bei dessen Aufbau oft der einzelne Künstler zurücktritt in der kollektiv tätigen Masse, die ein einheitlicher Wille zusammenschweißt. Im Gemälde scheinen wildrasende Gestalten regellos einander gegenüberzustehen, bis wir auch hier das tektonische Gesetz — gern in Diagonale sich aufbäumend — erkennen. So wird diese Kunst letzten Endes vom Verstande gegängelt und darauf beschränkt, in Schnörkeln und Schmuck ihre angespannte Kraft zu entladen. Von Dietzenhofers Böttingerhaus in Bamberg mit seinen sprudelnden, auswegsuchenden Formen geht der Weg zum Concordiahaus in gleicher Stadt mit seiner ruhigen, sich schon abklärenden Vornehmheit. Die Kraft läßt hier nach, bis in der Mitte des 18. Jahrhunderts klassische Form wieder fühlbarer wird. Allein, wie viele phantastischen Baugedanken verwegenster Konstruktion mußten für ewig auf dem Papier bleiben, wenn wir an den Palast „Louis le Grand" erinnern, der aus 12 Bauwerken in den Formen der Buchstaben bestehen sollte, ein Gedanke, den der „fürstliche Baumeister" ebenfalls pflegt.

Wenige Worte nur über die Musik. Auch hier reißt der Zwiespalt auf zwischen Nord und Süd in den deutschen Grenzen, zwischen den Landen, die übermächtig unter Roms Einfluß stehen, in denen sinnenvolleres Erleben schwingt und denen, die in nach innen grabender Sehnsucht innigste Bekenntnisse nicht zu vollklingender Form glätten. Nicht zufällig tritt gerade in der Musik auch das nördlichere Deutschland wieder hervor, während es in plastischem Werke keine große Namen kennt. Sebastian Bach mit seiner herb-innigen Matthäuspassion ist sein unvergeßlichster Ausdruck. Konstruktiv baut er seine Werke auf und läßt nicht sinnliche Klangfülle des Südens ein, während der ebenfalls aus Mitteldeutschland stammende Antipode Händel, unter südlichem Einfluß, die andere Seite barocken Wesens, das blutvolle Lebensgefühl viel stärker zum Ausdruck bringt. Daneben aber erwächst in den südlichen Landen, besonders unter dem Einfluß Italiens und der italienischen Oper, jene repräsentative Musik, die auch in der Kirche ihren Einzug hält.

Nur in wenigen Zügen das Antlitz des „wissenschaftlichen Menschen". Am klarsten tritt dieser uns vielleicht in Bacon entgegen, dessen Worte: scientia est potentia das eine Leitmotiv der Zeit waren: durch — auch experimentell-rechnerische — Erkenntnis die Herrschaft des

Menschen über die Natur zu sichern. Nur auf der offenbar allein des Namens Wissenschaft würdigen empirischen Naturwissenschaft baut sich alles auf. Fort deshalb z. B. von der bisherigen Medizin! Aufgabe der Philosophie schien es ihm den Glauben endgültig auszuschalten und alle auf ihm beruhenden Trugbilder als solche zu entlarven. Naturwissenschaft war der einzige Boden, auf dem Menschenwerk wohlgegründet sich erheben konnte. Kühner Flug der Gedanken treibt Bacon hinaus über das Durchführbare zu seiner Nova atlantis. Bei allen Unterschieden hält auch Descartes an der Lehre fest, daß Mathematik und Naturwissenschaft allein sicheres Wissen verbürgen. Das Prinzip der Gewißheit findet er in der Seinsgewißheit des Bewußtseins. Aber wie auf den anderen Gebieten, so begegnen wir auch hier Reaktionserscheinungen. Mit Gassendi erwachte, von Pascal wurde die Einsicht vervollkommnet, daß es Grenzen der Erkenntnis geben müsse, hinter der nur der religiöse Glauben vorzudringen vermag. Spinoza sucht beide Welten zu verbinden in der Erkenntnis, daß Gott und Natur eine einzige Substanz bilden, während Leibniz am Ende der von uns behandelten Epoche bei dem Suchen nach den „ersten" Wahrheiten zur Scheidung der ewigen geometrischen, metaphysischen Wahrheiten von den zufälligen kommt.

Allein es würde zu weit führen die einzelnen Gebiete der Wissenschaft mit ihrer der Zeit eigenen Autoritätensucht und Stofferdrücktheit auch nur zu streifen. Wir können nicht von der Pädagogik sprechen, die besonders in Keckermann den Wert der Jugenderziehung für den jungen Staat erkannte und deshalb die Schulerziehung von frühem Alter an allein der Staatsaufsicht unterstellen wollte. Wir dürfen auch nicht bei der Geschichtswissenschaft stehen bleiben, die immer stärker Kritik — denken wir an Mabillon, an Gottfried Arnold und Pufendorf — an den Quellen verlangte und teils schon durchsetzte, die das Gesichtsfeld bei Thuanus über die gesamteuropäischen Staaten weitete und bei demselben Autor in der Nation die Geschichte wirkende Kraft erkannte, ebenso wie Clarendon aus den englischen Verhältnissen heraus die Bedeutung der Nation mit dem von ihm vertretenen Gedanken des europäischen Staatensystems verband. Auch das Naturrecht, das an das angeblich allem zugrunde liegende unveränderliche eine „wahre" Recht unter christlichem Einfluß glaubte, muß mit seinem Hauptvertreter Hugo Grotius hier übergangen werden. Ueberall treffen wir Streben nach rein wissenschaftlicher Erkenntnis, oft das Suchen nach einer ewigen Norm, eine Methode, die von der allesbeherrschenden Naturwissenschaft und Mathematik abhängig war. Namen wie Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton zeigen, wie groß für immer die Bedeutung der großen Naturwissenschaftler dieser Zeit war.

* * *

Allein, eilen wir zum Schluß! Verlassen wir die einzelnen Menschentypen, so brauchen wir nicht zu betonen, daß gerade in dieser Zeit diese Lebensgebiete nicht streng geschieden nebeneinander stehen. Ist es doch eine der Eigenarten des Barock, daß wir uns hier in der letzten großen Epoche befinden, die noch eine große Anzahl von Polyhistoren kennt, in der die scharfe, so kostbaren Wurzelsaft vernichtende Berufstrennung noch nicht in moderner Kraßheit eingetreten war. Es ist das letztemal, daß — wenn wir von Goethe absehen — Männer in der Art Bacons oder Leibnizens über die Erde gehen, daß Männer wie Balthasar Neumann zugleich Ingenieur-Architekten, Artillerieoffiziere, Künstler großen Formates und manches andere mehr sind.

Jedoch wenden wir uns noch einmal den behandelten Lebensgebieten zu. Sie alle werden von einheitlichen Entwicklungslinien durchzogen. Zugrunde lag dem, daß sie alle in gleicher Weise durch die Ereignisse der vorangegangenen Zeit aus dem sie durch Generationen bergenden Boden gerissen wurden, daß mit den Bindungen auch die Stützen verloren gingen, an die man sich gewöhnt hatte. Es ist deshalb begreiflich, daß — wie wir dargetan zu haben hoffen — auf allen Gebieten ein suchendes Streben nach neuem Halt einsetzte, daß man nach „der" „wahren" Grundlage aller Seinsformen fahndete. Der Weg schien ebenfalls gegeben in der den Menschen zunehmend leitenden Ratio, die sich begriflich die Erscheinungen der Welt klarzumachen suchte und, von den Triumphen der Naturwissenschaft berauscht, in naturwissenschaftlich-psychologischer Methode ihren einzigen Weg zu erkennen glaubte. Die Neuheit dieses Selbstbewußtseins des Menschen läßt es begreiflich erscheinen, daß er sich nun nicht mehr mit den Grenzen der Erkenntnis begnügte, sondern darüber hinaus mit gestaltungsfreudiger Phantasie oft ein Zukunftsbild sich vorzugaukeln versuchte.

Allein mit dieser starken Betonung der rationalen Einstellung ist nur die eine Seite des Barockmenschen erfaßt. Es scheint fast, als ob, trotz ihrer unermeßlichen Verdienste, vielleicht doch die aufstrebende Geistesgeschichte zuerst durch ihre Versuche, große gedankliche Entwicklungslinien herauszuarbeiten, vielerlei gefühlsmäßige Durchbrechungen zu sehr in den Hintergrund gedrängt habe. Hat nicht vielleicht aber besonders die stark rationalistische Einstellung am Ausgang des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts auch bei der Betrachtung vergangener Zeiten die Entwicklungslinien des Rationalismus überscharf betont? Es scheint uns gerade zum Wesen des Barockmenschen zu gehören, daß er einesteils so stark in der sich rasend entwickelnden rationalistischen Strömung mitteninne steht, daß er aber andererseits wie seither keine Zeit wieder glutvolle bodenständige Kraft besitzt, die mit

ungebrochenem Lebenswillen noch so eng den Mächten der Natur verknüpft ist. Ein segensreiches Widerspiel ähnlich starker Kräfte, das zu reichster Ernte führen muß, läßt sich gerade im Barock noch einmal beobachten.

Wesentlich jedoch bei der Betrachtung des Barock wie aller anderen Zeiten der deutschen Geschichte ist der Unterschied zwischen Nord und Süd, zwischen den Gebieten, die außerhalb der alten römischen Kulturgrenzen liegen und denen, die einstmals römischen Kolonialboden gebildet hatten, wenn auch die kultivierende Tätigkeit der katholischen Kirche diese Grenze etwa bis zur Saale—Elbe ostwärts schob. Dazu aber kommt, daß der Mensch des deutschen Südens, der Bayer und Alemanne, mit seinem anderen Temperament der Kulturentwicklung einen anderen Boden bieten mußte als der stark slawisch untermischte Bewohner der Nord- und Nordostgebiete. Während der Mensch östlich der erwähnten Grenze stärkere nordische Geistigkeit zeigt, die auch in der von uns betrachteten Epoche deutlich wird, unterliegt der Oberdeutsche — und diese Grenze deckt sich im wesentlichen mit der Grenze der Konfessionen — viel stärker dem Einfluß der südlichen Welt und ihrer Struktur, ein Unterschied, der nun auch im Bilde des Barock unverwischbar bleibt.

Im Barock, in dieser schweren Zeit des Kampfes zwischen Gefühl und Verstand, in dieser Zeit, in der der Unterschied zwischen Nord und Süd wieder grell zutage liegt, hat Deutschland Männer und Werke geboren, wie sie wenige Epochen seiner Geschichte aufweisen können. Lebensvolle Bilder einer großen Anzahl deutscher Männer dieser Tage sind fest in das Volksbewußtsein übergegangen, eine so großen Zahl, wie sie wohl kaum aus einer anderen Zeit der weiteren Vergangenheit im Volke zu finden sind. Auf das Diesseits verwiesen, fühlte man plötzlich die drohende große Verarmung und suchte heiß und entsagend nach inneren Werten, die neue Wege weisen sollten. Es war wohl kein Zufall, daß der Deutsche in dieser wilgährenden Zeit, die keine Muße hatte letzten Formungen und Glättungen nachzusinnen, sondern mit jugendlicher, unbekümmerter und doch tief verantwortungsbewußter Kraft schuf, die nicht auf alten Bahnen zum Höhepunkte führte, sondern Keime zu Neuem gebar, sich so bewährte, während er in Jahren der Sicherung, des Ausbaus und der letzten Formung schon begonnener Entwicklung diese Bedeutung in der Welt einbüßte. Das Element des Nordens, das deutsche Kultur so mannigfaltig machte, befähigt den Deutschen offenbar mehr dazu, Größtes zu ersinnen und zu beginnen, als es zu edelster Form zu glätten. So konnte gerade der Geist des Barock in seinem zwiespältigen Reichtum im deutschen Menschen reichste Ausprägung finden als Ausdruck nicht sich vollendender Ruhe, sondern gewaltiger Kämpfe und Uebergänge.

***

Orientreise

von Felix Emmel

Suez-Kanal.

Wie der Fangarm eines urzeitlichen Polypen greift von dem Stadtkörper Port-Saids aus der westliche Wellenbrecher in das Mittelländische Meer. Anderthalb Kilometer weit. Er wehrt dem Nilschlamm, der den Hafen ersticken will. Auf dieser Steinmole mit der Schlamm-Brandung ragt beherrschend ein Denkmal: der Vicomte de Lesseps — noch jetzt sein Werk, den Suezkanal, schützend. Des Schlamms in seinem eigenen Leben ist er schwerer Herr geworden. Der Panamaskandal stürzte ihn und brachte ihm, dem Onkel der Kaiserin Eugenie, fünf Jahre Gefängnis wegen Betrugs und Bestechung. Zwar hob der Kassationshof das Urteil wieder auf — aber Lesseps war zu Tode getroffen. Nun steht er hier und trotzt dem Nilschlamm — kühl und triumphierend. Zeigt mit der Rechten gelassen auf sein Werk. Ihm gegenüber, auf der inneren Hafenmole, badet sich der hohe Leuchtturm in weißem Licht. Langsam ächzt der schwere dänische Dampfer vorbei. Die Ankerkette kreischt und poltert. Wir liegen fest. Schnittige Motorschiffe booten uns ab. Nüchtern stiert die Kleinstadt Port-Said in die dunstige Sonne — schnell aufgeschossen an dieser wichtigen Stelle — vom Durchgangsverkehr lebend. Ein krasses Erzeugnis händlerischer Bedürfnisse. Ohne Verbundenheit mit dem Boden, ohne Atmosphäre. Ein Haupthafen. Drei seichte Nebenbecken. Kohlen-Bassin. Quarantänestation. Menschen sind hier Nebensache. Schiffe — nur Gäste. Alles ist auf „Durchgang" gestellt. Ein kulturloser Häuserhaufen, voll von verantwortungslosen Matrosen-Genüssen. Durchgangs-Genüssen — schnell und wüst.

Augustsonne schüttet ihre versengenden Herrlichkeiten über afrikanisches Land. Der Boden fängt sie auf, gibt sie getreulich zurück. Hitze ätzt den Leib. Die Poren können kaum atmen. Ich flüchte in den Zug nach Kairo. Bald rollen die Räder nach Süden. Zur Rechten dehnt sich dunkelwellig das unübersehbare Haff des Mensala-Sees, zur Linken schaut die wasserlose Wüste weißgelb in die Fenster. Ein Gegensatz — hart auf hart. Dazwischen der Schienenweg und, ihn fast streifend — der Suezkanal. Künstliche Scheide zweier Erdteile, die der Schiffahrt den Umweg um ganz Afrika erspart. Technisches Meisterwerk ohnegleichen. Glänzendes Geschäft, da die meisten Schiffe für eine Durchfahrt mindestens in fünfstelligen Zahlen zu danken haben. Weltpolitisches Macht-Objekt ersten Ranges. Lächelnd denke ich an das siegreiche Schachspiel der englischen Politik um diesen Kanal, den die Engländer nicht gebaut, sondern

mit hundert Intrigen zu verhindern gesucht haben. Erst als er einmal da war, luchsten sie dem verschuldeten Khediven Ismael Pascha die Aktienmajorität ab, ließen ihn später fallen und legten politisch ihre Hand auf Aegypten, nicht ohne den Franzosen im Marokkovertrag von 1904 ein besänftigendes Pflästerchen zu reichen. Der Generaldirektor der ägyptischen Altertümer sollte stets ein französischer Gelehrter sein und die Freiheit der französischen Schulen in Aegypten gesichert bleiben. Nach der Besetzung erst haben die Engländer Geld in Aegypten investiert. Sie bauten den 2 km langen Staudamm bei Assuan mit seinen 186 Schleusen, der die Nilüberschwemmung regelt und noch immer das anbaufähige Land vergrößert. Sie steigerten den Ertrag an Baumwolle bis aufs äußerste und haben ungeheure Kapitalien aus Aegypten herausgeholt. Gemeinsam läuft das Doppelband des Kanals und der Eisenbahn nach Süden. Wüstensand stäubt in den Zug. Die Sonne blendet weiß. Kein Fleckchen Grün, auf dem das Auge ausruhen könnte. Gedankenlos schreibt der Finger das Wort „Wald" in den feinen Staub der heißen Sitzbank. Ein Ruck. Der Zug hält in El-Kantara. Seit dem Altertum heißt dieser Ort „die Brücke". Denn alle Karawanen, alle Söldnermassen, die von Aegypten nach Palästina und Syrien wollten, mußten über diese Länder-„Brücke". Auch Moses und sein Volk. Ein Pfiff. Die Räder rollen. Durchschneiden bald den fast ausgetrockneten Bahal-See, dessen weiße Salzablagerungen an Schnee erinnern. Gedanken-Labsal in dieser dörrenden Glut. Weit und breit kein Tropfen Feuchtigkeit. Da im Westen taucht fern am Horizont ein Segel auf — Hoffnung auf Wasser. Noch eins. Immer mehr. Sechs Segel. Die inneren klein, die äußeren groß. Schwingende Bögen in sonniger Luft. Doch was ist das? Die drei linken Segel werden von einer anderen Windrichtung geschwellt als die drei rechten. Es ist so, als ob genau von der Mitte her zwischen ihnen der Wind in zwei Richtungen bliese. Ausgeschlossen. Meteorologisch unmöglich. Da beginnt plötzlich — während der Zug dahinfährt — das äußerste Segel zu verschwimmen und sich aufzulösen. Es durchzuckt mich: Fata Morgana. Seltsam, wie schnell mir dieses Erlebnis zuteil wird. Unbegreifliche Erscheinung. Ich schaue in die Karte. Danach gibt es im Westen überhaupt kein Wasser, kann keine Segel geben. Was soll also das Wort „Luftspiegelung", das hier nichts erklärt? Langsam wie Kerzen verlöschen die Segel am Horizont — eins nach dem andern. Deutlich fängt das Fernglas sie auf. Es wandert von Hand zu Hand. Alle sehen das Trugbild. Staunen. Fragen. Nichtbegreifen. Unmerklich tastet sich ein Gedanke ins Hirn: Meint diese Erscheinung — dich?? Sicherheit bricht durch. Natürlich, die Lebenssegel nach zwei Richtungen geschwellt, zog ich meine Bahn. Immer. Was die eine brachte, nahm mir die andere. Grauenhaftes

Symbol. Ich atme auf, als der Damm El-Gisr aufsteigt, der den Kanalbau so schwer behindert hat. Vierzehn Millionen Kubikmeter Erde mußten hier beseitigt werden, ehe man zum Timsâh-See durchstach, in dessen Schlammwasser einst Krokodile lebten. Heute, nach vielen Baggerungen, ist sein Wasser klares blaues Licht. In seinem blanken Metall spiegeln sich freundlich die stillen Gärten von Ismaïlia. Sichtbar wird hier der Süßwasserkanal, noch vor dem Suezwerk von Lesseps angelegt wegen des Trinkwassers für seine Arbeiter. Er heißt auch Ismaîlîje-Kanal und bricht von Kairo aus quer durch die Arabische Wüste nach Ismaïlia. Ein heroisches Unterfangen. Bei Ismaïlia trennen sich die Weggenossen: Kanal und Bahn. Südwärts arbeitet sich die uns entgleitende Kanalrinne an Tussun vorbei durch die beiden Bitter-Seen bis nach Suez.

Geschenk des Nils.

Fast im rechten Winkel nach Westen saucht unser Zug. Arabische Wüste. Brennender Sand saugt sich voll Sonne. Große gelbe Wellen schlagen um den Schienenweg. Heißer Dörrwind trocknet die Kehle. Fast unvermittelt weicht die Dürre. Der Nil ist erreicht. Schicksalsstrom dieses Landes: Quelle seines Reichtums und seiner alten Kultur. Sofort beginnt — unter seinem Segen — das Land zu blühen. Weite grüne Flächen laben das dürstende Auge. Bäume gliedern sich ein — die „Himmelsstützen" der alten Aegypter, die sie in ihren Tempelsäulen künstlerisch gestalteten. Sinnfällig wird, wie sehr der ägyptische Mensch durch dieses Strom-Labyrinth bestimmt ist. Schon Herodot nennt Aegypten ein „Geschenk des Nils". Nilschlamm ließ den Ackerbau blühen. Und Ackerbau ist „Kultur", ist seßhaftes, bodenverbundenes Leben, Wachstum durch Jahrtausende, eng verkettet auch mit der Tradition des geistigen Wachsens durch viele Geschlechter hindurch. Alljährlich vom Juli bis Oktober überflutete der Nil das Land und bereitete der Ernte vom März bis Mai den Boden. (Heute verhindert der Staudamm von Assuan das Brachliegen in den Sommermonaten.) Diese Regelmäßigkeit brachte Ordnung in das Land. Schuf ein astronomisches Interesse, ein Bewässerungssystem von Becken, Kanälen, Dämmen, — die Notwendigkeit der Zusammenarbeit vieler, aller. Also Gemeinschaftswillen, Staatsgesinnung. Strenge Teilung in Arbeit und Verwaltung mußte entstehen. Kastenwesen. Da man die Ursachen der segensreichen Nilüberschwemmung nicht kannte — weder Schneeschmelze noch tropische Regengüsse — so schrieb man sie einem der höchsten Götter zu: Osiris, dem männlich befruchtenden Geiste, der die Pflanzen sprießen läßt. Auch alle Kulturgüter — in scharfer Eingrenzung von Wüsten und Meeren hochgetrieben — waren hier Geschenk des Nils.

Südlich brandet an den Schienenweg biblisches Land: Gosen. Hier ließ der jüdische Emporkömmling Joseph seinen

Vater Jakob mit Nachkommen und Vieh sich ansiedeln. Altes Weideland also. Sumpfiger Marschboden. Denn die Israeliten waren noch „Viehhüter", ein Stand, den das ackerbautreibende Volk der Aegypter von seiner Kulturhöhe herab schon damals verachtete. Mitten im Netz des östlichen Nildeltas tauchen die europäischen Bauten von Zagazig auf, dem Handelsplatz für die Nil-Erzeugnisse: Getreide und Baumwolle. Angepreßt an die Böschungen der Wasserläufe, hocken die Fellachendörfer. Staubfarbene kubistische Trümmer. Es ist als ob sie sich verbergen wollen. Dunst des Elends steigt aus ihnen — jahrtausendealt. Nur zuweilen baden nackte, ausgezehrte Kinderkörper die quellenden Bäuche im schwammigen Nilwasser. Noch immer gibt es seit der Urväter Zeit Schöpfbewässerung des angrenzenden Landes. Ursprünglich die einzige Möglichkeit, zwischen Ernte und der neuen Nilüberflutung das Brachliegen der Aecker im Sommer zu vermeiden. Eine zylindrische Holzspirale — von der Hand eines Fellachen gedreht — taucht mit der Spitze ins Wasser und schleudert die kostbare Flüssigkeit ans Land. Weit wirksamer betätigt sich noch die Sakije, eine primitive hölzerne Schöpfmaschine, von einem Esel in Bewegung gesetzt. Schauerlich ächzt dieses vorsintflutliche Ungetüm, das — vollkommen undicht — unterwegs die Hälfte des geschöpften Wassers wieder verliert. Welche Vergeudung von Menschenkraft Tag um Tag, Jahr um Jahr.

Bald zeigt — in der Nähe des großen Damiette-Arms — das obstgesegnete Benha sein abendländisches Gesicht. Scharf biegt der Schienenweg nach Süden. Die Berge der Lybischen Wüste fahren vorbei. Fern baut sich das Mokattamgebirge vor das Auge. Bald ist der „Kuhbauch" erreicht, die Stelle, wo sich der Nil in die Hauptarme teilt. Minarette stechen in den Horizont. Kairos Zitadelle schmiegt sich in den breiten weißen Steinmantel des Mokattams. Ehrwürdige Trümmer starren: Heliopolis-On — älteste Stätte des ägyptischen Sonnenkultes, deren roter Obelisk sich leider verbirgt. Stumm stehen die fernen Sykomoren Matarijes, unter denen die heilige Familie in der Verbannung gelebt haben soll. Gärten und Häuser umringen den Zug. Wir sind in Kairo.

Kairo.

Die Sonne sticht bösartig. Ihre Pfeile treffen ins Hirn. Das hochsommerliche Kairo liegt fremdenentblößt. Die Erfrischung des kalten Bades hält nicht vor. Auf brennenden Sohlen tappe ich zur Sultan-Hassan-Moschee. Die bedeutendste ägyptische Medrese, ein Bau mit kreuzförmigem Grundriß, geschickt in ein Fünfeck hineinkonstruiert. Steil steigt das höchste Minarett der Stadt empor. Weiß prunkt die Kuppel. Durch das haushohe Eingangstor — ein ornamentales Wunderwerk — trete ich ein. Der weite Reinigungshof breitet sich unter

meine Füße. Eine wohltuende schöne Fläche. Kalt bleibe ich vor der Bronzetür mit den Gold-Silber-Einlagen stehen, dem Eingang zum Mausoleum des Sultans. Auch die marmorne Mihrabwand, der Mimbar, der altarabische Schriftfries in Gips sprechen nicht zu mir. Die reinen Formen der Omar-Moschee, des Felsendoms, sind noch zu lebendig im Auge. Selbst die Stalaktiten-Gebilde fesseln mich nicht. Irgend etwas in mir sträubt sich gegen die Herrschaft des Ornamentalen. Nicht um solcher Dinge willen bin ich nach Aegypten gekommen. Ganz anderes suchen Sinne und Geist. Aus der kühlen bekuppelten Vorhalle dränge ich ins Freie. Gierig fällt mich die Sonne an. Sie empfängt die Glieder wie eine Beute. Mit nasser Stirn steige ich langsam empor zur Zitadelle, die sich massig an den weißglühenden Mokattam lehnt. Flüchte in die Alabaster-Moschee. Lege die heißen Hände an das köstliche, kühle Material. Erfrische mich in dem flutenden Licht des Betsaals mit seiner byzantinischen Kuppel. Wage mich wieder in die Sonne. Die Nasir-Moschee gegenüber schraubt seltsame fayencenbunte Minarette mit zwiebelförmigen Spitzen in den Himmel. Ihre Tore locken mit romanischen Schwingungen. Einen Augenblick schaue ich in den Palast Mohammed Alis hinein und schrecke zurück. Arabischer Kitsch. Formen und Farben — eine fade Limonade. Das also ist der Geschmack einer Eroberer-Natur, die hier auf der Zitadelle das letzte Blutbad anrichtete. Strategisch scheint dieser Mohammed Ali begabter gewesen zu sein als künstlerisch. Er hat bereits 1805 die Ueberhöhung des Mokattamgebirges ausgenutzt, indem er auf dem Gipfel Batterien auffahren ließ, die den türkischen Befehlshaber der Festung hier unten sehr bald zur Uebergabe zwangen. Nur wenig ist erhalten von den ältesten Mauern Saladins, dessen Wesir Karakusch nach dem Vorbilde syrischer Kreuzfahrerburgen 1176 die Zitadelle erbaute, und zwar — Gott verdamme ihn dafür — aus Steinblöcken der Pyramiden von Gizeh. Die Sonne hat sich ausgerast. Sie ist abendlicher geworden. Die Sinne werden frischer. Der Geist erwacht. Ich sitze auf der Südwest-Mauer der Zitadelle. Unter mir das Häusergewirr von Kairo — labyrinthisch in die Ebene gelagert. Ueber die aufdringlichen Minarettspitzen hinweg dringt der Blick ins Weite. An den Rand der Wüste. Klar bauen sich die Pyramiden von Gizeh in die abendliche Sonne. Fern steigen die Rhythmen der Stufenpyramide von Sakkara ins Licht. Es ist wie ein Schlag ins Blut. Man weiß plötzlich, weshalb man gekommen. Weiß, daß all das arabische Gewirr da vor einem nur Vorspiel ist für Wesentlicheres: für das alte Aegypten. Langsam kriecht der rote Glutkern der Sonne hinter die Pyramiden, die schwärzer und schärfer hervortreten. Erkenntnis dämmert, daß neben dem Nil, der dort im Osten durch grüne Flächen schneidet, noch ein größerer Schöpfer des

Landes besteht: die ägyptische Sonne. Sonne und Nil sind die befruchtenden väterlichen Gewalten dieses Bodens. Sind Re und Osiris. Die Erde ist die große aufnehmende, früchtereifende Mutter, ist Isis. Alle Kulturgüter des alten Aegyptens brachen aus solcher Zeugung ans Licht. Ein Jahrtausend vor den Hebräern gab es hier schon (in der 5. Dynastie) den Gedanken des einen, unsichtbaren Gottes — ohne Götterbild. Gab es den Kult des Sonnengottes Re, dessen erster Diener der Pharao war. Nicht erst Amenophis IV. hat den Sonnenkult geschaffen. Er hat ihn vorgefunden und umgeformt. Habe ich vorhin die stechende Männlichkeit der Sonne gespürt, so umschwingt mich jetzt ein Licht — ungewohnt und fremd in abendländischen Bezirken. Es ist als ob das Licht durch alle Dinge hindurch ginge — auch durch den eigenen Leib. Fast kann man seine Wellen leibhaft in sich spüren. Sie machen leicht, vibrieren im Blut, strömen hell bis unter die Hirnschale. Sie bestreichen nicht nur die Oberfläche der Dinge, sie dringen ein. Geben der Außenwelt etwas Kristallisches, von innen Leuchtendes. Kein Stein und kein Mensch kann sich solchem Lichte entziehen. — Ein Schwirren hinter mir. Ich fahre herum. Schwarz wimmelnd hebt sich ein Falkenschwarm über die Zitadelle. Horus, der Lichtgott, jahrtausendelang unter dem Symbol des Falken verehrt, zeigt mir an, daß ich ihn verstand.

Absteigend überdenke ich den Namen der entgegenkommenden Stadt. El-Kahira heißt Stadt des Mars. Ein Name, den die kriegerischen Wechselfälle reichlich rechtfertigen würden. Aber nicht von ihnen stammt er. Als der Fatimiden-Feldherr Gohar 969 Aegypten erobert hatte, baute er die neue Kalifenresidenz Kairo. Man begann mit dem Bau der Mauern in dem Augenblick, als durch den Meridan der neuen Stadt der Planet Mars ging, der arabisch Kahir, der Sieger, heißt. Daher blieb der neuen Stätte die Bezeichnung El-Kahira. Kennzeichnend für dieses Land. Wo gibt es sonst noch Städte, die sich — ohne jede Symbolik — nach astronomischen Tatsachen nennen? Schon im ältesten Aegypten waren die Gestirne in ihrem mathematischen Ablauf bestimmend für das Dasein. Die Aegypter waren es, die den genialen Gedanken gebaren, eine objektive Zeiteinteilung zu schaffen, gegründet auf den Lauf der Gestirne. Sie haben unseren durch Cäsar und Gregor verbesserten Kalender mit dem Wandeljahr von 365 Tagen gemacht und ihn — nach Eduard Meyers geistvoller Annahme — genau am 19. Juli 4241 vor Christus in Kraft gesetzt — dem ältesten uns bekannten Datum der Weltgeschichte. Der ägyptische Neujahrstag war der, an dem der Sirius (Sothis) unter dem Breitengrade der alten Hauptstadt Memphis in der Morgendämmerung aufging. Dieser Tag bezeichnete auch ursprünglich Sonnenwende und beginnende Nilüberflutung. Solche

Anknüpfung an die unumstößliche Wirklichkeit des Gestirns ist eine wissenschaftliche Tat — gültig bis heute.

Sehr ermattet erreiche ich mein Hotel. Kaltes Bad. Abendessen. Französische Speisekarte. Loups de mer à maître d'hôtel entpuppten sich als kleine, fad schmeckende Fische. Große tiefschwarze Nubier mit Fez, langen schneeweißen Gewändern und breitem roten Gürtel bedienen bei Tische. Man zuckt zurück, wenn die schwarzen Hände das weiße Geschirr berühren. Das Zucken ist unbegründet, sie sind peinlich sauber. Abgegessen. Hinaus.

Pyramiden und Sphinx.

Im offenen Fiatwagen fliege ich durch das abendliche Kairo. Die erschlafften Poren saugen Kühle. Hotelgiganten prunken. Shepheard. Continental. Der Opernplatz — Brennpunkt des ägyptischen Londons — repräsentiert den Geschmack der englischen Herrenrasse. Großbanken, Konsulate, levantinische Privathäuser gebärden sich vornehm. Das europäische Gesicht von Kairo mit den selbstbewußten Zügen gleitet vorüber. Die große Nilbrücke naht. Zwei starke Pfeiler mit anmaßenden Löwen umfangen den Wagen. Endlos ziehen die Bänder des Eisengitters vorbei. Durch ihre Maschen blickt der Nil mit schwarzen Segelschatten an gebogenen Masten. Herauf dringen Fetzen eines ägyptischen Volksliedes. Fröhliche Entspanntheit des Abends. Gezireh, die Nilinsel, das Paradies der vornehmen Gesellschaft, lockt. Schwarzgrün steht der Park. Rotblühende Akazien säumen den Weg. Sportplätze, Rennbahn, Aquarium, Zoologischer Garten, Ausstellungsbauten. Dunkelheit bricht nieder. Die Scheinwerfer des Autos bahnen ihre Lichtwege in den Raum. Das Dorf Gizeh nähert sich langsam. Tanzlokale mit Rummelplatzbeleuchtung schließen sich zum Kreis um einen freien Platz, den Verkehrsmittelpunkt dieses urbanisierten Dorfes. Man fürchtet schon die allzu große Nähe der Pyramiden. Doch nein, der Wagen bohrt sich aufs neue ins Dunkel. Gottlob, noch lange genug. Der Dunstkreis des Lunaparks versinkt. Die Scheinwerfer verlieren die Kraft. Weiß fährt die Mondbarke über wolkenlose See. Schwarz heben sich drei mächtige Dreiecke vor das Auge. Nichts von Trauer und Klage strömen sie aus. Eines nur: Unerbittliche Mathematik der Toten. Bei dem geschlossenen Mena-House-Hotel, das dunkel liegt, hält der Wagen. Zu Fuß steige ich zum Plateau. Da wachsen sie auf, die ältesten Bauwerke der Menschheit, die großen Pyramiden: Cheops, Chefren, Menkara. Sie haben ihre schwarzen steifen Mäntel abgetan. Blauweiß fließt das Licht um ihre nackten Kalksteinkörper. Uebergroß stehen sie und unumstößlich. Ihre Masse besteht selbst in diesem spielerischen Mondlicht, das die tiefen Runen der Vernichtung in scharfen Schatten herausarbeitet. Nicht einen Augenblick kann

der Eindruck der Zerstörung beharren. Man spürt sofort: nur die Oberfläche ist verwüstet, die Substanz bleibt. Dieses Mondlicht! Es fließt. Es dringt nicht ein, wie die ägyptische Sonne, es dringt nicht durch. Es hat etwas Abgleitendes, Vortäuschendes. Die Wellen des Wüstensandes, in die der Fuß sich eingräbt, fälscht es um in glatte flüssige Lichtwellen. Kein Wunder, daß der gleißende Ibis des Mondes da oben niemals dem alles entlarvenden, unbestechlichen Sonnengott ebenbürtig war. Er ist wirklich nur der romantische „Vezier der Sonne". Nicht mehr.

Durch nachgebenden Sand knirschen die Füße. Beschwerlich. Sie halten vor dem tiefliegenden Sphinx. Frei ruht der aus dem Felsen geschlagene riesige Löwenleib. Viel zu große Vorderpranken greifen aus. Der Menschenkopf mit der zerstörten Nase starrt in das Mondlicht. Sein Ausdruck ist wie verstört. Unheimliche Reife des Mundes verwirrt. Unruhe überfällt mich, wie immer vor undurchdringlichen Rätseln. Unklarheit schmerzt. Was hat dieses gigantische Fabelwesen der Menschheit zu sagen? Was mir? Welches ist der letzte Sinn dieser ungeheuren Dreiecke im Hintergrund? Kein Tor der Erkenntnis öffnet sich. Die Götter bleiben stumm. Nur die Nerven spüren die Nähe eines Ungeheuerlichen. Sind gebannt von der geformten Substanz, deren Sinn im Dunkel bleibt. Und dennoch kam ich um dieses Sinnes willen hierher, nicht um ein Schauspiel zu genießen. Ich schaue mich um. In den Schneewellen der Wüste baden die Quaderkristalle vornehmer alter Aegyptergräber. In der Ferne ruft die Stufenpyramide von Sakkara. Eine große Landschaft. Ich verschließe mich vor ihr. Immer wieder bannt mich der Sphinx. Die tiefen Augenhöhlen fragen. Was fragen sie? In letzter Sammlung suche ich es aufzunehmen. Umsonst. Ist es etwa ihre Aufgabe von alters her, den Menschen mit leeren Rätselfragen zu äffen? Ihn in Verwirrung zu stürzen? Unmöglich, dieser Sphinx nicht, dieser Mund nicht. Deutlich spüre ich, daß Pyramiden und Sphinx zusammenhängen müssen, daß auch die Pyramiden fragen — durch den Mund des Sphinx.

Das Auto bringt mich zurück. Welche Beschämung, der Größe nahe gewesen zu sein, ohne sie fassen zu können.

Die Lichter von Kairo umlärmen den Wagen. In der Muski, der arabischen Hauptstraße, steige ich aus. Pilgere zu Fuß durch die Altstadt, um mich abzulenken. Gelange langsam in die Nähe meines Hotels. Fliegende Händler bieten ihren Schund aus: Postkarten, Ketten, Tücher, Teppiche, Körbe, Fezmützen. Ihr Anreißertum ist bis zur Leidenschaft entwickelt. Anrufe, Aufklopfen, Klappern, Anpacken, Schreien sind lästige, aber wirksame Mittel. Eine händlerische Lebhaftigkeit ohnegleichen. Ich habe mich auf die nach zwei Seiten offene Terrasse eines Restaurants gesetzt. Mein Fuß wird plötzlich gepackt und unter dem Tisch vorgezogen. Ein Araberjunge hat den Staub

auf meinen Schuhen entdeckt. Breitet seinen Kasten aus und beginnt zu putzen. Händler kommen. Ein Polizist in weißer Uniform, mit Holzsäbel an der Seite, verjagt sie von der Terrasse. Ohne Fäuste kommt er nicht aus. Aber die Gegner weichen nicht. Sie bauen sich — in zwei Abteilungen geteilt — an den beiden Ausgängen der Terrasse auf. Zwischen ihnen geht der Polizist langsam hin und her. Sobald er den Rücken dreht, fluten hinter ihm die Händler herein. Pendelverkehr. Gelächter. Eine händlerische Hartnäckigkeit, die sich belohnt. Ich ziehe mich zurück.

Bei weitgeöffneten Fenstern verbringe ich die schwüle Nacht. Sehr unruhig. Die Pyramiden lassen mich nicht los. Die Augen des Sphinx fragen. Schweißgebadet wache ich auf. Es ist erst sechs Uhr. Kaltes Wasser. Anzug. Frühstück. Elektrische Bahn. Ich fahre wieder nach Gizeh. Unterwegs überdenke ich die vielen Versuche der Menschheit, die Pyramiden zu deuten. Das Altertum rechnete sie unter die „Weltwunder". Plato hielt sie für astronomische Observatorien, Porphyrius für Weihgeschenke an die Sonne, Gregor von Tours gar für die von Joseph errichteten Kornkammern. Nach altarabischer Anschauung sollen sie 300 Jahre vor der Sündflut errichtet sein als schützende Behälter des menschlichen Wissensgutes. Herodot, Strabo und Diodor berichten, was sie damals in Aegypten hörten und was die Wissenschaft heute bestätigt: die Pyramiden sind Königsgräber. Bis heute haben die Pyramidendeutungen nicht aufgehört. Man hielt sie für reine Repräsentationsbauten der Pharaonen, für Osiris-Grabmäler, für Mysterientempel der priesterlich Eingeweihten, für religiöse Symbolbauten und für Wasserbehälter der Stadt Memphis. Dutzende von Pyramiden-Phantasten erstanden: Esoteriker, Astrologen, Mathematiker. Aber gottlob gibt es heute eine Aegyptologie. Bonapartes ägyptischer Feldzug, der militärisch und politisch scheiterte, hatte, dank der Voraussicht, auch Gelehrte mit nach Aegypten zu nehmen, ein großes wissenschaftliches Ergebnis. Der schwarze Granit des Rosetta-Steins aus dem Jahre 196 vor Chr. kam ans Licht mit dreifacher Schrift eines und desselben Textes: hieroglyphisch, demotisch (d. h. in landesüblicher kursiver Urkundenschrift) und griechisch. Da der griechische Text lesbar war, wurde so — zwanzig Jahre später — die geniale Tat François Champollions möglich: die Entzifferung der Hieroglyphen, die Entdeckung des altägyptischen Buchstabenalphabeths. Champollion schuf die erste ägyptische Grammatik und das erste Wörterbuch. Erst von hier an gibt es eine ägyptische Altertumswissenschaft. Das, was frühere Schriftsteller „symbolisch" aus den Hieroglyphen erschlossen hatten, entpuppte sich als blühender Unsinn. Die Lepsius, Goodwin, Chabas, Brugsch, Mariette, Borchardt u. a. konnten auf gesicherter Grundlage weiterarbeiten und Fehler beseitigen. Die Geschichte

Aegyptens erhielt — trotz aller grammatischer Lücken — endlich sicher lesbare Quellen. Aus dem Dunkel trat die Gliederung, ihre Hoch-Zeiten: das Alte Reich (300—2360 v. Chr.) mit den Pyramidenerbauern Chufu, Chefren, Mykerinos. Das Mittlere Reich (2100—1788) mit Amenemhêt und Sesostris. Das Neue Reich (1580—1090) mit den Amenophis, Thutmosis, der Königin Hatschepsut, Tut-anch-amon, Ramses. Die unverwischbaren Umrisse der altägyptischen Kultur enthüllten sich in immer umfangreicheren Ausgrabungen. Die El-Amarna-Funde, die Tut-anch-amon-Gräber wurden zu Sensationen der Welt. Heute ist die ägyptische Altertumswissenschaft ungemein reich an erforschten Einzeltatsachen — ja fast schon wieder in labyrinthischer Verzweigung und Spezialisierung begriffen. Mit jeder neuen Ausgrabung verschiebt und verändert sich ihr Bild Aegyptens. So gründlich diese Wissenschaft aller Phantasterei den Garaus gemacht hat, so wenig vermittelt sie heute schon die große Einheit der ägyptischen Kultur. Die Frage des Sphinx — die seit dem Altertum die Geister bannt — ist noch unbeantwortet. Nur daß natürlich heute niemand mehr um den ägyptologischen Befund herumkommt.

Unbefriedigt von dem Stückwerk dieses Befundes, fahre ich wieder durch die Straße mit den rotblühenden Akazien. Das Nilband blitzt im Lichte. Nichts mehr von Mond-Romantik. Vollkommen verwandelt liegt die Landschaft. Scharf geschnittene Palmenwipfel fächeln. Die Sonne herrscht. Klar umreißt sie die lange Kamelkarawane, die farbengesättigt vorübertappt. Grotesk hebt sie den Ochsen heraus, der zusammen mit einem Kamel vor denselben Pflug geschirrt, tiefe Furchen in den Acker reißt. Grell brandet sie an die Kanten der drei großen Pyramiden, die sich vor den gelben Sandwellen der Wüste aufbauen. Zum erstenmal in meinem Leben besteige ich ein Kamel. Als das hockende Tier sich in mächtiger Schwankung aufrichtet, glaubt man zu fallen, fühlt sich in unwahrscheinlicher Höhe. Bis zum Plateau hinauf bleibt man unsicher. Sobald man jedoch den losen Wüstensand unter sich spürt, wird der Schritt des Tieres sehr weich und angenehm schwingend. Ich umreite das Pyramidenfeld. Zunächst zu der Gräberstätte der Vornehmen, der königlichen Prinzen und hohen Beamten. Streng in Gassen geordnet stehen die steinernen rechteckigen Quader, welche die Araber Bänke, „Mastabas", nennen. Sie bestehen aus der unterirdischen Grabkammer, dem unbetretbaren serdâb-Raum mit dem Standbild des Toten und dem leichtzugänglichen Opferraum für die Verwandten mit vielen Inschriften und Reliefs aus dem Leben des Verstorbenen. Hier in dem Opferraum war die „Scheintür", durch die der Tote eintrat. Hier standen die Opfersteine, Opferschalen und beschriebenen Stelen. Die leicht gebauten irdischen Wohnstätten galten — nach Diodor — dem Aegypter nur als „Herberge".

Sein „ewiges Haus“ war das Grab. Ganze Totenstädte, Nekropolen, entstanden. Der Totenkult war Mittelpunkt seiner Kultur. Nicht im abendländischen Sinne einer sinnvollen Trauer, eines tief empfundenen Angedenkens oder Nicht-Vergessen-Wollens. In Aegypten ging es um mehr. Dieses seßhafte, ackerbautreibende Volk hatte die Erfahrung gemacht, daß alle kulturellen Dinge nur in vielen Generationen werden können, daß nur aus der Dauer Größe kommen kann. Es wußte jedoch auch, daß es die Zeit ist, die alles Geschaffene wieder vernichtet. So faßte es den heldenhaften Entschluß, der ohnegleichen ist in der Weltgeschichte, den gesamten Lebenswillen eines Volkes einzusetzen gegen die Zerstörung der Zeit. Das ägyptische Leben wurde zu systematischem *Kampf der Kultur gegen die Vergänglichkeit*. Aegypter haben die Mumien geschaffen, die Pyramiden, die in Stein gemeißelten Hieroglyphen, die Plastik aus den härtesten Gesteinen: Basalt, Granit, Diorit. Sie gaben der Welt die Zeiteinteilung — auch sie ein kämpferisches Mittel gegen sinnloses Vergehen. *Sicherung der Kultur gegen die Zeit* war das Kennzeichen ihres Lebenswillens. In ihren Totenstädten geht es nicht um hilflose Trauer, es geht um die heldenhafte Erhaltung des höchsten Lebens bis an die Grenze des Möglichen. Auch um die Erhaltung des Körpers. Besonders aber um die Erhaltung eines jedem Körper innewohnenden Abbildes, das sie *Ka* nannten. Um den Ka zu erhalten, wurden Standbilder des Toten von letzter Aehnlichkeit gefertigt und in die besondere, unzugängliche Kammer (serdâb-Gang benannt) der Mastabas gestellt. Nur dann konnte man sicher sein, daß beim letzten Gericht der Totengott sie auch erkenne. Die Grabkammer mit der Mumie mußte nicht nur unterirdisch in Stein gebettet werden, ihr Zugang mußte verschüttet, versteckt, mit Irrgängen versehen, durch riesige Granitfelsen verstellt werden, um eine atmosphärische Schädigung, vor allem aber jede Schändung und Zerstörung von Menschenhand auszuschließen. Aus diesen Mastabas, die so wohlgeordnet vor meinem Auge ruhen, leitet die Wissenschaft die Entstehung der Pyramiden ab. Tatsächlich sind die Seiten dieser Quader aus Kalkstein leicht geneigt — sie selbst also verkürzte Pyramiden über rechteckiger Grundfläche. Denkt man sich mehrere, immer kleiner werdende Mastabas übereinander gesetzt, so kommt man zur Form der Stufenpyramide von Sakkara. Verbindet man die in genauen Maßen gewählten Stufen durch geometrisch gerade, glatte Mantelflächen und macht man die Grundfläche quadratisch, so erhält man die großen Pyramiden von Gizeh. Mit dieser Annahme ergibt sich zugleich der Sinn der Pyramiden. Sie waren Königsgräber. Zu jeder Pyramiden-Grabkammer gehörte der östlich vorgelagerte Totentempel, serdâb und Opferraum bergend. Zu diesem Totentempel herauf führte die leicht abfallende Dammstraße aus der

fruchtbaren Nilebene. Drunten hatte — in enger Anlehnung an sein Grab — jeder König sich den eigenen ummauerten Palast errichtet. Ursprünglich war das steinerne Königsgrab groß und der Totentempel klein. Im Laufe der Zeit wurde es umgekehrt. Das Königsgrab wurde zur unsichtbaren Felsenhöhle, der Totentempel mit Säulenpracht und Sphinxalleen wuchs zu beherrschender Größe.

Ich reite weiter zur Chefren-Pyramide, der am höchsten gelegenen und darum überragenden, mit dem Totentempel im Osten. Was müssen das für Menschen gewesen sein, die solche Steinmassen in diese Form zwangen? Die Mykerinos-Pyramide naht mit ihrem Totenheiligtum. Der sanft absteigende Dammweg zum Niltal, auf dem die Steine des Mokattams heraufgeschleppt wurden. Der wuchtig einfache stereometrische Granittempel, von dem man zum Heiligtum des Chefren aufstieg. Aus diesem Sphinxtempel hat man die unvergleichliche Dioritstatue des Chefren ausgegraben, die uns eine Vorstellung von der künstlerischen Höhe der vierten Dynastie ermöglicht. Aufwächst der Riesenleib der Sphinx, heute ein goldenes, üppiges Tier, das sich göttlich sonnt. Vorbei an den drei kleinen Pyramiden, die den Töchtern des Cheops gehörten, reite ich zur Großen Pyramide, deren Rauminhalt etwa zweieinhalb Millionen Kubikmeter umfaßt. Die Spitze ist abgebrochen. Der glatte Steinmantel abgelöst. Die Oberfläche stufenförmig. Schwere Masse überstürzt die Augen. Bedrückt sie durch Nähe. Ein schneller Entschluß: Abstand um jeden Preis. Das Kamel wendet. Ich lasse es in die Wüste hinaustraben, gen Sakkara. Die Sonne des August peitscht den weichen gelben Sand. Die Spuren der Kamele prägen die einzigen Schatten in diese überhelle Ebene. Flugsand stäubt. Augenwimpern werden weiß. Zähne knirschen auf Kieselsäure. Weißglut blendet. In langen Linien schwingen die Sandhügel. Nichts unterbricht diese gleitenden Wellen. Kein Baum. Kein Tier. Kein Mensch. Man spürt: die reine Erde. Einziges Gegenspiel des Meeres. Nur größer, uferloser, unbarmherziger, unendlicher. Das Auge trinkt die Grenzenlosigkeit. Diese Gefahr des Menschen und seine Sehnsucht. Anfangs gibt man sich diesem Grenzenlosen gierig hin. Bald jedoch fühlt man, wie das Leben verströmt, wie alle Kräfte hinausgezogen werden in den leeren Raum. Man stemmt sich. Umsonst. Die Fernen saugen das Blut aus den Adern. Man erschrickt. Unbekannte Gefahren grinsen. Unerträglich. Schnell wird das Tier herumgerissen. Im Trab zurück. Man kann auch auf einem Kamel englisch traben. Von Grenzenlosigkeit gehetzt, sieht man, wie die Umrisse der Pyramiden sich in den Himmel ätzen. Da fällt es wie Schuppen von den Augen. Zusammenhang von Wüste und Pyramide bricht auf. Kein Zweifel mehr, diese strengen Dreiecke bedeuten: das Begrenzende des Grenzenlosen.

Formwerdung des Formlosen. Nur eines kann gegen die ziellos verflutende stoffliche Ungeheuerlichkeit der Wüste an: die Unerbittlichkeit der mathematischen Form. Sie allein zwingt die amorphe Masse, und mag sie so riesenhaft sein, wie sie will. So fest und dicht, wie sie will. Nie habe ich Pythagoras so verstanden wie hier. Nun weiß ich: er, der Aegypten bereist hat, ist nichts als ein Uebermittler ägyptischer Weisheit. Seine beiden Elemente in allen Dingen: ἄπειρα, das Unbegrenzte, und περαίνοντα, das Begrenzende, hier werden sie greifbar. Wüste und Pyramiden stoßen zusammen. Sinnfällig wird, daß Maß und Zahl wirklich zum „Wesen" der stofflichen Welt gehören. Daß das All wirklich ein von Maß und Zahl beherrschtes Ganzes ist, ein κόσμος. Und daß dieser Kosmos nur zustande kommt durch die Wechselwirkung des Formlosen (ἀόριστον) und der Form (πέρας). Hier also in der Pyramidenlandschaft ist jene sogenannte pythagoreïsche Weisheit gewachsen (und zwar ohne ihren spielerischen Zahlen-Unsinn, zu dem allerdings — in anderer Form — die Pyramiden auch bis auf den heutigen Tag zahlreiche Wirrköpfe verführten). Ich muß daran denken, daß eines der ältesten Werke der ägyptischen Literatur, die Weisheitslehre des Kagemni aus der vierten Dynastie, das moralische Maßhalten preist. Es leuchtet ein, was den Pyramiden-Menschen das „Maß" bedeuten mußte, wenn sie es auch moralisch als richtunggebend empfanden und so die aristotelische Tugend, die „goldene Mitte" der Griechen, schon vorwegnahmen.

Weit greift der Kopf des Kamels nach vorn. So scharf beginnt es zu traben. Fast wagerecht liegt der geschwungene Hals. In langwelligen Rhythmen hebt und senkt sich der reitende Körper. Wie nah ist uns heute die Baukunst der Pyramidenmenschen! Ich denke an die Mechanik des Bauhauses Dessau, an das mathematisch eingerichtete Haus der Comtesse de Noailles, an das Gesicht europäischer Großstädte. Ueberall die Sehnsucht nach der reinen geometrischen Fläche, nach der stereometrischen Kerngestalt des Raumes. Maß und Zahl schaffen den Bau, schaffen den Raum. Demgegenüber wird alles andere unwesentlich. Farbe, Zeichnung, Relief, Schmuck, Ornament sind nur hinzukommende Oberflächenerscheinungen. Ihr Sinn ist: nicht selbständig zu werden, sondern die Form zu entlarven und zu steigern. Daß Farben die Form entlarven können, bestätigen alle dicken Frauen, wenn sie es ablehnen, grellrote Kleider zu tragen. Die Frauenmode der Welt weiß, worauf es ankommt; zunächst die Form zu schaffen — und dann erst die schöne Farbe. Maß und Zahl gebieten der Farbe wie allen übrigen Oberflächenerscheinungen. Nur eine Architektur und Plastik von vollendeter Formgewalt kann es sich gestatten, stark farbig zu sein. Aegypten konnte es. Wir können es noch nicht.

Näher kommen die Pyramiden. Besonders die Cheops-Pyramide steht in Harmonie. Tatsächlich hat der Ingenieur Kleppisch dargetan, daß die Gesamtoberfläche dieser Pyramide nach dem Gesetz des goldenen Schnitts aufgeteilt ist. Die Grundfläche verhält sich zur Mantelfläche wie die Mantelfläche zur Gesamtoberfläche. Alle bisherigen Messungen entsprechen dieser rein mathematischen Entdeckung, die nichts mehr mit Zahlenmystik zu tun hat. „Obwohl nichts durch Zahlen geschieht, so geschieht doch alles in Zahlen", sagt Goethe.

Das Kamel hält vor dem Sphinx. Langsam drückt sich der steile Körper des Kamels in den Wüstensand. Ich steige ab. Beklopfe den schlanken Hals. Von dem lebendigen Tier gleitet das Auge auf das steinerne. Ein Eindruck füllt es unmittelbar: die Vollkommenheit des Tierleibes. Von Jugend an habe ich Tiere wegen ihrer körperlichen Harmonie geliebt. Der Tierkörper ist die vollkommenste organische Form dieses Planeten, die auch in der höchsten Bewegtheit noch erhalten bleibt. Die Bewegungen einer spielenden Katze, eines springenden Hundes, eines schwimmenden Fisches, eines lagernden Löwen — schlechthin vollkommen. Nicht im entferntesten kann der Menschenleib damit in Wettbewerb treten. Man frage einen Frauenarzt. Man denke an die Gestalten eines Familienbades. Oder an die Bäuche der Fellachenkinder im Nilwasser. Der Mensch muß sich auch seine leibliche Form erst erarbeiten. Ohne Pflege wird er in vier Wochen zwangsläufig zu einer Scheußlichkeit. Auch die Pflanze neigt zu Deformationen, wie Gestrüpp, Baumverkrüppelung, wirrer Urwaldverknotung von Formen, ist in der Bewegung zu beschränkt, um die gleiche Höhe der Vollkommenheit zu erreichen wie das Tier. Die Augen des Königs Chefren auf dem Löwenleibe sind gefüllt mit Sonne. Wenn hier der wachende Tierkörper gekrönt ist mit dem Haupt des gottgewordenen Königs, so kann nur eines vorliegen: Vergöttlichung der organischen Form. Die ungeheuerste Mahnung an den Menschen, sich aus den eigenen Kräften des Wachstums die Vollendung der Form zu erobern. Erobern, denn sie ist ihm nicht in den Schoß gelegt. Hinter dem Sphinx trotzen der kochenden Sonne die strengen Linien der Pyramiden. Sie zwingen den harten Stein in Maß und Zahl.

Stets „die Form gibt der Materie ihr Wesen", sagt Meister Ekhart. An diesen Wüstenrand bauten also die Aegypter nebeneinander: die beiden Formwerdungen dieser Welt. Die organische in dem Sphinx, die mathematische in den Pyramiden. Beide zueinander gehörend — der gleichen Urkraft entsprossen, dem unbeugsamen Drange der Welt zur Form. Nicht weniger und nicht mehr ist dieses Pyramidenfeld als eine Weltanschauung in Stein. Aber nicht eine archaische, historisch verstaubte. Sondern eine uns heutige Menschen zu-

tiefst angehende. Wir sind ein Geschlecht, das keine absoluten Wahrheiten mehr gelten läßt, dessen Erkenntnis relativistisch-skeptisch ist. Keine Dogmatik der Welt kann uns bannen. Auch die unbedingte Gewalt sittlicher Imperative besteht nicht mehr für uns. Nur um eines ringen wir ernsthaft, nur eines ist uns noch Brücke zum Ewigen: die Form. Form nicht etwa als ästhetische Außenseite. Nicht als geschmäckerische Oberfläche. Sondern Form als Bezwingung der Materie, Form als Erfüllung des eigenen Wesens und als Erfüllung der Welt. Pyramidische und sphinxische Form also. Eine Wahrheit, die theoretisch bleibt, die nicht leibhaft, die nicht Form wird, bedeutet uns nichts. Ein sittliches Axiom, das sich nicht in lebendigen Formen niederschlägt, ist uns tot. Leben heißt uns Form werden um jeden Preis. Das ist alles andere eher als formalistische Aesthetik, das ist die einzige Methaphysik, die abendländischen Menschen noch möglich ist. Der Glaube an die Bezwingung der Tatsachen durch die wesentliche Form. So wurde die Technik zur großen Formerin äußeren Daseins. So bedeutet nun „Organisation" Einteilung, Aufbau, Zentralisierung des Ungeordneten.

Viele Tausende übertragen heute den Formwillen auf den eigenen Körper und treiben Gymnastik. Leibesübungen und Sport haben bereits einen neuen Körpertypus geschaffen. Alle Künste fangen das Wesen der Welt ein in die Form, die naturnotwendig zu jeder Realität gehört, die nicht ablösbar ist von ihr, die kein bloßes Gefäß ist für irgendeinen Inhalt, sondern mehr. Jene Form, die zum Wesen selbst gehört, die letzter Ausdruck ist des Seienden wie des Werdenden. Jene Form, die Seele, Leben, Welt objektiviert und dauern läßt. Diese Metaphysik der Form ist die einzige, die heute noch Bannkraft hat. Durch die Form nur kommen wir zum Wesen. Schon gibt es Form-Wissenschaften, die uns angehen. Die Morphologie der Weltgeschichte von Oswald Spengler. Die charakterologischen Ausdruckswissenschaften. Die Typologien von Kretzschmer und anderen. Im Innersten gepackt, steht man auf diesem Pyramidenfelde und spürt: hier ist unser Glaube. Ur-Reich der Form. Der Sphinx hat gesprochen. Seine großen gelbbrauenen Glieder sind mir plötzlich nah und blutsmäßig vertraut. Durch kochenden Sand stapfe ich zur Cheops-Pyramide, um ihren Innenraum abzuhorchen. Oben um das schwarze rissige Eingangsloch kauern weißgekleidete Beduinenführer. Zwischen zweien von ihnen — eine Kerze vor mir, eine Kerze hinter mir — krieche ich in dunkle Felsenschächte. Heißer Brodem bedrückt. Sehr bald zweigt sich — steil abwärts bis mitten unter die Felsenbasis zu einer unterirdischen Kammer führend — der sogenannte „Sternenschacht" ab, der mit seiner Lichtöffnung auf den jeweiligen Polarstern (zur Pyramidenzeit war es der Alpha-

Stern im Drachen) weisen soll. Da der Himmelspol im Laufe von 25 800 Jahren einen Kreis am Himmelsgewölbe beschreibt, so soll man aus der Sternstellung im Schachtausschnitt die Zeit bestimmt haben. In Wirklichkeit sind „Sternenschacht" und Kammer nichts als eine sogenannte Scheingrab-Anlage. Die wahre Grabkammer mußte unter allen Umständen versteckt und geschützt werden. Denjenigen, der den schwer auffindbaren Eingangsschacht dennoch entdeckte, versuchte man noch durch Scheingänge und Scheingräber zu täuschen. Auch die sogenannte „Königinnenkammer" über der Pyramidenbasis war eine solche zweite Scheinkammer, bei der sich der Eindringling beruhigen und vom weiteren Nachforschen absehen sollte. Wie sehr dieses Mißtrauen gegen die Menschen gerechtfertigt war, haben die wilden Zerstörungen späterer Zeiten erwiesen. In steiler Diagonale führt der enge Felsengang — wegen der Glätte mit Querhölzern belegt — bis in die Mitte der Pyramide. Gebückt erreicht man die Königskammer, das wirkliche Grab des Herrschers. Zwei Luftschächte führen von hier ins Freie. Einer von ihnen speist auch die Königinnenkammer. Der ungeheure Druck der Steinmassen über der königlichen Grabkammer ist sinnvoll und technisch meisterhaft auf die Seitenflächen der Pyramide abgeleitet. Magnesiumlicht zischt auf. Sichtbar werden die viele hundert Zentner schweren Granitblöcke aus der Gegend von Assuan, die hier so fugenlos aneinanderliegen, daß man nicht ein Haar zwischen sie zwängen kann. Sichtbar wird der deckellose, an einer Ecke eingebrochene rote Steinsarg, der alle Hohlmaße der Welt in sich bergen soll. Deutlich gähnt jene Vertiefung im Boden, die man als „Schatznische" bezeichnet. Keine Malerei. Kein Relief. Kein Schmuck. Keine Inschrift. Nichts. Als das Magnesiumlicht verlischt, wird die Magie dieses Ortes spürbar, der sicher gegen jede Erschütterung und Temperaturschwankung, sicher auch gegen Licht und Schall seit Jahrtausenden verharrt. Das Wort „Tabernakel" fällt mir ein. Was war darin eingeschlossen? Die Phantasie beginnt zu wuchern wie bei allen denen, die — gestützt auf die Nichtauffindung der Königsmumie — hier nicht ein Königsgrab, sondern eine Stätte tiefster Geheimnisse vermuteten. Auch mir füllt sich in dieser steinernen Stille der Tabernakel mit einem unerhörten Inhalt, den ich hier nicht aussprechen werde. Ich weiß, es besteht kein Zweifel, hier ist ein Königsgrab. Aber ob es nur ein Königsgrab war, nicht etwas anderes noch außerdem, das bleibt die Frage. Denn der König war Gott und sein Grab die höchste Kultstätte seines Volkes. Nicht als ob dieser Raum den Opfernden je zugänglich gewesen wäre. Das ist unmöglich. Alle Opfernden blieben auf die Totentempel beschränkt. Langsam lösen sich die Gedanken vom Tabernakel-Geheimnis und sammeln sich auf den seltsamen Totenkult der Aegypter. In fiebernder Schnelle durchläuft der Geist die zusammenhanglosen ägypto-

logischen Befunde. Fühlt plötzlich wie die Kristalle anschießen, sich sammeln um einen festen Kern. In diesem Dunkel der Königskammer erlebe ich die Einheit des ägyptischen Menschen. Vier Wesenheiten waren in ihm. Der leibliche Körper — als Materie. Darin die Lebenskraft Bi, die kommt und geht wie ein Zugvogel, unter dem man sie darstellte. Getragen von Bi, der überpersönliche schöpferische Funke Khou, mit dem der Mensch am göttlichen Zentralfeuer teilnimmt. Und schließlich als höchste Auswirkung von Khou: das geformte geistige Ich Ka — sichtbar als Ausdruck des Wesens in Gestalt, Bewegung, Tat. Ein Abbild des Wesens also, nicht des stofflichen Körpers.

Der Körper, von Bi durchpulst, lebt, wächst, blüht. Aber sein Leben bleibt pflanzlich-tierhaft. Es reift nicht zu menschlichen Früchten. Denn was die Sonderstellung des Menschen vor Tier und Pflanze ausmacht, ist Khou, der göttlich-schöpferische Funke, das letzte überpersönliche Unbenennbare in ihm, das „Fünklein" Meister Ekharts. Dieses Khou wird sichtbar im Ka, in der vom Geiste aus gestalteten Form, die allen bloßen Naturformen von Tier und Pflanze unendlich überlegen ist. Ka ist das höchste Ziel des Menschen, seine zu erarbeitende Form. Sie allein macht sein Geistiges sichtbar. Sie allein gibt seiner Persönlichkeit Dauer. Aegyptische Weisheit ist es — von griechischen Naturphilosophen zu Goethe weitergeleitet —, die in den orphischen Urworten aufklingt:

„Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Genau das verstand der Aegypter unter Ka: „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Genau das. Nicht ein immaterielles Abbild des Körpers, keinen luftigen Doppelgänger, wie die Aegyptologen[1]) meinen, keinen feinstofflichen Astralleib, wie andere vermuten[2]). Nichts setzt den Aegypter mehr in Sorge als die Möglichkeit, sein Ka nach dem Tode zu verlieren. Porträtstatuen von letzter Aehnlichkeit mußten das Ka bannen, eine höchste Plastik mußte entstehen, damit der Toten-

---

[1]) So Maspéro in „Histoire des âmes dans l'Egypte Ancienne", conférence faite à la Sorbonne le 8. II. 79.

[2]) So Hans Much, Das ewige Ägypten. Mit 16 Abbildungen. 1927. Carl Reißner Verlag Dresden. Dieses Werk ist in 20 „Nächte" eingeteilt und mit der Geste eines neuzeitlichen Propheten geschrieben, deren Unsachlichkeit und Verschwommenheit zuweilen stört. Es ist — und das merkt man aus jeder Zeile — fern von Ägypten auf einem Amerikadampfer geschrieben. Ohne das unmittelbare Fluidum des ägyptischen Bodens also. Trotz dieser Vorbehalte muß man das Buch bejahen als die rein geistige Schau einer tief religiösen Begabung, die durch die Schale der vielen Religionen vorzustoßen vermag zum Wesen.

gott es nicht verwechseln könne. Ka war also das unverwechselbare, sichtbare, formgewordene Ergebnis des menschlichen Lebens. Dasjenige, womit der Aegypter vor dem Totengericht zu bestehen hatte. Wessen Ka nicht bestand, dem geschah das entsetzliche Schicksal: er verlor die Dauer, die Ewigkeit, er zerfloß ins Nichts. Wessen Ka aber bestand, ja, wer sogar in verschiedenen Lebensabschnitten mehrere Kas zu verwirklichen vermochte wie die großen Genies, der hatte sich seine Unsterblichkeit erobert, dessen Khou konnte in Osiris eingehen, in die göttliche All-Einheit. Denn nicht nur die Könige, sondern alle Aegypter konnten Osiris werden. Welche Armseligkeit bedeutet demgegenüber die dürftige Zweiteilung in Leib und Seele, die Verleihung der angeborenen Unsterblichkeit als fertige Eigenschaft an die Seele. In Aegypten gab es nur eine werdende, eine zu erobernde Unsterblichkeit. Unsterblichkeit war Aufgabe. Größte beherrschende Aufgabe des Daseins. Je mehr der Mensch seine geistige Form fand, je mehr er „Gestalt" wurde im höchsten Sinne, je mehr näherte er sich der Unsterblichkeit. Eine Tatsache, die uns heute noch unmittelbar einleuchtet. Werdende Unsterblichkeit. Brennend nah ist uns dieser Glaube. Aufwühlend nahe. Auch uns ist Leben wieder sichtbare Verwirklichung des Geistigen. Auch uns ist Sein = Geformtsein, Werden = Form werden. Nichts liegt uns ferner, als uns mit bloßen Aeußerlichkeiten oder auch mit bloßen Innerlichkeiten zu begnügen. Innerlichkeit, die auf sich beschränkt bleibt, ist lyrisch-romantisch-unsachlich. Von jeher eine Gefahr des deutschen Menschen. Wir wollen keine Träume mehr. Wir wollen geistgeformte Wirklichkeit. Jede wahre Innerlichkeit hat ihre verwirklichende Kraft in der Schaffung der wesentlichen Form zu erweisen. Bi verfließt in ewigem Wandel. Khou selbst muß verströmen, wenn er sich nicht niederschlägt im Ka. Zum Ka gehörte dem Aegypter der Name und der Schatten des Menschen. Also das gesprochene und geschriebene Wort, das ihn ausdrückt. Und jene Schattenform, die — ohne die schwere körperliche Materie — seine Umrißform wiederholt. Schon Lavater hat in seiner Physiognomik aus der Silhouette das Ka des Menschen zu erschließen versucht. Welche Einheit des ägyptischen Menschen! Welches bezwingende Ziel: Ka! Welche Kultur, die darin gipfelte. Auch uns noch bannendes unerreichbares Vorbild. Ur-Reich der Form. Die Pulse fliegen. Wie die Pyramideninschriften können auch wir einander nichts Größeres, Schöneres sagen als: Dein Ka sei rein.

Zwischen den Beduinen krieche ich abwärts. Die Luft wird schwer und dumpf. Das Dunkel ist trächtig von tausend drängenden Fragen. Das Eingangsloch. Ich bin im Freien. Licht bricht in Kataraften über die Augen. Der Fuß tastet Wüstensand.

Fern fließt der weiße Glasfluß des Mokattam ins Blau. Aufgerichtet schneiden die Pyramiden in die Sonne — auch sie — wenn man es sagen darf — das Ka der leblosen steinernen Materie bannend in Maß und Zahl. Die hunderttausend Menschen, die nach Herodot in zwanzig Jahren alljährlich drei Monate daran gearbeitet haben sollen, können keine bloßen Elendsarbeiter gewesen sein. Auch sie waren Aegypter. Sie schufen am Ka. Sie kämpften gegen die Zeit im Bewußtsein göttlicher Fügung. Um eine Idee. Um ihre Idee. Und sie haben gesiegt. „Die Zeit spottet aller Dinge", sagt das arabische Sprichwort, „aber die Pyramiden spotten der Zeit".

Aegyptische Kunst.

Ein Auto wartet. Ich fliege durch gelbes Land. Ich sehe nichts. Ich denke an das Labyrinth der ägyptischen Götterlehre, an die vielen Mißverständnisse, an die reine Lehre vom Ka, die sich mir eben erschloß, an die notwendigen sinnfälligen Verunstaltungen dieser Lehre für diejenigen, die nie verstehen werden, die durch Kindlich-Handgreifliches getäuscht werden bei allen Völkern.

Das Auto hält vor dem Aegyptischen Museum in Kairo. Der Fuß stockt. Ein unmöglicher pseudoklassischer Bau. Hinein. Befremdend schrecken die Tiergötter. Der hundsköpfige Totengott Anubis, die löwenhäuptige Kriegsgöttin Sechmet, die kuhköpfige Hathor, der scheußliche Schreibergott Thot. Nicht die reinen Tierformen des Lichtfalken Horus, des goldenen Sperberkopfes, des granitenen Löwenhauptes, des Widders, des Stieres, stoßen uns zurück. Nur über die Mischformen menschlicher und tierischer Körper kommen wir nicht hinweg. Sie alle müssen in einer primitiven Vorstufe der ägyptischen Kultur geboren sein wie die gesamte rohe Anbetung von Schlangen, Krokodilen, Katzen, Stieren, Mistkäfern, und anderem Getier. Als die Kultur aufstieg, wurden aus ursprünglichen Tiergöttern — göttliche Symbole (wie sie auch in der griechischen und germanischen Mythologie vorkommen). Am deutlichsten zeigt sich das beim Skarabäus, dem heiligen Mistkäfer. Er, der nach ägyptischer Auffassung sich selbst zeugte, wurde Symbol des sich selbst gebärenden Gottes, Symbol der ewigen Dauer, weshalb man den Toten große Herzsteine in Form von Skarabäen auf die Brust legte. Erst als die große Kultur im Neuen Reiche zu zerbröckeln begann, brach wieder aus den Urgründen des Volkes eine neue Welle unmittelbarer, krasser Tieranbetung ans Licht. Das Alte Reich kannte sie nicht. Der Sphinx — aus Löwenleib und Königshaupt gefügt — war nie eine angebetete wirkliche Tiergottheit, sondern Symbol des Göttlichen. Kein Volk hat so früh die Barbarei abgetan wie das ägyptische. Vor der Reife

des „Alten Reiches“ müssen noch viele Jahrtausende liegen. Es ist das älteste Kulturvolk der Erde. Ich brenne darauf, die Menschen des Alten Reiches zu sehen, das die Pyramiden schuf. Leibhaft vor mir sitzt der alabasterne Mykerinos. Trotz der göttlichen Haltung von einer Aehnlichkeit, die drängt, das Menschliche abzulesen. Die fleischige Nase, die geworfenen Lippen bezeugen irdisch-sinnliche Energie, die Augen abwägende Klugheit. Kein kühner vorstoßender Geist. Ein kühler Tatmensch. Ein Ausgleicher. Stärkeres strömt aus der Diorit-statue des sitzenden Königs Chefren. Sie ist nur 1,66 m hoch und wirkt dennoch in jedem Sinne überlebensgroß. Man durchschaut den Kunstgriff. Nebensächliches ist absichtlich zu klein gegeben. Der Löwenkopf am Stuhl. Der Schurz. Der stilisierte königliche Kinnbartstutz. Das herrlich krönende Kopftuch, das Haupt und Schultern in letzte plastische Einheit bringt. Von vorn gesehen scheint dieser Körper durch unerschöpfliche Kräfte gespannt. Jede Fiber ist beherrscht und von unerschütterbarer Ruhe geglättet. Ein beherrschendes Fluidum geht von ihm aus. Ein geborener Herrscher. Man kann ihn nicht ansehen, ohne sich vor seiner Berufung zu beugen. Fast geht es mir so, wie Sinuhe seine Erschütterung bei dem Anblick seines Pharaos beschreibt: „Erbleicht nicht der Mensch, wenn er Deine Züge sieht und fürchtet sich nicht das Auge bei Deinem Anblick?!“ Erst in der Seitenansicht offenbart sich der Gott. Glieder und Kopf sind geistdurchströmt. Die Energie der Augen ist geistgerichtet. Der Mund ein Quell reifer Milde. Kein Herrscher aus Gewalt, sondern aus natürlicher geistiger Ueberlegenheit. Das göttliche Licht, das da draußen den Sphinx mit seinem Haupte umfließt, hier bricht es von innen her durch seine Züge. Es ist das tiefste Werk der Plastik, das ich jemals sah. Nicht nur — Zug um Zug einleuchtend ähnlich — der äußere Mensch Chefren, sondern sein Ka, die höchste geistige Form, die ihm möglich war. Auf der Stuhllehne hinter dem Herrscher sitzt der Lichtfalke Horus und umfängt mit geöffneten Schwingen das göttliche Haupt vor ihm. Von vorn ist dieses tiefbezwingende Symbol nicht zu sehen. Da spricht der Ka des Königs für sich. Eine größere Zurückhaltung in der Verwendung sogar des symbolischen Tiermotivs ist nicht mehr denkbar. Dieser gelbgefleckte schwarze Diorit ist mit Werkzeugen aus Stein und gehärtetem Kupfer roh behauen worden, denn das harte Eisen kannte die Zeit noch nicht. Die Einzelheiten mußten dann durch Schleifen mit Sand und Sandstein herausgearbeitet und geglättet werden. Aelter als der steinerne Chefren sind die besterhaltenen Frühplastiken des Museums, die großen sitzenden Gestalten des Prinzen Rahotep und seiner Frau Nofret aus der Zeit König Snofrus um 2800 vor Christus. Es sind zwei getrennte Stücke in bemaltem Kalkstein. Auf hieroglyphengeschmückten grellweißen Steinstühlen sitzen sie.

Der Prinz mit braunroter Haut und weißem Schurz. Die Prinzessin in blaßgelbem, langen, ärmellosen Gewand, mit buntem Halsschmuck und schwarzem Haar. Rahotep in tumber, naiver, schroffer Männlichkeit, fast unbeholfen, gläubig, unausgeglichen, ein wenig klobig. Nofret dagegen in festem Fleisch, mit schwingend rhythmischem Gliederspiel unter dem Gewand. Klüger, reifer, genießerischer, äußerlich-eitler. Kein Zweifel, wer von diesen beiden Eheleuten das Heft in der Hand hatte, wer der Geführte war. Starke Unbedingtheit der Gegensätze. Plastische Eindringlichkeit. Die Farbe — fast zu dick aufgetragen — läßt immer wieder vermuten, hier habe eine spätere Zeit erneuernd nachgeholfen, was allerdings nicht bewiesen ist. Reiner, bannender als dieses Ehepaar ungleichen Geblüts spricht die zwei Meter hohe Kalkstein-Statue des Ti. Um 2600 vor Christus geschaffen. Bildsäule eines Baumeisters der Pyramidenzeit. Ueber den weißen, in den Raum vorgetriebenen Lendenschurz schwingt sich der elastische Körper, der in einem mächtigen Kopf ausklingt. Vorstoßende Energie verbindet sich mit kühner Geistesschärfe. Macht über die Materie mit anmutender Feinheit. Ein königlicher Baumeister. Jedes Atom des Steins ist zum Ka geworden. Weit dahinter zurück steht die vielbewunderte Holzfigur des sogenannten Schech el beled, des Dorfschulzen. Diese selbstbewußte Bürgerlichkeit bleibt zu sehr einem äußeren Realismus verhaftet. Nicht alles ist eingefangen vom Ka des Urbildes. Auf dieses Einfangen des Ka aber kann es in der ägyptischen Plastik an. Die Unsterblichkeit der Statue war ihr religiös gefordertes Ziel. Bilden, schaffen war ihr dasselbe wie „zum Leben erwecken", der Urgott Ptah auch der Schöpfer der Kunst. Noch einen anderen Weg gab es, den Ka zu bannen für ewige Dauer. Den Weg der Schrift, der „Gotteszeichen". Der Schreiberstand wuchs daher zu einer mächtigen Kaste heran. Das Wort „Schreiber" ist mißverständlich. Die Schreiberfiguren in Paris und Berlin verraten es deutlich. Es handelt sich um den wort- und namenprägenden Schriftsteller, den Ka-bannenden Sprachgewaltigen. Ihm eigneten die großen ägyptischen Kräfte Sia (Erkennen) und Hu (Ausspruch). Der Schreibergott Thot, der beim Totengericht das Ergebnis aufschreibt, ist zugleich der Gott der Weisheit, Wahrheit und Gerechtigkeit gewesen. In Gegenwart der 42 Totenrichter (die 42 Sünden entsprechen) wird das Herz des Toten auf einer Waage gewogen. In der anderen Waagschale jedoch liegen — die Schriftzeichen für Wahrheit und Recht. Wie die „Ewigkeit schreckende" Plastik ist also auch das geprägte Wort tief im Religiösen verwurzelt[1]). Unheimlich

[1]) Neben der religiösen Literatur gab es jedoch in Ägypten auch eine profane. Altägyptische Erzählungen und Märchen — von Günther Roeder ausgewählt und frei übersetzt — sind im Verlag

ist es, daß dieses Museum in einem Falle beides aufbewahrt: den Ka des großen Ramses in mehreren Plastiken — und seinen wirklichen, mumifizierten Körper. Nach mehreren Jahrtausenden ist die Mumie noch so erhalten, daß ich hingehen konnte, um die Zusammenhänge des wirklichen Körperausdrucks mit dem Ka der Statuen aufzuspüren.

Deutlich wird bei einem Gang durch dieses Museum das Nachlassen der starken Stilform im Mittleren Reich — trotz seiner großen stetig verfeinernden Meister. Das Neue Reich gar geht stark ins Quantitative, ohne es von innen zu beherrschen. Die Architektur überwuchert die Gräber. Kolossalstatuen treten in Massen auf. Vergröberungen machen sich breit. Eine Art von Naturalismus. Und daneben Uebersensibilitäten. Schwelgen im Dekorativen. Nur im Neuen Reich konnte es zu dem seltsamsten Zwischenspiel der ägyptischen Geschichte kommen: dem Abenteuer von El-Amarna.

Amenophis IV., etwa 1575 bis 1358 v. Chr. lebend, schaffte plötzlich alle Götter des Landes samt jeglichem Tierkult ab, ja bekämpft sie sogar — zugunsten eines einzigen Gottes: der Sonne, des Atons. Auch der Sonnenkult hatte ja in Aegypten eine lange Tradition, ohne je absolut zu herrschen. Rein als Gestirn sollte nun die Sonne verehrt werden — unter keiner Form sonst. „Echnaton, der von der Wahrheit lebt", so nannte sich der Herrscher. Und da Theben im Zeichen Amons stand, so baute er sich mit Windeseile seine Sonnenresidenz in Tell-el-Amarna. Manche haben ihn ob seiner Tat mit Christus verglichen. Die schönsten Stücke von El-Amarna sind im Berliner Museum. Der Kopf Echnatons selbst mit den reinen Augen, den schwachen, genießerischen Lippen, dem vorschwingenden degenerierten Kinn, der ätherisch flimmernden Haut. Ein homme à femme. Außer ihm ist da das Köpfchen seiner Mutter Teje, die ihm offenbar eine in feinen geistigen Genüssen ausschweifende Seele vererbte, eine Luxusfrau, der schon ihr Mann Amenophis III. einen eigenen See für Lustfahrten graben ließ. Dann das Haupt der Echnaton-Gattin Nofretete, das in lebendigen Farben von ihrer Schönheit Kunde gibt. Hier in Kairo sieht man noch die andere Seite der Amarnakunst. Königsgestalten mit Bauchfettfalten und femininen Brüsten. Ein Naturalismus, der so kraß ist, daß er schon wieder expressionistisch wirkt. Manche schreiben auch diese Dinge dem körperlichen Wahrheitseifer des Echnaton zugute. Nach dem Tode Amenophis IV. versackte sein Werk, das übrigens Aegypten einige Provinzen gekostet hatte, mit einem Schlage. Amarna und seine Denkmäler wurden zerstört, der reine Sonnen-

---

Eugen Diederichs, Jena, 1927 erschienen. Mit 16 Tafeln und 102 Textabbildungen. Der schwierige Versuch, das rein menschliche Leben des ägyptischen Volkes literarisch bloßzulegen, ist außerordentlichen Dankes wert.

kult im ganzen Lande abgeschafft, die alten Götter wieder hergestellt. Nur in der Kunst blieb manches erhalten. Denn die Auflockerung des alten Stils hatte große Reize aufgedeckt. Freischwebende Schönheit spielte nun um die Tradition, psychologische Einzelzüge gaben ihr den Charme des „Interessantseins". Warum konnte das Werk Echnatons keine Dauer haben? Daß er den Kultus vereinheitlichen, die Tieranbetung verbannen wollte, war ein göttlicher Gedanke. Entscheidender Irrtum war nur, daß er auch — zugunsten einer reinen Gestirn-Verehrung — den Ka des Menschen überspringen wollte. Der unmittelbare Uebergang von Khou in die Allgottheit ist unmöglich. Nur durch die Form Ka hindurch gelangt der Mensch zum Göttlichen. Echnaton war einer von den Nur-Schauenden, welche die Verwirklichung des Gottes überspringen zu können glauben. Schauen, verehren genügt noch nicht. Formwerden in Gott ist not. Nur die Eroberung des Ka gibt Dauer. Echnaton hat's erfahren. Sein Werk verfloß. „Der von der Wahrheit lebt", begriff nicht, daß Wahrheit keine Speise ist, die man schauend genießt. Wahrheit will getan, geformt, gestaltet werden im Wirklichen. Unmittelbare absolute Erkenntnis gibt es nicht, nur durch das geformte Leben hindurch ist uns Erkenntnis möglich. Wer das übersieht, kann träumen, schwärmen, in Schönheit vergehen wie Echnaton, das dauernde Werk zu schaffen, bleibt ihm versagt. All das steht klar vor mir, als die schwelgerischen Uebersteigerungen seines Schwiegersohnes Tut-anch-amons mich hier bedrängen. Sein 450 Kilo schwerer Goldsarg. Die farbengleißenden Schmuckstücke. Sein goldausgelegter Wagen. Sein Königsstuhl. Sein Buchständer. Seine Goldleuchter, Alabastervasen, Duft-Gefäße. Welche feinen Ausschweifungen eines dekorativen Geschmacks, der äußerlich prunkt und repräsentiert! Nicht von innen her wie das Alte Reich. Ein sehr verfeinertes, aber stark veräußerlichtes Aesthetentum war also die Frucht von El-Amarna. Ueberwucherung der reinen Form durch geschmackvolle Oberfläche.

Schade. Die Seifenblase von farbigem Licht ist geplatzt.

Aegyptisches Volk.

Hassan heißt mein arabischer Führer. Er hinkt etwas, läuft dennoch schneller als ich. Seine Füße sind so platt wie die eines Kamels und greifen im weichen Sand genau so aus. Er redet mich trotz Verbots dauernd mit „Herr Professor" an, um meine Einsprüche gegen seine halbrichtigen Angaben einigermaßen einzudämmen. Nach dem Mittagessen pilgere ich mit ihm durch das Basarviertel von Kairo. Sehr europäisiert hat es sich in Bauten und Waren. Nur die orientalische Farbigkeit ist geblieben. Der grelle Lärm der Eseltreiber. Der beizende

Duft von gebratenem Fett, von Zwiebeln und Knoblauch aus den Garküchen. Tellerklappernde Limonadenverkäufer. Ziegenschlauch schleppende Wasserträger. Dazwischen die mit Zuckerrohr hochbeladenen Kamele. Zwölfjährige Mädchen in farbigen Pumphosen schlagen Rad und sind auf Backschisch abgerichtet. Bettler aller Schattierungen stehen herum. Eine Bande von sieben Schuhputzerjungen ist hinter einem Khaki-Engländer her, macht sich schreiend die Beute streitig. Ein zweirädriger Eselkarren bringt einen Schub von zehn Frauen von der Arbeit nach Hause. Wie große, kopflose, dunkle Vögel hocken sie in ihren schwarzen Tüchern auf der Wagenplatte. Streng nach Waren und Handwerken eingeteilt, locken die Sûks, die Basare. Städterinnen, mit der Metallrolle über der Nase, kommen vorüber. Schwarz verschleiert die Verheirateten. Weiß verschleiert die noch Unverheirateten. Aus bunten Kopftüchern blicken scharfe Beduinengesichter. Ein tolles Völkergemisch: Nubier, Beduinen, Kopten, Fellachen, Neger, Levantiner, Juden, Europäer. Es ist nicht leicht, sie sofort auseinanderzuhalten. Vergebens versucht Hassan, mir seine Freunde unter den Händlern anzupreisen. Sie alle möchten mir für ihren Kram zu gern den fünffachen Preis entlocken. Aber ich bleibe diesmal fest. Achselzuckend führt er mich schließlich aus diesem Gewirr hinweg zur Moschee El Azhar, der berühmtesten arabischen Universität. Ehrwürdiges Bauwerk, schon vom Fatimiden-Feldherrn Gohar 973 v. Chr. vollendet. Fünf Minaretts stehen wie Wächter um die große Fläche des Haupthofes, den Arkadengänge säumen. El Azhar ist die auf theologischer Grundlage errichtete, bedeutendste Universität des Islams. 14 000 junge Leute studieren hier, und zwar kostenfrei. Hörsäle gibt es nicht. In den Hallen der Moschee hocken auf Matten die einzelnen Schülergruppen um ihren Meister, den Schech. Auf dem Hofe wird an Kinder arabischer Elementarunterricht erteilt. Das Studium dauert zwölf Jahre. Immer nach vier Jahren ist eine Prüfung fällig. Die Grundlage aller Gelehrsamkeit ist hier der Koran. Außer Theologie wird Rechtswissenschaft, Logik, Rhetorik, Metrik, Sprechkunst und Aussprachlehre für den Koran, Mathematik, Geschichte, Geographie und Hygiene gelehrt. Kann ein Schüler das behandelte Werk auswendig, und zwar mit Kommentar, so wird ihm das von seinem Schech testiert. Dieses Testat berechtigt dann den Schüler, seinerseits das ihm bestätigte Wissen weiter zu lehren. Von selbständiger wissenschaftlicher Forschung ist also hier nirgends etwas zu finden. Es handelt sich um Ordnung und Uebermittlung der islamischen Theologie als Rüstzeug im Glaubensstreit. Fast alle Aegypter, die politisch gegen die Europäer auftreten, kommen aus El Azhar.

Lebhafter Abschied von Hassan. Dann fahre ich im Zuge nach Port Said zurück. Dunkelheit überkommt den Schienenweg. Mondstrahlen wandeln Wüstensand zu Schnee. Wirbelnder

Staub durch die Fenster. Auf dem Suezkanal schneiden sich langsam die Lichter der Schiffe. Die Stadt ist erreicht. Bewegtes Einbooten. Große Spritzer auf staubige Kleidung. Dumpf beginnen die Maschinen des dänischen Dampfers ihr Werk. Lesseps entgleitet. Addio, Afrika.

Eingesogene Hitze der Wüste verströmt im nächtlichen Meer. Noch einige Tage Salzluft, Sonne des Mittelmeers, Schiffskost, spielende Delphine um den Bug des Riesen. Und die gläsernen Kostbarkeiten Venedigs bauen ihren Zierat in den abendlichen Himmel Europas.

***

Kaiser Friedrich II.

Neue Formen der Geschichtsschreibung

von Dr. Fritz Cronheim

Von dem Erscheinen dichterischen Geistes in einem Volke geht eine Fülle geheimnisvoller Wirkungen aus. Die Dichtung ist gemeint, welche jenseits jeder privaten Sphäre, die Kräfte eines ganzen Volkes erfassend, ein neues Bild der Welt und des Menschen schafft. Mit ihr erwacht auch das geschichtliche Erbe zum Leben, und das Große der Vorzeit greift über in den Kampf der Geister. Als Wissen und Verkündung tritt das neue Sein in das Bewußtsein der Zeit, und erst einer späteren Stufe wird das Bild und die Tat zuteil. „Die Neuerschaffung des staatlichen Menschen" ist dann das allgemeine Ziel, Erziehung der Weg zu Gemeinschaft und Norm.

Dieser Wandel des geistigen und des Lebenswillens bestimmt das neue Bild der Geschichte. Die Antriebe, welche Tat und Staat und Schicksal zur Mitte des neuen Forschens machen, sind von Friedrich Wolters ausgegangen. Er entwarf in seiner Rede „Der Rhein unser Schicksal" zuerst ein Bild des deutschen Geschichtsverlaufes, das die Fülle unserer Wachstumskräfte zeigt und den Schicksalsweg der Deutschen aus den wechselnden Formen von Staat, Religion und Kunst seit dem karolischen Reiche bis zum „Untergang der christlichen Zeit" bestimmt.

An dem Bilde der deutschen Vergangenheit haben jüngere Forscher fortgewirkt, und ihnen danken wir nun die Erneuerung mittelalterlicher Welt. Ein Dichter und ein Kaiser sind die weitüberragenden Gipfel dieser Weltzeit, und seitdem Dante, ihr geistiger Allumfasser, in unserer Sprache neugestaltet lebt, konnte auch ihr staatlicher Beweger, Kaiser Friedrich II., wieder ins Dasein treten. Der Raum war geschaffen, in dem Helden atmen konnten.

„— Wenn die Stätten der Geburt von allen ohne Unterschied . . . geliebt werden . . ., so werden auch wir von dem gleichen Zuge unserer Natur getrieben und gebannt. Jesi, die adlige Stadt der Mark, unseres Ursprungs erlauchten Anbeginn, wo unsere göttliche Mutter uns zum Lichte gebracht, . . . mit innerster Neigung zu umfangen. Möge aus unserem Gedächtnis nicht entschwinden seine Stätte und unser Bethlehem, des Caesars Land und Ursprung in unserer Brust zutiefst verwurzelt bleiben." —

Mit solchem Preise hat der Kaiser auf der Höhe des Lebens die Stadt seines Ursprungs bedacht und damit selber das doppelte Bild geprägt, in dem seine Gestalt in der Ge-

schichte lebt: Caesar und Messias, Heiland und Kaiser, Er, dessen römische Grundkraft noch in den christlichen Weiheformen die heidnische Vergottung erfuhr.

Wie dieses Leben von beispielloser Geschlossenheit alle Kräfte der Zeit ergreift und von dem Blute der Ahnen genährt, das kommende Menschenbild erschafft, wie tatsächlich hier die Kräfte von Orient und Okzident in einer Gestalt zusammenschießen, die ein ganzes Zeitalter erweckt und bestimmt — wie Antike, Orient und Christentum in Friedrich II. wesenhaft geeint, nach dem Papstgott Innocenz und den deutschen Heldenkaisern, der Zeit den Heros schafft, den gottunmittelbaren Weltenherrscher — dies können wir aus dem bedeutsamen Buche von Ernst Kantorowicz erkennen.

Zweierlei ist entscheidend in dem Dasein Friedrichs II.: Die Verstaatlichung aller erreichbaren Kräfte und die Vergöttlichung des so geschaffenen Staates. Das eine folgte aus der tathaften Natur des Kaisers, der alle Verrichtung notwendig seinem weltschaffenden Zwecke unterwarf —, das andere gebot der geschichtliche Augenblick, in den er traf: die päpstliche Autarkie, die kein ebenbürtiges Herrschertum neben sich dulden mochte. An dem Kampf mit dem absoluten Papsttum ist das Reich erstarkt, an dem Widerstand der weltlichen Kräfte ist die Kirche gewachsen, durch Stoß und Gegenstoß trieben sich die Mächte der Zeit zu solcher Höhe, daß neben dem gottunmittelbaren Papste der nicht minder gottunmittelbare Kaiser seinen Thron errichten konnte. Da im Vernichtungskampfe Friedrichs II. mit Gregor IX. und Innocenz IV. dem weltlichen Reich die geistliche Weihe entzogen wurde, mußte der Kaiser, der päpstlichen Mittlung entbehrend, sich selber unmittelbar auf Gott beziehen und neben der Kirche den Staat göttlich verehren.

Wie der puer Apuliae in seinem sizilischen Erbland die Zügel ergreift und die Herrschaft ordnet, wie er in den steigenden Jahren den wirren Staat mit starkem Griff umklammert, Verwaltung, Gericht, Verteidigung und Wirtschaft festigt, ein Justitiaren-Netz über die Provinzen breitend, die von ihm gewählt und gestürzt, zum gefügigen Werkzeug des Herrschers werden, in ihm ihr Gesetz, ihren Schöpfer und Herrn verehrend —, dies alles zeigt das Wachstum eines eigenen Staatsgeistes an, und der Staat caesarischer Herkunft — schon darum göttlich — mußte auch außerhalb der Kirche im Zeichen der Divi stehen.

Justitia wurde die Göttin dieses Staates, das Hochgericht zum „hohen Amt", dessen Hohepriester der Kaiser war, dessen kultische Diener die Justitiaren. So stand neben dem geistlichen Reich das geistige Reich des Justitiakaisers, und wie der Papst, der Mittler göttlichen Charisma's — geringer als Gott, doch

mehr als der Mensch —, so erschien auch der Caesar, Träger der nicht minder göttlichen Justitia, als Mittler zwischen Gott und den Menschen. „Nicht nur die Kirche — auch den Staat durchströmte jetzt eine lebendige Kraft von unmittelbar göttlichem Ursprung", — die Herrschaft ward als ein Naturgesetz verehrt, der Kaiser wurde zum „leibhaften Weltverhängnis und Schicksal der Untertanen". — Denn — „über den Menschen ist der Mensch gesetzt", der Kaiser nämlich, der allein Gott über sich anerkennt.

Weder „das Gleichnis von Sonne und Mond, die auf Erden durch Papsttum und Kaisertum versinnbildlicht" würden, noch die nachmals von Dante aufgenommene imperiale Heilslehre konnten den Papst erschüttern, der alle Wesen unter das Zepter der Kirche zu beugen gedachte. Der fanatische Priester mochte in der neuen Erdgläubigkeit das Böse an sich erblicken und des Kaisers Proklamation, die Fürsten der Völker seien geschaffen „durch die zwingende Notwendigkeit der Dinge selbst", mußte ihn durch den Verzicht auf göttliche Mittlung aufs tiefste empören. Von der im Staate Friedrichs II. verwirklichten necessitas des Herrschens ist Dantes Idee der einen Weltmonarchie hergenommen, welche um des Weltheils willen alle Wesen dem römischen Monarchen unterstellt, denn das Aktive im Menschen findet „die nicht minder heilige Erfüllung im Gesetz und im Staat". — Ungeachtet dieser neuen Heiligung der Erde und des Staates ist Friedrich II. der „christliche Kaiser" geblieben, er hat im Kampf mit dem Papst nicht die Kirche befehdet, sondern nur in dem Hohenpriester, seinen persönlichen Feind, und noch in Acht und Bann nimmt der sterbende Kaiser das Sakrament: „die strenge Geschlossenheit, die er im Leben gewahrt, auch im Tode nicht sprengend: die Haltung des römisch-christlichen Kaisers".

Denn neben der heidnischen Leib- und Staatvergottung, neben dem Caesar und Antichrist steht der Heiland und Messias, der Friedrich II. auch war und lebte. Und nach dem „Dulder mit Wundmal und Dornenkrone", den Franziskus zum Leben erweckte, war das andere Bild des Stiftergottes verleiblicht worden, „der Jesus Rex aus Davids Königsgeblüt", der „heidnische Christ des germanischen Heliand . . . der mit Strahlenkrone, Weltkugel, Lanze und Buch". Dies Bild des Weltenherrschers, des „Divus", mußte notwendig an der Seite des „Sanctus", des seraphischen Christ, der in Franziskus durch die Zeiten schritt, zum Widerbild des Antichrist geraten; „denn stets wird der gestrige Gott zum Satan von heute".

Die Vereinigung Caesars mit Christus, die Einheit des christ-germanischen Weltregierers mit dem Staatsgeist der Antike war in Friedrich II. vollzogen, den sein Jahrhundert verketzerte, weil es ihn nicht ertrug, der mit Recht Ende und

Fülle der Zeiten hieß, da er all ihre Kräfte in sich schloß, außer der einen, die Franziskus lebte und die ihn zum Antichristen werden ließ.

„Die Forderung des petrusgleichen besitzlosen Papstes neben dem augustusgleichen alles besitzenden Kaiser, beide unmittelbar von Gott eingesetzt" —, diese Forderung, die Dante aufnahm, zeigt die von dem Kaiser ersehnte Norm. Von den Papstcaesaren gebannt, mußte er sein Herrschen unmittelbar auf Gott beziehen und wurde damit zum Heiland — Augustus —, der Kirche aber zum Usurpator des Heiles, zum Antichristen.

Als der eigengöttliche Caesar hat er dann das Reich verwaltet, als die „lex animata in terra" Gesetze geschrieben und Recht geschaffen. Als der ursprüngliche Schöpfergeist, der er war, hat er alle Bereiche des Lebens in sein Staatstum bezogen, die Sprache, die Wissenschaften, die Künste und hat in dreifacher Stufung das Reich seinem Willen unterworfen, als Tyrann von Sizilien, als deutscher Kaiser, als römischer Caesar, immer weitere Kreise der Welt umklammert. — Friedrich II. war kein deutscher Stammesherzog oder König, „sondern einzig römischer Caesar und Imperator". Um die deutschen Kräfte zu nutzen und freizumachen, auf daß sie sich nicht im Bruderkampfe verzehrten, stärkte er die Rechte der Fürsten und gab den „Landesherren" autokratische Gewalt. Er brachte Deutschland die „Erfüllung im römischen Reich", denn in Scharen folgte ihm die adlige Jugend nach Süden, das ritterliche Bild der Folgezeit bestimmend. Denn in der Berührung mit dem Süden kam es zur Verschmelzung „des bewegten schwingenden und musikreichen Deutschen mit jenem zwiefachen kaiserlich päpstlichen Rom . . ., aus der ein fast mittelmeerischer Germanentyp" hervorging, wie ihn die Plastik der Renaissance in Italien, aber auch die königlichen Reiter in Bamberg und Magdeburg zeigen. Als der heimliche Erzeuger dieses rein weltlichen Bildens muß der Staufenkaiser gelten, dessen Statue am Capuaner Brückentor mit seinen Helfern unter der thronenden Justitia die erste plastische Feier des Erdenstaates und seiner Götter darstellt. Bilden und Bauen, Denken und Dichten, Wissen und Sagen, danken dem Staufer ihre Renovatio, ihre Erneuerung. Er, der die Weisheit von Antike, Orient und Okzident in sich vereinte, der mit Sultanen die mathematischen und die Denkrätsel löste und den eigenen Hof zum Spiegel der Fernen machte, die er schaute, der Kaiser, der in der christlichen Mittezeit die heidnischen Feste aufrauschen ließ, der die Götter der Antike neben Mohammed und Christus in seinen Tempeln verehren ließ — er hat auch die Edlen Italiens und Deutschlands an seinem Hofe erzogen, in sein Gefüge verflochten, sie in neuer ritterlich-adliger Kultur verbunden. Zum Preise solchen Herrschertums erhob sich der neue Sang, und an der Wort-Kunst und -Wucht des Künders

kaiserlichen Daseins und Bestrebens Petrus von Vinea, erwuchs die Sprache zu Glanz, Kraft und Glut. Erstmals ist hier seit der Antike im Wechsel der Staatsbriefe mit der Kurie ein monumentaler Redestil entwickelt worden, der von den Manifesten Gregors IX. aufgenommen und gesteigert wurde. In apokalyptischen Bildern wird hier der kaiserliche Feind zuerst zum All-Verderber und Herrn des Endes umgestaltet — und wenn nachmals der Staufer von der unbeugsamen Kurie gezwungen in Bann und Acht, sich der widerchristlichen Formen bediente und tatsächlich zum Antichristen wurde, so war ihm dieser Weg von den hassenden Päpsten vorgezeichnet.

Wir haben noch von der staatlichen Erfüllung des Kaisers zu sprechen, welche, seiner Sendung gemäß, nicht in Deutschland liegen konnte, wo er Privilegien der Krone preisgab, um der imperialen Aufgaben willen, sondern in Sizilien und Reichsitalien. Wie der jugendliche Kaiser sein südliches Erbreich in Banden schlug und das staatliche Chaos entwirrt und ordnet, wie er das Land usurpiert und vergabt, den Adel bezwingt und benutzt und in dem lebendigen Organismus der Justitiaren das Ganze des Staates durchdringt, die elastische und doch undurchläßliche Herrschaft gründet, dies „geistige Bild des sizilischen Kaiserstaates sollte eingehen in das Werk Dantes, in die erhaben ewige Lehre von der monarchischen Einheit der Welt und der göttlichen Monarchie auf Erden". „Aufhören mögen sie denn, das römische Kaisertum schlecht zu machen, die angeblichen Söhne der Kirche..." Dies Zorneswort Dantes ruft das Bild Gregors IX., des unerbittlichen Kaiserhassers, herauf, der an allen Weltenden dem siegreichen Caesar Verderben erweckte und selber zu der monarchischen Umklammerung ganz Reichsitaliens den Anstoß gab.

Als Gregor IX. bei der zweiten kaiserlichen Bannung Norden und Süden zum Aufruhr rief, da riß der Kaiser nach dem Vorbild des sizilischen Staates die italische Herrschaft zusammen und umgriff das Festland in einem Gefüge sieben kaiserlicher Vikariate und Signorien. Konnte Sizilien als Herz und Kern und Mitte des Imperiums gelten, so erweiterte das italische Reichsland den Ring der Herrschaft zur Geschlossenheit des Imperiums, und es bedurfte nur noch der römischen Stadt, um wirklich Caesar in Rom und Dominus Mundi zu sein. Dieses Traumes Erfüllung blieb dem Kaiser verwehrt; zweimal zog er an der Hauptstadt der Welt vorüber, und vielleicht ist schon dies die Rache des „beleidigten Gottes" und christliches Schicksal. Denn mochte Friedrich II. das Normbild des gottunmittelbaren Erdenkaiser erfüllen, wie es Dante pries, so frevelte er doch gegen den Statthalter des himmlischen Reiches. „Solche Ergebenheit zeige Caesar für Petrus, wie sie der erstgeborene Sohn für den Vater zeigen soll, auf daß er vom Lichte der väterlichen Gnade beglänzt, kraftvoller den

Erdkreis überstrahle, über den er einzig von Ihm gesetzt ist, der alles Geistliche und Zeitliche steuert" (Monarchia III. 16). Diese Ergebenheit „des Caesar für Petrus" mangelt im Dasein Friedrichs II., und mit der Rom-Erfüllung hätte das Gesicht des Späteren Gestalt gewonnen, das Cesare Borgia als Papst erschaute. —

„Das rücksichtslose Durchsetzen der eigenen Person und der schrankenlose brutale Wille nach Macht, die Selbstzweck wurde" — dies bezeichnet die Stunde des Antichrist im Dasein Friedrichs II. Die Gewaltherrscher der Renaissance brachen aus des Kaisers Lebensgesamt diesen Zug heraus, ihn „verfratzend ins Ungeheuerliche". — Untat, die der Staat nicht mehr forderte, sondern das Rache- oder Machtgelüst der Kaiserlichen Person wurde zum Bösen an sich. Doch focht er nicht gegen Feinde mehr — gegen Rebellen. Aufruhr der Städte, Mordanschlag des Papstes, tötlichster Verrat aus eigener Mitte und des geliebten Enzio Mißgeschick, verdunkelten das Ende seiner Bahn. Und wenn der Kaiser dennoch an Erzelino schrieb: „Unseres Sinnes Erhabenheit beugen wir trotz der Unfälle in keiner Weise", so zeigt dies die neue glückhafte Wendung der Dinge an, welche der Kaiser als in einem „plötzlich gesteigerten Glanze" entrücken sollte. Er „entschwebte den Seinen in der strahlenden Glorie des imperator invictus noch vor dem grausigen Ende des Hauses".

Ueberblicken wir das außerordentliche Buch, von dem unser Abriß nur eine teilhafte Vorstellung geben konnte, so wäre zu sagen, daß hier eine neue Form der Geschichtsschreibung vorliegt, welche auf dem unverrückbaren Fundamente der Forschung ruhend, mit dem Bilde der großen Personen, mit der Schilderung ihrer Tat und ihres Schicksals die Welt, die sie trägt, und welche sie tragen, zur Erscheinung bringt. Mit dem Leben Friedrichs II. werden uns die geschichtlichen Räume hell, die er betritt, und in den Geschicken, welche er wirkt oder welche er lebt, sehen wir das Verhängnis selbst unter einem gigantischen Geschlechte sein Werk verrichten.

Es ist das Geheimnis dieser Kaisergeschichte, daß hier jenseits von Sach-Reihen und Tat-Berichten, Schicksalsverlauf und Gesamtgeschehen des hochmittelalterlichen Halbjahrhunderts gezeigt wird, und unsere größte Vergangenheit als ewige Gegenwart. Hier wird keine beziehungslose Historie geschrieben, sondern in der Gestalt Friedrichs II., im Bruderzwiste der Staufen und der Welfen, im antikisch-deutschen Kaiserstaat und deutsch-römischen Kaiserkampf ist unser höchster Augenblick erfüllt — in einem großen Menschen, der Gott verleiblicht und die staatliche Gemeinschaft geschaffen.

Die Erweckung vergangener Welt aus dem höchsten Wissen der Gegenwart, wie sie sich hier vollzieht, ist ohne Vergleich

in der Geschichte des Geistes. Denn das herrscherliche Bild, die deutschen Schicksalsformen und die letzte Taterfüllung, wie sie der Staufenkaiser prägte, konnte nur einer schildern, dem all dies, auch in verwandelter Gestalt, als ewige Möglichkeit und Wirklichkeit des Deutschen sichtbar wurde.

Anmerkung. W. v. d. Steinen: Heilige und Helden des Mittelalters. 5. Bd. Vom heiligen Geist des Mittelalters. Staatsbriefe Friedrichs II. Dantes Monarchia. Verlag F. Hirt, Leipzig. Ernst Kantorowicz: Kaiser Friedrich II. (Bondi, Berlin). Stefan George: Dante. Göttliche Komödie Uebertrag. (Bondi, Berlin). Friedrich Wolters: Vier Reden über das Vaterland. (Hirt, Leipzig.)

***

Inland und Ausland

Zeitschriftenschau.

I.

Kaum ist Mr. Calwin Coolidge von der politischen Bühne abgetreten, bringen amerikanische Zeitungen auch schon seine Memoiren, sagen wir: einen Rechenschaftsbericht seiner fünfjährigen Tätigkeit im Weißen Hause. Sie sind auch bereits ins Französische übersetzt, und aus der Pariser „Illustration" sollen hier einige Auszüge folgen. Erinnerungen von Politikern haben in Amerika seit Benjamin Franklins nie veraltenden Denkwürdigkeiten ihre ruhmvolle Tradition, und vielleicht muß ihnen sogar vor anderen literarischen Erzeugnissen ein Vorzugsplatz eingeräumt werden, weil sie deutlicher als Werke der Dichtung die Signatur ihres Zeitalters bewahrt haben. Das gilt in ganz unvergleichlicher Weise von den Memoiren Franklins, dessen Erfindungsgeist und Weitblick in Unternehmungen für den staatenbegründenden Wagemut und die um Mittel und Wege nie verlegene Zielstrebigkeit der Jefferson und Washington so charakteristisch sind. Seitdem ist aus dem jungen Staatenbund, der damals um seine Anerkennung zu ringen hatte, längst jene Weltmacht geworden, die heut dem europäischen Kontinent das Gesetz gibt, und gewiß sind es längst ganz andere Mittel, die es der Union ermöglichen, seine Macht so fühlbar werden zu lassen. Was den Amerikanern die große wirtschaftliche Ueberlegenheit vor den Nationen Europas eingetragen hat, ist nämlich nicht allein der wirkliche Vorsprung, den ihre Wirtschaft vor der anderer Länder gewonnen, ist zu mindest gleichen Teilen die Tatsache, daß es ihnen gelungen, ihre Bevölkerung trotz ihrer ethnischen Verschiedenartigkeit an das politische Dogma zu assimilieren, so daß sie auch in geistiger Hinsicht zu taylorisieren war. Um sich das klarzumachen, braucht man neben die gerade in ihrer Einleitung für die ganze Einstellung so außerordentlich aufschlußreichen Aufzeichnungen Coolidges nur einmal die Autobiographie eines amerikanischen Dichters zu halten, der freilich über das zu erwartende Maß von jeher ein Einspänner und Abseitiger war, darum aber mit besonderer Deutlichkeit die communis opinio der großen Masse uns vor Augen geführt hat. Sherwood Anderson sagt nämlich in seiner für das gegenwärtige Amerika wie für ihn gleich wertvollen Darstellung („Der Erzähler erzählt sein Leben", deutsche Ausgabe im Insel-Verlag, 1927): „Wir Amerikaner haben von Anfang an unsere Ziele gehabt, oder wir haben doch den Wunsch gehegt, zu glauben, wir hätten sie ... Wir haben uns hierzulande ungeheuer viel vorgenommen und wollten wer weiß was für Großtaten vollbringen. Unser riesiges Gebiet war vom Schicksal als Zufluchtstätte für alle die wackeren, von ihren Landsleuten verstoßenen Toren der ganzen Welt ausersehen. Die Verkündigung der Menschenrechte sollte einen nie vernommenen Klang in einem neuen Lande gewinnen. Ja, zum Teufel, da haben wir uns schön in die Nesseln gesetzt! Wir wollten uns als Uebermenschen gebärden — und dann stellte sich heraus, daß wir schließlich gar nicht solche Teufelskerle waren, sondern ganz gewöhnliche Menschenkinder. Man darf uns wirklich nicht tadeln, weil wir uns gegen die Erkenntnis unserer

ureigensten Menschlichkeiten ein bißchen sträuben. Kein Mensch steigt gern von seinem Sockel herunter. Jetzt kommt uns diese frühere Ueberzeugtheit von unserer angeborenen Vortrefflichkeit allmählich abhanden, und wir nehmen uns gelegentlich die Freiheit, über unsere eigene Aufgeblasenheit zu lachen; aber es hat eine Zeit gegeben, da wir unseren ganzen amerikanischen Vortrefflichkeitsbetrieb bitter ernst nahmen. Wir waren tatsächlich davon überzeugt, und man wird das Amerika und die Amerikaner von heute niemals begreifen, wenn man das nicht zugibt. Indessen wir unsere großen, häßlichen, Hals über Kopf zusammengekleisterten Städte bauten, unser gewaltiges Industriesystem schufen, immer mehr uns ausdehnten und immer trefflicher gediehen, war es uns um unser vermeintliches Streben zu unseren vermeintlichen Zielen ehrlich ernst — genau so ernst, wie es den Franzosen im 13. Jahrhundert zumute war, als sie die Kathedrale von Chartres erbauten zum Ruhme Gottes. Sie bauten die Kathedrale von Chartres zum Ruhme Gottes, und wir hatten allen Ernstes vor, hier in Amerika ein Land zum Ruhme des Menschen zu schaffen. Ja, das war unsere Absicht; leider aber blieb uns diese löbliche Arbeit auf halbem Wege stecken, oder vielmehr geriet sie uns daneben: denn der Mensch, auch der edle und freie Mensch, ist doch der Verherrlichung beträchtlich weniger würdig als Gott." An einer früheren Stelle erzählt Anderson, wie sein Bestreben, sich den „standardisierten Menschheitsträumen" anzupassen, fehlgeschlagen sei: man weiß nun schon, warum ein Buch wie das Sherwood Andersons nicht in Amerika, sondern in Europa sein Publikum finden mußte, ist doch hier das Schlüsselwort gegeben für das Verständnis gerade jenes Amerikas, das uns durch Wilson und Coolidge so schicksalhaft werden sollte. Nun aber mag der frühere Präsident selbst sprechen:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle Bürger der Vereinigten Staaten der festen Meinung sind, daß sie eines Tages die Präsidentschaft der Republik erreichen müßten. Jeder oder doch fast jeder junge Mann, der das Glück hat, zum Abgeordneten seines Staates gewählt zu werden, sieht sich auch schon mit Hilfe seiner Freunde und der Lokalblätter auf dem Wege zum Weißen Haus. In dieser Hinsicht habe ich mich von den übrigen nicht unterschieden. Aber ernst habe ich solche Gaukeleien meiner Phantasie nie genommen und war immer fest davon überzeugt, daß ich meinerseits durchaus nicht imstande sei, ein so schwieriges Amt wie das des Präsidenten auszufüllen. Ich habe meine Ansicht auch nicht geändert, als ich im November 1919 zum zweiten Male zum Gouverneur von Massachusetts mit einer Majorität gewählt wurde, die seit 1896 nicht mehr erreicht worden war. Als ich nämlich damals ernstlich von einigen Freunden als republikanischer Präsidentschaftskandidat in den Vordergrund gerückt wurde, schienen auch viele andere meine Meinung zu teilen, die ich so lange über mich selbst gehabt hatte. Aber der folgende Kongreß entschied durch einen unwiderruflichen Entschluß über mein Schicksal, indem er mich zum Vizepräsidenten designierte. Wäre ich damals auf den ersten Platz gestellt worden, so hätte ich dieses Votum nicht ohne schwere Bedenken hingenommen. Als aber die Ereignisse vom August 1923 mir die Präsidentschaftswürde brachten, hatte ich sofort das Gefühl, jetzt auf der Höhe meiner Aufgabe zu stehen. Freilich glaubte ich

das nicht bloß von mir. Wenn ich auch die dazu notwendigen Qualitäten in mir wiederfand, so wußte ich doch nur zu gut, daß viele andere sie in einem höheren Grade als ich besäßen. Es kam also darauf an, ihre Ansichten und Ratschläge für mich nutzbar zu machen. Ich halte das für einen großen Vorteil, wenn ein Präsident so denkt, und für eine noch bessere Garantie für das Land, wenn er sich nicht für einen großen Mann hält; fängt er dagegen an zu glauben, daß er der einzige sei, der die Republik regieren könne, so macht er sich des Verrats gegen den Geist unserer Gesetze schuldig.

Als der Präsident Harding schwer erkrankte, lauteten — wenn mir auch der Ernst der Lage nicht verborgen bleiben konnte, weil viele Zeitungen sofort ihre Vertreter zu mir nach Plymouth im Staate Vermont, wo ich mich damals bei meinem Vater aufhielt, schickten, um die Verbindung mit mir aufzunehmen — die offiziellen Nachrichten doch so beruhigend, daß ich jede Gefahr für überwunden hielt. In der Nacht zum 2. August 1923 wurde ich plötzlich von meinem Vater geweckt, der die Treppe heraufkam und meinen Namen rief. Es fiel mir auf, daß seine Stimme zitterte. Das hatte ich bisher an ihm nur ein einziges Mal gemerkt, als ein Todesfall in unserer Familie eingetreten war. So wußte ich sofort, daß irgend etwas Bedeutungsschweres eingetreten sein müsse. Seine Erregung hatte denn auch ihren richtigen Grund, weil er soeben in Erfahrung gebracht hatte, daß ein Mann, den er gut kannte und sehr liebte, nicht mehr war, und wurzelte weiter in dem jedem Bürger der Vereinigten Staaten gemeinsamen Gefühl, das sich in ihm auslöst, wenn er hört, daß der Präsident gestorben ist. Mein Vater aber durfte auch bewegt sein, wenn er an all die Opfer dachte, deren es bedurft hatte, um mich an den Platz zu bringen, auf dem ich nun stand: er mochte sich der langen Fahrten von 35 Meilen erinnern, die er bei eisiger Kälte oder Sturm mitten durchs Gebirge nicht gescheut hatte, um mich auf die Akademie zu bringen, und an all die Sorgfalt und Liebe, mit der er mich seit 38 Jahren umgeben hatte, seit dem Tode meiner Mutter, immer von der Hoffnung beflügelt, mich eines Tages in hoher Stellung zu wissen. Alle diese Wünsche hatten nun Erfüllung gefunden. Er überreichte mir ein offizielles Telegramm, das mir den Tod des Präsidenten Harding meldete. Meine Frau und ich kleideten uns sofort an. Aber noch ehe ich das Zimmer verließ, kniete ich einen Augenblick nieder und richtete ein Gebet zum Himmel, das ich seitdem oft in der Kirche wiederholt habe, in dem ich Gott bat, das amerikanische Volk zu segnen, und mir die Kräfte zu geben, ihm zu dienen. Mein erster Gedanke war, allen denjenigen, die von dem schweren Schlag besonders getroffen waren, mein Beileid auszudrücken; sodann mußte ich das Land beruhigen, indem ich es wissen ließ, daß keinerlei wesentliche Veränderung in Regierung oder Verwaltung zu besorgen sei. Daneben hatte ich mir die Verfassung noch einmal angesehen, um festzustellen, ob ich einen neuen Eid leisten müße; mit Sicherheit war das aber aus den Bestimmungen nicht festzustellen. Nichtsdestoweniger beschloß ich, einen Eid in die Hände meines Vaters abzulegen, der durch seine langjährige Tätigkeit als Notar dazu besonders berufen schien. Die Zeremonie fand in einem Zimmer statt, das wir unseren Salon zu nennen pflegten, beim Schein einer Acetylen-Lampe, die als modernste Errungen-

schaft unserer Provinz galt. Die Bibel meiner Mutter lag auf einem Tisch in Reichweite; indes machte ich offiziell keinen Gebrauch davon, weil es in den Staaten Vermont oder Massachusetts nicht üblich ist, sich beim Eid einer Bibel zu bedienen. Außer meinem Vater und mir selbst befanden sich nur noch meine Frau, der Senator Dale, mein Sekretär und mein Chauffeur im Zimmer. Der Maler Keller, der eigens zu diesem Zweck nach Plymouth gekommen war, hat diese Szene im Bilde festgehalten. Wenn man von der Aehnlichkeit der Personen, die nicht gerade überzeugend ist, absieht, so ist alles auf diesem Bilde streng historisch. . . . Das Zimmer, in dem wir uns aufhielten, war für mich geheiligter Erinnerungen voll: dort hatten meine Schwester und meine Schwiegermutter ihr Leben ausgehaucht, und diese Bilder stiegen vor mir auf und vermischten sich mit anderen meiner Kindheit. Ich sah wieder meine Mutter sitzen, oder vielmehr an ihren Platz gefesselt während der langen Jahre ihrer Krankheit, bevor sie dann in dem Nachbarzimmer starb, wo ihr an gleicher Stelle, drei Jahre nach dieser historischen Nacht, mein Vater folgen sollte. Als wir dann am nächsten Morgen nach Washington reisten, machte ich einen Umweg, um mich am Grabe meiner Mutter zu sammeln. Ein solcher Besuch war schon immer eine tröstliche Stärkung für mich gewesen, an jedem Tage aber schien mir meine Mutter ganz besonders nahe.

Das Kabinett fand ich in alle Winde verstreut. Einige Mitglieder hatten den verstorbenen Präsidenten auf seiner Reise begleitet, andere befanden sich in Europa. So begann ich mit dem Staatssekretär Hughes zunächst die Feierlichkeiten für das Leichenbegängnis festzusetzen. Die Totenfeier fand in der Rotunda des Kapitols zu Washington statt, es folgte eine einfache Zeremonie und dann die Beisetzung in Marion im Staate Ohio, an der ich mit den Ministern und vielen Vertretern des Staates teilnahm. . . . Am ersten Sonntag nach meiner Ankunft in Washington gingen wir, wie wir es gewöhnt waren, zum Gottesdienst in der ersten Kirche der Kongregation. Obwohl ich immer fleißig zur Kirche gegangen war, gehörte ich ihr doch nicht eigentlich an. Meine Kindheit hatte ich in einem Lande verlebt, wo man zwar Gottesdienst hielt, in dem es aber keine organisierten religiösen Gemeinschaften gab. Ueberdies hielt ich mich nicht für wert, ein Beispiel zum Aufbau zu geben, das man eigentlich von jedem aktiven Mitglied der Kirche verlangen sollte; heute halte ich das für eine Art Verblendung meinerseits. Es war gerade Abendmahls-Tag. Der Dr. Pierce, unser Pfarrer, bestieg die Kanzel. Nach den Regeln der Kirche und weil er es als liberaler Mann nicht anders gewöhnt war, lud er alle, die sich zum Christentum bekannten, ob sie nun Mitglieder der Kirche seien oder nicht, zum Abendmahl ein. Zum ersten Male leistete ich dieser Einladung Folge, was von dem Pastor, wie ich hernach erfuhr, nicht unbeobachtet blieb. Wenige Tage hernach nahm mich die Kirche, ohne daß meinerseits ein weiterer Schritt hierzu unternommen worden wäre, in ihre Gemeinschaft auf, weil ich durch das Abendmahl einen genügenden Beweis meines Glaubens gegeben hätte. Diese Vertrauenskundgebung hatte für mich etwas ungemein Erhebendes. Wenn ich nach meiner Ernennung zum Präsidenten von mir aus versucht hätte, Mitglied der Kirche zu werden, so hätte ich

damit womöglich eine zu ostentative Geste gezeigt, und ich hatte davor gezögert. Darin aber lag ein Irrtum, aber wenn ich an jenem Tage nicht freiwillig zur Kirche gegangen wäre und am Abendmahl teilgenommen hätte, so wäre ich dieser Segnung verlustig gegangen. Das Schicksal spart seine Belohnungen für die auf, die sich darum bemühen, sie zu verdienen.

Während meiner Amtszeit in Washington habe ich große Regierungshandlungen zu erledigen gehabt. Mit den Zentralmächten ist der Friede abgeschlossen worden, die Zolltarife sind angenommen worden, dann trat ein neues Budgetsystem in Kraft, Steuern wurden reduziert, die nationale Schuld weithin amortisiert, eine Vereinigung der Kriegsteilnehmer geschaffen, wichtige Pachtgesetze eingebracht, die öffentlichen Ausgaben beträchtlich vermindert, der Streit, der seit 20 Jahren mit Columbien bestand, beseitigt, und schließlich fand die Konferenz von Washington eine Formel, die für die praktische Begrenzung der Seerüstungen epochemachend war. Schwerlich würde man in der ganzen Geschichte unserer Republik zwei Friedensjahre suchen, die so ergebnisreich gewesen sind. In meiner Eigenschaft als Senatspräsident und infolge meiner Beteiligung an den Entscheidungen des Kabinetts war ich mit den Einzelheiten der Regierung zur Genüge vertraut geworden. Obwohl ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet worden war, so blieb doch noch genug zu tun übrig. Alle Verwaltungsdinge hatten von jeher mein lebhaftes Interesse, aber es waren doch vornehmlich wirtschaftliche Fragen, die mich ganz besonders fesselten ... Meine Erfahrungen in Verwaltungsangelegenheiten ruhten auf breiter Grundlage; als Bürgermeister hatte ich mich besonders um die Finanzen der Stadt Northampton zu bekümmern, als stellvertretender Gouverneur war ich Vorsitzender gewesen des Finanzkomitees der Regierung, das jede Ausgabe, die von öffentlichen Geldern zu bestreiten war, erst genehmigen mußte; als Gouverneur hatte ich dann die doppelte Verantwortung für Einnahmen und Ausgaben.

Meine Grundanschauungen über private wie öffentliche Dinge rührten von meinem Vater her, der die geringste Vergeudung nur mit Widerwillen anzusehen vermochte. Er war sonst großzügig und hilfsbereit, aber alle unnützen Ausgaben hielt er für einen moralischen Fehler. Aller Wohlstand rührt von Arbeit und der unermüdlichen Anstrengung der Menschen her; diese zu verschwenden und für unnütze Dinge auszugeben, muß also als eine Versündigung an der Menschheit betrachtet werden, was noch längst nicht eine Doktrin des Geizes bedeutet. Die Arbeit zielt nicht bloß auf materiellen Gewinn, sie sucht auch die Schönheit in den verschiedensten Formen zu erschaffen und will die Fortsetzung der Kultur, die erst durch die Kunst dem Leben ihren Reiz gibt. Infolgedessen habe ich mich, ohne die anderen Aufgaben meiner Regierungstätigkeit zu vernachlässigen, mit Eifer in diesem Sinne zu vervollkommnen gesucht. Diese Politik hat den Unternehmungen Schwung gegeben, hat die höchsten Gehälter ermöglicht, die jemals gezahlt worden sind, und den einzelnen die größten wirtschaftlichen Vorteile eingetragen, wie sie umgekehrt dem ganzen Land eine unvergleichliche Aera des Wohlstandes und Aufblühens gebracht hat. Dieses nationale Aufblühen hat mir die größte Genugtuung während meiner ganzen Präsidentschaft gebracht ...

An die Vertreter der in- und ausländischen Presse in Washington habe ich nur die besten Erinnerungen, wie ich denn die herzlichsten Beziehungen zu ihnen unterhalten habe. Ich glaube auch, daß ich ihnen ihre Fragen stets so habe beantworten können, daß ich ihrem Vorhaben immer habe dienlich sein können. Viele Zeitungen haben mich in meiner Politik unterstützt, andere haben geglaubt, über den einen oder anderen Entschluß diskutieren zu müssen, aber im allgemeinen ist das stets loyal geschehen. Mir scheint es kein gering zu bewertendes Zeugnis, das man meiner Präsidentschaft ausgestellt hat, wenn sich die Opposition in so urbanen Formen bewegte. Oft hatte ich Gelegenheit, zu betonen, daß man es nicht allzu schwer nehmen dürfe, wenn man von der Presse an einem falschen Tage interviewt werde. Aergerlich war es mir nur, wenn von ihr lügenhafte Dinge als wahr über mich verbreitet wurden. Wenn ich im ganzen so wenig ihren Angriffen ausgesetzt gewesen bin, so hat das offenbar seinen Grund darin, daß ich es vermieden habe, andere zu kritisieren. Die Worte eines Präsidenten der Republik sind stets bedeutungsvoll und werden immer einen großen Widerhall haben, aber darum dürfen sie auch niemals leicht hingesprochen werden. Es ist ja so leicht, das Land aufzuhetzen, Haß zu säen und Eifersucht zu wecken, die jeden Glauben und jedes Vertrauen erschüttern, niemandem nützen und jedem schaden. Aber damit würde man dem Fortschritt schlechte Dienste erweisen. Jeder weiß, daß das Schlechte in der Welt existiert, aber es gibt auch genug des Guten, das man nur anzuwenden braucht, um das Uebel zu beseitigen. Das aber ist das einzige Mittel, das ich kenne, um dem Bösen wirksam beizukommen, indem man es nämlich durch das Gute ersetzt. Viel besser wird ein Land fahren, in welchem man mit Ruhe die Vorteile überdenkt, die ihm weiterhelfen, als wenn man den Geist der Feindschaft und Bitterkeit nährt, indem man nur das Unvollkommene und Lückenhafte sieht..."

Und zum Abschluß dieses bisher ersten Teils der Erinnerungen noch jene Stelle, die vom Tode seines damals sechzehnjährigen Sohnes Calvin berichtet: „Am Tage, da ich in das Weiße Haus zog, hatte er als Volontär in einer Tabaksplantage begonnen. Einer seiner jungen Kollegen meinte: ‚Wenn mein Vater Präsident wäre, müßte ich mich jedenfalls nicht hier abquälen.' Worauf Calvin erwiderte: ‚Wenn mein Vater der deinige wäre, doch!' Nach seinem Tode zeigte man uns einen Brief, der die Erwiderung auf einen Glückwunsch enthielt, daß er ja jetzt der erste Sohn des Landes sei. Er hatte geantwortet, daß er ja nichts dafür könne, mithin keinen Anspruch auf solchen Titel habe, der dem zustehe, der sich aus eigener Kraft schon hervorgetan hätte. Ich weiß nicht, wie es ihm ergangen wäre, wenn ich nicht Präsident gewesen wäre, er also auch nicht an jenen Tennispartien teilgenommen hätte, durch die er sich eine Verletzung am Fuß zuzog, die dann in Blutvergiftung überging. In all seinen Schmerzen bat er mich, sie ihm doch zu erleichtern; aber, ach, ich konnte nichts für ihn tun. Mit seinem Tod war aller Stolz auf mein Amt dahin: die Wege der Vorsehung gehen ja so oft über unser Begriffsvermögen hinaus; mir aber kam es vor, als müsse die Arbeit, die er hätte leisten können, der Welt nun fehlen. Ich ahnte nicht, daß ich um so hohen Preis den Einzug ins Weiße Haus würde zahlen müssen."

II.

Die „Süddeutschen Monatshefte" brachten im April ein Sonderheft, das dem Theater gewidmet war, aber doch trotz mehreren hochwertigen Beiträgen dem Theater von heute, seinen Erfordernissen und seiner Sonderstellung nicht immer ganz nahe kam. Ein besonders interessanter Abschnitt aus dem russischen Theater der Gegenwart, den René Fülöp-Miller beisteuert, darf zweckmäßig bevorwortet werden durch einige orientierenden Worte über den bedeutendsten und zugleich eigenwilligsten Schüler Stanislawskis in Rußland, W. Meyerhold, über den Julius Bab in seiner in gewohnter Weise stoff- wie urteilssicheren Geschichte der Bühne seit 1870 („Das Theater der Gegenwart", J. J. Weber, Verlag, Leipzig, 1928) so berichtet: „Erst mit der kommunistischen Revolution kam er in sein Element. Er proklamierte seine Bühne als ‚Hauptquartier kommunistischer Agitation' und wurde der theatralische Vertrauensmann der Sowjetregierung. Mit der politischen Deputierten O. D. Kamenjewa zusammen leitet er die ‚Theaterabteilung des Volkskommissariats für Aufklärung'; er dirigiert außer dem Theater seines Namens noch das ‚Theater der Revolution', die offiziellste der Moskauer Bühnen, und sein Einfluß ist bei vielen anderen, kleineren Bühnen wirksam. — Das äußerlich markanteste Zeichen der Meyerhold-Bühne ist der nackte Bühnenraum: die Dekoration ist verschwunden, man blickt auf die Brandmauern; aber davor stehen seltsame Gerüste, Treppen, Leitern, Räder, Käfige, Brücken, auf denen, in denen, mit denen wird gespielt. Ein Maschinensaal scheint das Vorbild dieser konstruktiven Bühne." Hören wir nun Fülöp-Miller, was sich in letzter Zeit auf solchen Brettern, die die Maschine bedeuten, abgespielt hat:

„Als man in Moskau bei der letzten großen Jubiläumsfeier den zahlreichen fremden Gästen im „Großen Theater" eine Festvorstellung gab, stand auf der rotgeschmückten Bühne wieder, wie schon so oft zuvor, der bengalisch erleuchtete, riesige „befreite Erdball", ein unentbehrliches Bühnenrequisit der ersten pathetischen Periode der Sowjetkunst. Diese Kugel war von Menschen umgeben, deren schwere Ketten aus Papiermaché symbolisch die Sklaverei der früheren Weltordnung andeuten sollten; ein Dichter der „linken Literaturfront" deklamierte revolutionäre Hymnen, dann erglühte die Bühne in rotem Schein, die Sklaven warfen ihre Pappe-Ketten von sich, der „Erdball" spaltete sich und spie aus seinem Inneren Menschenmassen hervor, die alsbald den stereotypen Triumphgesang der Revolution anstimmten. Aber wie unecht wirkte jetzt diese Szene! Was einst seiner naiven Symbolik der künstlerische Ausdruck einer siegestrunkenen Gläubigkeit gewesen war, das entsprach nun so gar nicht mehr der wahren Stimmung des Publikums. Der pathetische Impuls, der einst diese Theaterform geschaffen hatte, war eben schon seit langem an den tausend Sorgen und Schwierigkeiten des Alltags zuschanden geworden; so blieb von der früheren Begeisterung nichts als der falsche Bühnenzauber übrig. Nur bei besonderen Anlässen wird daher der befreite Erdball noch hervorgeholt, um einem bereits erstarrten Festzeremoniell zu dienen; schon am nächsten Tag aber verstaut man ihn wieder in den hintersten Winkel der Rumpelkammer.

An manchen russischen Theatern freilich wird auch jetzt noch um jeden Preis nach neuen, niemals dagewesen Formen gesucht. Noch immer inszeniert man Stücke des klassischen Repertoires mit den abenteuerlichsten technischen Regietricks und Buffonaden, noch immer gibt es auch Bühnen, deren Aufführungen darin bestehen, daß man stundenlang turnt, springt und auf dem Kopf steht. Von Zeit zu Zeit werden auch nach wie vor alte „bürgerliche" Stücke für die Zwecke der politischen Agitation umgearbeitet. So hat Mayerhold, einst der Führer der Theaterrevolution, noch vor nicht langer Zeit den Versuch gemacht, den „Revisor" von Gogol, die berühmteste klassische Komödie der russischen Literatur, „kommunistisch umzugestalten". Er ließ die meisten Szenen dieses Stückes auf Rollwägelchen spielen, die auf Schienen über die Bühne glitten. Diese Wagen trugen ihrerseits kleine „Tablettenbühnen" von einigen Quadratmetern Größe und wurden, je nach Bedarf, weggerollt und durch andere ersetzt. Der Text selbst wurde durch Einschiebung neuer Szenen und neuer Personen stellenweise vollkommen verändert. Dieses Unterfangen aber hat bereits lebhaften Widerspruch hervorgerufen, und in einer großen öffentlichen Diskussion bezeichnete der Dichter Demjan Bednij den Regisseur Mayerhold geradezu als den Mörder Gogols.

Der russische Zuschauer fordert heute, nach einem Dezennium revolutionärer Enttäuschung, von der Bühne die Darstellung des wirklichen Lebens und seiner Probleme; so schreiben denn auch die modernen russischen Dichter jetzt wieder, wie einst ihre Vorfahren, realistische Gesellschaftsstücke. Wohl muß jedes Werk in eine Apotheose des Bolschewismus ausklingen, damit die Zensur seine Aufführung zulasse. Aber dieser formelhafte Schluß mit seinem „Triumph der Weltrevolution" wirkt heute bereits vielfach bloß als belangloser, rein äußerlicher Schnörkel, während im übrigen die wirklichen Zustände mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit gezeigt werden. Nun schildert man die wiederauftauchende soziale Ungleichheit, das Entstehen einer neuen Schicht von gewissenlosen, geldgierigen Raffern, und fast unverhüllt wird dargetan, wie die nämlichen Menschen, die gestern noch in revolutionärem Ueberschwang die ganze Welt hatten erlösen wollen, heute bereits zu habgierigen Ausbeutern geworden sind.

Fajko behandelt in seinem erfolgreichen Stück „Der Mann mit dem Portefeuille" das Problem der Annäherung zwischen den Angehörigen der alten russischen Intelligenz und den neuen Gesellschaftsschichten, und hierbei fallen scharfe kritische Lichter auf die herrschenden Zustände. In Katajeffs „Die Defraudanten" (einer Dramatisierung des gleichnamigen Romans) wird die Korruption der Sowjetbeamten ebenso offenherzig wie humorvoll dargestellt. Wsewolod Iwanoffs „Die Blockade" schildert in realistischer Weise die letzten Phasen des Bürgerkrieges, und den gleichen Vorwurf behandelt auch das Drama „Die Tage der Turbins" von Bulgakoff. Die meisten dieser Stücke haben sich gegenüber dem lebhaften Protest der offiziellen Sowjetpresse durchgesetzt, ja einige von ihnen sind sogar zu ungewöhnlich starken Theatergefolgen geworden.

Selbst die ganz radikale „Proletkultbühne" hat sich in der letzten Zeit mehr als früher der Darstellung des russischen Alltagslebens zugewendet. Man behandelt jetzt auch hier die vielfältigen

Probleme, die sich aus dem neuen Familienleben, aus den veränderten Beziehungen zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern ergeben. Kirschons „Die Schienen dröhnen", ein Werk, das in der Oeffentlichkeit lebhafte Diskussionen hervorgerufen hat, will die Schwierigkeiten bei der Durchführung des Industrialisierungsprogramms auf die Bühne bringen, und auch hier wird nicht mit Tadel und Kritik gespart. So beschäftigt sich das russische Theater von heute mehr und mehr mit der Wirklichkeit, und die vagen Verherrlichungen der Revolution, wie sie in den Jahren nach dem Umsturz die Spielpläne beherrscht hatten, treten immer weiter zurück." — Verirrungen? Gewiß, soweit es sich um Uebertreibungen und Auswüchse handelt, und sobald geschaffene Form ohne Inhalt bleibt und das Uebergewicht des Mechanismus einen in der Tat beängstigenden oder abstoßenden Leerlauf schafft. Denn „die Maschine ist heute nicht bloß ein Hilfsmittel, sondern ein rhythmischer Former unseres gesamten Lebens". Darauf aber kommt es an: die Zusammenhänge nicht allein zu erkennen, sondern sie auch auszuwerten. Kaum jemand hat bisher eine so klare Zusammenschau all der dumpfen Zeitstrebungen unserer Tage geboten, sie so hellhörig abzulauschen, so strichsicher zu umreißen verstanden wie Bernhard Diebold in seiner längst anerkannten Kritik moderner Dramatik, die er „Anarchie im Drama" betitelte, und die nun in erweiterter vierter Auflage herauskam (Heinrich-Keller-Verlag, Berlin-Wilmersdorf, 1928). „Nur das russisch inspirierte Theater Piscators zeigt auf seiner parteipolitischen Bühne den realistischen Ausdruck der Epoche", stellt er in der kurzen Vorrede zur jüngsten Ausgabe seines Buchs fest, und in einem neuen Abschnitt „Sieg der Technik" führt er das näher aus. Nur die große Entwicklungslinie sieht er, und aus solcher Einsicht zeigt sich seinen Augen wenigstens die Forderung an die Zukunft: „Hier ist der Punkt, wo wir die Russenbühne auch kunstsymbolisch begreifen: Das Maschinengerüst auf der Bühne ist nicht nur ein szenisch-mechanischer Faktor, sondern es wird zugleich zum symbolischen Ausdruck der technischen Epoche. Was Georg Kaiser in seinen dramatischen Konstruktionen wie „Gas II" oder „Hölle Weg Erde" noch mit der telegrammatischen Satzbildung und einer puritanischen Raumsymbolik erstrebte: für diese neue Welt der elektrischen Taster, Hebel, Bogenlampen und Signale eine dramatisch-symbolische Atmosphäre zu schaffen — auf Meyerholds biomechanischer Bühne wurde das Symbol zur Realität. Der ungeheure Vorstoß Georgs Kaisers zur „Technik als Ausdruck" — die Technik als dramatisches Hilfsmittel in eine technische Ausdruckskunst zu verwandeln — erbrachte auf der biomechanischen Russenbühne den optischen Sieg.

Der russische Exponent auf dem deutschen Theater heißt Piscator. Im geistesgeschichtlichen Ablauf der dramatischen Entwicklung ist Piscator die logische Konsequenz von Georg Kaiser... Das literarische Drama hatte die letzten dichterischen Energien ausgeschrien. Die Piscator-Bühne wurde zum dramatischen Ersatz. Das Wort des Dichters sank zum Operntext herunter. Aber: „die Maschinerie wird auch zum Erreger vollkommen neuer dramatischer Möglichkeiten." Und so gibt wie allenthalben in der Natur auch hier der Untergang des alten Dramas Baugrund für das neue: „Die alte Anarchie ist zu Ende. Molière entwickelte aus der Typik der

Commedia dell'Arte seine Charakterkomödie. Den mimischen Schemata schuf er den geistigen Inhalt, dem Gestus gab er Worte zum Reden. Auch Piscators Mimus verlangt nach dem geistigen Dichter, der aus Rohstoff feste Formen schafft und der das knappe, sachliche Wort findet zu dieser Szenik des Unmittelbaren. Der dem Schauspieler wieder Sprache gibt, so daß er sich auch auf Piscators Maschinenwelt nicht zur Puppe degradieren läßt... Wenn aus der allbeherrschenden Bühnentechnik — mit oder ohne Piscators Form — einst der redende Schauspieler wieder als Herrscher und Vermittler des Worts heraustritt, dann haben wir wieder ein Drama aus dem Geiste."

III.

Reichswehrminister Gröner soll mit der Vertraulichkeit seiner Denkschrift, die die Notwendigkeit des Panzerkreuzers einem kleinsten Gremium von Verantwortlichen überzeugend dartun wollte, wenig Glück haben. Nachdem die Argumentation durch die Veröffentlichung einer englischen Zeitschrift urbi et orbi bekannt geworden war, kommt jetzt noch einmal ein Marinesachverständiger in der Revue des deux mondes (1. Maiheft) darauf zurück, freilich nur scheinbar, um den bösen Nachbarn anzuschwärzen, der durch den Bau eines so aufsehenerregenden Types den Weltfrieden ernstlich bedrohe. Das hindert natürlich nicht, die einzelnen Besonderheiten der „Ersatz-Preußen" genauestens durchzusprechen und mit kritischen Augen zu prüfen, aber schon die ersten Sätze belehren, daß Deutschland gar nicht ernstlich gemeint sei, denn schon hier taucht der größere Zusammenhang, in den die ganze Frage gestellt werden muß, auf: die Bestimmungen der Konferenz von Washington. Aber lassen wir uns zunächst berichten, welche Benachteiligung Frankreichs der fachmännische Anonymus aus dem Bau des deutschen Panzerkreuzers abzuleiten weiß:

„Wären die Besonderheiten des Schiffes, seine Bestückung, die Stärken seiner Maschinen, sein Aktionsradius, so bekannt gewesen wie die Baukostenanschläge, so hätten sich unsere Seeoffiziere nicht wenig gewundert, und wäre unsere parlamentarische Marinekommission gewiß überrascht gewesen. Genf wird den Namen dieses Schiffes noch recht oft zu hören bekommen, und die nächste Seeabrüstungskonferenz wird ohne Zweifel daraufhin das Tonnagemaximum für Panzerschiffe heruntersetzen. Aber noch drei andere Lehren werden für die Zukunft daraus zu ziehen sein.

Daß der Typ in keine der in Washington festgesetzten Kategorien hineinpaßt, muß verschiedenen Admiralitäten zu denken geben, die sich ohne Hintergedanken auf gewisse Konventionen geeinigt hatten, denen weder Deutschland noch Rußland oder Spanien beigetreten sind. Auf ihre Einwürfe hatte man entgegnet, daß ja Deutschland durch die Verpflichtungen des Vertrages von Versailles gebunden sei, und daß weder Spanien noch Rußland die nötigen finanziellen Mittel besäßen, um eine wirksame Kriegsflotte aufzubauen. Ohne ganz überzeugt zu sein, hatten sie nachgegeben; nun aber stellt sich heraus, wie berechtigt ihre Befürchtungen waren. Da es der deutschen Marine durch den Vertrag von Versailles verboten ist, Schiffe von mehr als 10 000 Tonnen

in Bau zu geben, so hat sie äußerst geschickt die ihr verbliebenen Freiheiten zu nutzen verstanden und mit einem Panzerkreuzer begonnen, der viel stärker als unsere 10 000-Tonnen-Kreuzer und sehr viel beweglicher als unsere 23 000-Tonnen-Kreuzer sein wird, so daß er jene, wenn sie ihn erst an sich haben herankommen lassen, in wenigen Minuten wird erledigen können, während er dem zweiten größeren Typus gar nicht in Reichweite zu kommen braucht." Aufs allergenaueste wird nun die Ausrüstung des neuen Kriegsschiffs gemustert, nur um den Nachweis glaubhaft zu machen, wie dieser eine Panzerkreuzer schon es fertig bringen wird, alle Sicherungen Frankreichs über den Haufen zu rennen. Bestückung, Tragweite, Geschwindigkeit des Schiffs — alles kennt man selbstverständlich, nur über die Panzerung scheint man sich noch den Kopf zu zerbrechen: „Wir wissen nur, daß sich der Kreuzer, wenn er die Ueberlegenheit seiner Artillerie über die unserer 10 000-Tonnen-Kreuzer geltend machen und sie deshalb aus größerer Entfernung bekämpfen will, sich besser gegen vertikale oder doch fast vertikale als gegen horizontale Treffer schützen kann."

Selbstverständlich machen auch die hohen Kosten Sorgen: 80 Millionen Mark oder 500 Millionen Franken, demnach kostete bei 10 000 Tonnen das Kilo 50 Franken, während es bei französischen Kriegsschiffen noch nicht einmal 20 Franken betragen habe. „Nimmt man hinzu, daß erfahrungsgemäß die Voranschläge stets beträchtlich überschritten worden sind, so bleibt nur, will man nicht annehmen, daß Deutschland sich entgegen seinen übernommenen Verpflichtungen doch zur Ueberschreitung der Tonnage hinreißen läßt, die Vermutung, daß von den bewilligten Geldern erhebliche Rücklagen gemacht werden, um schon jetzt alle Vorbereitungen zu treffen, die es der Marine ermöglichen, nach Aufhören der fesselndsten Verpflichtungen, sofort wieder seine neuen Konstruktionen entsprechend auszubauen.

Jedenfalls haben wir nunmehr mit einem Deutschland zu rechnen, das in einigen Jahren über vier Kriegsschiffe mit sechs 280- und acht 155-Millimeter-Geschützen verfügt, die 25 Knoten haben und überdies gegen die 203-Millimeter-Geschütze auf 15 oder 18 Kilometer geschützt sein werden. Wenn wir angesichts solcher Lage in unserm Irrtum beharren, so werden wir zwar eine schöne Flotte von Torpedo- und Unterseebooten besitzen und ein Dutzend Kreuzer mit über 30 Knoten, die doch aber nicht ernstlich geschützt und nur mit 203-Millimeter-Kanonen bestückt sind. Unsere Panzerschiffe aber sind dann über zwanzig Jahre alt; mit ihren 18 Knoten kommen sie gegen die 25 der Deutschen nicht auf, und auch ihre Widerstandsfähigkeit gegen Torpedierungen durch Unterseeboote, die nur wenig hat verbessert werden können, ist nicht so groß wie auf der Gegenseite. Da die neuen deutschen Panzerkreuzer stärker als unsere Kreuzer sind und schneller als unsere Panzer, da sie außerdem die Möglichkeit haben, bei 10 000 Meilen Aktionsradius zu über 20 Knoten den Krieg in alle Teile des Weltmeeres zu tragen, so werden wir es mit einer Waffe zu tun haben, der wir an ähnlicher Wirksamkeit nichts entgegenstellen können. Wie aber eine so unerträgliche Lage verbessern? Soll man Schiffe bauen, die bei nicht zu hohen Kosten schneller und stärker

sind? Etwa 14 000—15 000-Tonnen-Kreuzer mit 305-Millimeter-Kanonen und zu 27 Knoten, so daß sie also gegen die 280 Millimeter auf 18 km gesichert wären? Wenn Deutschland und Frankreich allein auf der Welt wären, ja; aber es gibt ja auch andere Mächte, und es hat außerdem eine Konferenz von Washington gegeben.

Angenommen, wir entschieden uns für einen 15 000-Tonnen-Typ; statt der deutschen sechs 250-Millimeter-Geschütze hätte er ebensoviele zu 305, außerdem einen stärkeren Panzer und größere Geschwindigkeit. Dann wären wir mit vier solchen Schiffen bereits der deutschen Marine ausreichend überlegen. Aber es gibt eben nicht bloß eine deutsche Marine. Angenommen also ferner, wir wären mit unserm neuen Typ gerade so weit, daß man seine Ausführung unmöglich mehr zurückstellen konnte, und eine andere Nation gäbe dann zwei Linienschiffe in Auftrag, aber nicht mehr von 15 000 Tonnen, sondern die riesigen zu 38 000 Tonnen, mit acht oder neun 406-Millimeter-Kanonen bestückt, die 28 Knoten Geschwindigkeit und Panzerwände hätten, denen selbst 305-Millimeter-Granaten nichts anhaben könnten. Für die gleiche Summe, die wir für unsere vier kleinen Panzer ausgeben, könnte man ebensogut zwei große haben, gegen die wir uns unmöglich würden in Vorteil setzen können. Die einzig vernünftige und dabei haushälterische Politik in Fragen der Seebewaffnung ist also der Bau des jeweils größten und stärksten Typs. Meinetwegen nur einen, wenn man mehr nicht zahlen kann, nur darf er keinem andern nachstehen. Also keine Konzessionen hinsichtlich ihrer Stärke. Wer für die kleinen Typen ist, alle die Ungläubigen, Skeptiker, Furchtsamen mögen nur noch einmal die Berichte über die großen Seeschlachten des letzten Krieges lesen: über die Schlacht von Coronel zwischen den Panzerkreuzern Spees und den gedeckten Kreuzern des unglücklichen Cradock, über die Schlacht bei den Falklandsinseln zwischen dem Tiger von Coronel und den Panzerkreuzern Sturdees, und endlich über die Schlacht am Skagerrak. In den beiden ersten Schlachten hatte der eine Gegner die stärkeren Schiffe, und beidemal wurde der andere trotz aller Tapferkeit und Geschicklichkeit als der schwächere einfach aufgerieben, ohne dem Gegner auch nur ernsthaft Abbruch getan zu haben. Beim Skagerrak konnte es die deutsche Flotte zahlenmäßig mit der englischen nicht aufnehmen, da sie aber über Schiffe verfügte, die denen des Admirals Jellicoe gleichwertig waren, so war sie imstande, den Kampf ohne allzu schwere eigene Verluste abzubrechen, nachdem sie den Engländern jedenfalls erheblichere beigebracht hatte.

Kein Zweifel, daß die Widersacher solche Gespenster allein durch den Hinweis auf die Wirksamkeit der U-Bootwaffe verscheuchen zu können meinen. Aber deren Schlagkraft war gewissermaßen eine Einmaligkeit: der nächste Krieg wird mit ganz anderen Luftstreitkräften zu rechnen haben, und damit ist die Rolle der U-Boote ausgespielt. Bliebe also als wirksame Schutzmaßnahme nur der Bau gleichwertiger und selbst überlegener Panzer innerhalb der von der Konferenz erlaubten Grenzen. Und nun tritt endlich der wahre Gegner auf den Kampfplatz. Warum baut man diese Schiffe nicht? Nicht etwa, weil sie verboten sind, denn das ist ja nicht der Fall, sondern weil sich gerade in Frankreich seit den Tagen jener

Vereinbarung eine friedlichere (wenn auch uns noch nicht so bewußt gewordene) Atmosphäre hat bilden können, die den Bau solcher schweren Typen verpönt und unmöglich macht. Für einen Sachkenner muß es in der Tat nicht erfreulich sein, wenn er redefertige Parlamentarier mit nichtssagenden Unterscheidungen wie Angriffs- und Abwehrwaffen jonglieren sehen muß, die einer leichtgläubigen Mehrheit unschwer auseinandersetzen, daß es bei all diesen Maßnahmen ja nur auf Frankreichs Schutz ankomme, während ein Panzerkreuzer ausgesprochen offensiven Zwecken diene! „Eine Kriegsmarine, welcher Zusammensetzung auch immer, hat ihren wahren Zweck verfehlt, wenn sie nicht offensiv ist. Ist sie das nicht, wird sie der Verteidigung so wenig wie dem Angriff dienen können. Entweder ist sie also offensiv oder sie taugt überhaupt nichts, ein Mittelding gibt es dort nicht."

Und weiter wird der wahre Grund dieser Beweisführung aufgedeckt: „Die Bestimmungen der Konferenz von Washington hätten uns gestattet, ein Großkampfschiff schon 1924 in Auftrag zu geben, als Ersatz nämlich für die ‚Frankreich', die vor Quibéron unterging, und ein zweites 1927. Mit einem dritten hätte in diesem Jahr begonnen werden dürfen." So weise Zurückhaltung der Regierung, die keinen Anstoß zu neuem Wettrüsten habe geben wollen, sei nur zu loben; jetzt aber, da Deutschland das Gleichgewicht so bedenklich zu seinen Gunsten zu verschieben gedenke, sei es vorüber mit allen friedfertigen Ueberlegungen. Unerträglich sei ein Zustand, der eine Bedrohung durch Deutschland zur See schon in vier Jahren möglich mache. „Man muß die Dinge sehen wie sie sind und zu jedem notwendigen Opfer bereit sein, wenn es gilt, die mit so vielem Blut errungene Ueberlegenheit über Deutschland zur See zu erhalten, die zudem weder für die eigene Sicherheit noch für den Weltfrieden entbehrlich ist." Mit diesem letzten Ausfall gegen Deutschland schließt der Verfasser seinen Gedankengang. Ob er auch die englische Admiralität damit überzeugt haben wird wie den patriotischen französischen Leser, möchte dahin gestellt bleiben. Dem Scharfblick Englands könnte sich seine wahre Tendenz durch ein unvorsichtiges Ausrufungszeichen bemerkbar gemacht haben, das, wenn auch in Klammern, doch zu sehen war. Und ausgerechnet mußte es bei Besprechung der Gesamttonnenkonzessionen für Kriegsschiffe stehen, die den riesigen Kontrast zwischen Amerika und England einerseits, für Frankreich und Italien anderseits illustrierte und durch die Begründung zu rechtfertigen suchte, daß beide Länder ja Kontinentalstaaten von geringen Seeinteressen wären. Wiederholen wir also ruhig die Interpunktion des französischen Originals!

IV.

In einem Monumentalband, in dem Alexander Koch in Darmstadt preisgekrönte Entwürfe zu farbigen Wohnräumen der Gegenwart gesammelt hat, erklärt einführend Wilhelm Michel: „Die Luft um uns ist voller Rätsel, an jeden Einzelnen tritt die Aufforderung zum Umdenken heran". So scheint es in der Tat, und zustimmungssicher darf er behaupten: „In der jetzigen Kunstkrise erleidet der falsch begründete Subjektivismus des 19. Jahrhunderts einen schweren Schlag." Liest man nicht darüber hin, so wird man sogleich fragen müssen, worin denn diese falsche Begründung zu

suchen gewesen sei, und da kommt erhellend geistvoll ein Vortrag Henry van de Veldes über das Neue in Architektur und Gebrauchskunst zu Hilfe, den des Prinzen Rohan Europäische Revue (Kurt Wowinkel, Verlag, Berlin-Grunewald) im Maiheft veröffentlicht. Van de Velde sieht die Ursächlichkeit des zeitlich an die letzten Jahrzehnte gebundenen entstehungsmäßig Neuen in dem Abscheu vor der Häßlichkeit. Ruskin und Morris hatten mit ihrer zeitfremden Forderung nach Wiedererweckung des gotischen Stils bestenfalls einen Achtungserfolg gehabt. Was eine kleine Gruppe zuerst englischer, dann belgischer und holländischer Künstler anstrebte, war ein neuer Stil, der in der vernunftgemäßen Auffassung begründet lag; „denn der logischen Form eines Bauwerks oder eines Gegenstandes läßt sich keine andere entgegensetzen." Die wesentlichen Formen der Gebrauchsgegenstände galt es wiederzufinden:

„Wie aber erklärt sich die Neuheit alles dessen, was wir schufen? Warum unterschied sich das alles so sehr von dem, was das Publikum bis dahin angebetet hatte, wenn wir nicht über ein Mittel verfügt hätten, das unseren Vorläufern im Kampfe gegen die Häßlichkeit unbekannt war? Wenn sie ein solches Mittel gekannt hätten, wie hätten sie dann auf den Gedanken ‚der Rückkehr zum gotischen Stil' kommen und sich mit pathetischen Beschwörungen über die ‚Rückkehr zur Schönheit' begnügen können, die notwendig ohne Widerhall bleiben mußten, solange nicht eine neue Formel das klarstellte, was die Schönheit eigentlich ist? Diese Feststellung, daß wir über ein neues Mittel verfügten, mußte eine andere böse Folge zeitigen: Das Publikum verwechselte unsere Bemühung um eine erneuerte und geläuterte Erkenntnis der Gestaltungsmittel mit einer grundsätzlichen Erfindungsgabe, die es uns erlauben würde, immer wieder ‚etwas Neues' zu bringen. Während wir ein Neues ins Auge faßten, das dauern sollte, erwartete das Publikum von uns etwas Neues, das sich ständig erneuern würde, und war infolgedessen über uns enttäuscht.

Wir haben uns jedoch nicht getäuscht, wenn wir erklärten, daß das Neue, das wir erstrebten, dauern sollte. Im Laufe der Jahrhunderte, erschien grundsätzlich Neues auf dem Gebiete der Baukunst und des Kunstgewerbes nur dann, wenn der menschliche Geist ein neues Bedürfnis zu befriedigen hatte oder der Natur eine neue Kraft abringen wollte, um sie in den Dienst seines Willens zu stellen. Das Neue tritt immer dann auf, wenn der menschliche Geist sich der logischen Erwägung überläßt und die Stoffe, die ihm zur Verfügung stehen, vernünftig und überlegen verwendet. So folgte, seit dem Beginn der Menschheit, ein Neues dem anderen, und jedes Glied in der Kette der großen Familie der reinen, starken und ewigen Formen wurde an das andere geschmiedet.

Der Stil entstand in der Vorzeit... Er wurde unversehens geboren, indem der menschliche Geist auf der Suche nach Befriedigung der nötigsten Bedürfnisse der primitiven Menschheit die ersten Waffen, die ersten Werkzeuge, die ersten Geräte, die erste Mauer und das erste Dach schuf. Das alles war neu in dem Sinne, den wir in dem Worte ‚neu' finden. Es entstand ganz von selbst aus dem suchenden Geist, der eine Form anstrebte, wie sie der primitive Mensch von seinem Handwerkszeug, seinen Vorräten, Mauern und Dächern erwartete. Wenn die ersten Menschen über das, was für

sie neu war, staunten, so staunen wir heute nicht weniger darüber, daß dieses Neue auch jetzt nichts von seiner unmittelbaren Neuheit eingebüßt hat. Der menschliche Geist würde, wenn er heute vor der Lösung der gleichen Aufgabe stünde, genau die gleichen Formen für einen Tisch, ein Gefäß, einen Stuhl, ein Rasiermesser, einen Kamm oder einen Pflug entdecken!

Und einige Schritte weiter in der Zivilisation entstand das kubistische Haus Kretas, 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Ist es nicht das Vorbild der ‚Neuen Sachlichkeit' des modernen Hauses, wie es unsere kühnsten Baumeister, die den Haustyp lösen wollen, heute in der ganzen Welt hinstellen? In der Baukunst aller Zeiten, seit den Cromlechs, den Dolmen bis zum dorischen Tempel, der uns als der Abschluß der ‚primitiven Baukunst' erscheint, erkennen wir die Beständigkeit des logischen Bildes, die vollendete Uebereinstimmung zwischen Form und Zweck. Wir sehen im Bauwerk immer wieder das Drama der entgegengesetzten Kräfte, des Widerstandes und der Schwerkraft. Die isolierte Stütze, Pfeiler oder Säule und der Querbalken mit dem ganzen Gewicht, das auf ihm ruht, sind die Schauspieler dieses Dramas.

Seit jener Zeit kann man an den Fingern einer Hand die neuen Erscheinungen in der Baukunst herzählen. Die Erfindung der Kuppel im mesopotamischen Baustil setzt sich fort in der persischen Baukunst, in den ersten christlichen Kirchen in Syrien, in Byzanz und im romanischen Baustil. Und als sich die Menschheit im Mittelalter von dem Alpdruck befreit fühlte, mit dem die allgemein verbreitete und geglaubte Prophezeiung, daß die Welt im Jahre 1000 unterginge, sie so lange gequält hatte, da wurde sie, nachdem der fatale Termin vorbei war, fortgerissen von einer glühenden, begeisterten Dankbarkeit gegen Gott, der sie verschont hatte. Aus einem spontanen Antrieb schuf der mittelalterliche Westen ein ‚neues' Bausystem. Und in den Kathedralen vollzog sich ein Wunder. Die Wölbungen erreichten den Himmel; und das ‚neue' Konstruktionssystem befreite sich von den Gedanken des Gewichtes der Materialien, der bisher die ständige Sorge der Baumeister gewesen war.

Was hätte später noch einen so starken Anstoß geben können gleich dem, aus dem der gotische Stil entstand? Vielleicht die französische Revolution von 1793? Sie dauerte nur kurze Zeit. Die Verehrung der Göttin ‚Vernunft' gab ihr nur geborgten Glanz und war unfruchtbar. Oder die russische Revolution von 1917? Es wäre kindlich, von einer sozialen Erschütterung, selbst wenn sie so riesenhaft ist, eo ipso die Entstehung eines neuen Stiles zu erwarten. Die dort gemachten Versuche wurden von Leuten unternommen, die über alles, was im westlichen Europa vor und nach dem Kriege ausgeführt wurde, unterrichtet sind. Man muß es der russischen Revolution zur Ehre anrechnen, daß sie Wert darauf legt, von dem Geist, der im Westen die Baukunst und das Kunstgewerbe neu belebt, auch das schöpferische Genie der russischen Baumeister und Handwerker beseelt zu sehen.

An dem Tage, an dem wir uns überzeugen werden, daß wir die Häßlichkeit besiegen können, und zwar mit der einzigen Hilfe des Verstandes und des Glaubens an diesen Sieg, werden wir uns von einer gleichen Begeisterung erfüllt wissen wie die der mittel-

alterlichen Völker, die sich von der Furcht vor dem nahen Ende der Welt befreit sahen. Die tausend kleinen Interessen unserer unbedeutenden Persönlichkeit haben uns gehindert, den Triumph der Intelligenz zu feiern, welcher wir die Erfindungen verdanken, an die jede andere Generation, seit dem Bestehen der Welt, nicht einmal zu denken gewagt hätte. Unleugbar stehen wir vor einem Sieg der Intelligenz zum Schaden des Gefühls. Diejenigen, die darauf beharren, das Gefühl über die Intelligenz herrschen zu lassen, werden schmerzlich enttäuscht sein. Wie kläglich klein ist doch der Teil, den unsere Gefühle an den Errungenschaften der Zivilisation haben, verglichen mit dem, was die Intelligenz im Dienste der Technik und der Erfindungen geleistet hat! Das Gefühl wird zwischen den Willen zur Entdeckung des Unendlichen und die Kraft des Verstandes geraten, der unwiderstehlich zur logischen Erkenntnis der Ewigkeit drängt.

Mir fehlt der Raum, um hier auseinanderzusetzen, welch hohes Niveau die Baukunst und das Baugewerbe bereits jetzt in den meisten Ländern erreicht haben. Es erscheint mir übrigens auch überflüssig. Wir alle wissen, daß sich um uns herum, in fast allen Ländern der Welt, Bauten erhoben haben, die von ganz außergewöhnlicher Bedeutung sind; wir wissen ferner, daß in fast allen Ländern fabrikmäßig Gebrauchsgegenstände hergestellt werden von einem unleugbaren ästhetischen Wert. Jetzt dürfen wir uns an dem Anblick einer neugeschaffenen Welt erfreuen, die frei ist von Häßlichkeit und Lüge. In einzelnen Ländern, in einzelnen Städten ist diese Empfindung so stark, so berauschend, daß wir uns für alle Enttäuschungen und Opfer entschädigt halten wollen. Ich denke an die neuen Viertel, die sich um die Städte in Holland reihen; stundenlang kann man dort herumwandern und den Rausch genießen, der aus der Verwirklichung unserer kühnsten Träume entspringt.

Verstehen Sie jetzt, daß die, die alle Kräfte an die Verwirklichung eines solchen Ideals gesetzt hatten, erschrecken vor dem Gedanken, daß diese glänzende Entfaltung des Neuen von denen verrichtet werden könnte, die um jeden Preis immer wieder etwas Neues schaffen, immer wieder etwas Neues haben wollen? Hier ist der Zeitpunkt, an dem wir den berufsmäßigen Neuerern zurufen müssen, daß das ‚Neue' uns aus den tiefsten Anfängen der Menschheit gekommen ist, daß die Quelle in der Ueberlegung, im Nachdenken, in der Suche nach der einfachsten Lösung liegt, weil diese zugleich die befriedigendste in bezug auf Form und Gestalt für den besonderen Zweck, für den wir sie schufen, sein muß.

Die Zukunft des Neuen ist nur gesichert, wenn wir es an der ewigen Quelle, mit den ewigen Mitteln suchen. Man schafft nichts Neues, man findet *nichts Neues außerhalb der Ewigkeit*. Bringt uns etwas Neues, das aus noch so alter Zeit stammt, von noch so weit herkommt; wir werden es anerkennen und ihm Beifall spenden. Aber leider gibt es zu viele, die bemüht sind, bei dem Publikum die Gier nach dem falschen Neuen aufrechtzuerhalten.

Bevor noch die Erinnerungen an die dekorativen Elemente der historischen Stile aus unserem Gedächtnis vollständig ausgelöscht werden konnten, was allein durch die Beobachtung einer strengen Disziplin ermöglicht wurde, droht schon die Gefahr der sich stets erneuernden Ornamentik. Wir berühren hier eine Frage, die unsere

ganze Aufmerksamkeit verdient. Es ist die des Instinkts, des Geschmacks, der Sucht nach dem Ornament.

Bei der Beurteilung dieser drei Faktoren, von denen man so gerne sagt, daß sie dem Menschen angeboren seien, darf nicht länger der Einfluß des kaufmännischen Geistes verschwiegen werden. Die händlerische Geschicklichkeit ist seit vorgeschichtlichen Zeiten vorhanden und hat sich in ihren Motiven kaum geändert! Seit dem Tage, an dem die ersten Menschen begannen, Tauschgeschäfte zu machen, war es notwendig, daß ein Erzeugnis sein Aussehen änderte, damit es als Neuheit lockte und einem anderen, das sich nicht geändert hatte, vorgezogen wurde. Das gilt in gleicher Weise für das einstige Tauschgeschäft wie heute für den Kauf. Zu Beginn unserer Zeitrechnung konnte dieser Wille zur Abwechslung der Form nicht so leicht schaden wie heute. Ihre Reinheit war gewährleistet durch die Tatsache, daß es einer großen geistigen Anstrengung bedurft hatte, um sie überhaupt zu entdecken. Der Anreiz zum Erwerb mußte sich auf das Ornament beschränken, das viel leichter zu ändern ist. In der ganzen menschlichen Geschichte finden wir das bestätigt, und der Fluch, der auf den heutigen Fabrikanten ruht, ist fast genau derselbe wie der der ersten Händler. Der Händler aus Kreta aus der Zeit des Minos, der aus Phönizien, der ein Zeitgenosse der Zerstörung Trojas war, unterschied sich nicht wesentlich von den Fabrikanten von heute, die dazu verurteilt sind, jedes Jahr ‚Neues' auf die Messen von Leipzig, Lyon und Nishnij-Nowgorod zu bringen. Aber damit ist nicht gesagt, daß es immer so bleiben muß.

Heute sehen wir, wie man entschlossen auf das Ornament verzichtet; nicht allein in der Baukunst und in der Innenarchitektur, sondern auch in der Frauenkleidung. Wir können die allerwichtigsten Schlüsse für unsere Behauptung, daß ein Aufgehen des Ornaments möglich und wahrscheinlich ist, gerade aus der Frauenkleidung ziehen. Sie hat sich über die Mode erhoben in ihrem Suchen nach der reinen Linie und Form in ihren Kleidern, Hüten, Schuhen usw., in der Verwendung schöner Uni-Stoffe, die eine Fläche weit eher prunkvoll zu gestalten vermögen als ein Ornament. Im übrigen rechnen wir im weiteren Verlaufe dieser Bewegung auf das Erwachen der Erkenntnis, daß aus den Wechselwirkungen der Proportionen, der Flächen, der Volumina eines Gebäudes, eines Innenraums, eines Gegenstandes, eines menschlichen Körpers ein vollkommenes Ornament entstehen kann, sobald ein innerer Rhythmus sie beschwingt und hinreißt, wie in einer musikalischen Tonfolge oder in einem Gedicht." Diese Ergebnisse, die nach van de Velde auf den Einsichten jenes schöpferisch so gesegneten Jahres 1894 beruhen, wirken sich noch immer und auf allen Gebieten aus. Und alle Vervollkommnungen in Werkstätten und Fabriken, an Kunst- und Gebrauchsgegenständen fördern beabsichtigt und auch unbewußt jenen Stil, der die brauchbarsten und zugleich reinsten Formen schafft für das, was jeweils verlangt wird. Schon ist die Maschine der stärkste Helfer des Stilgedankens geworden und hat die mechanische Vollendung gebracht. Nicht mehr wird es möglich sein, dem erborgten Geschmack vergangener Jahrhunderte zum Siege zu verhelfen, der freien Arbeit eines unbeirrbar arbeitenden Verstandes wird nur die „Tradition des ewig Neuen" noch genügen können, und sie alleine wird sich allenthalben durchzusetzen wissen.

„Heute bemühen wir uns deutlich, die Technik und den Stoff unter Bedingungen zu handhaben, die der Erfindungskraft der Primitiven nahe sind. Die Erfindungen auf praktischem Gebiet, die sich im Laufe der Jahrhunderte gefolgt sind, haben trotz allem, was die Zivilisation und die Kunst dazu getan haben, diese ursprüngliche Erfindungskraft nicht vermindern können. Von dem Tage an, da wir erkannt hatten, daß sie uns zu der Quelle zurückführen konnte, aus der alle reinen Formen und Konstruktionen entspringen, waren die Stile besiegt. Sie wurden besiegt durch den Gedanken des ‚Einzigen Stiles', der alt ist wie die Welt und heute neugeboren! Ein Stil, dessen Allgegenwart, dessen Weltgeltung eine unmittelbare Folge seiner überall aufsprudelnden Quelle ist: die verstandesgemäße Schöpfung!

Ich wage der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß nach ein oder zwei Generationen die Baukunst und die Welt der Formen sich in dem Sinne der ‚Weltgebung des einzigen Stiles' verwandelt haben wird, des Stiles der logischen Form und der Reinheit der vernunftgemäßen Gestaltung; daß ferner in der Erinnerung der Menschen zwischen der Vorgeschichte und dem Höhepunkt, den ich voraussehe, nur die wenigen Perioden übrigbleiben werden, und zwar die, die ich zu Beginn dieses Vortrages zitiert habe. Sie werden herausragen aus dem Chaos von Eigenheiten, nationalistischen Sonderheiten und individualistischen Phantasien, die jener Schaffenszeit angehören, von der wir heute nichts mehr verstehen. Diese internationale Bewegung ist gewiß nicht nur der Baukunst und der Entstehung eines Stiles unserer Zeit eigen.

Der Sinn, der Geschmack und der Bedarf nach Weltbedeutung haben sich unser in einem Maße bemächtigt, daß wir uns nicht mehr erklären können, wie nach dem Kriege, der die Blindesten hätte sehend machen müssen, doch noch etwas von nationalem Eigensinn und von jenen partikularistischen Sonderbarkeiten der Kulte und der Liebe zu den alten Dingen und Gewohnheiten übrigbleiben konnte. Ihrer bedient man sich nur noch als Mittel zur Erweckung und Erhaltung der Feindschaft zwischen benachbarten Völkern und Ländern. Es gibt heute kein Volk mehr, das nicht sein Gleichgewicht verloren hat und das nicht allmählich die Fesseln löste, in die seine dünkelhafte Eigensucht es geschlagen. Die Kultur, die Wissenschaft, die Kunst streben nach einer allgemeinen Geltung, der gewisse Völker ohne Zögern ihre viele Jahrhunderte alte Kultur und nationalen Gebräuche opfern, wie Japan, China und die Türkei. Indien wird demnächst an die Reihe kommen, und zwar unter dem Einfluß der Frauenbewegung. Amerika erwacht von einem Alpdruck, nämlich dem, die Stile unseres alten Europa nachgeahmt zu haben. Ein allmächtiger Instinkt, das Bewußtsein seiner jungfräulichen Kraft, läßt die Amerikaner erkennen, daß das, was ihre Unschuld betrogen und verführt hat, eines Tages als die niedrigste Stufe des Geschmacksverfalles angesehen werden wird. Der Austausch, der heute zwischen Amerika und Europa in Fragen der Baukunst erfolgt, bereitet die endgültige Eroberung eines ‚einzigen Weltstiles' vor."

V.

Bei Gelegenheit des Spinoza-Gedenktages wie auch anläßlich des Feuchtwangerschen „Jud Süß" ist auf die fördernde Forschungsarbeit der Akademie für die Wissenschaft des Judentums, wie sie in deren Korrespondenzblatt niedergelegt ist, verwiesen worden. Neben dieses Organ tritt nun, den Rahmen erweiternd und ergänzend, eine Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, die unter Mitwirkung namhafter Gelehrten wie Alfred Stern in Zürich herausgegeben wird von Ismar Elbogen, Aron Freimann und Max Freudenthal. Nachdem Professor Geigers ähnlich gerichtete Zeitschrift für Geschichte der Juden in Deutschland schon nach fünfjährigem Bestehen wieder eingegangen war, soll ein neuer Sammelpunkt der vielfältigen Interessen jüdischen Lebens in Deutschland geschaffen werden. Das vorliegende erste Heft (Philo-Verlag, Berlin SW 68) hat denn vor allem die Aufgabe, die Tradition nicht abreißen zu lassen, und so unterrichtet A. Kober über den Stand der historischen Forschung der letzten 35 Jahre auf dem Gebiet der Geschichte der deutschen Juden. Andere Aufsätze, die frühgeschichtlichen Spuren der Juden in Deutschland in Darstellung und Quellen nachweisend, schließen sich an, und gewiß wird künftig auch eine großfundamentierte Untersuchung wünschenswert sein, die auf Grund genauester Materialdurcharbeitung und nach einwandfreier Prüfung seiner Verläßlichkeit den Anteil des Judentums an Wirtschaft, Finanz und Politik in Deutschland sowie an seinem geistigen Leben neu herausstellt. Wie weit wir freilich davon noch entfernt sind, mögen die weise wägenden, programmatischen Betrachtungen lehren die Dr. Raphael Straus zur Forschungsmethode der jüdischen Geschichte anstellt:

„Die Darstellungen aus diesem Gebiet lassen sich in zwei deutlich unterschiedene Gruppen teilen: die von jüdischen Gelehrten — meist Rabbinern oder doch rabbinisch Gebildeten — verfaßten Schriften haben in der Regel nur die jüdische *Geistesgeschichte* zum Gegenstand, dagegen befassen sich die von christlichen Gelehrten — Historikern und Nationalökonomen — herrührenden Arbeiten vorwiegend mit der *Wirtschaftsgeschichte*. Die Folge ist ein empfindlicher Mangel: es fehlt eine allseitige Geschichte der Juden in Deutschland. Auch die bekannten Werke von Grätz und Dubnow bieten keinen Ersatz, denn bei ersterem finden sich nur wenig wirtschaftsgeschichtliche Angaben, bei letzterem fast gar keine.

Dieser Mangel wiegt in jüdischen Zusammenhängen noch schwerer als er etwa in der deutschen Geschichtswissenschaft früher gewogen hat. Nach dem Stand der jüdischen Geschichtsliteratur müßte man annehmen, daß die geistige Haltung und die Lebenshaltung der Juden unabhängig voneinander und unverbunden miteinander Jahrhunderte lang sozusagen in reiner Personal-Union bestanden hätten. Daß läßt sich nun aber doch nur schwer glauben. Es wird nichts anderes übrig bleiben als anzunehmen, daß die Verbundenheit bestanden hat, aber uns noch unbekannt ist.

Ein Strom geistiger Kultur ergießt sich in engem, aber tiefem Bett vom Orient und aus grauer Vorzeit in schwer zu verfolgenden Kanälen bis zu den deutschen Juden des Mittelalters. Wer zu diesem Strom herankommen will, muß als Beförderungsmittel die orientalischen Sprachen, die Philosophie und Theologie benützen.

Deutsch-Historiker werden dazu nicht leicht gelangen und werden darum den geistigen Habitus der mittelalterlichen Juden selten in ihren Gesichtskreis einbeziehen. Ebenso aber wird die bürgerliche, d. h. fast stets wirtschaftliche, Tätigkeit des mittelalterlichen Juden dem in ferne Zeiten und Länder blickenden Orientalisten und Religionsphilosophen sehr schwer durchsichtig werden.

Die Folge ist, daß sowohl die geistes- als die wirtschaftsgeschichtlichen Darstellungen sich beinahe alle in einer Atmosphäre merkwürdiger Unwirklichkeit bewegen. Die jüdischen Kulturhistoriker haben den mittelalterlichen Juden vielfach wirklichkeitsfremd idealisiert, weil ihnen die Grenzen undeutlich waren, die die bürgerlichen Tatsachen setzen. Dagegen haben ihn die christlichen Wirtschaftshistoriker ‚materialisiert', weil ihnen die Tatsachen der jüdisch-geistigen Welt fremd blieben. So ist das Charakterbild des mittelalterlichen Juden bis heute in der Geschichte ‚schwankend' geblieben.

Es müßte sehr interessant sein, wenn einmal jemand als Seitenstück zu den vielen Betrachtungen über ‚die Juden in der deutschen Literatur' eine Blütenlese brächte über die Juden in der historischen Literatur. Gerade die führenden Gelehrten, denen die Folgen ihrer Einseitigkeit doch deutlich werden müssen, geben immer wieder Zeichen ihrer Verlegenheit. Einige hervorragende Beispiele hierfür sollen unten besprochen werden.

Nun ist aber diese Einseitigkeit deshalb schwer zu vermeiden, weil die Quellen selbst meist einseitig sind. Es wäre aber schon ein großer Fortschritt, wenn wir uns dessen immer bewußt blieben und das bei der Deutung der Quellen berücksichtigten.

Das gilt zunächst von den jüdischen Quellen. Die für die historische Forschung schon mehrfach verwandten rabbinischen Rechtsgutachten sind sehr ergiebig für die innerjüdische Geschichte, aber nicht in dem gleichen Maße für die Geschichte der jüdisch-christlichen bürgerlichen Beziehungen, d. h. für die jüdische Wirtschaftsgeschichte. Und doch sind diese — ihrer Herkunft und ihrem Zweck nach einseitig urteilenden — Quellen fast die einzigen jüdischen Quellen, die wir besitzen. (Die ganz vereinzelten Chroniken, können wegen ihrer geringen Zahl, die zahlreicheren rein religionswissenschaftlichen Schriften, wie Bibel- und Talmudkommentare, wegen ihrer sachfremden Zielsetzung hier außer Betracht bleiben.) Von vielen anderen Quellen erster Wichtigkeit, wie Steuerbüchern der jüdischen Gemeinden, Rats- und Vorstandsprotokollen, Geschäftsregistraturen u. a. m., die es alle einmal gegeben haben muß, gibt es nur noch minimale Reste. Die Austreibungen und Wanderungen der Juden haben das rechtlich-praktische Interesse an ihrer Erhaltung vermindert und meist auch die Möglichkeit ihrer Erhaltung vernichtet. Selten verrät einmal ein hebräischer Registraturvermerk auf einem Schuldbrief oder einem Privileg, daß das Original einmal in einer jüdischen Registratur stand. Nun vergegenwärtige man sich, wie hilflos die Geschichtswissenschaft wäre, wenn ihr — etwa über das mittelalterliche Frankfurt — nichts anderes bekannt wäre, als ein paar fürstliche Privilegien und einige Privatverträge mit Straßburger, Wiener oder anderen Bürgern. Denn darum handelt es sich: über die bürgerliche Tätigkeit der mittelalterlichen Juden sind fast allein die im Besitz der christlichen Kontrahenten ver-

bliebenen — und diesen erhaltungswürdig erscheinenden — Schriftstücke konserviert geblieben und auch diese natürlich nur in verhältnismäßig geringer Zahl (weil es sich selten um Urkunden öffentlich-rechtlicher Bedeutung handelte). So sind also auch diese Quellen ihrer Herkunft nach einseitig. Das braucht keine Bedenken zu erwecken, soweit es sich um reine Tatsachenberichte handelt, und besonders wenn diese in Rechtsformen gekleidet sind, wie Privilegien, Schuld- und Gerichtsbriefe. Die Einseitigkeit wird aber sehr fühlbar, wenn es sich um urteilende Schriften handelt, und das ist der Fall bei den zahlreichen Meinungsäußerungen, die sich in Chroniken, Klageschriften, Briefen und in den Motiven für Gesetze oder individuelle Rechtshandlungen vorfinden. Gerade diese Quellen hat man aber meistens nicht mit der Vorsicht behandelt, die sie ihrer Einseitigkeit wegen verlangen. Das ist psychologisch verständlich, denn, wenn man es tut, riskiert man vielleicht den Verlust vermeintlicher sicherer Grundlagen. Es ist aber trotzdem unvermeidlich, dieser Einseitigkeit der Quellen Rechnung zu tragen.

In besonderem Grade ist diese Kritik erforderlich gegenüber zwei Quellengattungen, deren eine vorwiegend im früheren Mittelalter, deren zweite hauptsächlich im späteren Mittelalter vorkommen. Die erstere ist die von christlichen Geistlichen herrührende Literatur, wozu fast die ganze frühmittelalterliche Literatur gehört. Es ist an sich schon prekär, wenn man für wirtschaftliche Vorgänge auf die Berichte von Geistlichen angewiesen ist, und besonders jenes aktivistischen Teiles des Clerus, dem die bürgerliche Tätigkeit überhaupt nur als unvermeidliches Uebel galt, und die gerade von diesen kritischen Gesichtspunkten aus die bürgerliche Tätigkeit der Juden besonderer Aufmerksamkeit würdigte. Jenen aktivistischen und der jüdischen Wirtschaftstätigkeit sehr abholden fränkischen Bischöfen Agobard und Amulo, deren Schriften zu den wichtigsten Quellen für die Geschichte der Juden im früheren Mittelalter zählen, stand eine große Anzahl weniger aktiver Kleriker gegenüber, deren Urteil über die Juden wir zwar nicht kennen, aber wegen verschiedener Anzeichen als freundlicher ansehen könnten. Insoweit sich nun unsere Geschichtskenntnis auf diese beiden Bischöfe stützt, werden wir uns bewußt bleiben müssen, daß auch im günstigsten Fall das Maß unserer Kenntnis bestimmt wird durch das, was die Bischöfe im Interesse ihrer polemischen Zwecke zu berichten für gut erachtet haben. Solche stark subjektive Aeußerungen von Klerikern oder klerikal gesonnenen Laien hat es nun zu allen Zeiten sehr viele gegeben.

Die zweite Art dieser kritisch zu behandelnden Quellen besteht in Aeußerungen christlicher Schuldner gegenüber jüdischen Gläubigern. Es hat etwas Ueberwältigendes, wie die zahlreichen auf weltanschaulicher Grundlage beruhenden geistlichen Klagen gegen die ‚insolentia Judaeorum' Nachdruck erhalten durch die den praktischen Lebensinteressen entstammenden Klagen der Laien. Aber gerade gegen die Suggestionsgefahr, die von dieser überwältigend massiven Gegnerschaft ausgeht, ist es um so wichtiger, sich durch ausreichende Kritik zu salvieren. Auch hier ist das verhältnismäßig naheliegend und einfach bei Schriften, die nach der Art von Agobards Schrift einen praktischen Zweck zu Ungunsten

der Juden verfolgen. Das sind vielfach reine Parteischriften, und der Historiker muß sie so lesen, wie ein Richter eine Klageschrift. Vielfach sind solche Klageschriften von größtem Interesse, aber oft geben sie mehr Aufschlüsse über das sich äußernde als über das betroffene Subjekt, d. h. über die Kläger als über die Beklagten. Mit Recht erklärt v. Below (HZ. 1912, 619) aus Anlaß der Besprechung der Uebertreibungen des Sombartschen Buches: ‚Ohne Bedenken verwertet Sombart Klagen christlicher Kaufleute über den Umfang des jüdischen Handels, ferner Beschwerden einer Bevölkerungsgruppe bei Austreibung der Juden, wenn er die große Bedeutung des Judentums feststellen will'. Die erforderliche Kritik ist aber gleichwohl häufig vernachlässigt worden. So hat Karl Bücher zwar selbst gesehen, daß in den Klagen, die gegen die Juden anläßlich des Fettmilchaufstandes erhoben wurden, ‚manches Ungereimte' enthalten war, hat aber gleichwohl die Quelle so benützt, als ob sie vollgewichtig wäre und sogar seine sehr weitgehende Allgemeindeutung, daß der Wucher der Juden der ‚Hauptgrund' der Judenvertreibungen gewesen sei, mit auf sie gegründet. Noch heute wird diese Ansicht Büchers der entgegengesetzten Roschers als klassisch gegenübergestellt, die dahin geht, daß der erwachende deutsch-christliche ‚nationale Handelsstand' die Juden aus ihren Positionen durch Vertreibung herausgeworfen habe. Bücher wirft nun Roscher seinerseits methodische Unachtsamkeit vor, weil dessen These gar nicht auf Quellenforschung, sondern auf historische Analogieschlüsse zurückgehe. Das Bezeichnende an dieser Erörterung ist, daß sie noch heute — etwa 50 Jahre nach dem Erscheinen von Büchers und Roschers Betrachtungen — kontrovers geblieben ist, während in derselben Zeit viel andere historische Fragen grundsätzlicher Art zur Ruhe gekommen sind." So fordert Straus mit Recht zunächst einmal hingebungsvolle Kleinarbeit, ehe ein historisches Gesamtbild gewagt werden dürfe, und hierfür wird die neue Zeitschrift den bestgeeigneten Sammelplatz abgeben.

Walter Heynen.

Besprechungen

Literatur

O. S. Roman von Arnolt Bronnen. Berlin 1929. Ernst Rowohlt, Verlag. 410 Seiten.

„O. S."? Oberschlesien! Also: Felder, Wälder, Dörfer, Städte an der oberen Oder, — Kohle, Blei, Zink, Zinn, — Gruben, Hochöfen, Halden, — Gewirr von Kanal und Schienenstrang — Bauern und Bergleute, Arbeiter und Unternehmer. Genauer: O. S. Frühjahr 1921 nach der Abstimmung. Das heißt: quer durch all dies hindurch Deutsch und Polnisch zur Weißglut erhitzt, Franzosen, Engländer, Italiener als hinterhältige Abstimmungshenker, polnische Insurgenten im Angriff, deutsche Freikorps im Gegenstoß, Korfanty dort, General Höfer hier, Kommunisten auf beiden Seiten als lauernde Fischer im Trüben, Briand oberster Drahtzieher der Feinde, Joseph Wirth der Drahtgezogene in Deutschland. (Jener Joseph Wirth, von dessen unverwüstlichen Heiterkeit in diesen furchtbaren Monaten Lord D'Abernons Memoiren zu berichten wissen.) Summa Summarum: die Teilung, die dem 70 %igen Abstimmungssieger über das Ganze kaum ein Viertel der Bodenschätze des Gebietes ließ.

Der nach Absicht und Durchführung wahrhaft heroische, in vollem Siegeslauf von einer deutschen Regierung verratene und preisgegebene Rettungsversuch der deutschen Freikorps zwischen Abstimmung und Teilung, das ist, umbrandet von dem ganzen innen- und außenpolitischen Hexenkessel, der Gegenstand von Bronnens Buch. So schildert er die Männer, die Oberschlesien retten wollten und retten konnten die „des Reiches Schicksal in sich fühlten: „In diesen Tagen eines frühen Sommers floß Land, Wald, Kolonnen zusammen in eins. Das war eine Sache der Jugend, gefochten für Jugend. In den Städten beherrschten sie Wasser und Lichtkraft, Gas und Bahnhöfe, beweglich, schlagartig auftauchend, den Revolver in der Faust, gefährlich. In den Feldern lagen sie auf Heu, singend nach sechzehnstündiger Arbeit, grob, schwer, wie das Korn, das sie hüteten. Durch die Wälder zogen sie dahin wie die geheimnisvollen Götter des ersten Jahrtausends, getränkt von der grünen Aura der weithinschimmernden Waldböden, übergossen vom fleckigen Licht, mit dem Geräusch des Wildes und der Geister, und in den Augen den Glanz ihrer Träume." Und doch so ihre Lage: „Von außen: Mehr Gewalt, mehr Mißtrauen, mehr Demütigungen als je. Von innen: Zwischen Spitzeln und Feinden ein schmaler Streifen patriotischer, doch schwer lenkbarer Landsknechte. Ein Heer, das vorgab, nicht zu existieren, Kämpfe, die unbekannt bleiben mußten, Siege ohne Ruhm, Niederlagen ohne Gnade, Gefangenschaft, die sicherer Tod war, und zuletzt der Dank der deutschen Republik." Und so ihre Klage: „Wir siegten für Deutschland, und wurden zerstört von Deutschland, mitten im Sieg. Es ist unfaßbar."

Und so wird dieses Buch zum wuchtigen „l'accuse", hervorgetrieben von vulkanischer Leidenschaft eines völkisch Fühlenden. Wahrlich nichts für zarte Gemüter! Eine bis zum Abstoßenden

brutale Feder schildert brutales Geschehen. „Schildert" ist gar kein Ausdruck sie speit Geschehnisse aus, wirbelt Gestalten hin, verfilzt Leidenschaften, schüttelt das Schicksalsrad — kurz: filmt mit rücksichtsloser Kraft, hemmungslosem Einsatz aller Mittel, zischendem Tempo. Schießt — in kühner Abwandlung filmischer Zwischentitel — ganze Kapitel scharfäugig gewählter historischer Aktenstücke dazwischen: Erlasse, Briefe, Geheimberichte, Notenwechsel, Parlamentsreden — wahres Reportagetrommelfeuer jeglichen Kalibers, aus deren Furchen alsbald wieder das Romangeschöpf wie besessen weiterrennt. Allzu billige Kritik, diesem „modernen" Roman nachzusagen, daß seine Mischung aus Geschichte und Dichtung keiner ästhetischen Verhältnisregel abgelebter Zeiten genüge: die stürmische Unbekümmertheit, die sich hier in das zeitgeschichtliche Rohmaterial hineinstürzt und ungeduldig das Feuer der Phantasie daraus emporprasseln läßt, ist gerade das Erschlagende, das politisch Wirksame und Ueberzeugende. Dieses Buch will kein Ewigkeitsroman sein. Gut, daß an diesen gleich Eisenstäben in Lavamassen einbetonierten Dokumenten deutsche Leser, die nie etwas näheres von den Hintergründen der oberschlesischen Tragödie gehört haben — sind ihrer nicht ungezählte Millionen? — merken, daß hier mehr als nur ein Roman vorliegt. Hoffen wir, daß ihnen die ungare Mischung ordentlich zu schaffen macht! Und wäre es nur, daß sie veranlaßt werden, den Dokumenten, deren Quellen der Verfasser nicht verschweigt, einmal näher nachzugehen. Im übrigen bleibt nach Zugeständnis der ästhetischen Unvollkommenheit des Ganzen eine Fülle schriftstellerischer Qualität vorhanden: so viel, daß sogar jene Berliner Presse, die ihre vom unerwarteten politischen Geist dieses Buches schwer verbrannten Finger au- und wehklagend wegzieht, zugestehen muß (um sich nicht selbst zu desavouieren!) ein verteufeltes Talent habe hier auch einmal von der Gegenseite her sich kundgetan.

Bronnens episches Talent, wie es sich hier in der Tat an einem neuen Gegenstande überraschend offenbart, steht nach allen Seiten im Zeichen der Form- und Inhaltskrise des heutigen Romans überhaupt. Gegenstand seines Werkes ist jüngste, brennendste, bunteste, breiteste, in jeder Hinsicht chaotische Zeitgeschichte. Der Einzelheld, an dessen Seele sich alle Künste psychologischer Analyse zeigen ließen, verschwindet. Er interessiert auch gar nicht mehr. Die Bewältigung so andersgearteter Stoffmassen schreit nach neuen Mitteln, neuen Versuchen. Und als solcher Versuch, mit allen Mängeln, aber auch mit der bis zur Schamlosigkeit großartigen Kühnheit eines solchen, darf und muß Bronnens lodernd-des Epos vom Verluste Oberschlesiens, von der alleinigen Rettung Beuthens bewertet, darf es unbedenklich bewundert werden. Daß er das Wiedererwachen der Idee der Nation in neuer Form als magnetischen Mittelpunkt in das Kaleidoskop seines Romans versenkt und ihnen damit einen zentralen Sinn und eine Stoßkraft ins Ueberpersönliche verleiht, sichert ihm in der Zeit selbstmörderischer Femeprozesse und letzten Zuziehens des Tributwürgestricks Anspruch auf einen noch größeren Erfolg, als er dem ideenlosen Untergangsbuch eines Remarque beschieden war. G. Stecher.

Arne Novák, Die tschechische Literatur aus der Vogelperspektive. Deutsch von Grete Straschnov. Prag, Dr. Jos. Flesch, 1923.

Keinen bezeichnenderen Titel hätte der Prager Literarhistoriker Arne Novák für die gedrängte Uebersicht wählen können, auf deren fünf Bogen er es versucht hat, den wißbegierig an den ihm fremden Gegenstand Herantretenden „wie im Fluge" das Gesamtgebiet der tschechischen Literaturgeschichte durcheilen zu lassen. Es ist Bewegung in der kleinen, temperamentvollen Schrift, die man beinahe noch unter den Begriff des Essays fassen könnte — rascher Wechsel der Formen und Farben —, und doch schließlich auch wieder eine etwas verwirrende Fülle der vorüberjagenden Gesichte, von denen die isoliert, in statuarischer Bedeutung herausgearbeiteten Gestalten schließlich allein sich dem Gedächtnis und Gefühl einprägen. Und das war ja wohl auch des Autors Ziel.

Der erste tschechische Schriftsteller, der, abseits aller Politik und offizieller Lehrtätigkeit, nur durch die Gewalt des geschriebenen Wortes hinriß, mag wohl Peter Chelčicky gewesen sein der geistige Ahnherr des böhmischen Brüdertums, von dem Brücken bis zu Tolstoj, vielleicht auch zu Fichte führen. Zu den führenden Bekennern dieser Konfession gehören dann auch Blahoslav, der „den national-reformatorischen mit dem humanistischen Geist versöhnte" (also wohl eine Art tschechischer Melanchthon!), und Komenský-Comenius, dessen bedeutende Gestalt weiter über die Grenzen des Heimatstammes hinauswuchs als jemals vor oder nach ihm die eines anderen Tschechen....

Nach langer Stagnation beginnt sich ein spezifisch tschechisches Wesen erst wieder unter der Regierung Josefs II. zu rühren, für den Novák erfreulicherweise Worte warmer, dankbarer Anerkennung findet (während die offizielle Tschechoslowakei es bekanntlich für eine ihrer vornehmsten „nationalen" Verpflichtungen hielt, die Denkmäler des „kaiserlichen Menschenfreundes" dem Boden gleichzumachen!). Ein aufgeklärter Geistlicher, Dobrovský, säet die ersten Keime eines neuen, auf wissenschaftlicher Grundlage analytisch erarbeiteten Volksbewußtseins. Er selbst schrieb übrigens noch deutsch. Von seinem Schüler Jungmann leiten sich die meisten unter den Anregern der Folgejahrzehnte her; dabei schöpfen sie aber mit besonderem Eifer auch aus dem geistigen Arsenal J. G. Herders. Die wichtigsten Namen; Koller und Čelakovský unter den literarischen, Šafařik und Palacky unter den wissenschaftlichen Führerpersönlichkeiten. Daneben die isolierte Erscheinung des Byronianers Mácha.

Positivistisch-demokratische Strömungen lösen die Romantik ab. Die Němcová, Neruda, Svatopluk Čech sind wichtige Repräsentanten dieser Generation, in der das nationale Element schärfer und vor allem oppositioneller hervortritt. Ein Ableger jener Gruppe ist der heute überaus beliebte Spezialist des historischen Romans, Alois Jirásek.

Es folgt nun wieder eine mehr international gerichtete Generation, als deren bedeutendste Wortführer Vrchlický und Zeyer gelten können. Es ist charakteristisch für die heutige Einstellung der meisten Tschechen, daß Novák es dem ersteren als „Befreiungstat" anrechnet, den deutschen Einfluß auf die tschechische Literatur durch

.... den französischen ersetzt zu haben. (Ein so leidenschaftlicher Slawe wie P. Kopal sah (und sieht) diesen französischen Einfluß übrigens unter wesentlich anderen Vorzeichen[1]).

Wir sind nun schon nahe an die Schwelle der Gegenwart herangerückt. Im Zeichen Masaryks wird ein „Kultus der Kraft und Pflicht" inauguriert: ihm dienen sowohl eine Reihe realistischer Beobachter, von denen wohl keiner zu überdurchschnittlicher Bedeutung aufragt, als ein Kreis, den Novák als denjenigen eines neuen Stilismus faßt; zu ihnen zählt er F. X. Svoboda, K. M. Čapek, Ružena Svobadová, Ivan Olbracht u. a. m. Endlich noch eine Reihe von Autoren, die zweifellos in dem Bereich des jüngsten Europäertums gehören: die neu-idealistischen Lyriker Sova und Březina, die „vitalistischen" Romanziers Šrámek und Čapek — jener Karl Čapek, der nahezu als der einzige der jetzt lebenden tschechischen Literaten auch im Auslande zu hoher Geltung gelangt ist. Novák scheint nicht alles an ihm zu billigen, nennt ihn aber auch seinerseits „die größte Hoffnung der tschechischen Literatur von heute".

Zu einem letzten Pragmatismus gelangt ist die Novákſche Arbeit ja natürlich nicht gerade, und es berührt sympathisch, daß sie die unvermeidliche kaleidoskopische Hast der vogelperspektivischen Darstellung nicht erst morphologisch zu beschönigen sucht. Daß die Einstellung zu den deutschen Nachbarn an der reichlich verschobenen Zeitperspektive der heutigen nachversailliſtischen Welt krankt, haben wir schon angedeutet; dieser Mangel, dem eine spätere Epoche wohl von selbst abhelfen wird, soll uns aber nicht verhindern, den bildenden und anregenden Wert der lebendigen, farbigen Darstellung anzuerkennen. Die Uebersetzerin versteht es, die Gedanken des tschechischen Forschers in ein klangvolles Deutsch umzugießen; leider läßt sie aber im einzelnen doch recht oft ein feineres Verständnis für die Nuancierung der deutschen Wortbedeutungen und die Logik des deutschen Satzbaus vermissen.

Dr. Franz Arens.

Geschichte

Friedrich Cornelius, Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus. XII. 391 S. Ernst Reinhardt, München. 1925.

Eine Uebersicht über die gesamte Weltgeschichte — und das im allerweitesten, die gesamte Menschheit einbegreifenden Verstande — auf kaum 400 Seiten zu bieten, ist sicherlich ein Unternehmen von überwältigender Kühnheit, dessen Gefahrzone aber der offenbar noch in jüngeren Jahren stehende Verfasser mit reinem Sinn und bedeutender synthetischer Begabung durchmessen hat. Einem Werke dieser Art, das zudem zweifellos aus weitschichtigen Vorstudien erwachsen ist, die unvermeidlichen Einzelirrtümer (deren wohl jeder aufmerksamere Leser etliche Dutzende oder auch Hunderte herausrechnen kann) als solche vor-

[1] Vgl. Kopal, Das Slawentum und der deutsche Geist, Jena (Diederichs); bes. S. 175 f.

zuhalten, liegt mir an dieser Stelle natürlich ganz fern. Nur zu der Anlage und Durchführung seiner Gesamtproblematik seien einige Bemerkungen verstattet!

Wenn wir die Möglichkeiten weltgeschichtlicher Gesamtdeutung in solche teleologischen und solche biologischen Gepräges einteilen, so gehört Cornelius' Synthese trotz gelegentlichen Abrückens vom „gewaltsamen Vergleich mit organischen Erscheinungen" überwiegend der zweiten Gattung an: er hält etwa die Mitte zwischen Spenglers Gedankenwelt und dem Lamprechtschen „Differenzierungs"gedanken. Dennoch bleibt über der Rhythmik der Einzelentwicklung für ihn noch in der Annahme einer „notwendigen" Gesamtrhythmik des historischen Geschehens ein Weg zu teleologischer Betrachtungsweise offen, den er denn auch zu der These einer „musikalischen Steigerung" nutzt.

Durchgeführte Vergleiche zwischen den Einzelentwicklungen zieht der Autor im allgemeinen nicht: tritt solchermaßen wohl der Wunsch, der Arbeit einen mehr historischen als soziologischen Charakter zu wahren, in Erscheinung, so ist andererseits doch wieder die Gelegenheit, den rhythmisierenden Zug in der Aufhellung von Wirkungsverbundenheiten zwischen Nationen, Epochen, Kulturkreisen nach der Richtung des Historischen auszuleben, auffallend wenig systematisch genutzt worden (die tabellarische Reihung am Schlusse des Buches und das etwas nichtssagende „Wellen"gleichnis vermögen dafür keinen Ersatz zu bieten). Auch den Sinn des Historikers für das Zeitelement bewährt Cornelius mehr in der Ausspürung von Synchronismen als in der Einwertung der chronologischen Aufeinanderfolgen. Endlich wird man bemerken können, daß seiner Weltgeschichtskonstruktion in gewissem Grade das anthropogeographisch-geopolitische Gerüst abgeht — nur die wenigsten werden sich wohl daran gewöhnen können, die Entwicklung eines und desselben Volkstums in verschiedene Kulturkreise zerlegt zu sehen —, wogegen die Neigung der Ethnographen zu abstrakten Schlüsselformeln und kühnlich brückenschlagenden Einzelhypothesen stark auf den Verfasser eingewirkt zu haben scheint.

Auch insofern, als Cornelius sichtlich bemüht ist, dem von den meisten Historikern als „Weltgeschichte in engerem Sinne" abgezirkten Umkreis der europäisch-neuamerikanisch-mittelmeerischen Welt in seiner Darstellung einen relativ beschränkten Raum zuzuweisen, zeigt er sich als Adept einer von Ethnographie und Völkerpsychologie weitgehend angeregten Richtung. Daß er aber innerhalb dieser Raumbegrenzung wieder die bei weitem größte Beachtung den „morgenländischen" Dingen schenkt, hängt nicht allein mit der Spenglerschen Konstruktion eines „magischen Zeitalters" zusammen, sondern ergibt sich auch schon aus der Gesamtabsicht des Werkes, das ja nur den Wandel der geschichtlichen „Lebensstile" zum eigentlichen Thema hat und diesen wieder gerade von der religionsgeschichtlichen Seite zu erfassen trachtet.

Nun legt ja die Tendenz unserer Tage ein Ausgehen von den geistesgeschichtlichen Faktoren (etwa wohl auch noch in „mythischer" Stilisierung) sicherlich nahe genug, und es kann auch kein Zweifel daran bestehen, daß Cornelius' freudig-gottinnige Wesensart den geistigen Dingen kongenialer ist als der „politisch-ökonomisch-

sozialen" Sphäre. Dennoch möchte ich mit Tröltsch dafür halten, daß (von der Sphäre des rein Zivilisatorischen sehe ich ab, obgleich ja gewiß in deren Ebenen die glatteste Fortschrittsteleologie herstellbar ist) die letztere als die mit Bewegungsenergien stärker geladene für eine Periodisierung im Großen bessere Handhaben bietet. Das Ideal der eigentlichen Deutung und Darstellung bleibt ja freilich ein bewegliches Ineinander beider Lebenskreise unter stetigem Ausblick auf psychologische Grundphänomene, wie er wohl doch weder in Lamprechts Ausgehen von der bildenden Kunst noch in Cornelius' Zugrundelegung der Glaubensformen erreicht ist.

Für die Beurteilung der von Cornelius unter dem Sammeltitel des „Vorgeschichtlichen" überblickten Kulturen fehlt mir die nötige Sachkenntnis: ich muß mich hier auf die Anmerkung beschränken, daß die Art, wie er von einem meist sehr klug und abwandlungsfähig geformten „Grundthema" (das zuweilen wie der einer Predigt zugrunde gelegte „Text" anmutet) diese ganzen Kulturen ableitet, dem empirisch vorgehenden Historiker gefährlich konstruktiv und aprioristisch erscheint. Das gleiche gilt für das vorcolumbische Amerika. Unter „Ostasien" sähe ich doch lieber China und Japan nebeneinandergestellt; im Bereich der zwischen die beiden geschobenen „arischen Kultur" erscheint die Einbeziehung Zarathustras in die sonst vorwiegend von Indien her gedeutete Entwicklung sehr anregend, die völlige Abscheidung des Buddhismus und schließlich auch noch des „Hinduismus" von der eigentlichen „arischen Kultur" dagegen bedenklich. Ebenso wird der Historiker, dem anthropogeographische und politisch-soziale Gegebenheiten mehr sind als Gleichnisse des Geistes, sich weder mit der Zusammenschweißung der griechischen und israelitischen Geschichte zu einem Gesamtkomplex der „Antike" noch mit der bescheidenanhanghaften Rolle einverstanden erklären können, die der Autor den Römern zuweist. Das Problem des „Morgenlandes" ist zu verwickelt, als daß hier darauf eingegangen werden könnte: betont sei nur, daß selbst in Cornelius' so tiefgehend von Spengler beeinflußter Darstellung die weltgeschichtliche Eigenbedeutung des frühen Abendlandes trotz allem immer wieder zutage tritt. Seiner knappen Skizze der auch von ihm als „abendländisch" anerkannten Epoche, hat er, ebenso wie Spengler, gar zu ausschließlich germanische (wo nicht gar wikinghafte) Wesenszüge zugrunde gelegt; auch lassen sich gerade in dieser aktivistischen Epoche politisch-soziale Erscheinungen, wie die Tragik des mittelalterlichen Kaisertums, die französische Revolution usw., niemals restlos aus dem (allmählich in die Gegensatzpaare „Mittelalter—Renaissance", „Glaube—Rationalismus", „Romantik—Revolution" übergeleiteten) Kontrast zwischen Leib und Seele erklären.

Wir sagten bereits, daß auch Cornelius' Betrachtungsweise eine überwiegend biologisch bestimmte ist: obschon seine Periodenbildung (er unterscheidet jeweils eine „naive" Epoche, ein Zeitalter des „Grenzbewußtseins", eine Periode des „gesteigerten", sodann des „persönlichen" Stils, schließlich aber, kaum anders als Spengler, eine Zeit der „Erstarrung") zu gutem Teil von der Oswald Spenglers unabhängig ist, läßt auch er keinen Zweifel daran, daß für ihn das Abendland erledigt ist. Nur bescheidet er

sich, manch' Zeichen froh aufsteigender Kräfte unter den Geistigen der jungen Generation vermerkend, nicht bei dieser tragischen Feststellung, sondern sieht bereits ein neues Zeitalter glaubensgewaltig anbrechen, ja, er will sogar schon eine rhythmische Notwendigkeit dafür ermittelt haben, daß dieses neue Zeitalter zu den „beruhenden Kulturen" zählen werde.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier mit allzu großen Dimensionen gearbeitet wird. Gewiß — es regen sich Kräfte harmonisch-zukunftsvoller Art: aber sind ihre Träger nicht Abendländer genau so gut wie die vorige Generation und der Autor des Buches selbst? Tragen nicht fast alle von Cornelius skizzierten Bewegungen unverkennbar romantisch-mittelalterliches Gepräge? Wenn wir von der Angstvision eines jüdisch-negerischen Weltimperiums absehen — wo sonst als im Abendlande wären denn auch die Repräsentanten einer „neuen" Geistigkeit zu suchen? Die einzige ernsthaft in Frage kommende Alternative — die einer von Rußland her bestimmten Zukunftskultur — ist gerade von Cornelius, der für die slawische ebensowenig wie für die keltische Entwicklung ein regeres Interesse zeigt, überhaupt nicht des näheren erwogen worden. Und spricht er nicht einmal geradezu von den „noch unverbrauchten Kräften" des — totgesagten — Abendlandes?

Unter solchen Umständen möchte ich glauben, daß die „beruhende Kultur", die Cornelius aus der Nacht verglühter Abendlands„dynamik" aufdämmern sieht, nicht viel mehr sein wird als eine Ausruhzeit des Abendlandes selbst. Die „Untergangs"-symptome, die wir an unserer Epoche beobachten können, brauchen keineswegs die gleichen Folgeerscheinungen nach sich zu ziehen wie morphologisch verwandte Erscheinungen der ausgehenden Antike; das Spätmittelalter und das ausgehende Rokoko, untereinander in vielem eng verwandt (hier sei an Huizingas wundervolles Buch vom „Herbst des Mittelalters" erinnert), weisen auch mit ihr verwandte Züge auf. Die Krisis einer Kulturepoche ist noch lange nicht die Agonie einer ganzen Kultur. Und so grüßen wir wohl den Optimismus dieses gedankenvollen und kenntnisreichen Deuters der Welthistorie — aber wir grüßen ihn als verstockte Abendländer, die denn auch meinen, daß wir des überhasteten Gesetzglaubens an die rhythmische Folge dreier Kulturtypen gar nicht erst bedürftig sind, um den Spenglerschen Pessimismus im Glauben an eine Zukunft, eine eigene Zukunft, überwinden zu können. Franz Arens.

Theater

Berliner Theater.

Man will uns neuerdings klarmachen, daß die Klassiker mausetot seien; nur weil sie in Berlin offenbar dauernd mit Mißerfolg inszeniert werden. Man faselt vom „epischen Drama". Herr Ihering! Und also inszeniert Leopold Jeßner am „Staatlichen Schauspielhaus ein Stück Shakespeares, den „König Johann", auf „episch". Dieses Drama wird, nicht ganz mit Unrecht, selten gespielt. Wenn man aber diese Historie gibt, dann kann sie unter

gar keinen Umständen wirken, sobald man sie, durch ein intellektualistisches Filterbecken gezogen, nüchtern, kühl, farblos, kaltschnäuzig anfaßt und das als — „sachlich" ausgibt. So „sachlich", so „episch" inszeniert Jeßner den „König Johann", daß er dem Stück eine Schullektion vorausschickt und also ein „Sprecher" (Heinrich Schnitzler) an einer genealogischen Stammtafel die verzwickten Familienverhältnisse erklären muß; so ähnlich wie Piscator seinem Publikum den historischen Aufklärungsunterricht zu erteilen pflegt. Angelegenheit für die geistig Armen. Wobei der falsche Eindruck erweckt wird, als seien die historischen Dinge hier in dem Stück überhaupt wichtig; nur die psychologischen sind es, die interessieren. Als im zweiten Teil des Stückes die Kampfverhältnisse schwierig werden, läßt Jeßner abermals seinen Sprecher erscheinen und an einer Landkarte auseinandersetzen, was im Westen Neues sich zugetragen hat. Diesmal kommt ein Trommler mit und markiert — schlicht und ergreifend einfach — das böse Kriegsgetümmel; und so brach denn das Publikum diesem rührigen Trommler gegenüber in helles Lachen aus, obwohl er nach meiner bescheidenen Fachkenntnis ebenso gut wie laut trommelte.

Die Bühne: ohne alle Dekoration; dafür im Hintergrund eine Brücke, auf der teils eine Kanone, teils ein Bürgermeister stand. Links sah man gelegentlich Darsteller in einer kleinen Tür verschwinden, die zu einem Garderobenschrank, einer Telephonzelle oder ähnlichem zu führen schien. Kein Besonnener wird sich an einer illusionslosen Bühne stoßen; und der Weg war gar nicht falsch, hier alles auf sprachliche Ausdruckskraft zu stellen; dann aber muß alles Schauspielerische platzen vor innerer Geladenheit. Hier aber lag der andere Fehler dieser Inszenierung. Den Bastard Faulcombridge, einst von Matkowsky gespielt, gab Alexander Granach, der wie ein Autochauffeur aussah und ihn völlig uninteressant machte. Helene Weigel, eine Schauspielerin von Rang, nahm der Konstanze jeden Schimmer von Bedeutung und spielte possenhafte Verdrehtheit. Selbst Lothar Müthel als Kardinal muß an seine frühere sprachliche Präzission erinnert werden.

Bleibt: Rudolf Forster. Was an diesem König Johann herauszuarbeiten ist an Haltlosigkeit, Schwäche, Leichtsinn bringt dieser Schauspieler, ohne Aufwand, sprachlich und mit gehaltener Gebärde, zum Ausdruck. Hier allein war des Dramas seelischer Kern zu ahnen.

Nein: die Klassiker sind keineswegs tot. Nur in Berlin sind sie nicht lebendig, weil Gewalttätigkeit des Regisseurs sie totschlägt. Haben wir darum eine Kultur des Dramas von etwa 400 Jahren, um uns nun plötzlich den Bären vom „epischen Drama" aufbinden zu lassen? Um uns nun, indem das Rad gewaltsam und sinnlos zurückgedreht wird, einen Dramatiker, der wirklich „dramatisch" ist, ins „Epische" zurückübersetzen zu lassen? Die Klassiker stehen heute in einer Krise, und der „Dreh- und Wendepunkt des klassischen Theaters war die Aufführung von Brechts ‚Eduard II.' in München", weil er hier den „epischen Stil" fand; die klassischen Dramatiker kann man also nicht mehr spielen, weil sie — dramatisch sind. „Sogar Deutschlands größter Dramatiker, Heinrich von Kleist, ist still geworden" — sagt Ihering; immerhin: ein paar hundert Kleist-Aufführungen im Jahr lassen sich schon nachweisen, aber —

das zählt ja nicht. Vielleicht wird's besser, wenn der epische „Michael Kohlhaas" von dem „Dramatiker" Bronnen für die Bühne spielfertig gemacht wird. Ihering sieht die neue klassische Dichtung vor der Tür stehen; in der „Vorbereitung", in der „Tendenz" ist sie schon da; und ihr Portier ist offenbar Brecht, derselbe Brecht, der jüngst, festgenagelt auf Aneignung fremden geistigen Eigentums, das er für das seine ausgab, seine grundsätzliche Laxheit in Fragen des geistigen Eigentums wörtlich und laut verkündete. Ganz gewiß: die neue klassische Dichtung ist nur eine Saisonfrage!!

Unter dem Leitwort „episches Drama" stand die (Ur-)Aufführung der „Zaungäste" von Maxwell Anderson, dem Verfasser der „Rivalen", im „Schiller-Theater". In diesem Stück geschieht so gut wie gar nichts. Zwei Akte lang erzählen sich ein halbes Dutzend Strolche und Pennbrüder ihre mehr oder weniger großen Taten. Im letzten Akt erkennt der rote Oklahoma, daß Roetli (er) und Edna (sie) sich wirklich lieben, und das rührt ihn so, daß er nicht nur seine Begehrlichkeit gegenüber Edna abstellt, sondern den beiden zur Flucht verhilft: auch der Strolch kann Gentleman sein. Außerdem backt der Schauspieler Aribert Wäscher in diesem Akt richtige Eierkuchen auf der Bühne — was unglaublich komisch ist; denn er spielt einen fast weibisch dröhnigen, langsamen Bruder. Jürgen Fehling als Regisseur dehnte und walzte diese epische Zustandsschilderung noch betont aus; aber: er traf den Ton und machte mit Paul Bildt, Julius Falkenstein und Veit Harlan eine sehr anständige Vorstellung. Ruth Albu in der einzigen weiblichen Rolle war matt.

In der, trotz Festspielen, schon langsam abklingenden Spielzeit fiel noch ein Stück in der „Volksbühne" auf: „Douaumont" von dem jungen Eberhard Wolfgang Möller, der schon als krasser Fuchs die Nase sehr hoch trug. Sein Kriegsstück ist außerhalb Berlins schon gespielt worden. Ein Doppeltes scheint mir an dem Stück bemerkenswert: Möller hat den Krieg nicht selbst mitgemacht; sodann: das Stück hat keine (jetzt ortsübliche) negierende Tendenz, sondern strebt nach Ueberwindung der schweren Erlebnisse und der Rückgewinnung des erlebnis-belasteten Menschen zum Leben. Das ist, auch in der Parallelität zum Heimkehrer Odysseus, gar nicht unbegabt gesehen. Die beiden Werber um Frau Helene — ein Börsenjobber mit Geld und ein Studienrat mit schlechten Pädagogenmanieren — dazu der halbreife Sohn haben zwar nicht viel Blut, aber der heimkehrende Vater mit den Verfolgungsvisionen der Douaumont-Kämpfe ist eine greifbare und begreifbare, klare und reine Gestalt. Die Aufführung in der „Volksbühne" ging nicht so glatt von statten; hier genügte offenbar der reine Wille des Verfassers nicht; die Masse muß ihr Opfer haben. Als daher der Heimkehrer im Kino einen verkitschten Kriegsfilm sieht, ist seine große Anklage natürlich nicht wirksam genug, und skrupellos fügt man einen Satz ein, der ungefähr lautete: „Ihr läßt euch auch heute noch niederknüppeln!" Knüppel — — Gummiknüppel — Maikrawalle, und diese Gesellschaft, an die sich die „Volksbühne" immer wieder „Menschlichkeit" heranzutragen bemüht, brüllt: „Nieder mit Zörgiebel!" (Die Hausinschrift lautet: „Die Kunst dem Volke!" Euch lohnt 'ne Kunst! sagt der Berliner.)

Und so hatte das Publikum seinen Radau und Klamauk, den es braucht, um glücklich zu sein. Jener Knüppelsatz steht meiner Erinnerung nach nicht bei Möller, und er blieb in späteren Aufführungen auch wieder weg. Regieterror kann also den Verfasser in ein ganz falsches Licht stellen; was dem jungen Möller für Berlin sehr leicht den Boden untergraben kann. Uebrigens hat sich Möller ganz gern vor dem Vorhang gezeigt. In der Aufführung waren Agnes Straub und Leo Reuß sehr ausdrucksstark. Der Raudauinszenator der Aufführung war Dr. Günther Stark.

Ansonsten herrscht überall schon Sommer. Denn eine nächtliche Uraufführung (im „Theater am Nollendorfplatz"), die Julius Sternheim galt, einem Bruder von Carl, dem Großen, zählt nicht, weil sein „Querschnitt durch Gott" — das Alpdrücken dieses Julius besteht in der Erkenntnis, daß zwischen Mann und Frau noch andere Zusammenhänge bestehen müssen als nur rohe Geschlechtlichkeit, und er beginnt seine Beweisführung bei Adam und Eva! — weil also dieses Stück einfach ausgelacht wurde. Aber: mit Geld und Dreistigkeit kann man es in Berlin herbeiführen, daß etwa zwanzig bei dreißig Kritiker sich mit dieser dummen Geschmacklosigkeit befassen müssen. Es würde wirklich genügen, wenn die gesamte Presse einen — Botenjungen in solche Aufführungen schicken würde. — Oder Ferdinand Bonn? Er kam in einer Vorstellung (für Ferienkolonien) im „Renaissance-Theater" mit einem eigenen Stück: „Poeta laureatus", zu Worte. Er greift nie ganz niedrig; einst war's der König der Detektive, heute der König der Dramatiker: Shakespeare. Bonn sucht sich einen langen Streifen Literaturgeschichte zusammen, und nun reden die Leutchen papierne Lexikonweisheit. Shakespeare bekommt den Preis natürlich nicht; weil dem König Jakob I. bei Fletcher — — die Beine so gut gefallen! Da nimmt Shakespeare Abschied, setzt aber dem Präsidenten der dortseitigen Dichterakademie erst einmal den Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller auseinander. (Auch späterhin und anderwärts sollen Gerüchten zufolge Mitglieder einer Dichterakademie über diesen Unterschied nicht ganz genau Bescheid gewußt haben.) Auch von seiner ebenso vornehmen wie unbekannten Geliebten nimmt der Dichter Abschied; die Pferde sind in Richtung Stratford gesattelt — was soll ich mehr davon sagen; es war wirklich so und eigentlich noch viel trauriger, weil Ferdinand Bonn sich in aller und alter Komödianterei krassester Art aufspielte. Sein Ressentiment gegen Wilhelm II. schrieb der arme Mann sich von der Seele, indem er dem homosexuellen König u. a. die Wendung in den Mund legt, er führe sein Volk herrlichen Zeiten entgegen. Fritz Kampers spielte den Ben Johnson: sehr erquickend, weil sehr bayrisch.

Hartung hat im „Renaissance-Theater" mit der Wahl seiner Stücke immer Glück gehabt. Mit W. S. Maughams Reißer „Die heilige Flamme" kommt er in die Wallace-Bezirke. Mischung von Kriminalistik und Rührung. Der seit fünf Jahren nach dem Absturz hoffnungslos kranke Fliegeroffizier ist eines Morgens tot: vergiftet, wie die Krankenschwester feststellt. Und weil seine junge Frau von seinem Bruder ein Kind unter dem Herzen trägt, kann nur sie die Mörderin sein. Aber wir sind durch Hexer und Dugan gewitzt genug: es kommt immer anders, als man denkt. Wer war's also: die Mutter, die ihm das Leben gegeben

hat. Wer ließe sich nicht überrennen, wenn Frida Richard dieser Mutter ihre gütige Weisheit und beobachtende Stille schenkt? Wer wollte sich der Wirkung entziehen, wenn eine so leidenschaftlich-verhaltene Schauspielerin wie Elisabeth Lennartz im Dialogduell mit Franziska Kinz steht? Oskar Sima, nach seiner Piscator-Epoche, wurde hier zum erstenmal in einer ernsten Rolle beschäftigt, und als gleich gut und sicher befunden.

Der Theaterzettel der „Komödie" für das Stück „Der Mann, der seinen Namen änderte" von Edgar Wallace enthält die fettgedruckte Notiz: „Die Zuschauer werden im Interesse der Besucher späterer Aufführungen gebeten, über den Inhalt des Stückes Stillschweigen zu bewahren." Nun: ich will das schon deswegen sehr gern tun, weil ich mich nicht nur nicht gegruselt, sondern gelangweilt habe und mir die Einfälle gar zu blöd erschienen: Mausefalle, roter Lack statt Blut — — schrecklich dumm. Aber: Grete Mosheim sehr gut als zweifelnd-geängstigte Frau, ebenso wie Homolka in der Rolle des gutmütig-unschuldigen Gatten.

Viel netter ist das auch nicht gerade beschwerte amerikanische Stück „Naß oder trocken?" von Frank Green, das im „Kleinen Theater" einen großen Darstellererfolg hatte. Eine Persiflage auf die Prohibition in U.S.A. Man schiebt, man steckt unter einer Decke, man ist interessiert, man verdirbt sich das Geschäft nicht, ob Bürgermeister und Aktionär, ob Polizeidirektor und Konkurrent. Ausgezeichnete Besetzung: Heinrich George als Bürgermeister laut, derb, massiv, kasperlhaft in der Bewegung; Lucie Mannheim, männlicher und weiblicher Detektiv, Sekretärin, Bardame, graziös, kokett, gerissen, immer voll Temperament. Dazu Hermine Sterler, Stahl-Nachbaur, Hermann Schaufuß — das ergibt Laune und Lebendigkeit.

Gustav Davis, den ehemals k. k. Oberleutnant, hat man von seiner viel gespielten Groteske „Gretchen" in Erinnerung. In seiner neuen Komödie „Mädel von heute" läßt er sein Fräulein Lilian in bewußtem Draufgängertum ohne Romantik sich ihren Mann ergattern — wenn es auch nur ein willenlos-trotteliger Onkel ist, den man nach seinen mancherlei Liebesabenteuern mit temperamentvollen Damen etwas mehr zutrauen dürfte. R. A. Roberts, der die Komödie in seinem „Theater in der Behrenstraße" unter Dr. Zickels Regie spielen läßt, gibt diesem Onkel wieder eine Menge lustiger Züge. Lucie Englisch übersteigert hier und da das Burschikose.

Soll man von „Charleys Tante" sprechen? Weil Curt Bois im „Komödienhaus" die Rolle, zum Vergnügen aller Ein- und Umwohner, varietéhaft, mit Tanz und Gesang und Extempores spielt? Ein schrecklich dummer Schwank — wir wollen es uns ruhig eingestehen —, den man ganz mit Recht durch Jazzmusik aufpulvert, wobei denn die Weintraubs, wie immer, herrlich und ausgezeichnet waren. Soll man von den „Fünf Frankfurter" Carl Roeßlers im „Berliner Theater" sich unterhalten? Weil Max Gülstorff so überaus komisch ist? Man sieht: Sommer, Unterhaltung, Nur-Geschäft.

Da kommt aber auch noch zum Schluß eine „Aktuelle Bühne", die mitternächtens (im „Deutschen Künstler-Theater")

ein Stück spielt „So oder so?“ von Hans E. Groß. Ich bin sehr gegen Nachtvorstellungen, teils wegen meiner Nachtruhe, teils wegen der damit so oft verbundenen Todesstrafe. Diese Nachtvorstellung aber hat für die Unternehmungen und Verfehlungen der „Liga für Menschenrechte“ reichlich entschädigt. Man spielt eine Primanergeschichte: Brutaler Vater, leidende Mutter, mit Latein und Griechisch geplagter Sohn. Blauer Brief in Sachen: Sitzenbleiben. Vater, denselben in der einen, die Reitpeitsche in der anderen Hand, droht dem Sohn, der seinerseits den Revolver auf sich richtet. Der Sohn fällt tot nieder. Vorhang. Aus! Nein: nicht aus. Protest aus dem Publikum, man müsse die Jugend siegen lassen. In dem entstehenden Tumult verspricht die Direktion, einen anderen Schluß spielen zu lassen. Neuer Einsatz bei dem blauen Brief. Jetzt richtet der Sohn die Waffe gegen den Vater. Aber dieser Vatermord erregt erneuten Protest, die Direktion verspricht abermals einen anderen Schluß; es kommt ein deus ex machina, der den Sohn aus der Enge zum Klavierstudium bringt. Wieder gefällt im Publikum der Schluß nicht; man modelt das ganze Stück um, in dem nun die protestierende Dame aus dem Publikum gleich mitspielt: jetzt übernimmt der Sohn die Erziehung der Eltern und organisiert den Familienbetrieb und die Kasse. Man kann also wirklich so oder so ein Stück schreiben. Das ist nicht ganz neu im Einfall und in dieser sketschhaften Form etwas varietémäßig; aber in der Auflösung der Form und in der Undramatik vielleicht wirklich „aktuell“. Dazu junge, frische Schauspieler, vor allem Friedrich Jolowicz und Lotte Lieven, die als Mutter den Ausdruck für Qual und Leiden fand. Wladimir Sokoloff machte den Sprecher. Das Stück hat nicht nötig, sein Dasein auf eine Mitternachtsstunde zu beschränken.

* * *

Berlin, die Stadt mit so reicher Tradition und so lebhaft-interessantem Theaterleben, hat bisher kein Theatermuseum gehabt (was an einzelnen Stellen liegt: Lessing-Museum oder Gesellschaft für Theatergeschichte zählt nicht oder hat Archivcharakter) und es spricht grundsätzlich sehr viel gegen ein Theatermuseum: das Lebendigste und Wichtigste, die Schauspielkunst, kann man nicht „ausstellen“, weil man sie nicht festhalten kann. Alles bleibt schließlich unlebendiger Rest. Ideal-nahe war es, wenn Köster seine Modelle aufbaute und beim Aufbauen den früheren Zustand rekonstruierte. Im Grunde kann es also gar kein Theater-Museum geben, sondern nur ein Theater-Archiv. Wie immer: Berlin stand hinter Kiel und München, Köln oder Wien zurück, und man hat die erste Festspielwoche benutzt, um ein Theater-Museum der Staats-Theater zu eröffnen. In aller Stille hat Dr. Georg Droescher, der immer schon vielbefragte und vielwissende Leiter der Bibliothek und des Archivs, (in früheren Stallkammern des Kronprinzen-Palais) aufgebaut und eine bescheidene, aber sinnvolle Stätte der Pietät für Werden und Wesen der ehemaligen Berliner Hofbühnen geschaffen — von Döbbelin bis Hülsen, unter Hervorhebung des Wesentlichen und ohne Scheu vor gelegentlichen amüsanten Kuriositäten. Ein Prachtstück allerersten Ranges birgt das Museum: den Briefwechsel Ifflands mit den Großen und

Größten der Zeit; auf dieses Stück darf man besonders stolz sein. Jeßner betonte in der Eröffnungsansprache, daß dieses Museum den jungen Darstellern von heute zur Anregung und der jungen Theaterwissenschaft als Material dienen soll. Nun: der Wissende weiß, wie oft die junge Theaterwissenschaft und ihre Adepten den Leiter des Museums, Dr. Droescher, schon seit langem in Anspruch nehmen, und daß sie gute Nachbarschaft halten.

Ein Anfang ist gemacht, ein bescheidener Anfang.

Hans Knudsen.

Politische Korrespondenz

Paris — Genf — Madrid — Belgrad.

Am Schluß der vorigen Politischen Korrespondenz wies ich darauf hin, daß Deutschland auf der Reparationskonferenz und betreffs seiner übrigen legitimen Interessen nur zum Ziel gelangen könne, wenn es die Spaltungen zwischen den Mächten, die heute die Welt beherrschen, einig und beharrlich ausnutze. Spaltungen haben sich im letzten Monat sowohl in Paris bei den Besprechungen über die Kriegsentschädigung gezeigt als auch in Genf, wo auf der Vorbereitenden Abrüstungskonferenz das Mühlengeklapper ohne Mehlertrag fortgedauert hat. In Paris vermochten sich die Siegerstaaten schwer über die Herabsetzungen zu einigen, die der Anteil eines jeden an unseren Zahlungen erleiden muß, wenn unsere Leistungen soweit vermindert werden sollen, daß wir ihnen vielleicht vorläufig gewachsen sind. Es ist beachtenswert, daß der amerikanische Vorsitzende der Reparationskonferenz die Opfer, die zur Erreichung jenes Zwecks gebracht werden müssen, so gut wie ausschließlich von England verlangte. Schon seit dem Sommer 1920, wo das Abkommen von Spaa geschlossen wurde, existiert für jene Summen ein Verteilungsschlüssel. Nach dem Willen der Amerikaner sollte er jetzt zum Schaden Englands beiseite gelegt werden. Dazu ist es nun nicht gekommen. Die britische Regierung widersprach im Parlament durch den Mund des Schatzkanzlers Churchill mit einer Offenheit und Schärfe, wie sie in diplomatischen Geschäften offiziell selten gezeigt wird. Alle drei Parteien Englands stimmten durch ihre Presse dem Kabinett Baldwin vollkommen unzweideutig bei, und es ergab sich jenseits des Kanals eine Einheitsfront, wie sie so kompakt seit dem Kriege nie wieder zu beobachten gewesen ist. Ein Wunder ist das nicht, denn Großbritannien empfängt volle 23 Prozent dessen, was aus dem Deutschen Reich herausgepreßt wird. Da das jetzt $2^1/_2$ Milliarden Mark sind, so liegt auf der Hand, daß in der Tat erhebliche britische Belange auf dem Spiel standen. Englands Bestreben geht dahin, vom europäischen Kontinent immer soviel zu erlangen, daß es damit die schweren Schulden abgelten kann, die es selber in Amerika hat. Die Amerikaner in Paris haben sich dem britischen Widerspruch fügen müssen, und es wird nun nach einer Abänderung der Empfangsquoten gesucht, die den Engländern gerechter erscheint, weil sie sich auf dem deutschen Rücken abspielen soll. Doch

ist jenes nicht der einzige englisch-amerikanische Gegensatz, der in den letzten Wochen sichtbar geworden ist. Die vielbesprochene Schwenkung der amerikanischen Diplomatie auf der Vorbereitenden Abrüstungskonferenz verfolgt die Absicht, das Kabinett von St. James der Unterstützung Frankreichs zu berauben. Die englisch-französische Marinekonvention kombinierte die Flotten der Entente Cordiale für den Ernstfall. So wurde die Konvention allgemein aufgefaßt, obgleich beileibe kein Wort davon in dem Abkommen enthalten ist. Im Gegenteil — oberflächlich angeschaut, handelt es sich bei ihm ja um eine Beschränkung der Seerüstungen. Aber die Amerikaner sahen tiefer. Sie erkannten, daß die beiden großen Westmächte Europas durch festes Zusammengehen die Macht der Vereinigten Staaten einschränken wollten. An der Möglichkeit, diplomatische Gegenminen zu legen, fehlte es ihnen nicht. Zunächst fühlte sich Italien schwer beunruhigt. Die Rivalität zwischen England und Frankreich ist in Rom immer gern gesehen worden, weil sie die Unabhängigkeit Italiens zu verbürgen schien. Noch vor kurzem hat man italienischerseits darauf hingewiesen, daß 1914 der Anschluß des Königreichs an England und Frankreich keineswegs eine ausgemachte Sache gewesen sei. Damals wurden die Italiener anderen Sinnes, weil ihnen das Dringlichste zu sein schien, den habsburgischen Alp abzuschütteln, heute jedoch haben sie die Vorstellung, daß ihnen die französische Republik mit ihrer südslawischen Verlängerung die Zukunft verbaue. Auf Italien würde die Union gegenüber der Entente Cordiale immer rechnen können. Die Amerikaner meinen aber den Bund der Westmächte auch von innen heraus auflösen zu können, soweit jener eine Spitze gegen das Kabinett von Washington hat. Lebenswichtige Streitpunkte zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten gibt es kaum. Darum hat das Kabinett von St. James die Zustimmung der Franzosen zu dem Marineabkommen dadurch gewinnen müssen, daß es auf Pläne zur Beschränkung der Seerüstungen einging, die im wesentlichen nicht der englischen, sondern der französischen Seemacht zugute kommen würden. Daß sich das Kabinett Baldwin außerdem damit einverstanden erklärte, in dem Bereich der Abrüstung zu Lande die ausgebildeten Reserven nicht zur Kriegsmacht zu zählen, war zwar eine Konzession, die England nichts kostete, erlaubte jedoch der amerikanischen Diplomatie, zwei neue Minen zu legen. Zunächst peitschte Washington im Innern Großbritanniens die pazifistischen Tendenzen auf, die alle englischen Parteien, auch die konservative, durchdringen. Der neue amerikanische Botschafter in London, General Dawes, gab für diesen Zweck ein ausgezeichnetes Werkzeug ab. Dann machte Amerika, das bisher immer zu Lande wie zu Wasser die schärfste Drosselung der Rüstungen befürwortet hatte — wohl verstanden für die anderen — in Genf die überraschende Wendung, daß es, natürlich ohne das Feigenblatt aus der Hand fallen zu lassen, den französischen Standpunkt in der Frage der Reserven gleichfalls gut hieß. Beneidenswertes Frankreich! Die militärische Vorherrschaft auf dem Kontinent wird ihm auf dem amerikanischen und dem britischen Präsentierteller wetteifernd angeboten. Wer wird der Glückliche sein, von dem die französische Republik jene köstliche Frucht anzunehmen geruhen wird?

Fast möchte man glauben, die Franzosen würden lieber von dem amerikanischen als dem englischen Teller essen. Die Nebenbuhlerschaft zwischen ihnen und den Engländern, die Jahrhunderte mit blutigen Kriegen erfüllt hat, besteht latent fort. England beherrscht, auf Gibraltar, Malta, Zypern gestützt, das Mittelmeer und unterbindet so den Zusammenhang zwischen dem französischen Mutterland und den afrikanischen Kolonien. Nun hat Französisch-Nordafrika für Frankreich eine so große Bedeutung gewonnen, daß es in einzelnen Teilen schon fast als ein Stück Mutterland angesehen werden kann. Die afrikanischen Besitzungen als Ganzes bilden ein Reservoir für das französische Heer, wie einst in den Tagen des Augustus und seiner Nachfolger die Söldner aus Germanien und anderen Barbarenländern einen integrierenden Bestandteil des römischen ausmachten. Wenn es will, kann England jederzeit den Beistand Italiens gegen Frankreich haben. Daß dann das Mittelländische Meer alles andere eher als ein französischer See sein würde, ist klar. Der italienische Faschismus lauert auf englisch-französische Verwicklungen. Wenn er von der Aussöhnung des weltlichen Italien mit dem Papst erhofft, daß infolgedessen in der Levante italienische Ordensleute das Erbe der französischen Missionen antreten werden, ist das in den Augen Mussolinis doch nur eine appetitreizende Vorspeise. Es wird einmal um die Vorherrschaft in Vorderasien gehen, und auch über Indien und China kann es im Zusammenhang mit den Bewegungen, die sich im Schoß der farbigen Rassen vorbereiten, zu den schwersten Komplikationen kommen. Es ist keineswegs sicher, daß sich dann die Gegensätze zwischen Frankreich und England, obgleich es seit 1815 immer wieder gelungen ist, sie zu überbrücken in infinitum restlos werden ausgleichen lassen.

Es wäre also zu verstehen, wenn das Kabinett von Paris, nachdem das Marineabkommen mit dem Ministerium Baldwin jenseits des Kanals auf innerpolitische Hindernisse gestoßen und anscheinend fallengelassen worden ist, von der englischen auf die amerikanische Seite hinüberwechselte. Für uns Deutsche bedeutet die Annäherung zwischen Amerika und Frankreich schon heute eine neue Vergewaltigung unserer Rechte. Dreifach ist uns die internationale Abrüstung bindend versprochen worden: in dem Versailler Vertrag, dem Schreiben Clemenceaus, der Völkerbundsakte. Jetzt haben die Amerikaner und Engländer den Franzosen sowohl die Nichtanrechnung der ausgebildeten Reserven bewilligt als auch die Aufhäufung von soviel Kriegsbedarf im Frieden, wie jeder Macht gut scheint. Wohl gemerkt, jeder Macht, ausgenommen die durch die sogenannten Friedensverträge entwaffneten! Und das nennt sich Beschränkung der Rüstungen oder gar Abrüstung! Kein objektiv Urteilender kann erstaunt sein, wenn sich angesichts der traurigen Ergebnisse der Vorbereitenden Abrüstungskonferenz in Deutschland die Meinung festsetzt, der Bankbruch des Völkerbundes sei hoffnungslos und in der Masse liege nichts als mit Versprechungen beschriebene Papiere ohne Kurswert, die weder transferiert noch kommerzialisiert werden könnten.

Bis zum Erweis des Gegenteils müssen wir fürchten, daß sich die Bankbrüchigkeit des Völkerbundes auch bei den Diskussionen über die nationalen Minderheiten offenbaren wird, die in diesem

Monat auf der Tagung des Völkerbundsrats stattfinden werden. Das erlauchte Gremium tritt nicht in Genf, sondern in Madrid zusammen. Spanien figuriert zusammen mit England und Japan in dem Dreierkomitee, das die Frage studiert hat, ob der Völkerbund nach Maßgabe seiner Satzungen den Beschwerden der Minderheiten eine wirksamere Behandlung als bisher angedeihen lassen kann. In einer vorzüglichen Denkschrift hat die Reichsregierung dem Dreierkomitee nachgewiesen, daß diese Möglichkeit praktisch vorhanden ist. Ewiger Friede und internationale Abrüstung sind Probleme von so gewaltigem Ausmaß, daß ein skeptisch Veranlagter die Insolvenz des Völkerbundes mit einer gewissen Nachsicht beurteilen mag, aber die Lösung der Minderheitenfragen sollte, wenn in den Völkerbundstendenzen überhaupt ein berechtigter Kern steckt, nicht mißlingen dürfen. Nachdem der Weltkrieg zum Teil wegen der Unzufriedenheit der nationalen Minderheiten entstanden war, haben die Friedensverträge die Zahl der Europäer, die dieser Kategorie angehören, um viele Millionen gesteigert. Das Schlimmste ist, daß mit der Menge der von dem Gros ihrer Konnationalen Getrennten die Intensität der Bedrückungen gewachsen ist. Der preußische Hakatismus, der in dieser Zeitschrift immer bekämpft worden ist, ja die Mentalität des ungarischen Globus waren nicht vergleichbar mit den Leiden, denen die völkischen Minoritäten im Zeitalter des Völkerbunds ausgesetzt sind. Dieses Werkzeug ist also in der Tat notwendig, und es ist des Schweißes der Edlen wert, zu bewirken, daß es funktioniert. Bis jetzt haben es die Quertreibereien unduldsamer Parteien und argwöhnischer Regierungen verhindert. Die Polen sind durch die Schule der Leiden, in die sie gegangen sind, nicht maßvoller geworden; Deutsche, Ruthenen und Weißrussen wissen davon ein Lied zu singen. Die polnische Regierung, die sich mehr oder weniger deutlich der Tatsache bewußt ist, daß die polnisch-deutschen Grenzpfähle in ihrer gegenwärtigen Linienführung die Merkmale ewiger Dauer nicht zur Schau tragen, fürchtet, wenn sie ihren völkerrechtlichen Verpflichtungen gegen die polnischen Staatsbürger deutschen Volkstums nachkommt, die Schlange am eigenen Busen zu nähren. Daß das ein Trugschluß ist, daß Unterdrückungsmaßregeln gegen Minderheiten, die in unserem Zeitalter keine Gewalt auszurotten vermag, die Verfolgten nur um so enger zusammenschmieden, daß der Pfeil immer auf den Schützen zurückspringt, sind von Hans Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" oft auseinandergesetzte Wahrheiten. Leider gehen sie den Machthabern von 1929 noch schwerer ein als denen von 1913.

Das Kabinett von Warschau findet mit seiner Auffassung, daß es sich bei dem Streit um die Rechte der Minderheiten im Grunde nicht um kulturpolitische Belange, sondern um Gebietsfragen handle, bei den französischen Verbündeten williges Gehör. Die Franzosen fürchten, daß auch die Elsässer einmal anfangen könnten, sich als nationale Minderheit zu fühlen. Man hat in Paris eben ein böses Gewissen. Der zentralistische, gleichmacherische Terror der modernen Jakobiner wirkt auf das französische Nationalgefühl im Elsaß, das ja existiert, aber etwas Unempfundenes ist und bleibt, zersetzend. Der Ausfall der jüngsten Gemeinderatswahlen in der „desannektierten" Provinz hat das wieder bewiesen. Sollten die Franzosen ihre deutschsprechenden östlichen Gebiete moralisch

verlieren, würden sie das ganz gewiß nicht deutschen Ränken zuzuschreiben haben, denn der Vertrag von Locarno bleibt für uns in Kraft, sondern nur den Fehlern der eigenen Innenpolitik, ebenso wie es allein die Schuld der Polen ist, wenn es ihnen nicht zu bewirken gelingt, daß die ihrer Herrschaft unterworfenen Deutschen wenigstens zum Teil sich mit der unerwünschten Staatszugehörigkeit abfinden.

Die Minderheitenkrux dürfte auch der Konferenz der Kleinen Entente, die noch im Mai in Belgrad zusammengetreten ist, zu schaffen gemacht haben. Die Tschechoslowakei, Südslawien und Rumänien haben deutsche, ungarische und andere Minoritäten. Aber das Hauptthema der Konferenz war, wie verlautet, ein anderes. Die Nachfolgestaaten der Habsburgischen Monarchie empfanden das Bedürfnis, sich wirtschaftlich bis zu einem gewissen Grad zusammenzuschließen. Auf der vorigen Konferenz, die im Juni 1928 in Bukarest stattfand, stand nicht jene Frage obenan, sondern das Programm war vorwiegend ein politisches. Es galt, gegen die Revision des Vertrages von Trianon Stellung zu nehmen, die Ungarn mit englischer und namentlich mit italienischer Unterstützung betrieb. Aber auch in Belgrad haben die drei Minister nicht bloß von wirtschaftlichen Sorgen und den Forderungen der Minderheiten, sondern auch von anderen politischen Geschäften gesprochen. Und bei einer Frage, die im gegebenen Augenblick vielleicht das Hauptinteresse der Kleinen Entente erregt, der nach der Zukunft Oesterreichs, gehen Politisches und Wirtschaftliches untrennbar ineinander über. Nach dem Rücktritt des Bundeskanzlers Seipel, der überraschend kam, und dessen tiefere Gründe noch immer nicht aufgeklärt sind, hat Oesterreich eine lange und schwere Regierungskrise durchgemacht. Sie erhielt ihre besondere Färbung dadurch, daß sich in der kleinen Republik zwei bewaffnete Bünde gegenüberstehen, der eine von sozialistischer, der andere von agrarischer Richtung. Es gilt für nicht unmöglich, daß zwischen diesen beiden Heerlagern der Bürgerkrieg einmal ebenso plötzlich aufflammt, wie vor kaum zwei Jahren die blutigen Wiener Unruhen ausgebrochen sind. Daß Oesterreich so explosibel ist, geht zum guten Teil auf die ungesunden wirtschaftlichen Verhältnisse zurück, die die Zerschlagung der großen österreichisch-ungarischen Wirtschaftseinheit hervorgerufen hat. Die Staaten der Kleinen Entente empfinden zwar die Zertrümmerung des alten Rahmens nicht so schmerzlich wie das unglückliche Oesterreich, entziehen sich aber nicht der Erkenntnis, daß auch sie einer Erneuerung des gewohnten ökonomischen Zusammenhangs in gewissem Umfange bedürfen. Trotzdem erwies es sich ebenso schwer, die Unterhandlungen in Belgrad zu einem befriedigenden Ende zu führen, wie die Regelung der Abrüstung in Genf, des Minderheitenrechts in Madrid und der Reparationen in Paris sein wird.

Wie gefährlich die schleichende Krise in Oesterreich für den europäischen Frieden unter Umständen werden kann, daran hat anläßlich der Kämpfe um die Bildung der neuen österreichischen Regierung einer der Politiker des Landes unsere rasch lebende Zeit zu erinnern für geraten gehalten. Er wies darauf hin, daß er nur von einem offenen Geheimnis spreche, wenn er die militärischen Vorbereitungen erwähne, die zur Zeit des Wiener Aufruhrs in der

Tschechoslowakei, in Ungarn, in Italien getroffen worden seien, um eventuell bei der Aufteilung Oesterreichs nicht zu kurz zu kommen. Eine derartige unheilschwangere Situation kann über Nacht wiederum eintreten, wenn es nicht gelingt, durch eine wirtschaftliche Reorganisation Osteuropas, die aber ohne antideutsche Hintergedanken entworfen werden müßte, der Wiederkehr krampfartiger Zuckungen in der österreichischen Gesellschaft vorzubeugen. Eine wahrhaft schöpferische Tätigkeit der Kleinen Entente in der osteuropäischen Politik wird nicht nur durch die einseitige Bindung dieses diplomatischen Konzerns an Frankreich in Frage gestellt, sondern auch durch innere Spaltungen. Sie machen sich im Augenblick hauptsächlich bei den Südslawen geltend. Die Diktatur der Krone, die die moralische Einheit des Staats gegen den Partikularismus sowohl der Kroaten als auch der Serben sicherstellen zu wollen schien, fängt an, ihre Spitze ausschließlich gegen die ersten zu kehren. Der Führer der kroatischen Partei, der Nachfolger des in offener Parlamentssitzung von einem Serben ermordeten Raditsch, ist verhaftet worden. Mehr Verhaftungen sollen bevorstehen. Als Serbien nach dem Zusammenbruch der Habsburgischen Monarchie sich mit ihren südslawischen Landschaften zusammenschloß, behauptete man in Belgrad, daß sei eine naturgemäße Evolution, wie sie in Italien nach 1859 stattgefunden habe. Kenner der Verhältnisse haben das immer bezweifelt, und die Naturwüchsigkeit des Südslawenstaats steht dahin. Es scheint, als ob sich hier nach und nach ebensoviel Zündstoff aufhäuft wie im Juni 1914.

Palmerston sagte kurz vor dem Krieg von 1864: „Ich sehe eine Fackel am europäischen Horizont glühen: Polen, und ich sehe ein Streichhölzchen flackern: Schleswig-Holstein; das Streichhölzchen wird Europa in Brand stecken." Wer zählt die Streichhölzchen, die heute unserem Weltteil gefährlich werden können? Aber auch die Fackel, die heute anstatt Polen Rußland heißt, ist bedrohlich genug. Nach dem Aufruhr in Wien im Sommer 1927 hat die Dritte Internationale in diesem Mai auf dem Berliner Straßenpflaster blutige Szenen hervorgerufen. Amtliche und halbamtliche Kundgebungen im Bereich der Sowjet-Republiken haben die praktische Identität zwischen der Dritten Internationale und der russischen Regierung schleierlos hervortreten lassen, so daß die Reichsregierung um eine Beschwerde in Moskau nicht herumgekommen ist. Moskau marschiert. Bei den Wahlen zum englischen Unterhaus sind 30 kommunistische Kandidaten aufgestellt worden, gegen nicht einen 1924. Wahrscheinlich werden zum ersten Male kommunistische Parlamentsmitglieder auf die Geschicke der britischen Nation Einfluß nehmen. Wie gering auch ihre Zahl werden mag — sie können sich dennoch mit Erfolg als zerstörendes Element betätigen. Denn die Arbeiterpartei wird auf ihre Stimme hören müssen, um ein Abgleiten ihrer Anhänger nach links zu verhindern. Nicht nur die innere Entwickelung Großbritanniens bedroht diese Schilderhebung der Dritten Internationale auf englischem Boden, sondern auch seine auswärtigen Angelegenheiten. Die Einmischung des russischen Bolschewismus in unsere innere Politik, die wir in diesem Mai erlebt haben, vermehrt unser Verständnis für den britischerseits verfügten Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Rußland. Denn das Empire wird durch die Propaganda der

Dritten Internationale unvergleichlich stärker bedroht als andere Staaten, obgleich sogar das agrarische Frankreich für seine moralische Einheit fürchtet und die Kommunisten als ihre Störer unterdrückt wie in Südslawien die Kroaten unterdrückt werden. Da sie nicht zu übersehen vermag, welche Bewegungen die Bolschewisten in Asien hervorrufen können — die Tory-Presse kommentiert den afghanischen Bürgerkrieg ziemlich pessimistisch —, sucht sich die englische Regierung der Freundschaft des unspeakable Turk zu versichern, denn er beherrscht den Eingang zum Schwarzen Meer. Speziell auf den Kriegshafen Ismid an der asiatischen Küste des Marmarameers soll London ein Auge geworfen haben. Jederzeit können wir erleben, daß eine britische Flotte durch die Straße von Konstantinopel fährt, um die ukrainischen und kaukasischen Völkerschaften zur Abschüttelung des bolschewistischen Jochs aufzureizen. Selbst ein Uebergang der Staatsgewalt an die Labour Party würde kein absolutes Hindernis dagegen bedeuten, daß die Entwicklung diese Richtung nimmt. Denn die subversiven Bestrebungen Moskaus in den anderen Ländern werden durch die wachsenden *inneren Schwierigkeiten der Sowjets* keineswegs gehemmt, sondern eher beflügelt. Der Antagonismus zwischen Stalin und den größeren Bauern verschärft sich. Diese leisten in einigen Landstrichen der fortschreitenden Sozialisierung der Landwirtschaft heftigsten Widerstand. Sozialisierung der Landwirtschaft, zumal bei stärkstem Uebelwollen ihrer Träger, bedeutet wachsenden Rückgang der ohnehin völlig unzulänglichen Lebensmittelproduktion. Andererseits bedeutet die immer mehr auf die Spitze getriebene Privilegierung der Industriearbeiter den Untergang der Reste des Gewerbefleißes, da das Proletariat der Fabriken nicht einsieht, was seine Herrenstellung ihm nützt, wenn es fleißig schaffen soll. Infolge der Trugschlüsse der kommunistischen Theorie — ihre Zügel werden zeitweise nur deshalb gelockert, um nachher, wie z. B. heute, ein desto strammeres Anziehen möglich zu machen — bleibt Rußland das Trümmerfeld, als welches es der Weltkrieg und die Bürgerkriege den Bolschewisten übergeben haben. Aber die Verfallenheit dieser Zustände bietet keineswegs eine Garantie dafür, daß von dieser Seite her die ruhige Fortentwicklung der Welt keine Gefahren laufen wird.

Wenn man das Bild aller Ambitionen und Leidenschaften vor Augen hat, die, sichtbar oder getarnt, sich mit den Schlössern an dem Tor des Janustempels zu schaffen machen, versteht man die Taktik unserer Unterhändler in Paris. Sie scheuten sich nicht, in einem Stadium der Unterhandlungen einmal daran zu erinnern, daß wie alle anderen so auch Deutschland politische Aspirationen habe. Diese sind so legitim, und die Zahl der Unzufriedenen in der Welt, die wertvolle Bundesgenossen suchen, ist so groß, daß keine fremde Regierung die deutsche leichten Herzens zur Verzweiflung treiben wird. Denn auch das entwaffnete Deutschland ist, *einig* und folgerichtig geleitet, noch immer eine Macht. Das Gefühl der Unsicherheit der bestehenden Verhältnisse ist so intensiv und das Friedensbedürfnis ein Jahrzehnt nach dem Ende des allgemeinen Blutbades noch so groß, daß das Deutsche Reich, gestützt nicht auf physische Machtmittel, wohl aber auf moralische Kräfte, die ihren Verächtern sehr übel würden mitspielen können.

auf der Pariser Konferenz, als es aus den Finanzen in die Politik flüchtete oder zu flüchten schien, die Gläubigerphalanx in Verwirrung brachte. Wenigstens die allermaßlosesten Geldforderungen haben die deutschen Unterhändler durch jene Wendung, die sie im richtigen Zeitpunkt machten, zu Fall gebracht. Es war das Satyrspiel des Dramas, als ausgerechnet die französischen Zeitungen über Deutschland zeterten, weil es plötzlich die Reparationsfrage auch von ihrer politischen Seite her behandelt wissen wollte, während eben die Presse von Paris vorher die französischen Interessen als geopfert hingestellt hatte, wenn die Reparationen durch eine zweite Konferenz von unpolitischen Sachverständigen geregelt würden. Nur keine Politik in der Reparationsfrage! schrien jetzt eben diese Leute. Aber wenn das Gespräch auf Finanzielles beschränkt bleiben sollte, dann mußten die schlechthin indiskutabelen Geldansprüche fallen gelassen werden, und sie wurden es, allerdings um angesichts unserer Uneinigkeit in anderer Form wiederaufzuleben. Immerhin darf der Chronist mit dem Hinweis auf einen Erfolg unserer Delegation schließen, aber er ging durch die eigene Spaltung wieder verloren und im besten Fall — wie vieler Spaltungserfolge unserer Diplomatie wird es noch bedürfen, bevor unser politisch vergewaltigtes, unter finanzieller und wirtschaftlicher Knechtschaft ächzendes Land nach und nach dahin gelangt, daß es wieder frei zu leben und gedeihlich zu schaffen vermag?

Emil Daniels.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor.)

Pollak, Oskar. Die Kunsttätigkeit unter Urban VIII. Band I. Verlag Dr. Benno Filser G. m. H., Wien.

Poetzsch-Heffter, Ministerial-Direktor Dr. F. Handkommentar der Reichsverfassung. Verlag Otto Liebmann, Berlin.

Pribram, Prof. Dr. Karl. Die Probleme der internationalen Sozialpolitik. Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig.

Recktenwald, Friederike. Kriegsziele und öffentliche Meinung Englands 1914/16. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart.

Rehmke, Johannes. Gesammelte philosophische Aufsätze. Verlag Kurt Stenger, Erfurt.

Reichsarchiv. Die Eisenbahnen zu Kriegsbeginn. I. Band des Werkes: Das deutsche Feldeisenbahnwesen. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

von Rheinbaben, Rochus Freiherr. Liberale Politik im neuen Reiche. Verlag G. Braun, Karlsruhe.

Rieth, Dr. Adolf. Die geographische Verbreitung des Deutschtums in Rumpf-Ungarn in Vergangenheit und Gegenwart. Verlag Ausland und Heimat A.-G., Stuttgart.

Ritter, Ministerial-Direktor Dr. E. Freie Reichsländer, Vorschläge zum Ausbau des Reiches. Verlag Gilde, G. m. b. H., Köln.

Ritter, Professor Dr. Gerhard. Bismarcks Reichsgründung und die Aufgaben deutscher Zukunft. Verlag Emil Groß, G.m.b.H., Freiburg i. Br.

Ritter, Professor Dr. Gerhard. Die Legende von der verschmähten englischen Freundschaft 1898/1901. Verlag Emil Groß, G.m.b.H., Freiburg i.Br.

Ritter, Professor Dr. Gerhard. Die Staatsanschauung des Freiherrn vom Stein. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, G.m.b.H., Berlin.

Ritzen, O. F. M; Renatus. Der junge Sebastian Brunner in seinem Verhältnis zu Jean Paul, Anton Günther und Fürst Metternich. Verlagsbuchhandlung Schütte, Aichach.

Rodionow, Tarassow. Februar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

Rörig, Franz. Hansische Beiträge zur Deutschen Wirtschaftsgeschichte. Verlag Ferd. Hirt, Breslau.

Roeseler, Dr. Hans. Deutschlands Wirtschaft und Liberalismus in der Krise von 1879. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.

Roselieb, Hans. Die Abenteuer in Purpur. Deutsche Buchgemeinschaft, G.m.b.H., Berlin.

Rosenfeld, Hans. Glaube und Weltanschauung als Grundlagen europäischer Kulturentwicklung. 1927. Verlag Lambert Schneider, Berlin.

Rosenstock, Eugen & Wittig, Joseph. Das Alter der Kirche. I. und II. Lieferung. Verlag Lambert Schneider, Berlin.

Rosenstock, Eugen & Wittig, Joseph. Das Alter der Kirche. Teil III. und IV. Verlag Lambert Schneider, Berlin.

Sachse, Arnold. Friedrich Althoff und sein Werk. 1928. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Sapper, Professor Dr. Karl. Mittelamerika, Ein praktischer Wegweiser für Auswanderer, Pflanzer, Kaufleute, Lehrer. Verlag Max Niemeyer, Halle.

Sarkori, Professor Dr. Westfälische Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Fr. v. d. Leyen. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.

Saß, Johann. Die deutschen Weißbücher zur auswärtigen Politik. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Scharrelmann, Heinrich. Pinkepanks Weihnachten. 1928. Ganzleinen geb. M. 3,20. Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Schede, Dr. med. Als Arzt in Mazedonien. 1916/1918. Verlag: L. Hornickels Buchhandlung, Nordhausen, (Harz).

von Scheffler, Thassilo. Die homerischen Götterhymnen. Verlag Eugen Diederich, Jena.

Scherpner, Dr. Hans. Formen persönlicher Fürsorge in den Vereinigten Staaten. Verlag Franz Vahlen, Berlin
Schmidt. Diktatur. 2. Auflage. Verlag Duncker & Humblot, München.
Schmidt, M. G. Geschichte des Welthandels. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.
Schneider, Professor Dr. Ferdinand Josef. Der expressive Mensch und die deutsche Lyrik der Gegenwart. Verlag: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.
Schnitzler, Josef. Das Zeitalter der Renaissance. Verlag Eugen Diederich, Jena.
Scholz, Dr. Ludwig. Deutsche Kolonialgegner, Verlag A. Dressel, Dresden, A. 24.
Schottlaender, Felix. Erwin von Baelz. 1849/1913. Verlag Ausland und Heimat Verlags-Akt.-Ges., Stuttgart.
Schrempf, Christoph. Sokrates, seine Persönlichkeit und sein Glaube. Verlag Fr. Frommann-H. Kurtz, Stuttgart.
Schröder, Edward. Zeitschrift für Deutsches Altertum. Verlag Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.
Schroeder. Herbert. Rußland und die Ostsee. Verlag der Buchhandlung G. Loeffler, Riga.
Schubert, Johannes. Machiavalli. 1927. Verlag C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin.
Schudel-Benz, Rosa. Die Besessenen von Loudun. Verlag C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.
Schultz, Kapitän zur See, Karl. Die deutsche Flagge. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin.
Schultze, Alfred. Das Testament Karl des Großen. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart.
Schultze-Jahde, Karl. Zur Gegenstandsbestimmung von Philologie und Literaturwissenschaft, Verlag von Emil Ebering, Berlin.
Shadwell, Arthur. Der Zusammenbruch d. Sozialismus. F. Bruckmann A.-G., Verlag, München.
Sellier, H. und Bruggemann, A. le probléme du logement. Verlag: Les presses universitaires de France, Paris.
von Siebert, B. Graf Beneckendorffs diplomatischer Schriftwechsel. Band I/III. Verlag Walter de Gruyter, Berlin.
Siebs, Benno Eide. Die Helgoländer, eine Volkskunde der roten Klippe. Verlag Ferd. Hirt, Breslau.
Sieveking, Heinrich. Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte. V. Auflage Verlag B. G. Teubner, Berlin.
Sittenberg, Hans. Schubert. Rascher & Cie., Verlags-Akt.-Ges., Zürich.
Skalweit, August. Die deutsche Kriegsernährungs-Wirtschaft. 27. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.
Smilg-Benario, Michael. Der Zusammenbruch der Zarenmonarchie. Amalthea-Verlag, Zürich.
von Sokolowski, P. Der heilige Augustin und die christliche Zivilisation. Schriften der Königsberger Gelehrten-Ges. Verlag Max Niemeyer, Halle.
Sommer, Friedrich. Wilhelm Ludwig von Eschwege. Band II. der Schriften des Deutschen Auslands-Instituts. Verlag Ausland und Heimat, Stuttgart.
Sommer, Ministerialrat Karl. Bundesstaat, Einheitsstaat und die Höhe der öffentlichen Ausgaben. Verlag R. Oldenburg, München.
Sosnosky, Th. von. Erzherzog Franz Ferdinand. Verlag R. Oldenburg, München.
Spaehl, Dr. Wilhelm. Publizistik und Journalistik und ihre Erscheinungsformen bei Joseph Görres. Gilde-Verlag G.m.b.H., Köln.
Spärn, Enrique. Las Bibliotecas con cien y mas incunablés Akademia National de Ciencias, Cordoba 1927-

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Walter Heynen in Berlin W 10
Für den Anzeigenteil: Erhard Fuchs, Potsdam.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW, Dorotheenstr. 65.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S 14, Dresdener Str. 43.